

N12<526950571 021



ubTÜBINGEN







T

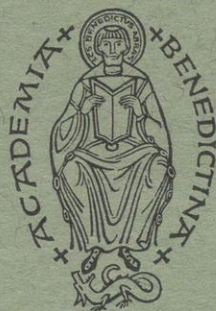
STUDIEN  
UND  
MITTEILUNGEN  
ZUR GESCHICHTE DES  
BENEDIKTINER-ORDENS  
UND SEINER ZWEIGE

IR

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN  
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1987  
DER GANZEN REIHE BAND 98

HEFT I/II



1987  
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

Gd 448  
14 NOV 1987

VB

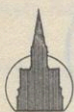
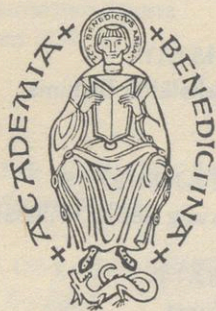


STUDIEN  
UND  
MITTEILUNGEN  
ZUR GESCHICHTE DES  
BENEDIKTINER-ORDENS  
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN  
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1987  
DER GANZEN REIHE BAND 98

HEFT I-IV



1987  
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

Inhaltsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| FRIEDRICH DÖRR, EICHSTÄTT<br>Widmung  | 7   |
| KARL BRAUN - BISCHOF VON EICHSTÄTT<br>Geleitwort  | 11  |
| ANDREAS BAUCH + - ERNST REITER, EICHSTÄTT<br>Sankt Willibald - Pilger, Mönch, Bischof                         | 13  |
| WALTER BERSCHIN, HEIDELBERG<br>Hugeburcs Vita Willibaldi in der biographischen Tradition                      | 31  |
| FRIEDRICH DÖRR, KARLHEINZ SCHLAGER,<br>THEODOR WOHNHAAS<br>Spicilegia Willibaldina                            | 37  |
| FRIEDRICH DÖRR, EICHSTÄTT<br>1000 Jahre Willibald-Lob   | 63  |
| RUPRECHT WIMMER, EICHSTÄTT<br>Die vier Schutzheiligen des Eichstätter Bistums<br>auf dem Theater der Jesuiten | 114 |
| WALTER PÖTZL, EICHSTÄTT-NEUSÄSS<br>Formen volkstümlicher Verehrung des hl. Willibald                          | 146 |
| EMANUEL BRAUN, EICHSTÄTT<br>Der Heilige Willibald in der Kunst  | 169 |
| Die Bischöfe von Eichstätt - Zeittafel  | 187 |



Gd 448

|  |     |
|--|-----|
| STEFAN KARWIESE, WIEN<br>Zweiter vorläufiger Gesamtbericht über die Ausgrabungen<br>zu St. Peter in Salzburg (1983–1984) | 195 |
| KARIN FIGALA UND GERHARD PFOHL, MÜNCHEN<br>Benediktinische Medizin   | 239 |
| ISO MÜLLER OSB †, DISENTIS<br>Ergänzungen der Disentiser Klostersgeschichte  | 257 |
| CORONA BAMBERG OSB, HERSTELLE<br>Mystik in der benediktinischen Tradition  | 273 |
| UWE KAI JACOBS, FRANKFURT<br>Die Regula Benedicti in der deutschen juristischen<br>Literatur des 20. Jahrhunderts        | 289 |
| ILDEFONS FUX OSB, GÖTTWEIG<br>Emigrierende Trappisten in Österreich  | 295 |
| NORBERT LIEB, MÜNCHEN<br>Zum Gedenken an die Grundsteinlegung<br>der Abteikirche Ottobeuren 1737                         | 359 |
| Chronik des Ordens   |     |
| MARY-THOMAS BEIL OSB, ST. WALBURGA/BOULDER<br>Fünfzig Jahre Convent of St. Walburga                                      | 367 |
| M. FRANZISKA KLOOS OSB, EICHSTÄTT<br>Das Konventualpriorat in Boulder  | 375 |
| M. BIRGITTA ZU MÜNSTER OSB, EICHSTÄTT<br>Äbtissin Maria Anna Augustina Weihermüller 1950–1985                            | 376 |
| Literarische Umschau   | 381 |

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e.V.

Sitz München

Hauptschriftleitung und Administration

P. Aegidius Kolb OSB

D-8942 Abtei Ottobeuren, Postfach 1140

Redaktion Österreich: P. Dr. Gregor M. Lechner OSB, A-3511 Stift Göttweig

Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, CH-8840 Stift Einsiedeln

Herstellung: Druckerei Jugendwerk Birkenecck, 8055 Hallbergmoos

In Kommission:

EOS Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917

ISSN 0303 - 4224

# ST. WILLIBALD

787-1987

Beiträge zum Jubeljahr

EICHSTÄTT 1987

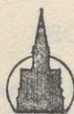
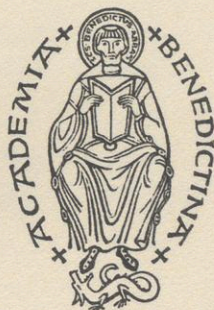


STUDIEN  
UND  
MITTEILUNGEN  
ZUR GESCHICHTE DES  
BENEDIKTINER-ORDENS  
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN  
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1987  
DER GANZEN REIHE BAND 98

HEFT I/II



1987

EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

STUDIEN  
UND  
MITTEILUNGEN  
ZUR GESCHICHTE DES  
BENEDIKTINER-ORDENS  
UND SEINER ZWEIFEL

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN  
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1987  
DER GANZEN REIHE BAND 98

HEFT III



BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e.V.

Sitz München

Hauptschriftleitung und Administration: P. Aegidius Kolb OSB  
D-8942 Abtei Ottobeuren, Postfach 1140

Redaktion Österreich: P. Dr. Gregor M. Lechner OSB, A-3511 Stift Göttweig

Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, CH-8840 Stift Einsiedeln

Herstellung: Druckerei Jugendwerk Birkeneck, 8055 Hallbergmoos

In Kommission: EOS Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917

ISSN 0303 - 4224

gd 448 - 98

# VVILLIBALDV<sub>S</sub>

OPES FERENTIBV<sub>S</sub> FRATRE ET SORORE

PAGANOS PER LOCA NOSTRA HABITANTES

IN CHRIS<sup>T</sup>VM CONVERTIT

FRIEDRICH DÖRR, BICHSTATT

Walden

1900

1900

1900

WALTER FÖRST, BICHSTATT

Die Geschichte von Willibald in der Dichtung des 10. Jahrhunderts

21

FRIEDRICH DÖRR, BICHSTATT

Die Geschichte von Willibald

Die Geschichte von Willibald

22

FRIEDRICH DÖRR, BICHSTATT

Die Geschichte von Willibald

23

FRIEDRICH DÖRR, BICHSTATT

Die Geschichte von Willibald in der Dichtung des 10. Jahrhunderts

Die Geschichte von Willibald

24

WALTER FÖRST, BICHSTATT

Die Geschichte von Willibald in der Dichtung des 10. Jahrhunderts

25

FRIEDRICH DÖRR, BICHSTATT

Die Geschichte von Willibald in der Dichtung

26

Die Geschichte von Willibald in der Dichtung

27



## Inhaltsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| FRIEDRICH DÖRR, EICHSTÄTT<br>Widmung  | 7   |
| KARL BRAUN - BISCHOF VON EICHSTÄTT<br>Geleitwort  | 11  |
| ANDREAS BAUCH + - ERNST REITER, EICHSTÄTT<br>Sankt Willibald - Pilger, Mönch, Bischof                         | 13  |
| WALTER BERSCHIN, HEIDELBERG<br>Hugeburcs Vita Willibaldi in der biographischen Tradition                      | 31  |
| FRIEDRICH DÖRR, KARLHEINZ SCHLAGER,<br>THEODOR WOHNHAAS<br>Spicilegia Willibaldina                            | 37  |
| FRIEDRICH DÖRR, EICHSTÄTT<br>1000 Jahre Willibald-Lob   | 63  |
| RUPRECHT WIMMER, EICHSTÄTT<br>Die vier Schutzheiligen des Eichstätter Bistums<br>auf dem Theater der Jesuiten | 114 |
| WALTER PÖTZL, EICHSTÄTT-NEUSÄSS<br>Formen volkstümlicher Verehrung des hl. Willibald                          | 146 |
| EMANUEL BRAUN, EICHSTÄTT<br>Der Heilige Willibald in der Kunst  | 169 |
| Die Bischöfe von Eichstätt - Zeittafel  | 187 |





## GELEITWORT

Am 7. Juli dieses Jahres 1987 sind 1200 Jahre vergangen, daß der heilige Willibald, der erste Bischof des Bistums Eichstätt, aus dieser irdischen Welt in die himmlische Heimat eingegangen ist. In über 40jährigem unermüdlichem Wirken (740–787) verkündete er die Botschaft Christi, sang mit seinen Gefährten das Lob Gottes, feierte die Liturgie und bemühte sich erfolgreich, dem mystischen Leib des Herrn neue Glieder hinzuzufügen. „Und indem er weithin in dem noch unbebauten Land der Bayern den Pflug einstößt, Samen aussät, die Ernte mit vielen Schnittern einbringt, bringt er auf den grünenden Gefilden der Bayern mit ihren Kirchen, mit ihren Priestern und den Reliquien der Heiligen Opfergaben dar, die des Herrn würdig sind. Von dort erschallen nun Antiphonen, von dort erklingen nun Lesungen, da lobpreist nun die herrliche Schar der Gläubigen die heiligen Wunder Christi und verkündigt unablässig frohlockend das festliche Lob des Schöpfers“ (Lebensbeschreibung der Nonne Hugeburc). So wurde Willibald zum Begründer der Kirche von Eichstätt.

Es ist daher selbstverständlich, daß die Diözese Eichstätt dieses Jubiläum ihres Hauptpatrons in festlicher Weise und in besonderen Feiern gedenkt. Sie widmet ihm auch eine entsprechende Ausstellung. Der Bischof und die Gläubigen wissen sich aufgerufen, den von Willibald verkündeten und eingepflanzten Glauben in heutiger Zeit zu bezeugen und zu vertiefen.

Der heilige Willibald war aber nicht nur Missionar und Bischof, er war auch Ordensmann, Benediktinermönch. Schon als Knabe von fünf Jahren wurde er, einem Gelübde der Eltern entsprechend, zur Erziehung und Ausbildung in das Kloster Waldheim gebracht, wohl auch in der Absicht, daß er immer im Kloster bleiben möge. Hier nahm er erste, bleibende Eindrücke und die grundsätzliche Liebe zum Ordensstand in sich auf. Bei seinem Aufenthalt in Rom (720/21–723), zusammen mit seinem Bruder Wunibald, versuchte er, dem Geist benediktinischen Mönchtums entsprechend zu leben. Nach der Rückkehr von seiner Wallfahrt ins Heilige Land (723–729) trat er, geistlich gereift und geläutert, in das damals gerade im äußeren Wiederaufbau befindliche Stamm- und Ursprungskloster benediktinischen Mönchtums, in Monte Cassino, ein. Zehn Jahre lang, 729–739,

betrault mit verschiedenen Aufgaben, verweilte er hier und nahm den Geist St. Benedikts und auch die benediktinische Lebensweise ganz in sich auf. Hier beabsichtigte er zu bleiben und sein Leben zu beschließen. Gott freilich lenkte seinen Lebensweg in andere Bahnen.

Auch als Missionar wollte Willibald, soweit das möglich war, Benediktiner bleiben. Nach seiner Ankunft in Eichstätt 740 gründete er mit einigen Gefährten ein Kloster im Sinn und Geist Benedikts. Ganz selbstverständlich unterstützte er seinen Bruder Wunibald, als dieser 752 in Heidenheim im Hahnenkamm ein Männerkloster errichtete, und ebenso seine Schwester Walburga, die nach dem Tode Wunibalds 761 ebenda nicht nur einen Frauenkonvent gründete, sondern auch dem Männerkloster vorstand.

So hat der Orden St. Benedikts Grund, den heiligen Willibald zu feiern. Seinem Andenken ist das vorliegende Doppelheft der „Studien und Mitteilungen“ gewidmet. Die Beiträge befassen sich mit dem Leben des Heiligen, mit seinem Fortleben in der Kunst und im jesuitischen Barocktheater und vor allem mit seiner Verehrung. Seit mehr als 1000 Jahren wird Willibalds Lob in Hymnen verschiedenster Art gesungen – eine Auswahl davon im Originaltext mit entsprechender deutscher Übertragung findet sich in diesem Heft –, wird sein Kult an verschiedensten Stätten vollzogen. Darüber informiert zu werden, ist gut und dankenswert. Möge das Doppelheft eine recht weite Verbreitung finden.

Die Nonne Hugelburg von Heidenheim, die nach den eigenen Schilderungen Willibalds eine zeitgenössische Lebensbeschreibung des Heiligen verfaßt hat, zeichnet in ihrem Schlußwort das Bild eines blühenden kirchlichen Lebens im neuen Bistum Eichstätt am Lebensende des Bischofs. Der Missionar, der Mönch, der Bischof hat das Christentum tief in unserem Lande eingepflanzt. Es wird unsere Aufgabe sein, dieses Christentum der heutigen Zeit entsprechend zu leben und es an kommende Generationen weiterzugeben. Möge der heilige Willibald, dessen Leben und Wirken dem Orden Benedikts zum Ruhm gereicht und der Diözese Eichstätt dauerndes, leuchtendes Vorbild bleibt, seine schützende Hand über unser Land halten.

Eichstätt, am Fest der Verkündigung des Herrn, dem 25. März 1987

+ *Karl Kraim*

BISCHOF VON EICHSTÄTT

# Sankt Willibald – Pilger, Mönch, Bischof

In memoriam Andreas Bauch † – Eichstätt\*

Von Ernst Reiter – Eichstätt

Die Bischofskirche zu Eichstätt war in den Jahren 1971–1973 zu einem Grabungsfeld geworden. Aus dem verwirrenden Bild der freigelegten Mauern heben sich noch zwei Dome ab: der romanische Bau der Salierzeit aus dem 11. Jahrhundert und die willibaldinische Kirche des 8. Jahrhunderts. Ein Drittes wird sichtbar: das Bischofskloster, in dem Willibald, der Gründerbischof, lebte<sup>1</sup>. Der Vorhang, der uns von einer urkundenlosen und somit dunklen Zeit trennte, wird weit zurückgeschoben.

Er gibt mehr frei als Grundmauern der Gründungszeit. Er zwingt uns darüber hinaus, den Blick auf die Gründergestalten<sup>2</sup> selber zu richten: die geistigen Architekten, die am Anfang unserer Geschichte, der Stadt und unseres Bistums stehen: auf Willibald<sup>3</sup>, Walburga<sup>4</sup>, Wynnebald<sup>5</sup> und Sola<sup>6</sup>. Die Entwürfe, die sie faßten, gehen weit über das materielle Bauen hinaus. Weil inzwischen die Legende da und

---

\* Dieser Beitrag ist die Wiedergabe von zwei Vorträgen (A und B), die der am 24. Oktober 1985 verstorbene, um die Erforschung der Geschichte der Diözese Eichstätt sehr verdiente Prälat Prof. Dr. Andreas Bauch, Eichstätt, in den Jahren 1971 bis 1982 in der Stadt Eichstätt und an vielen Orten der Diözese Eichstätt gehalten hat. Beide Vorträge sind mehrmals überarbeitet. Veröffentlicht wird die jeweils letzte Fassung; an einigen Stellen konnten die stenographischen Korrekturen des Verfassers leider nicht mehr entziffert werden. Die Vortragsform wurde, von kleinen, unwesentlichen Änderungen abgesehen, beibehalten. Die dem Druck beigefügten Anmerkungen stammen nicht vom Verfasser, sondern von mir, dem Herausgeber. Andreas Bauch hielt gleichzeitig Vorträge über die Eichstätter Diözesanheiligen Walburga, Wynnebald (Wunibald) und Sola. *Ernst Reiter*

- 1) Vgl. Walter Sage, Die Ausgrabungen im Willibaldsdom zu Eichstätt, in: Ausgrabungen in Deutschland, Teil 2, Mainz<sup>2</sup>1975, S. 410–425; ders., Die Ausgrabungen in den Domen zu Bamberg und Eichstätt 1969–1972, in: Jahresbericht der Bayer. Bodendenkmalpflege 17/18 (1976/77) S. 178–234.
- 2) Andreas Bauch, Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt, Bd. I: *Biographien* der Gründungszeit (= Eichstätter Studien, Neue Folge, Bd. XIX), Regensburg<sup>2</sup>1984. Bauch bringt die Viten nach dem Text der MGH SS Bd. XV mit von ihm gefertigter deutscher Übersetzung. Zitiert wird in den folgenden Anmerkungen nach den bei Bauch angegebenen Seiten und Zeilen der MGH-Ausgabe. Franz Heidingsfelder, Regesten der Bischöfe von Eichstätt, Erlangen 1915–1938; Reinhold Rau, Briefe des Bonifatius. Willibalds Leben des Bonifatius nebst einigen zeitgenössischen Dokumenten (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. IV b), Darmstadt 1968.
- 3) Vgl. Bauch, *Biographien* (wie Anm. 2) S. 11–122; Heidingsfelder (wie Anm. 2) Nr. 1–24; Josef Braun, Der heilige Willibald, Bischof von Eichstätt, Eichstätt 1953; Andreas Bauch, St. Willibald, Mönch, Pilger, Missionar, in: Bayerische Bistumspatrone, Würzburg 1966, S. 88–106; ders., Willibald, Bischof von Eichstätt +787, in: Fränkische Lebensbilder, Bd. I, Würzburg 1967, S. 10–32; ders., Der hl. Willibald, Bischof von Eichstätt, in: Bavaria Sancta, Bd. I, Regensburg 1970, S. 148–167; Brun

dort dichtes Rankenwerk über sie gelegt hat, muß die Geschichtsforschung – das entspricht dem heutigen Menschen – die Sonde der historischen Kritik ansetzen. Sie muß prüfen, wieviel Wahrheit sich innerhalb und außerhalb der Umhüllungen niedergeschlagen hat. Das Schicksal unserer Gründer ist uns um so lieber, je deutlicher es in das helle Licht der Wirklichkeit tritt.

Auch sie waren zunächst unbekannte und, wie es schien, unbedeutende Menschen. Aber dann fällten sie in ihrem Inneren Entscheidungen, die das Geschehen in unserer Landschaft beeinflussten und länger, als sie ahnen konnten, in bestimmte Bahnen lenkten. So kann der einzelne über die Grenzen seines Ich hinaus geschichtsbestimmend werden.

Sie waren schließlich Heilige, das stellt eigene Anforderungen an unsere Betrachtungsweise. Eine unbekannte Welt tut sich auf, wenn man dem Heiligen begegnet. Der heilige Mensch setzt den, der es nicht ist, immer wieder in Erstaunen. Der Heilige verfügt eben noch über ein unmittelbares Verhältnis zu Gott. Er handelt aus einer anderen Weisheit. Für ihn gelten andere Maßstäbe. Wir benötigen deshalb die Bereitschaft, Wirklichkeiten gelten zu lassen, auch wenn sie nicht unseren Vorstellungen entsprechen. Darum bitte ich Sie, wenn ich nun versuche, mit Ihnen Willibald zu begegnen, einem Heiligen, einem Pilger und Pionier des Abendlandes. Sein Leben zerfällt in deutlich zwei erfäßbare Hälften. Die eine war grundsätzlich auf seine Innenwelt ausgerichtet, trotz stärkster äußerer Veränderungen. Die andere stand im Dienste des bonifatianischen Missionswerkes, das zur Gründung des Altmühlbistums führte. Über die ersten vier Jahrzehnte seines Lebens sind wir bestens unterrichtet, über die folgenden fünf Dezennien schweigen weithin die Quellen.

---

Appel, Willibald und Walburga – Patrone des Bistums Eichstätt, in: *Bistumspatrone in Deutschland*, Festschrift für Jakob Torsy, hrsg. v. A. Leidl, München-Zürich 1984, S. 23–31.

- 4) Vgl. Bauch, *Biographien* (wie Anm. 2) S. 249–275; Andreas Bauch, *Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt*, Bd. II: Ein bayerisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit. Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard (= *Eichstätter Studien*, Neue Folge, Bd. XII), Regensburg 1979; Josef Braun, *Die hl. Walburga, Äbtissin zu Heidenheim*, Eichstätt 1927; Andreas Bauch, *Die hl. Äbtissin Walburga*, in: *Bavaria Sancta*, Bd. I, Regensburg 1970, S. 168–185; Hermann Holzbauer, *Mittelalterliche Heiligenverehrung – Heilige Walpurgis* (= *Eichstätter Studien*, Neue Folge, Bd. V), Kevelaer 1972; Birgitta zu Münster/Andreas Bauch, *Hl. Walburga, Leben und Wirken*, Bildband, Eichstätt<sup>2</sup>1985; *St. Walburga 779–1979. Beiträge zum Jubeljahr*, Eichstätt 1979 = *Studien und Mitteilungen des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige*, Bd. 90 (1979), Heft I–II (Literatur); Andreas Bauch, *Walpurgis, Äbtissin von Heidenheim* (ca. 710–779), in: *Fränkische Lebensbilder*, Bd. IX, Neustadt/Aisch 1980, S. 1–10; Appel (wie Anm. 3).
- 5) Vgl. Bauch, *Biographien* (wie Anm. 2) S. 125–185; Franz Xaver Buchner, *St. Wunibald, Apostel des Nord- und Sualafeld-Gaues*, Kallmünz 1938; Andreas Bauch, *Der hl. Wynnebald*, in: *Bavaria Sancta*, Bd. I, Regensburg 1970, S. 136–147.
- 6) Vgl. Bauch, *Biographien* (wie Anm. 2) S. 189–246; Andreas Bauch, *Der heilige Mönch und Einsiedler Sola*, in: *Bavaria Sancta*, Bd. II, Regensburg 1971, S. 66–78; Vladimir Milošević, *Die Propstei Solnhofen an der Altmühl in Mittelfranken. Untersuchungen 1961–1966 und 1974*, in: *Ausgrabungen in Deutschland*, Teil 2, Mainz<sup>2</sup>1975, S. 278–312.

## A) *Willibald, Pilger und Pionier des Abendlandes*

Noch kennen wir den Tag, ohne den die Frühgeschichte Mittelbayerns für immer in das Dunkel der Vergessenheit versunken wäre. Am 23. Juni 778, einem Dienstag, am Vorabend des Sonnwend- und Johannesfestes, weilte Willibald, schon hochbetagt, im Kloster Heidenheim am Hahnenkamm<sup>7</sup>. Bis spät in die Nacht hinein erzählte er dieses Mal von den Schicksalen seines Lebens. Eine junge angelsächsische Nonne namens Hugeburc begann die Worte des Bischofs „gleich einem Diktakt aus seinem Mund“ niederzuschreiben. Diese Niederschrift ist zu einer Selbstdarstellung Willibalds geworden, zu einem Selbstporträt, das uns Einblicke in sein Wesen und in die Ziele seines Wollens gewährt. Mögen Einleitung und Schluß der so entstandenen „Biographie“, des frühesten Geschichtswerks unserer Heimat, gekünstelt und prunkhaft geworden sein, im Kern der Darstellung begegnet uns der Bischof selber: männlich, nüchtern, bündig und klar. Sein Bericht ist angefüllt mit Daten, Namen, Tatsachen, mit einer Vielzahl von Einzelheiten, mit seinem eigenen Leben. Wir sind durch diese Biographie in einer glücklicheren Lage als jede andere bayerische Diözese.

### I. *Der Pilger*

Willibalds Heimat war die südenglische Landschaft Wessex. Dort lag der Herrenhof, auf dem er im Jahre 700 als der älteste Sohn einer vornehmen angelsächsischen Familie geboren wurde. Diese verfügte über einen ansehnlichen Besitz. Als das Kind in seinem dritten Lebensjahr schwer erkrankte, trugen es die Eltern zu dem Holzkreuz des Edelsitzes, vor dem man die täglichen Gebete verrichtete. Sie gelobten, den Knaben dem Dienste Gottes zuzuführen, wenn ihm das Leben geschenkt werde. Willibald genas. In Erfüllung des Gelübdes brachte den Fünfjährigen ein Freund der Familie in das nahe Kloster Waldheim, das heutige Bishop's Waltham, bei Winchester, zu dem dortigen Abte Egwald. Das mag uns befremden. Schon die Regel des hl. Benedikt gibt in den Kapiteln 37 und 59 Anweisungen für die Aufnahme von Knaben in die klösterliche Gemeinschaft. Eine Zeit, welche in so frühen Bindungen eines Menschen an einen Beruf eine Selbstverständlichkeit sah, betrachtete die durch Geburt und den elterlichen Willen gegebene Weichenstellung als bindend. Willibald hätte übrigens die von ihm nicht persönlich eingegangene Bindung wieder lösen können. Dafür gibt es Beispiele. Er brauchte es nicht zu tun.

Der Bildungsgang der Mönche in Waldheim wird uns von Hugeburc geschildert. Das theologische Studium bestand in einer gründlichen Aneignung der Bibel. Die 150 Psalmen mußten auswendig gelernt, viele Kommentare der Kirchenväter durchgearbeitet werden. Die sprachliche Voraussetzung hierfür war die Kenntnis des Lateins. Es wurde zur zweiten Muttersprache. Im Mittelpunkt der

---

7) Bauch, *Biographien* (wie Anm. 2) S. 26/27; T 87,22 f., S. 82/83; T 105,13-17; vgl. Eva Gottschaller, *Hugeburc von Heidenheim. Philologische Untersuchungen zu den Heiligenbiographien einer Nonne des 8. Jahrhunderts*, München 1973.

Erziehung stand die Hinführung zum Gotteslob und Gottesdienst. Wir erhalten Einblicke auch in den inneren Werdegang des jungen Angelsachsen. Die Nonne sagt: Er war „ein ausgezeichneter und sittenreiner Knabe“<sup>8</sup>, „heiteren Kinderspielen und mutwilligen Streichen“<sup>9</sup> „nicht abhold“. Aber sobald, ich zitiere wörtlich „der Flaum zur Mannbarkeit des Jugendalters“<sup>10</sup> ansetzte, brach die nächste Schicht seines Wesens durch. Nach der Bändigung seines Ungestüms ist er zu einem echten Mönch geworden. In seinem Leben gehörten das Stillwerden im Nachdenken, die Heiligung des Tages durch bestimmte Gebetszeiten, das Werk des Gehorsams gegenüber den Anrufen Gottes zu jenen Werten, die er nicht mehr aufgegeben hat.

Als Willibald das zwanzigste Lebensjahr erreichte, kündigte sich die erste jener überraschenden und folgerichtigen Entscheidungen an, die sein Leben immer wieder in neue Bahnen wiesen. Der Gedanke an die totale Christusnachfolge, die alles um Christi willen verläßt, ließ ihn nicht mehr los. Es war eine existenzielle Entscheidung, die er nunmehr traf. Der Menschensohn hatte nichts, wohin er sein Haupt legen konnte (Mt 8,20). Es ging um jene innere Wende, die für einen jeden Menschen fällig wird, der sich ganz für Gott verfügbar machen will. Es ist der totale Verzicht, um ein Wort aus Mt 19,29 zu gebrauchen, der auf Häuser, Brüder oder Schwestern, Vater oder Mutter, Frau oder Kinder um seines Namens willen sich richtet. Totale Weggabe ermöglicht totale Hingabe. An diesem Punkt löst der Mensch die Fesseln, wirft vieles als Ballast über Bord und gibt dadurch den Raum seines Inneren frei, damit Gott in ihm und durch ihn wirken kann.

Stand der Entschluß Willibalds nicht im Widerspruch zur Regel Benedikts, der von seinen Mönchen die Stabilität, d.h. die Ortsgebundenheit verlangt? Das frühe Mönchtum war großzügig genug, um in einer solchen Handlungsweise die höhere Stufe der Christusnachfolge zu sehen<sup>11</sup>. Irische Mönche haben schon seit dem fünften Jahrhundert „in der Pilgerschaft um Christi willen“ Kloster und Heimat verlassen. Mönche der Abtei Jona erreichten auf ihrer Suche nach Abgeschiedenheit den Golfstrom und gelangten über den Atlantik bis zu den Shetland-Inseln.

Willibald eröffnete seinen geheimen Entschluß zuerst dem betagten Vater, dann Wynnebald, dem jüngeren Bruder. Es gelang ihm, beide für das Wagnis zu gewinnen. Es spricht für seine bezwingende Art, daß er damals, wie noch oft in seinem Leben, seine Umgebung zu überzeugen und mitzureißen vermochte. Das konkrete Ziel der drei Pilger war Rom mit seinen Apostelgräbern. Unvergesslich bis ins hohe Alter blieb für Willibald die Stunde des Abschieds von der Heimat, als sie an einem Morgen des Frühsommers 720 in Hamblehaven einen Schnellsegler bestiegen, als der Nordwind blies, die Ruder knarrten und unter den lauten Rufen der Matrosen die Anker gelichtet wurden. Die Gestade der Heimat entschwand langsam ihren Blicken.

8) Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 34/35: T 89,16.

9) Ebd. S. 36/37: T 89,34.

10) Ebd. S. 36/37: T 89,36.

11) Vgl. Hans v. Campenhausen, Die asketische Heimatlosigkeit im altkirchlichen und frühmittelalterlichen Mönchtum, Tübingen 1930.

Die Welt des Westens war damals von drei germanischen Großreichen beherrscht: dem der Franken in Gallien und Germanien, der Westgoten in Spanien und der Langobarden in Italien. Willibald ging mit einer Pilgergruppe in Rouen an der Mündung der Seine an Land, durchwanderte flußaufwärts und dann Rhone-abwärts das Westfrankenreich und überquerte, wahrscheinlich von Lyon aus, die Westalpen. Er mußte in der weiten Poebene erfahren, daß das Reich der Langobarden noch nicht zur Konsolidierung gelangt war. Umherstreunende Söldnergruppen fügten der Pilgergruppe in der Poebene viele Kränkungen zu. In Lucca starb Willibalds Vater. Er wurde in der dortigen Kirche S. Frigidiano beige-  
 setzt. Seine Verehrung ist dort heute noch lebendig<sup>12</sup>. Am Martinstag 720 erreichten die Pilger die ewige Stadt. Für Willibald, wie für den ganzen Westen, war Rom die Stadt der Päpste, das Haupt der christlichen Welt. Die Petrusnachfolge des römischen Bischofs und das Fortleben des Führungsamtes in der Kirche waren geistige Mächte, welche die germanischen Völker tief beeindruckten. Man spürt aus den Worten Hugeburcs das Glück, das die Pilger überkam, als sie die konstantinische Peterskirche betraten. Willibald konnte mit seinen Gefährten am Petrusgrabe wie der Felsenmann sagen: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt“ (Mt 19,27).

Zweieinhalb Jahre, vom Herbst 720 bis zum Frühjahr 723, blieb Willibald in Rom. Ungeachtet des römischen Fiebers, das die beiden Brüder einmal mit solcher Macht überfiel, daß sie sich nur mühsam gegenseitig pflegen konnten, verlief ihr Tagewerk unter strenger Beobachtung der Ordensregel<sup>13</sup>. Sie lernten in diesen Jahren die hohen Werte der lateinischen Kultur unmittelbar kennen. Es war ein einzigartiger Anschauungsunterricht für Willibald, ob er vor den Riesenbauten des antiken Reiches stand oder ob er den großen Atem des christlich-römischen Geistes spürte, der in Gregor dem Großen (590–604) und seinem gleichnamigen damaligen Nachfolger Gregor II. (715–731) fortlebte.

## II. Der Pionier

Das Pilgerprogramm Willibalds begann nun abendländische Dimensionen anzunehmen. Die Geborgenheit in der Stadt der Päpste widersprach seiner Vorstellung: ganzer Nachvollzug des Erlöserlebens. Mußte er nicht buchstäblich die Erdenwege Jesu an Ort und Stelle, also in Palästina, nachgehen und für das Erlöserschicksal ohne Vorbehalte offen sein? „Er wählte eine härtere und höhere Lebensform“, sagt Hugeburc. Nun begann die Odyssee, der abenteuerlichste Teil seines Lebens. Willibald, der Pilger, wurde zum Pionier, zum Bahnbrecher aus dem Westen, der es wagte, in die feindlich gesinnte, damals für Christen schwer zugängliche Welt des Islams vorzustoßen.

12) Der Name des Vaters, Richard, ist unsicher; er wird erst seit dem 11. Jahrhundert genannt. Die Erhebung der Gebeine Richards fand an einem 7. Februar statt; deshalb wird sein Fest an diesem Tag begangen; vgl. Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 90 Anm. 38.

13) Vgl. dazu Harald Dickerhof, Zum monastischen Gepräge des Bonifatius-Kreises, in: Sammelblatt des Histor. Vereins Eichstätt 71/72 (1978/79) S. 61–80.

Als „die Feierlichkeiten des Ostersonntags“, so wörtlich die Nonne<sup>14</sup>, 723 vorüber waren und der römische Frühling ins Land gezogen war, trat Willibald mit zwei Begleitern auf der uralten Via Appia die größere Pilgerfahrt seines Lebens an. Wynnebald, der stets unter seiner schwankenden Gesundheit litt, mußte in Rom zurückbleiben. In Gaëta bestieg der „wagemutige Willibald“, so nennt ihn die Nonne von jetzt an mit Vorliebe, ein Schiff. In Neapel übernahm ihn ein ägyptischer Frachter. Auf Sizilien ging er in Catania und Syracús an Land. Dann überquerte er das adriatische Meer, ließ die Steilküste des Peloponnes zur Linken und ging nach einer Fahrt durch den griechischen Inselarchipel in Ephesus an Land. Die Stadt zählte damals zu den großen Wallfahrtszentren des noch christlichen Ostens. Willibald besuchte die kuppelreiche Johanneskirche auf einem Hügel über der Stadt, dann die Grotte der Siebenschläfer. Bald darauf geriet er erstmals in bittere Not. In Phygela, südlich von Ephesus, war er dem Hungertode nahe. Man schenkte ihm ein Stückchen Brot, das so hart war, daß es zuerst im Brunnen des Dorfes aufgeweicht werden mußte. In der wilden Bergwelt von Kilikien verbrachte er einen harten Winter. Zu Ostern 724 setzte er nach Zypern über. Als er in Constantia abermals an Bord ging, verließ Willibald den christlichen Westen und betrat in Antaradus mohammedanischen Boden.

Die Welt des Islam tat sich ihm auf. Sie war voll von Gefahren. Seit 80 Jahren hatte diese jüngste Weltreligion in einem der bemerkenswertesten Siegeszüge der Weltgeschichte mit ungestümem Erobererwillen ganz Vorderasien mit Palästina, Ägypten, Nordafrika und Spanien in Besitz genommen. Selbst nach Indien waren die Heere der Kalifen in den jährlich vorgeschriebenen heiligen Kriegen vorgedrungen. Willibald sah zum ersten Male Moscheen mit ihren hochragenden Minaretts, von denen fünfmal am Tage die langgezogenen Gebetsrufe der Muezzin ertönten. Auf den Straßen begegnete ihm verhüllte Frauengestalten und der argwöhnische Blick der Muselmänner. Er spürte, wie die noch verbliebene und dezimierte christliche Bevölkerung, soweit sie den ersten Ansturm überlebt hatte, durch hohe Steuerbelastung und gesellschaftliche Diskriminierung in das Ghetto abgedrängt war. Sein Wagemut wurde bald auf die Probe gestellt. In Emesa verhaftete man ihn und seine sieben Begleiter als Spione. Erst nach geraumer Zeit gelang es einem Kaufmann, ihre Kerkerhaft zu mildern. Langwierige Interventionen, die ein Spanier beim Kalifen Hischam (724–743)<sup>15</sup> erlangte, brachten der Pilgergruppe die Freilassung. Mit den erforderlichen, freilich befristeten Pässen ausgestattet, eilte Willibald mit seinen Begleitern nach Damaskus, damals der Hauptstadt eines islamischen Riesenreiches, das vom Indus bis nach Gibraltar reichte.

Willibald kannte jetzt nur noch ein Ziel: das Land Jesu und seine heiligen Stätten. Auf der uralten Meeresstraße, die von Damaskus zum Mittelmeer führt, eilte er nach Westen und betrat in Nazareth biblischen Boden. Der zweite große gei-

14) Bauch, Biographien (Anm. 2) S. 46/47: T 92, 26. Zur Pilgerreise vgl. auch Klaus Guth, Die Pilgerfahrt Willibalds ins Heilige Land (723–727/29). Analyse eines frühmittelalterlichen Reiseberichts, in: Sammelblatt des Histor. Vereins Eichstätt 75 (1982) S. 13–28.

15) Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 95 Anm. 82, nach B. Spuler, Die Chalifenzeit, Brill/Leiden 1952, S. 119.

stige Raum, in dem er innerlich schon beheimatet war, tat sich jetzt für ihn auf: die Welt der Bibel. Er besuchte die Orte und Wege Jesu in möglichst zeitlicher Abfolge des Erlöserlebens. Seit den Tagen des hl. Hieronymus war es Übung geworden, mit den Evangelien in der Hand, das Land Jesu zu durchqueren<sup>16</sup>. So hat auch Willibald die Heilstaten Jesu nacherlebt. In Nazareth, dem Ort der Engelsverkündigung, traf er eine hartbedrängte Christengemeinde an. Der kühne Pionier des Westens hat durch seinen Mut und durch seinen Glauben Wesentliches getan: die Glaubensbrüder des Ostens in ihrem Helotendasein gestärkt. Wie sehr diesen bedrängten Brüdern sein Interesse und seine Zuneigung gehörten, ersehen wir aus den planmäßig erfolgenden Angaben über die Zahl der Priester, die Größe der Gemeinden, die noch bestehenden Ordenskonvente. In Tiberias, am See Geneza-reth, überraschte ihn das noch blühende religiöse Leben der dortigen Christen. Er wanderte an den Ufern des Sees entlang nach Kapharnaum, Bethsaida, bis zu den Jordanquellen und Caesarea Philippi. Dann nahm er den Weg durch die tiefe Rinne des Jordantales zur Taufstätte Jesu, wo er nach Pilgerart sich in den Fluten des Flusses badete. Nun erfüllte sich der Traum seines Lebens. Nach einem Besuch in Jericho erreichte er in steilem Anstieg die Höhe von Jerusalem. Die Stadt bot noch immer einen imponierenden Anblick. Er besuchte die teilweise wiederhergestellte konstantinische Kreuzes- und Grabeskirche. Ergriffen betrat er die Grabeskammer Jesu, den Ort der Auferstehung. Seine Angaben sind so genau, daß sie heute noch archäologischen Wert besitzen<sup>17</sup>. Dann durchwanderte Willibald – gleichsam auf den Spuren Mariens – die Altstadt von Jerusalem, bestieg den Ölberg, wo ihn der Rundbau der Himmelfahrtskirche sehr beeindruckte. Die Mühsale seiner Pilgerreise hatten sich hundertfach gelohnt, aber die Entbehrungen überstiegen nun seine Kräfte. Eine schwere Erkrankung, verbunden mit totaler Erschöpfung, zwang ihn wochenlang auf das Krankenlager. Weihnachten konnte er auf dem Hirtenfeld und an der Geburtsstätte in Bethlehem begehen. Dann besuchte er im jüdischen Bergland den großen Mönchskonvent von Mar Saba. Der abendländische Mönch und Pionier Willibald hat viel von der Weisheit des Ostens gelernt und überall menschliche und geistliche Verbindung gesucht. In unbesorgter Wanderseligkeit ließ er sich von jetzt an durch die Eingebungen der Stunde führen.

Willibald wurde in seiner Christusnachfolge beim Worte genommen. Auf die Dauer von zwei Monaten verlor er das Augenlicht. Es schien, daß er alles hingeben sollte. Als ein Erblindeter mußte er von seinen Reisebegleitern geführt werden. Unentwegt setzte er seine Wanderungen fort, bis ihm beim Betreten der Kreuzauf-findungskirche in Jerusalem die Augen wieder geöffnet, und das Sehvermögen zu-rückgegeben wurde. Die Berichterstattung über diesen Heilungsvorgang gehört zum Diktat Willibalds, so daß eine nachträgliche Legendenbildung ausscheidet. Mit neuem Mut pilgerte „der Kreuzesverehrer Willibald“ – so bezeichnet ihn gerne in dieser Phase die Biographin – der Mittelmeerküste entlang bis nach Phönizien, um die Pässe erneuern zu lassen. Ein Jahr später mußte er denselben Weg noch ein-

16) Vgl. Bernhard Kötting, *Peregrinatio religiosa*, Münster 1950.

17) Vgl. Bauch, *Biographien* (wie Anm. 2) S. 58–63; T 97,10–98,22.

mal – es waren jedesmal rund 900 Kilometer – zurücklegen. Drei Jahre lang, sicherlich in Anlehnung an die vermutliche Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, hielten ihn die heiligen Stätten fest. Wie er hier das Erlöserleben nacherlebte, blieb ihm unverlierbarer Besitz. Was er den bedrängten Brüdern in einer lebensbedrohenden Umklammerung durch den Islam an Trost und Ermutigung brachte, läßt sich nur zwischen den Zeilen ermessen.

Im Spätherbst 726 trat der Pilger und Pionier des Westens von Tyrus aus die Seereise nach Konstantinopel an. Dort traf er im Frühjahr 727 ein. In der kaiserlichen Hauptstadt des Ostens eröffnete sich ihm der dritte große Kulturkreis, der sein Leben formen sollte: die Welt des Griechentums. Die Stadt am Bosphorus mit ihren berühmten christlichen Kirchen, allen voran dem gewaltigen Zentralbau der Hagia Sophia, mit dem Sitz des mächtigen ökumenischen Patriarchen, war das größte christliche Bollwerk Europas, an dem der Ansturm Asiens noch lange scheiterte.

Willibald ließ sich an einem der schönsten Punkte der Stadt, bei der prächtigen Apostelkirche nieder. Er zog sich im Obergeschoß eines Anbaus in eine Zelle zurück, von der aus er auf den Hochaltar des Gotteshauses und die Gräber des Apostels Andreas, des Evangelisten Lukas und des Apostelschülers Timotheus blicken konnte. Nur einmal unterbrach er die zwei Jahre dauernde Zurückgezogenheit durch einen Besuch der Konzilskirche in Nicaea. 729 kehrte er auf einem Schiff mit kaiserlichen und päpstlichen Gesandten nach Italien zurück. Es hatte sich gezeigt, daß es zu spät war für einen Brückenschlag und ein Verbleiben in der durch den Bilderstreit zerrissenen und dem Westen bereits entfremdeten Ostkirche.

### *III. Mönch in Monte Cassino*

Der Ertrag an geistigen Werten, den Willibald aus der lateinischen, biblischen und griechischen Welt einbrachte, war reich. Es zog ihn erneut in die Stille des Klosters. Dort sollten die Früchte zur Reife gelangen. Nach der Landung in Neapel und nach Wochen unstillen Suchens klopfte er an der Pforte des berühmten Bergklosters Monte Cassino in Süditalien an. Abt Petronax nahm ihn auf. Hier, an der Wiege des benediktinischen Mönchtums, in großartiger Bergeinsamkeit, verbrachte er ein volles Jahrzehnt, das vierte seines lebens, von 729–739. Dieses Jahrzehnt gab dem welterfahrenen und hochgebildeten Mann Gelegenheit, seine Pionierarbeit noch einmal anzusetzen. Er hat – das wird eigens bezeugt und davon weiß man heute noch auf Monte Cassino – einen echten Beitrag zum äußeren und namentlich inneren Aufbau des zuvor zerstörten Klosters, für das abendländische Mönchtum, an seinem Ursprungsort, geleistet. „Er begann durch die große Zucht seines Geistes und die reiche Kenntnis der Glaubenswahrheiten die glückliche Gemeinschaft der Brüder in häufigen ermunternden Gesprächen nicht nur durch Worte, sondern auch durch sein edles Verhalten zu belehren“<sup>18</sup>. Nie mehr wollte er Monte Cassino verlassen, sondern dort in der Vergessenheit untergehen.

18) Ebd. S. 74/75: T 102,21–23, und S. 118 Anm. 226.

Ein scheinbarer Zufall führte zur nächsten Wendung in seinem Leben. Das Blatt wurde noch einmal gewendet, als er einen spanischen Priester nach Rom begleiten mußte.

Der heilige, der mit Gott in allem verbundene Mensch, verfügt nicht über sein Schicksal. Die Entwürfe seines Lebens werden von einer übergreifenden, oft überraschenden und dann überwältigenden Planung gefertigt. Sie hat Willibald, den völlig Unbekannten, in unser Land gerufen.

### B) *Willibald, der Missionar, Bischof und Bistumsgründer*

Der Angelsachse Willibald übte im vierten Jahrzehnt seines Lebens auf Monte Cassino im Grunde recht bescheidene Dienste aus. Er war Küster an der Kirche, Dekan in einer Zehnergruppe und Pförtner auf dem Berg- und im Talkloster. Ein Zufall – wenn es solche im Schicksal eines Menschen jemals gibt – führte zur wichtigsten Wende in seinem Leben. 739 hatte Willibald einen spanischen Priester nach Rom zu begleiten. Papst Gregor III. (731–741) rief ihn zu einer Audienz. Gregor, von Geburt ein Syrer und deshalb am Schicksal der Christen unter den Moslems besonders interessiert, ließ sich einen umfassenden Bericht des Palästinenerpilgers vorlegen. Dann nahm das Gespräch eine überraschende Wendung: Bonifatius habe ihn, seinen angelsächsischen Verwandten, für die deutsche Mission erbeten. Dem Mönch – und das war Willibald aus Neigung und Berufung – fiel das Jawort schwer. Verzichtete er damit nicht auf die Grundentwürfe seines Lebens? Die Demuts- und Gehorsamshaltung – wir sehen, wie anpassungsfähig das monastische Leitbild sich erweisen kann – gab den Ausschlag.

Nicht einmal der Abschied von Monte Cassino wurde ihm gestattet. In dieser Schicksalsstunde brach, wie so oft in seinem Leben, die Tiefenschicht seines Wesens durch, der echte, entschlossene Willibald, als er am Schluß der Audienz ein Bekenntnis ablegte, das uns Hugelburc, seine Biographin, im Wortlaut überliefert hat: „Nicht bloß dorthin“, d.h. in das Land der Franken, „wolle er in Ergebenheit, ohne lässigen Aufschub, aus freiem Willensentschluß gehen, sondern überall hin, an jeden Ort der Welt, wohin der Wächter der Völker ihn zu schicken geruhe“<sup>19</sup>.

#### I. *Der Weg zu einem Missionsbistum in Bayern*

Ein zweites Leben brach für Willibald an. Zu Ostern 740 trat er mit noch drei Gefährten<sup>20</sup> die Reise nach dem Norden über Lucca, wo sein Vater bestattet war, über Pavia, die Hauptstadt der Langobarden, über Brescia und den Gardasee an. Es scheint, daß Gregor dem Glaubensboten konkrete Anweisungen für seinen

19) Ebd. S. 78/79: T 104,24 f.

20) Ebd. S. 119 Anm. 239: „Der zweite römische Aufenthalt Willibalds dauerte vom 30. November 739 bis Ostern 740. Das Osterfest fiel in diesem Jahre auf den 24. April. Willibald nahm noch drei seiner Landsleute mit nach Deutschland, wie sich aus T 105,18–20 ergibt. Er gründete mit ihnen später das Bischofskloster in Eichstätt“. Die Namen der Gefährten sind nicht bekannt.

Auftrag mit auf den Weg gab. Willibald besuchte zuerst den Bayernherzog Odilo. Was nun geschah, ist Zug um Zug für die Gründung unseres Bistums so bedeutsam, daß ich diesen Abschnitt aus der Lebensbeschreibung im Wortlaut wiedergeben möchte:

„Bei Otilo war er eine Woche. Und von dort kam er zu Suidger. Und dort war er bei ihm eine Woche lang. Und von da reisten sie nach Linthard, Suidger und Willibald, zum hl. Bonifatius. Und es sandte sie der hl. Bonifatius nach Eihstat, damit er sehe, wie es ihnen gefalle. Jenes Gebiet Eihstat übergab Suidger dem hl. Bonifatius zu seinem Seelenheil. Und der hl. Bonifatius übergab unserem Bischof Willibald das Gebiet, das noch ganz verwüstet war, so daß kein Haus daselbst war, außer jener Kirche der hl. Maria, die dort noch steht. Sie ist kleiner als die andere Kirche, welche später Willibald dort errichtet hat. Und als sie dort beide zugleich in Eihstat eine kleine Weile sich aufhielten, Willibald und Suidger, und als sie dort einen schönen Platz zum Wohnen ausfindig gemacht und ausgewählt hatten, reisten sie darnach abermals zum hl. Bonifatius nach Freising. Und dort waren sie bei ihm, bis alle zugleich wieder nach Eihstat kamen. Und dort erhob sodann der hl. Bonifatius Willibald zur Würde des Priestertums. An dem Tag, an dem unser Bischof Willibald zum Priester geweiht wurde, war der 22. Juli, das Fest des heiligen Apollinaris und der hl. Maria Magdalena. Und nachdem der Kreislauf eines Jahres vergangen war, befahl ihm der hl. Bonifatius, daß er nach Thüringen zu ihm komme. Und unverzüglich kam der ehrwürdige Mann Gottes Willibald gemäß dem Befehl des hl. Mannes nach Thüringen. Und er nahm gastlichen Aufenthalt im Hause seines Bruders, des hl. Wynnebald, der ihn schon lange, seit einem Zeitraum von 8½ Jahren, nachdem er von Rom aus die Pilgerreise antrat, nicht mehr gesehen hatte. Und alsdann freuten sie sich über das Wiedersehen und beglückwünschten sich beide über das Zusammentreffen. Und es war die Herbstzeit des Jahres, als Willibald nach Thüringen kam. Und sogleich, nachdem er dorthin kam, weihten ihn der hl. Bonifatius, der Erzbischof, und Burchard<sup>21</sup> und Wizo<sup>22</sup> und verliehen ihm die Würde des heiligen Bischofsamtes. Doch blieb er damals dort, nachdem er mit der höchsten Ehre der priesterlichen Inful ausgestattet war, eine Woche lang. Und hierauf kehrte er wieder an den für seinen Wohnsitz vorbestimmten Ort zurück. Willibald zählte, als er zum Bischof geweiht wurde, vierzig Jahre und ein Jahr. Und damals war es Herbstzeit. Fast um die Stunde, drei Wochen vor dem Feste des hl. Martinus, wurde er zum Bischof geweiht, an einem Ort, der Sulzepruce heißt.“<sup>23</sup>

Die Auslegung dieses Textes muß vor dem Hintergrund der damaligen deutschen Kirchengeschichte geschehen. Bonifatius hatte 739 an den bayerischen Herzogsresidenzen in Freising, Regensburg, Passau und Salzburg Bischofsitze errichtet.<sup>24</sup> Als Willibald im folgenden Jahr zum Bayernherzog Odilo (ca. 736 bis

21) Der erste Bischof von Würzburg; vgl. Rau (wie Anm. 2) Brief Nr. 53: Bestätigung des Papstes für Burchard.

22) Wizo oder Witta, der für Büraburg bestimmte Bischof; vgl. ebd. Brief Nr. 52.

23) Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 80–83: T 104,30–105,11.

24) Rau (wie Anm. 2) Brief Nr. 45.

748) kam, vermutlich mit einer konkreten Umschreibung seines Auftrags, wurde eine Entwicklung eingeleitet, die offensichtlich auf hoher kirchenpolitischer Ebene verlief. Odilo war für die Planung aus Rom – das ergab eine erste Sondierung – nicht zuständig. Daher schickte er Willibald zu Suidger<sup>25</sup>, der Schlüsselfigur in der Gründungsgeschichte unseres Bistums. Seine Gestalt bleibt rätselhaft. War er vielleicht der von den Franken eingesetzte Gaugraf dieses Gebietes? Sein selbstständiges Handeln spricht dafür. Das Angebot Suidgers, Eichstätt, das ihm gehörte, an der Nahtstelle dreier deutscher Stämme, der Bayern, der Franken und der Schwaben, großzügig einem Beauftragten des Papstes zur Verfügung zu stellen, mußte Bonifatius aufhorchen lassen. Im Hinblick auf die schon geplante und im nächsten Jahre 741 vollzogene Gründung dreier neuer Bistümer in der Mittelachse Deutschlands: Büraburg in Hessen, Würzburg in Franken und Erfurt in Thüringen<sup>26</sup>, konnte es dem Organisator der deutschen Kirche nicht entgehen, daß ein großes Vakuum, ein missionarisches Niemandsland, zwischen der Mainlinie und jener der Donau verblieb; denn Bamberg wurde erst ein Vierteljahrtausend später, 1007, gegründet. Die Konzeption eines Brückenbistums zwischen drei deutschen Stämmen bot sich an. Als Bonifatius am 22. Juli 740 Willibald in der Eichstätter Marienkirche zum Priester weihte, war die Wahl des Platzes zugleich eine Geste, durch welche er die persönliche Verbindung des Neugeweihten mit diesem Ort unterstreichen sollte. Was endgültig geplant war, zeigt die Aufforderung des Erzbischofs an Willibald, im Herbst 741 nach Thüringen zu kommen, um dort am Wohnsitz seines Bruders Wynnebald, in Sülzenbrücken bei Erfurt, die Bischofsweihe zu empfangen. Dies geschah am 22. Oktober 741. Wieder war es eine der Aufmerksamkeiten des großen Organisators der deutschen Kirche, dieses Mal für den Missionar Wynnebald, wenn er an dessen Wohnsitz seinem Bruder das bischöfliche Amt übertrug. Mit keinem Worte erwähnt Hugeburc, daß die Konsekration für das nahe Erfurt erfolgt sei. Sie beschließt den Gründungsbericht mit den bezeichnenden Worten: „Und er (Willibald) kehrte nach einer Woche an den für seinen Wohnsitz vorbestimmten Ort zurück.“<sup>27</sup>

Wenn wir uns dem Wortlaut der Lebensbeschreibung, dem Diktat des ersten Bischofs, anvertrauen, dann dürfte es keine Problematik für den Zeitpunkt der Bistumsgründung von Eichstätt geben. Bonifatius selber hat den Platz für den künftigen Bischofssitz auf seine Eignung geprüft, Suidger, ein mächtiger Grundherr, ihn dafür ausgestattet, die fränkische Reichspolitik einer neugeschaffenen Pufferzone zwischen den Bayern und den Franken, die nach den Siegen von 725 und 728 errichtet wurde, einen kirchlichen Mittelpunkt in einem neuen Bischofssitz gegeben.

Seit drei Jahrzehnten melden sich aber Gegenstimmen. Erst seit 743, so sagt man, nach der vernichtenden Niederlage der Bayern am Lech, hätte diese Puffer-

25) Vgl. neben der allgemeinen Literatur zur Gründungsgeschichte Eichstätts vor allem: Gottfried Mayer, Swidger „von Eichstätt“, in: ders., Studien zum Adel im frühmittelalterlichen Bayern, München 1974, S. 4–11.

26) Rau (wie Anm. 2) Briefe Nr. 50–52.

27) Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 82/83: T 105,8 f: „... unam erat ebdomatam, et postea iterum ad predistinatam mansionis suae locum remeabat“.

zone gebildet und das Bistum errichtet werden können. Und außerdem: Warum erwähnt denn Bonifatius in seiner Briefsammlung, näherhin in seinem Briefe Nr. 50 an Papst Zacharias im Jahre 741, die Bischofsweihe für Büraburg, Würzburg und Erfurt, freilich ohne Namen der Weihelikandidaten zu nennen, aber keine für Eichstätt? Ist nicht Willibald 741 für das nahe Erfurt in Sülzenbrücken geweiht und erst gegen 745 als Bischof von Eichstätt anerkannt worden, weil das Christentum in Erfurt nicht Fuß fassen konnte? Ja man ging so weit zu erklären, Eichstätt sei niemals kanonisch errichtet worden, sondern „durch die normative Kraft des Faktischen ins Leben getreten“. Die erhobenen Einwände zwingen zum Nachdenken. Sie haben aber letztlich keine durchschlagende Kraft gegenüber den Aussagen der Biographin. Und vergessen wir nicht: Neben den erhaltenen 150 Briefen des hl. Bonifatius sind weitere 82 verloren gegangen<sup>28</sup>. Wer kann beweisen, daß darunter die für Eichstätt erforderlichen Dokumente sich nicht befunden haben können, zumal weder Bonifatius noch Willibald – das verbürgt ihre Romtreue – jemals einen solchen Schritt ohne päpstliche Zustimmung getan hätten? Hugelburg löst alle Zweifel über die Wirklichkeit. Seit 741, schon eine Woche nach der Bischofsweihe, ist Eichstätt Sitz eines Bischofs.<sup>29</sup>

28) Vgl. Michael Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius, Leipzig 1912, Einleitung, hier S. XXVIII, und Rau (wie Anm. 2) Einleitung.

29) Die zwei vorausgehenden Absätze sind im Manuskript mehrmals korrigiert; leider können nicht alle stenographischen Verbesserungen aufgelöst werden. A. Bauch war sich der Problematik des Sachverhalts und seiner Ausführungen wohl bewußt. Er kannte die einschlägige Literatur zur Bistumsgründung; aber auch die Ausführungen Gerhard Pfeiffers konnten ihn nicht überzeugen. Auf S. 122 Anm. 261 seiner Biographien (wie oben Anm. 2) schreibt er: „Ob die Weihe Willibalds für Erfurt schon zur ‚Sicherheit erhoben‘ (Löwe) ist, muß auf Grund der Vita Hugelburgs, auch nach Gerhard Pfeiffers Hypothesen, offen bleiben“. Zur Frage der Bistumsgründung vgl. Heidingsfelder (wie Anm. 2) Nr. 1; Andreas Bigelmair, Das Jahr der Gründung des Bistums Eichstätt, in: Festgabe aus Anlaß des 75. Geburtstags von DDr. Karl Schornbaum, Neustadt/Aisch 1950, S. 19–35; ders., Die Gründung der mitteldeutschen Bistümer, in: Sankt Bonifatius. Gedenkgabe zum zwölfhundertsten Todestag, hrsg. von der Stadt Fulda, Fulda<sup>2</sup>1954, S. 247–287; Heinz Löwe, Bonifatius und die bayerisch-fränkische Spannung, in: Jahrbuch f. Fränkische Landesforschung 15 (1955) S. 85–127, wieder abgedruckt in: Zur Geschichte der Bayern (= Wege der Forschung, Bd. LX), hrsg. v. Karl Bosl, Darmstadt 1965, S. 264–328; Kurt-Ulrich Jäschke, Die Gründungszeit der mitteldeutschen Bistümer und das Jahr des Concilium Germanicum, in: Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 74/II, Köln-Wien 1974, S. 71–136; Gerhard Pfeiffer, Erfurt oder Eichstätt? Zur Biographie des Bischofs Willibald, in: ebd. S. 137–161; Rudolf Schieffer, Die Entstehung von Domkapiteln in Deutschland (= Bonner Historische Forschungen, Bd. 43), Bonn 1976; ders., Über Bischofssitz und Fiskalgut im 8. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch 95 (1975) S. 18–32; Erich Wiemann, Bonifatius und das Bistum Erfurt, in: Laudate Dominum. Festgabe zum 70. Geburtstag von Landesbischof D. Ingo Braecklin, Berlin 1976, S. 27–51; Hans Eberhardt, Zur Frühgeschichte des Christentums im mittleren Thüringen, in: Thüringer Kirchliche Studien, Bd. IX (= Mosaiksteine), Berlin 1981, S. 64–78; und neuestens: Stefan Weinfurter, Das Bistum Willibalds im Dienste des Königs. Eichstätt im frühen Mittelalter, in: Zeitschrift f. bayerische Landesgeschichte 50 (1987) S. 3–40.

## II. Die Grenzen der Diözese

Die Nonne berichtet nichts über die Umgrenzung des neuen bischöflichen Sprengels. Die Forschungen von Hans Dachs in Regensburg und Erich von Gutenberg in Erlangen<sup>30</sup> sind jedoch zu einer überraschenden Feststellung gelangt: die Umgrenzung der Diözese Eichstätt ist ein Werk der fränkischen Reichspolitik. In deren Diensten hat Suidger gestanden. Willibald erhielt nämlich ein Gebiet übertragen, das sich im wesentlichen mit dem an die Franken abgetretenen Teil des Nordgauls im Osten, mit dem Gau Sualafeld im Westen und mit einem Teil des Rangauls im Nordwesten deckt. Diese Grenzziehung, von der späteren Abtrennung des Eichstätter Gebietes 1016 an Bamberg abgesehen, ist bis heute geblieben. Eine wahrhaft imponierende Stabilität einer kirchlichen Raumordnung, die zwölf Jahrhunderte überdauert.

Warum wurden die Grenzen so und nicht anders geführt? Weil das Bistum den gleichen Auftrag erhielt, wie die damalige politische Pufferzone: ein volks- und siedlungsmäßiges Übergangsgebiet zu einigen. 728 zogen die Franken eine vorderste Abwehrlinie gegen die Bayern, die von der Pegnitz im Norden über Forchheim, Lauterhofen und Premberg in der Oberpfalz nach Ingolstadt – auch diese Stadt ist fränkischen Ursprungs – verlief. Was westlich davon lag, war fränkische Interessens- und Einflußsphäre. Nicht gegenseitige missionarische Durchdringung dieses Gebietes, von Regensburg und Eichstätt aus, sondern eine militärisch-politische Maßnahme hat zuerst die Grenzsteine gesetzt. Dazu trat eine zweite Sperrlinie, die ebenfalls bis heute noch wirksam ist, und mitten durch unser Bistum von Nord nach Süden verläuft: die Stammesgrenze zwischen den Bayern im Osten und den Franken und Schwaben im Westen. Diese zweite Abwehrlinie führte von Forchheim, Fürth – Nürnberg gab es damals noch nicht – über Roth nach Weißenburg, westlich von Eichstätt an den Osthängen des Wellheimer Tales entlang nach Steppberg, an die Donau. Ostwärts dieser Linie lagen geschlossene, große Wälder, Königsforste. Noch besitzen wir einzelne große Waldgebiete, Reste aus dieser Sperrzone: den Lorenzer Wald südlich von Nürnberg, die Hardt bei Hilpoltstein, den Weißenburger Forst, den Rebdorfer Forst bei Eichstätt. Diese geschlossene Waldzone stand unter königlichem Bannrecht, d.h. dieser Waldgürtel durfte nicht besiedelt werden. Wer heute etwa von der Burg Sandsee oder von der Burg Wernfels aus nach Norden und Süden blickt, sieht Wald und nochmals Wald. Wir ermessen, wie sehr karolingische Reichspolitik das Landschaftsbild unserer Diözese bestimmt hat.

30) Vgl. Hans Dachs, Der Umfang der kolonisatorischen Erschließung der Oberpfalz bis zum Ausgang der Agilolfingerzeit, in: Verhandlungen des Histor. Vereins f. Oberpfalz und Regensburg 86 (1936) S. 159–178; ders., Germanischer Uradel im frühbairischen Donaugau, in: ebd. 86 (1936) S. 179–192, wieder abgedruckt in: Zur Geschichte der Bayern (= Wege der Forschung, Bd. LX), hrsg. von Karl Bosl, Darmstadt 1965, S. 83–106; Erich Freiherr v. Guttenberg, Stammesgrenzen und Volkstum im Gebiet der Rednitz und Altmühl, in: Jahrbuch f. fränkische Landesforschung 8/9 (1943) S. 1–109; Wilhelm Kraft/Erich Frhr. v. Guttenberg, Gau Sualafeld und Graisbach, in: ebd. S. 110–175; Erich Frhr. v. Guttenberg, Über den Rangau, in: Herzogenaurach. Ein Heimatbuch, hrsg. v. V. Fröhlich, Herzogenaurach 1949, S. 29–45; neuestens: Stefan Weinfurter (wie Anm. 29), bes. S. 13–17.

Die westliche Hälfte des Bistumsgebietes bildete den Gau Sualafeld mit seinem Zentrum Gosheim im Ries. Im Westen fallen wieder Bistums- und Gaugrenzen zusammen, ausgenommen jene Einbuchtung, die von Neuburg ausgeht und bis nach Wellheim reicht. Der Grund hierfür liegt volksmäßig in einem bayerischen Siedlungskeil, dessen Basis an der Donau und dessen Spitze bei Monheim liegt. Dazu kommt, daß Odilo von Papst Zacharias, so scheint es, die Genehmigung für die Gründung eines bayerischen Grenzbistums in Neuburg an der Donau erhielt. Als diese kleine Diözese um 807 wieder aufgehoben wurde, kam Neuburg mit seinem nördlichen Vorgelände an Augsburg. So verstehen wir, weshalb bereits die Bischofsstadt Eichstätt durch den Rebdorfer Wald in Wellheim an das Bistums Augsburg grenzt. Im Nordwesten wurde ein Teil des Rangauges, d.h. das Gebiet um Schwabach und Fürth zur Diözese geschlagen.

Die Nordgrenze des Bistums verlief von Erlangen in einer auffallenden Schlangenlinie über Ansbach bis nach Aurach im Nordwesten. Die Westgrenze deckt sich im wesentlichen mit dem Lauf der Wörnitz, die Grenze im Süden mit dem Lauf der Donau.

Wenden wir uns dem Kerngebiet des Bistums, der Regio Eihstat, „der Landschaft, der Mark von Eichstätt“ zu. In jedem keltischen Lexikon findet man den Namen Eichstätt. Und dieser bedeutet im Keltischen: Versammlungsstätte, Thingplatz, Verwaltungssitz. Eichstätt war, wie die Domgrabungen<sup>31</sup> erwiesen haben, schon seit einem Jahrtausend vor Christus besiedelt. Vor Willibald lag hier ein Gauzentrum, wie eine Untersuchung von Gagel<sup>32</sup> mit Recht vermutet. Dies ist die Basis für den Nordgau, der nicht von Regensburg, sondern von hier aus seine Entwicklung nahm. Die vorhandene Kirche war, wie auch anderswo, der Gottesmutter geweiht; sie war der religiöse Mittelpunkt der Landschaft. Suidger verfügte hier über bedeutende Besitzungen. Zu diesem Ur- und Kerngebiet des Gaus und der Diözese gehörten, wie sich aus einer Urkunde des 10. Jahrhunderts ergibt (908), die Orte Pfünz, Adelschlag, Möckenlohe, Eitensheim und Ochsenfeld bis Nassenfels<sup>33</sup>, alles einst römisches Staatsland, das bei der Landnahme in die Hand der germanischen Großen überging.

### III. Besiedlung und Volkstum

Welchem Menschenschlag ist Willibald in seiner Diözese begegnet? Wir begleiten ihn auf seinen Wanderungen. Es steht heute fest, daß der im 8. Jahrhundert

31) Vgl. Anm. 1.

32) Ernst Gagel, Der Ur-Nordgau, in: Oberpfälzer Heimat 10 (1966) S. 46–49; ders., Nordgau im Mittelalter, in: ebd. 13 (1969) S. 7–22; dagegen: Andreas Kraus, Marginalien zur ältesten Geschichte des bayerischen Nordgaus, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 34/35 (1975) 163–184.

33) Heidingsfelder, (wie Anm. 2) Nr. 1 und 101.

34) Michael Bacherler, Die deutsche Besiedlung der Diözese Eichstätt auf Grund der Ortsnamen, in: Sammelblatt des Histor. Vereins Eichstätt 45 (1930) S. 75–125, 46/47 (1931/32) S. 1–123, 50/51 (1935/36) S. 16–70, 52 (1937) S. 1–54; ders., Die -ing-Orte des Bistums Eichstätt, in: Jahresbericht des Histor. Vereins f. Mittelfranken 66 (1930) S. 1–13.

an die Franken abgetretene Teil des Nordgaves vom bayerischen Stamm besiedelt war. Die Kette der bayerischen ing-Orte, die von Eichstätt aus in östlicher Richtung ansetzt (Inching, Walting, Böhming, Gungolding, Ilbling, Kinding, Enkering, Greding, Berching) läßt keinen Zweifel darüber.<sup>35</sup>

Reich verzweigt und gegabelt schob sich die bayerische Landnahme vom Unterlauf der Altmühl flußaufwärts in ihre Nebentäler: die Laaber, die Sulz, die Schwarzach und Anlauter bis an den Weißenburger Waldgürtel im Westen heran.

Anders lagen die Verhältnisse im Westen der Diözese, im Sualafeld. Westlich der großen Waldzone eröffnete sich für die angelsächsischen Missionare überwiegend freies, bebautes Kulturland: im Becken des Rieses und in der offenen Flußlandschaft der Altmühl, besonders zwischen Treuchtlingen und Gunzenhausen. Südlich des Limes, im ehemaligen römischen Reichsgebiet, wohnte eine allemannische Bevölkerung, die vom Ries bis an die Altmühl vorgedrungen war. Noch einmal änderte sich für Willibald das Bild, wenn er von Süden nach Norden den Limes überschritt. Dieser erwies sich als eine unverkennbare Siedlungsschranke. Dahinter weiteten sich große Waldgebiete. Keiner der ingen- und heim-Orte hat bei der Landnahme von Süden her diese Grenzlinie überschritten. Großwälder mit ihren Nadelhölzern auf sandigem Boden nahmen die Glaubensboten auf. Der Wechsel kann nicht tiefgreifend genug gedacht werden. Südlich des Limes gab es schachbrettartige Fluren, nördlich desselben in den Wäldern nur bebaute Oasen, gelegentliche Klein- und Kleinstsiedlungen.

Wie erging es den Menschen, mit denen Willibald zusammentraf und mit denen er zusammenlebte? Sie waren meist Unfreie, Hörige, Halbfreie. Darüber herrschte die Schicht der Freien und Grundherren. Die germanischen Stämme der Bayern, Alemannen und Franken hatten bei ihrer Ansiedlung ihre Agrar- und Naturalwirtschaft mitgebracht und beibehalten. Die Mächtigen übernahmen schon früh den Schutz der Unfreien und Hörigen. Das festigte überall die Grundherrschaft der Wenigen, führte zur Sicherung einer ungestörten Bodenbewirtschaftung. Einzelgehöfte, Weiler und Kleindörfer mit ihren Block- und Gewandfluren wechselten miteinander ab.

#### *IV. Der Missionar Willibald und seine Arbeitsmethode*

Drei deutschen Stämmen wußte Willibald sich seelsorgerlich verpflichtet. Er tat es anders als die Glaubensboten vor ihm. Sein seelsorgerliches Arbeitsfeld waren weithin nicht mehr Heiden, die erst bekehrt und belehrt werden mußten. Das Bild von seiner Missionstätigkeit bedarf der Korrektur. Willibald begegnete im oberpfälzischen Anteil des Bistums Bewohnern, die schon seit einigen Generationen dem Christentum angehörten, ebenso im Donauraum. Schon ein Jahrhundert lang waren irische und fränkische Missionare, noch früher solche aus der Lombardei<sup>35</sup>, viele Unbekannte und Namenlose hierher gezogen. Was sie auszeichnete, war ihre Selbstlosigkeit, was ihnen fehlte, war der Zusammenschluß und die Planmäßigkeit. Im alemannischen Sualafeld hingegen war das Christen-

35) Vgl. oben Anm. 6.

tum, von Augsburg her eingesickert, im Kampf mit dem sich wieder erhebenden Heidentum aufs äußerste gefährdet. Im Norden des Bistums, hinter dem Limes, gab es in der spärlichen Bevölkerung nur gelegentlich Christen.

Diese Situation bestimmte die Missionsmethode des Gründerbischofs. Nicht die Bekehrung der Menschen war sein Auftrag, sondern die Ordnung, Konsolidierung und Festigung des Christentums. In den Jahren, in denen Willibald seine Tätigkeit als Klosterbischof aufnahm, ging eben Bonifatius dem Höhepunkt seiner seelsorgerlichen Mission entgegen. Es war ein glücklicher Augenblick, als 742 auf dem sog. Deutschen Konzil, dem Concilium Germanicum<sup>36</sup>, Willibald mit sechs anderen Bischöfen Konzilsbeschlüsse unterzeichnen konnte, die genau sein pastorales Programm darstellten: Wiederherstellung der Frömmigkeit im Klerus, Beseitigung von Irrtum und Aberglaube im Volk. Die Erneuerung der Priester konnte nur von dem Vorbild hochstehender Klöster ihren Ausgang nehmen, vom Anschauungsunterricht des Vorgelebten. Deshalb gründete Willibald ein Domkloster, zunächst „mit dreien seiner Landsleute“. Aus dem gleichen Grund rief er zehn Jahre später seinen Bruder Wynnebald nach Heidenheim.<sup>37</sup> Das zweite Mönchskloster entstand dort. Ein drittes folgte für Nonnen, von Walburga 761 ins Leben gerufen.<sup>38</sup> Solnhofen zwischen 745 und 750<sup>39</sup> und Gunzenhausen 823<sup>40</sup> traten hinzu.

Gleichzeitig bildete Willibald Mitarbeiter aus den Reihen der einheimischen Jugend heran. Wir hören von Diakonen, die ihn ständig begleiteten. Hugeburc hat seine Bemühungen um die Gewinnung eines einheimischen Klerus rühmend vermerkt: „Und so haben Willibald, der Vater, und die Kirche, die Mutter, im Laufe der Zeit unter dem Schild der Liebe viele Söhne ihrer Wahl dem Herrn dargebracht.“<sup>41</sup> Die Biographin verweist auf seine hohen pädagogischen Fähigkeiten: „Er gewann viele dienende Helfer.“ Und weiter: „Die einen hat er in heiliger Weihe zu Priestern, andere, die durch keusche Enthaltbarkeit auffielen, zu Diakonen erhoben. Wieder andere hat er als Mönche in die Heerschar des Ordensstandes eingereiht. Andere hat er im Gewande des Schülers höher geführt, indem er sie zu emsigem Studium der Wissenschaft anhielt, unterrichtete und sie als ein Meister rechter Führung zum Fortschritt im Guten unterwies.“<sup>42</sup> Erst diese neue Generation konnte den bisherigen Zufallsmissionar durch den Planmissionar ersetzen. Eine Kloster- und Domschule für die Heranbildung von Mönchen und Priestern war für Willibald eine Selbstverständlichkeit, die ihm schon die Regel des hl. Benedikt zur Pflicht machte.

Gleichzeitig wandte sich der Bischof, den Spielregeln aller Germanenmissionierung folgend, der soziologisch maßgeblichen Schicht in seinem Sprengel, nämlich den adeligen Grundherren zu. Jedes andere Vorgehen hätte seine

36) Rau (wie Anm. 2) S. 376–381; Heidingsfelder (wie Anm. 2) Nr. 2; Jäschke (wie Anm. 29).

37) Heidingsfelder (wie Anm. 2) Nr. 5 und oben Anm. 5.

38) Ebd. Nr. 10.

39) Ebd. Nr. 7.

40) Ebd. Nr. 1 (S. 3).

41) Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 84/85: T 106,7–9.

42) Ebd. S. 22/23: T 86,24–26.

Anstrengungen zum Scheitern verurteilt; denn das Verhalten der Herren entschied über das der Untergebenen. Ihnen, „den Edlen aus dem Volke“, widmet Hugeburc ihr Werk. Ausdrücklich wird Willibald „der Bischof der Edlen“<sup>43</sup> genannt. Die Mächtigen allein konnten Diözesen dotieren, Klöster gründen, Goteshäuser erbauen und den Priestern den notwendigen Lebensunterhalt gewähren. Wer anderen dienen will, muß zu allen Zeiten die soziologischen Strukturen ernst nehmen. Dann erst war der Weg frei für die Predigt und die religiöse Bildung. Hugeburc schildert Willibalds Predigtmethode. Sie verweist auf seine scharfe Beobachtungsgabe, sein Unterscheidungsvermögen, und seine sorgende Milde: „Und so hat der selige und sonnengleiche Willibald aus allem, was er in weitem Umkreis erspähend mit eigenen Augen schaute, das Beste gewählt und sich angeeignet. . . . Und die Leute fingen an, sogleich von allen Seiten her aus den Gegenden des Landes und nicht minder aus anderen fernen Gebieten, zu seiner heilsamen und weisen Glaubenspredigt zusammenzuströmen.“<sup>44</sup>

Willibald blieb, so scheint es, stets der schlichte, der warmherzige, durch überragende Bildung verstehende und verzeihende Mensch. Auf seinen Wanderungen zu Pferd oder zu Fuß, von Mönchen oder Gefolgsleuten begleitet, feierte er überall Liturgie, unterrichtete die Menschen und besuchte die in Holz errichteten, nur selten in Stein erbauten kleinen Kirchen. Niemals treffen wir ihn allein oder untätig an. Er vergißt nicht die fromme Lesung, wie Hugeburc eigens vermerkt, schlägt das Zelt auf an geschützten Plätzen, verrichtet das Chorgebet laut sprechend oder singend und gleicht so in allem seinem Vorbild Winfried-Bonifatius.

Auf dem großen Schauplatz der deutschen Kirchengeschichte finden wir ihn 742 bei dem großen Konzil<sup>45</sup>, auf der Synode von 745<sup>46</sup> und 762 auf jener von Attigny<sup>47</sup>. Er nimmt Teil an dem geistigen Ringen, bei dem die christliche Kirche sich anschickte zu dem Versuch, einen verweltlichten Staat zu verchristlichen. Willibald hat zusammen mit Bonifatius in einer riesigen geistigen Leistung, von seinem Standort aus, das deutsche Volk auf seine abendländische Rolle mit vorbereitet.

Die Nonne spricht das Schlußwort zur Summe seines Lebens mit folgenden Worten: „Das ist Willibald, der mit Hilfe einer anfänglich noch geringen Gefolgschaft die Einübung eines heiligmäßigen Lebenswandels begonnen und schließlich durch die Hilfe ungezählter Mitarbeiter in vielen Kämpfen ein dem Herrn würdiges Volk gewonnen hat. Und indem er weithin in dem noch un bebauten Land der Bayern<sup>48</sup> den Pflug einstößt, Samen aussät, die Ernte mit vielen Schnittern einbringt, bringt er auf den grünenden Gefilden der Bayern mit ihren Kirchen,

43) Ebd. S. 22/23: T 86,22.

44) Ebd. S. 84/85: T 105,29–106,6.

45) Vgl. oben Anm. 36.

46) Heidingsfelder (wie Anm. 2) Nr. 3 und 4; vgl. Rau (wie Anm. 2) Brief Nr. 73: Mahnschreiben des Bonifatius an den König Aethelbald von Mercien (746/47), das auch von Bischof Willibald mitgezeichnet ist.

47) Heidingsfelder (wie Anm. 2) Nr. 11.

48) Zu der Formulierung der Nonne Hugeburc, daß Willibald im „Land der Bayern“ gearbeitet habe, obwohl es sich doch um ein „fränkisches“ Bistum handelt, bemerkt

mit ihren Priestern und den Reliquien der Heiligen Opfergaben dar, die des Herrn würdig sind. Von dort erschallen nun Antiphonen, von dort erklingen nun Lesungen, da lobpreist nun die herrliche Schar der Gläubigen die Wunder Christi und verkündet unablässig frohlockend das festliche Lob des Schöpfers.<sup>49</sup>

Der erste Bischof von Eichstätt starb am 7. Juli 787.<sup>50</sup> Wir können heute nicht mehr beurteilen, in welchem Ausmaß diese Persönlichkeit von einer schöpferischen Originalität erfüllt war. Wir kennen keine einzige seiner Predigten, keinen seiner Briefe, keinen Zug seiner Handschrift. Aber wir wissen von seiner fast unbegrenzten Bereitschaft, den religiösen, den geschichtlichen, und damit den weit über die Grenzen eines Einzellebens hinausgreifenden Auftrag Gottes zu erfüllen.

---

A. Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 122 Anm. 270: „Hugeburc betrachtet hier und T 106,17 die bereits christianisierten Teile der Diözese mit Recht als zu Bayern gehörig; denn die damals für das Christentum gewonnenen Gebiete des Bistums – zum Teil ein Werk der vorwillibaldinischen Mission – nämlich von Eichstätt an Altmühl abwärts und im heutigen oberpfälzischen Anteil der Diözese, dem ehemals westlichen Teil des damaligen Nordgaves, waren durchwegs vom bayerischen Stamm besiedelt worden“. Vgl. auch Weinfurter (wie Anm. 29) S. 20–22.

49) Bauch, Biographien (wie Anm. 2) S. 86/87: T 106,13–20.

50) Heidingsfelder (wie Anm. 2) Nr. 24. Das Todesjahr ist nicht gesichert. Da Willibald noch am 8. Oktober 786 urkundet (ebd. Nr. 18), ist als frühestes Todesjahr 787 möglich, bei dem hohen Alter Willibalds (86 oder 87 Jahre) auch wahrscheinlich.

# Hugeburcs Vita Willibaldi in der biographischen Tradition

Von Walter Berschin – Heidelberg

Die älteste Vita des heiligen Willibald von Eichstätt, *Vita venerandi viri Willibaldi*<sup>1</sup>, ist entstanden als Hälfte eines „biographischen Diptychons“. Die andere Hälfte beschreibt das Leben von Willibalds Bruder Wynnebald<sup>2</sup>. Beide Viten wurden von der Heidenheimer Nonne Hugeburc verfaßt – zuerst die Willibaldvita (767–778), dann die Wynnebaldvita (782–785). Der Name der Verfasserin ist als Kryptogramm in der um 800 geschriebenen Münchener Handschrift Clm 1086 (aus Eichstätt) zwischen den beiden Viten, sozusagen im Scharnier des Diptychons, versteckt.<sup>3</sup>

Am Anfang der Zwillingsbiographie standen Erzählungen des weitgereisten alten Willibald, die die aus England gekommene Nonne Hugeburc im Kloster Heidenheim an der Brenz nach seinem Diktat aufgeschrieben hat. Zwei Diakone waren als Zeugen dabei. Es war ein Dienstag, 23. Juni (entweder im Jahr 767 oder 772 oder 778). Willibald hatte etwas zu erzählen. Es wird kaum einen Zeitgenossen gegeben haben, der soviel von der Welt gesehen hat wie er. In ihm steckte noch mehr Abenteuerlust und Neugierde, als das sonst schon bei den Peregrini der Inseln der Fall war. Für die Ur- und Frühgeschichte des Tourismus ist Willibalds Besteigung des Volcano jedenfalls ebenso bemerkenswert wie Petrarcas Besteigung des Mont Ventoux.

Willibald ist um das Jahr 700, Wynnebald ein Jahr darauf in Südengland geboren. Früh entflammt sich Willibald am Gedanken der Peregrinatio. Er begeistert Wynnebald und auch den Vater zum Verlassen der Heimat. 720 setzen sie über den Kanal und ziehen über die Alpen nach Italien. Noch bevor sie aber nach Rom gelangen, erliegt der Vater den Strapazen; in Lucca müssen die Söhne ihn begraben. In Rom angelangt führen die beiden zweieinhalb Jahre lang (vom Martinsfest – 11. Nov. – 720 bis Ostern 723) zusammen ein Mönchsleben. Im Sommer werden sie schwer fieberkrank. Ganz auf sich gestellt überstehen sie die Seuche. Willibald bricht an Ostern 723 aus dem Wunsch nach unbekanntem Fernen mit mehreren

- 1) «Hugeburc», *Vita venerandi viri Willibaldi*, ed. O. HOLDER-EGGER, *MGH Scriptores* t. 15, p. 86–106. Zweisprachige Ausgabe von A. BAUCH, *Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt* t. 1, Regensburg<sup>2</sup>1984.
- 2) «Hugeburc», *Vita S. Wynnebaldi*, ed. O. HOLDER-EGGER, *MGH Scriptores* t. 15, p. 106–117.
- 3) Der Name wurde entschlüsselt durch B. BISCHOFF, „Wer ist die Nonne von Heidenheim“, *StMGBO* 49, 1931, p. 387 sq. Zur paläographischen Bestimmung der Handschrift Clm 1086 BISCHOFF, *Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken der Karolingerzeit* t. 1, Wiesbaden<sup>2</sup>1960, p. 148 und t. 2, 1980, p. 209 sq.; zum Inhalt HALM, *Catalogus* (wie Anm. 12).

Begleitern zu einer Reise ins Heilige Land auf. In Gaeta schiffert er sich ein, kommt über Neapel, Reggio und Catania, wo er den Ätna sieht, nach Syrakus. Von dort gelangt er über Monemvasia an der Peloponnes nach Ephesus, wo er die Heiligtümer der Siebenschläfer und Johannes des Evangelisten besucht. Über Milet und Zypern erreicht er das Herrschaftsgebiet der Sarazenen. Dort wird er mit seinen damals sieben Gefährten eine Weile festgehalten. Sobald sie wieder auf freiem Fuß sind, besuchen sie Damaskus, Galiläa und von da aus drei Jahre lang die heiligen Stätten. Viermal kommt Willibald nach Jerusalem; von dort nimmt er ein Gefäß mit Balsam mit. In Tyrus wartet er auf ein Schiff nach Konstantinopel, wo er zwei Jahre (727–729) bleibt. Mit einem Gesandtschaftsschiff gelangt er wieder über Syrakus nach Neapel. Beim Passieren der Liparischen Inseln wird auf der Insel Volcano gelandet. Dort war laut Gregors *Dialogi* (IV 31) Theoderich der Große nach seinem Tod von Papst Johannes I. und dem Patricius Symmachus entgürtet und unbeschuhet, mit gefesselten Händen in den Vulkankrater geworfen worden. Willibald, voller Neugierde den *infernus Theodrichi* zu sehen, will den Berg besteigen.<sup>4</sup>

*Statimque Willibaldus curiosius et volens videre, qualis esset intus ille infernus et volebat ascendere in montis cacumen, ubi infernus subtus erat, et non poterat, qui faville de tetro tartaro usque ad marginem ascendentes glomerati illic iacebant. Et ad instar nivis, quando de caelo nivans candiditas nivalisque cadentes catervas de aereis etherum arcibus coacervareque solet, ita faville coacervati in apice montis iacebant, ut ascensum Willibaldo prohibebant.*

„Und sogleich war Willibald sehr begierig und wollte sehen, wie diese Hölle im Innern wäre. Und er wollte den Gipfel des Berges besteigen, wo sich die Hölle darunter befand, und er vermochte es nicht, weil die Aschenschichten aus der finsternen Unterwelt bis an den Rand heraufreichten und dort in Massen gehäuft lagen. Und wie der Schnee, wenn er vom Himmel wirbelnd weiße und winterlich fallende Massen aus den luftigen Höhen und Vorratskammern des Himmels aufzuhäufen pflegt, so lagen die Aschenmengen aufgehäuft auf dem Gipfel des Berges, so daß sie Willibald am Aufstieg hinderten.“

Da entschädigt ein Vulkanausbruch für den verwehrtten Blick in die Hölle:

*Sed tamen tetrum atque terribilem horrendumque eructantem de puteo flammam erumpere videbat. Ad instar tonitruum tonantis sic flammam magnum et fumi vaporem valde supblime in alto ascendentem terribiliter intuebat.*

„Aber da sah er das grausige und schauerlich erschreckende Feuer aus dem Krater hervorbrechen und ausspeien. Wie unter einem rollenden Donner, so sah er eine mächtige Feuersäule und den Qualm des Rauches, wie er gewaltig und furchterregend in die Höhe emporstieg.“

In Neapel verläßt Willibald das Schiff. Er besucht Castellum Lucullanum, den Grabesort des heiligen Severin, wandert im Herzogtum Benevent von Bischof zu Bischof, bis er im zehnten Jahre seines Aufbruchs aus dem Vaterlande, im siebten Jahre seit der Trennung von seinem Bruder am Grabe Benedikts auf Montecasino angelangt, wo er nochmals zehn Jahre bleibt.

Wynnebald ist um diese Zeit wieder zu Hause in England. Er hat Rom nach sieben Jahren Aufenthalt verlassen. Mit einem anderen seiner Brüder geht Wynne-

4) Vita Willibaldi c. 4, *MGH Scriptores* t. 15, p. 101 sq. Übersetzung nach BAUCH (wie Anm. 1), p. 73.

bald ein zweites Mal nach Rom, wo er Bonifatius trifft. Bonifatius nimmt Wynnebald 738 mit über die Alpen nach Thüringen. Auch Willibald erreicht der Ruf des Bonifatius. Papst Gregor III. zieht Willibald aus dem Kloster Montecassino (739) und sendet ihn Bonifatius nach, der ihm die Einöde Eichstätt anweist. Im Jahr 741 sehen sich nach 18 Jahren Willibald und Wynnebald in Thüringen wieder; im selben Jahr weiht Bonifatius Willibald zum Bischof von Eichstätt.

So weit ging die Erzählung Willibalds. Sein Itinerar ist so komplett, daß man annehmen muß, Willibald habe nicht aus der bloßen Erinnerung geschöpft, sondern ein Reisebüchlein geführt, in dem zumindest die Stationen festgehalten waren. Diese „Stationsliste“ füllte er dann mit Anekdoten und Erlebnissen. Man vergleiche den folgenden Abschnitt der Willibaldvita<sup>5</sup>:

*Et inde navigantes in insulam Samao.*

*Et inde navigaverunt in Asiam ad urbem Effesiam secus mare I mil.*

*Et inde ambulaverunt in illum locum ubi Septem dormientes requiescent.*

*Et inde ambulaverunt ad Sanctum Iohannem evangeliste in loco specioso secus Effesum.*

*Et inde ambulaverunt II mil. secus mare ad villam magnam qui vocatur Figila. Ibi erant I diem. Et petito pane ibi ibant ad fontem unum in medio villa et sedentes ibi super marginem tingeabant panem in aqua et sic manducabant.*

„Und von da zu Schiff zur Insel Samos.

Und von da zu Schiff nach Asien zur Stadt Ephesus, eine Meile vom Meer entfernt.

Und von da zu Fuß an den Ort, wo die Siebenschläfer ruhen.

Und von da zu Fuß zum heiligen Johannes dem Evangelisten an einem schönen Ort nahe Ephesus.

Und von da zu Fuß zwei Meilen die Küste entlang zu einem großen Ort, der Phygela heißt. Dort blieben sie einen Tag. Und dort baten sie um Brot und gingen zu einem Brunnen mitten im Ort und setzten sich dort auf den Rand, tunkten das Brot ins Wasser und aßen so.“

Hierin steckt unverkennbar noch die Etappenliste, wie das auch sonst oft in der Literatur der Peregrinationes ad loca sancta zu bemerken ist. Vielleicht hatte Willibald vor, daraus ein Werk wie die Reise der Paula, das *Itinerarium* der Egeria oder Adamnans *De locis sanctis*<sup>6</sup> zu machen. Aber dann hat er die Ausarbeitung der gelehrten Nonne Hugeburc überlassen, die wiederum aus Pietät den Wortlaut Willibalds im wesentlichen unverändert ließ. Sie begnügte sich damit, die Erzählung von der ersten in die dritte Person zu setzen<sup>7</sup> und dramatische Stellen wie Bergbesteigung und Vulkanausbruch auszumalen. So kommt es, daß die Willibaldsvita zwei verschiedene Stile aufweist: Erstens den Erzählstil Willibalds, der als „Vulgärlatein“ bezeichnet werden kann. Für ihn ist bezeichnend ein reduziertes Vokabular (*navigantes – navigaverunt – ambulaverunt – ambulaverunt . . .*), Unsicherheit in den Deklinations- und Konjugationsendungen, Zunahme der verdeutlichen-

5) *ib.*, p. 93.

6) Paulas Hodoeporicon ist Hieronymus epist. 108. *Itinerarium Egeriae* und Adamnan, *De locis sanctis* ist mit verwandten Texten am bequemsten zugänglich in Band 175+176 der Series Latina des Corpus Christianorum: *Itineraria et alia geographica*, Turnhout 1965.

7) An einer Stelle ist das Diktat Willibalds noch kenntlich: *Ibi morabant unam noctem inter duabus fontibus et pastores dabant nobis acrum lac bibere*, Vita Willibaldi c. 4, MGH Scriptores t. 15, p. 96, 9.

den Präpositionen (in unserem zuletzt zitierten Text *in*) sowie der Pronomina (*in illum locum ubi*), Parataxe. Das *et – et – et* erinnert an die „stationshafte“ Erzählweise der Bibel. Bei aller Einfachheit der Mittel gelingen ausdrucksvolle Partien.<sup>8</sup> Wenn berichtet wird, wie die ausgehungerten Pilger am Brunnenrand sitzen und ihr erbetteltes Brot ins Wasser statt in eine Schüssel Milch tunken, dann bedarf es keines Kommentars mehr zu zeigen, daß eine der lebensbedrohenden Strapazen einer solchen Reise der Hunger war.

Hugeburcs eigener Stil ist der der Aldhelmschule<sup>9</sup>: Sie sammelt, um ihren Gegenstand zu beschreiben, ausdrucksvolle Wörter, die Ähnliches bedeuten, die ähnlich klingen dürfen und sollen, und baut daraus visuell empfundene Satzbilder voller Synonyma, Alliterationen, Parallelismen. Sie sagt nicht: Willibald sah mehrere Feuerstöße aus dem Krater des Volcano brechen, sondern malt das in zwei parallelen Sätzen mit pittoresken Wortfolgen:

|   |  |
|---|--|
| <i>tamen tetrum<br/>atque terribilem . . .<br/>erucuantem . . .<br/>flammas erumpere<br/>videbat.</i> | <i>flammas . . .<br/>et fumi vaporem<br/>valde supblime<br/>in alto ascendentem terribiliter<br/>intuebat.</i> |
|---|--|

Nicht immer geht Hugeburcs Syntax auf, und auch sonst läßt ihre grammatische Bildung zu wünschen übrig. Ihr Interesse galt mehr den Ausdrucksmöglichkeiten des Lateinischen als der Korrektheit. Vielleicht wußte sie, daß *intueri* ein Deponens ist, und nahm sich doch die Freiheit, *intuebat* zu schreiben, weil sie den Reim auf *videbat* brauchte, um den Parallelismus der beiden Eruptionen am Ende noch mit Reimstößen zu untermalen.

Als Formexperiment ist die *Vita venerandi viri Willibaldi* mit der merowingischen *Vita S. Fursei*<sup>10</sup> zu vergleichen. Hier wie dort wird ein fremdes Genus leicht verändert zu einer *Vita* umgestaltet. Bei Furseus ist es die *Visio*, bei Willibald das *Itinerarium* (die *Peregrinatio*). In beiden Fällen konzentriert sich das Leben in einer Reise; bei dem Iren des VII. Jahrhunderts ist es eine Jenseitsreise, bei dem Angelsachsen des VIII. eine recht diesseitige Globetrotterei. Beide Male ist der autobiographische<sup>11</sup> Kern der *Vita* zu beachten. Die Willibaldbiographie ist ein Abbild der Unruhe und Abenteuerlust des jungen Willibald. Er will auf seiner *Peregrinatio* etwas sehen: (*ignotas peregrinationis vias probare volebat atque externas terminarum telluras adire speculareque optabat*, c.3), ja Ergötzliches sehen: (*dilectabiles atque optabiles civitatis Hierusalem moenias peragrarare speculareque*, c.4). Er vergleicht die Kirchen, die er besichtigt hat. Die Neugierde treibt Willibald dazu, den Volcano hinaufzusteigen (*curiosius et volens videre*); seine *Peregrinatio* ist Wallfahrt und Besichtigungsreise.

8) Hierzu am Beispiel des *Itinerarium Egeriae* W.B., *Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter* t. I, Stuttgart 1986, p. 159–161.

9) cf. E. GOTTSCHALLER, *Hugeburc von Heidenheim*, München 1973.

10) *Vita S. Fursei* (um 653), *Acta SS Ian.* t. 2, Antwerpen 1643, p. 36–44. W.W. HEIST, *Vitae sanctorum Hiberniae ex codice olim Salmanticensi*, Brüssel 1965, p. 37–50. Zur literaturgeschichtlichen Stellung dieser *Vita* W.B., *Biographie und Epochenstil* t. 2 (im Druck).

11) Nicht in G. MISCHS *Geschichte der Autobiographie*.

Die Orte, wo er längere Zeit als Mönch bleibt, sind Zentren der abendländischen Christenheit, Rom und Montecassino. Da erreicht ihn der Appell des Bonifatius, und der abenteuernde Wallfahrer wird Missionar. Die individuelle Peregrinatio à la Willibald mündet in die große Peregrinatio der Angeln und Sachsen der Inseln zur Bekehrung ihrer Stammesbrüder auf dem Kontinent.

Hugeburc hat, um aus der Peregrinatio oder dem *Transitus*, wie sie auch sagt, eine Vita zu machen, an den Anfang einen großen Prolog gestellt und ähnlich, wie es im *Liber S. Bonifatii* ist<sup>12</sup>, *Infantia* (c.1) und *Pueritia* (c.2) ausführlich behandelt. Die *Adolescentia* (c.3) geht in die Reiseerzählung Willibalds über. Die Zäsur zwischen dem „Aldhelmstil“ Hugeburcs und dem „Vulgärlatein“ Willibalds ist in diesem Kapitel deutlich zu erkennen. Der Schluß des Diktats Willibalds ist markiert (c.6). Es folgen einige kunstvoll ausgeführte Vergleiche, wie Willibald für sein Bistum sorgt: *sic apis prudentissima* „wie die sehr kluge Biene“, *ut gallina* „wie die Henne“, *quemadmodum alumnus*<sup>13</sup> „wie ein Nährvater“. Die Vita klingt in ein Lob Willibalds aus, der offenbar zur Abfassungszeit noch am Leben ist († 787). Das kommt auch im Titel des Werks zum Ausdruck: *Vita venerandi viri Willibaldi*. Auf Sanctus oder Beatus ist in dieser Überschrift bewußt verzichtet.<sup>14</sup>

\* \* \*

Beide Viten Hugeburcs haben im früheren Mittelalter einige handschriftliche Verbreitung gefunden. Doch war das Interesse an der Vita Willibalds stärker als an der Vita Wynnebalds. Nur die Willibaldsvita hat Neubearbeitungen erfahren und ist in den karolingischen Stil, dann den des XI. Jahrhunderts und schließlich den des XIV. Jahrhunderts umgesetzt worden.<sup>15</sup> Die merk- und denkwürdigste Neubearbeitung der *Vita venerandi viri Willibaldi* führt über die Grenzen des Genus biographicum hinaus in die Offiziendichtung, jene für das X. Jahrhundert charakteristische Verbindung von Biographie, Dichtung und Musik, die die Zeitgenossen zunächst einfach *historia* nannten.<sup>16</sup> Bischof Reginold von Eichstätt (966–991) schrieb für das Willibaldfest am 7. Juli eine *Historia de S. Willibaldo* und hatte den Einfall, die Pilgerreise Willibalds als eine Reise durch drei Sprachlandschaften darzustellen, hin und zurück: Lateinisch — Griechisch — Hebräisch — Grie-

12) Willibald von Mainz (nicht zu verwechseln mit Willibald von Eichstätt), *Liber S. Bonifatii*, ed. W. LEVISON, *Vitae S. Bonifatii*, Hannover/Leipzig 1905, p. 1–58. Willibalds Bonifatiusbiographie ist der „Klassiker“ unter den Viten der angelsächsischen Missionare. Sinnvoll ordnet die Handschrift Clm 1086 Hugeburcs Werke dem *Liber S. Bonifatii* Willibalds von Mainz unter, cf. C. HALM, *Catalogus codium latinorum bibliothecae regiae Monacensis* t. 1/1, München <sup>2</sup>1892, p. 230.

13) *et quemadmodum alumnus suos alere solet infantes, ita et ille ... pascerebat MGH Scriptores* t. 15, (p. 106,9): *alumnus* muß hier *nutritor* bedeuten.

14) Wogegen in der Vita des bereits verstorbenen Wynnebald († 761) der Titel Sanctus gebraucht wird: *Vita S. Wynnebaldi*.

15) cf. O. HOLDER-EGGER, *MGH Scriptores* t. 15, p. 85 sq. *Bibliotheca Hagiographica Latina* nr. 8932–8934.

16) Zur Gattung R. JONSSON, *Historia. Etudes sur la genèse des offices versifiés*, Stockholm/Göteborg/Uppsala 1968. W. B., „Sanktgallische Offiziendichtung aus ottonischer Zeit“, in *Lateinische Dichtungen des X. und XI. Jahrhunderts*, (Festgabe Walther Bulst) Heidelberg 1981, p. 13–48.

chisch — Lateinisch.<sup>17</sup> „Denn so wie unser hochheiliger Wandersmann über Italien nach Griechenland, über Griechenland nach Judäa und wieder von Judäa nach Griechenland, über Griechenland nach Italien und von da aus wieder hierher zu uns kam, so hat unser sehr erfinderischer *musicus* zuerst lateinische, dann griechische, dann hebräische und wieder griechische und schließlich lateinische Versikel gedichtet“. So würdigt ein Eichstätter Historiker des XI. Jahrhunderts<sup>18</sup> das Bravourstück des sprachenkundigen ottonischen Bischofs, der das große Abenteuer seines Vorgängers Willibald in die liturgische Sphäre einer Reise durch die „drei heiligen Sprachen“ erhoben hat.<sup>19</sup>

- 
- 17) ed. H. A. DANIEL, *Thesaurus hymnologicus* t. 2, Leipzig 1844, p. 300–303; dazu G. MORIN, *Historisches Jahrbuch* 38, 1917, p. 773–775; M. COENS, „Légendes et miracles du roi S. Richard“, *Analecta Bollandiana* 49, 1931, p. 353–397, bes. p. 361 sqq.; B. BISCHOFF, Art. „Reginold“ in STAMMLER/LANGOSCH, *Verfasserlexikon* t. 5, 1955, col. 943–945. Eine Edition des ganzen Offiziums steht noch aus.
- 18) „Anonymus Haserensis“, *De episcopis Eichstetensibus* c. 12, *MGH Scriptores* t. 7, p. 257.
- 19) W.B., *Griechisch-lateinisches Mittelalter*. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues, Bern/München 1980, p. 212 sq.



The page is a Magnificat-Antiphon for St. Willibald. It features a highly decorated border on the left and bottom, filled with various motifs including flowers (roses, carnations, lilies), animals (a bear, a dog, a rabbit), and a figure carrying a bundle. The central miniature depicts a bishop seated on a throne, holding a book and a crozier, with a landscape background. The musical notation is written on red staves with black square neumes. The Latin text is interspersed between the staves. A large, ornate initial 'S' is visible in the middle of the page.

veruū prūdentem et sanctū  
 nec non et persecūta imitandū ponti-  
 fi-  
 cem Willibaldū qui domū supra petras edificāns flammis et  
 illisioes non ex-  
 cepa uit **S** vere vi-  
 rum  
 prūden- tem et et sanctū nec non et persecūta  
 imitandū pontifi- cem Willi- bal- dum qui domū sup petras  
 edi- ficans flammis et flammis illisioes non ex- pūit

Magnifikat-Antiphon zum hl. Willibald aus dem Gundecarianum (Diöz. Archiv Eich-  
 stätt B 4 f. 44<sup>v</sup>) von Nikolaus Glockendon 1517: „O wahrhaft kluger und heiliger  
 Mann, Vorbild für alle Zeiten, Bischof Willibald, der das Haus auf Felsen baute und den  
 Ansturm der Fluten und Flammen nicht fürchtete.“

# Spicilegia Willibaldina

## Musikalische und literarische Gaben zu Ehren des Eichstätter Bistumspatrons aus mittelalterlichen Quellen

Von Friedrich Dörr, Karlheinz Schlager und Theodor Wohnhaas

### I. Einführung

Der Eichstätter Bischof Reginold (966–991) nahm am 22. April 989 die erste *Translatio* St. Willibalds vor.<sup>1</sup> Wohl im Zusammenhang mit der Überführung der Gebeine Willibalds in die Krypta hat Bischof Reginold, dem auch das Nikolaus-Offizium „O pastor eterne“ zugeschrieben wird<sup>2</sup>, das erste Offizium zu Ehren des Heiligen verfaßt. Text und Melodie – diese notiert in adiastematischen Neumen – sind in einer Handschrift des 10. Jahrhunderts überliefert.<sup>3</sup> Sie kam wohl während der Säkularisation in den Besitz des Grafen von Kesselstadt, damals Domdekan in Paderborn. Erbe seines reichen Bücherschatzes wurde die Domkirche in Trier<sup>4</sup>, wo sich heute die Handschrift im Bistumsarchiv befindet. Der Cod. F 5 enthält neben den Viten der Heiligen: Columban, Atala und Eustachius, die *Passio* s. Barbarae, die Offizien der Heiligen: Willibald und Wunnibald, ferner das Offizium der heiligen Walburga.

Wie Bischof Reginold, so förderte auch Bischof Heribert (1022–1042) mit Hilfe der Domschule den liturgischen Gesang.<sup>5</sup> Unter den sechs Hymnen, die er gedichtet hat, befindet sich auch der Willibald-Hymnus „Mare, fons ostium atque terrarum“. Noch in das gedruckte Eichstätter Brevier von 1483<sup>6</sup>, das u. a. ein Reimoffizium de s. Willibald enthält, wurde dieser Hymnus ebenso aufgenommen, wie ein Teil der Lektionen und der Vesper-Antiphonen aus Reginolds Willibald-Offizium.<sup>7</sup> In den späteren Ausgaben wurden die Antiphonen von Reginold zur ersten Vesper ausgeschieden. An ihre Stelle traten die bisher am Fest der Oktav vorgetragenen Antiphonen.<sup>8</sup>

- 
- 1) J. Schlecht, Beiträge zur Kunstgeschichte der Stadt Eichstätt, in: *Sammelblatt des Hist. Vereins Eichstätt* 8, 1893 S. 33.
  - 2) Vgl. C. Hohler, *The proper office of St. Nicholas*, in: *Medium Aevum* 36, 1967, S. 40–48.
  - 3) Univ. Bibliothek Eichstätt, Nachlaß Nr. 6: Raymund Schlecht, *Musikgeschichte der Stadt Eichstätt*, Bd. I, *Beilage Descriptio Codicis*.
  - 4) J. Gmelch, *Die Musikgeschichte Eichstätts*, in: *Sammelblatt des Hist. Vereins Eichstätt* 27, 1912, S. 17–55, besonders S. 20.
  - 5) D. von Huebner, *Die musikwissenschaftliche Bedeutung des Kodex*, in: *Das Pontifikale Gundecarianum*. Faks. Ausg. des Cod B 4 im Diözesanarchiv Eichstätt. Kommentarband, hrsg. v. A. Bauch u. E. Reiter, Wiesbaden 1987.
  - 6) *Landeskirchl. Archiv Nürnberg*: gr. 2° 31; s. a. V.H. Möckesch, *Ein Inkunabelfund in Pappenheim. Das Breviarium Eystettense von 1483*, in: *Jahrbuch des Hist. Vereins für Mittelfranken* 84, 1967/68, S. 247–249.
  - 7) Vgl. auch Bayer. Staatsbibliothek, *Handschriftenabteilung*: Clm 8818, fol. 143 v; 2° Inc. c. a. Rar. 771 (Hain 3839); 8° Liturg. 119.
  - 8) Ebenda Clm 26732, ferner *Analecta Hymnica Medii Aevi*, Bd. 5, Leipzig 1889, Nachdruck Frankfurt/M. 1961, Nr. 100 (im folgenden abgekürzt: AH).

Das Prachtmissale des Bischofs Wilhelm von Reichenau (1464–1496), das er zu Beginn seines Pontifikates schreiben ließ<sup>9</sup>, enthält die beiden Willibald-Sequenzen „Fulget dies praeclarus“ in festo s. Willibaldi und „Ave gemma confessorum“ in commemoratione beati Willibaldi.<sup>10</sup>

Über diese Sequenzen sowie über die dreisprachige „Sequenz“ aus dem Reginald-Offizium und den genannten Hymnus Heriberts wollen wir im Rahmen dieser Studie berichten.

## II. Die Sequenz „Ave gemma confessorum“.

Die im 12. Jahrhundert zur festlichen Erhöhung der Meßfeier für Bekenner und Bischöfe geschaffene Sequenz „Ave gemma confessorum“ gehört zu einer jüngeren Generation von Sequenzen und entstammt vermutlich dem süddeutsch-österreichischen Grenzgebiet. Die in den *Analecta Hymnica*<sup>11</sup> für den Text angeführten Quellen beginnen in chronologischer Folge mit einem Missale aus der 1090 gegründeten oberösterreichischen Benediktinerabtei Garsten und enthalten auffallend viele Belege für den Bereich Salzburg und Passau. Die Reihe der Handschriften und Frühdrucke reicht bis ins 16. Jahrhundert und läßt eine Verbreitung dieser Sequenz bis Eichstätt, Bamberg und Prag erkennen.

Zu den deutschen Quellen des späten Mittelalters zählt auch die Handschrift Add. 27630 der British Library in London mit dem Sigel LoD, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in einem süddeutschen Augustiner-Eremiten-Kloster geschrieben wurde.<sup>12</sup> Nicht weniger berühmt ist das Graduale und Cationale von 1360 aus dem Kollegiatstift St. Castulus in Moosburg, die Handschrift 2° 156 der Universitätsbibliothek in München, eine Quelle, die den Herausgebern der *Analecta Hymnica* für diese Sequenz noch nicht bekannt war.<sup>13</sup>

Im Moosburger Graduale und Cationale ist eine „offene“ Textform gegeben: in der Eingangszeile „Ave gemma confessorum . . . pontifex“ kann der Name des pontifex eingefügt werden. In der Überlieferung stehen hier neben Nikolaus die Namen von Augustin, Benedikt und Severin.<sup>14</sup> Die Bildwelt der ersten beiden Strophen, in denen der sichere Brückenschlag über das drohende Meer angesprochen wird, könnte die Vermutung stützen, der heilige Nikolaus als Patron der Schiffsleute sei der erste Adressat dieser Sequenz gewesen. Andererseits liegt es nahe, das vertraute Bild vom Gefährdet-Sein des Menschen auch anderen Fürsprechern anzuvertrauen, etwa dem heiligen Willibald, der damit in die Reihe der Heiligen eintritt, denen diese Sequenz gewidmet werden kann.

Die folgende Übertragung folgt der Lesart der Moosburger Handschrift, die sicher zu den ältesten Dokumenten für eine Ton für Ton bestimmbare Melodie dieser Sequenz zählt:

- 9) Die Kunstdenkmäler von Mittelfranken, Bd. I, bearbeitet v. F. Mader, München 1924, S. 631–635.
- 10) Diözesanarchiv Eichstätt, Ordinariatsbibliothek Ms. 131, fol. 86–86 v u. 165–165 v.
- 11) AH 55, Nr. 15.
- 12) Die Handschrift London, British Museum, Add. 27630 (LoD), herausgegeben von W. Dömling, Teil I: Faksimile; Teil II: Übertragung der Organa und Motetten, Kassel 1972 (Das Erbe deutscher Musik, Bd. 52, Zehnter und elfter Band der Abteilung Mittelalter).
- 13) Die Handschriften der Universitätsbibliothek München. Zweiter Band: Die Musikhandschriften, beschrieben von C. Gottwald, Wiesbaden 1968, S. 9–13.
- 14) Belege in AH 55, Nr. 15.

a (1) Ave gemma confesso-rum / [Willibalde] pontifex.

b Ave dulcis spes lap-sorum. / o virtutum artifex.

a (2) Indignatur presens mare / timor instat undique.

b Ne mergamur. o. preclare. / tutum pontem effice.

c<sub>1</sub> (3) Ave pie consolator / promptus in periculis.

c<sub>2</sub> paupertatis sublevator / spes in necessariis.

c<sub>4</sub> (4) Ne subeumbat mens merori / presto sis solatio.

c<sub>2</sub> Fami corpus aut dolori / refove cum gaudio.

d (5) Ave presul gloriose. / casti candor lyli-i.

e ave mixtus odor rose. / summi spes sola-ti-i.

d (6) In procinctu vie stamus. / lapsis manum porrige

e tua prece ne cadamus / gressus nostros dirige.

In einer Nachdichtung von Friedrich Dörr erhält diese Bekennersequenz folgenden Wortlaut:

- |  |   |
|--|---|
| <p>1. Gruß dir, Perle der Bekenner,<br/>         ‚Brückenbauer‘ Willibald,<br/>         dessen Bild in unsre Herzen<br/>         Zuversicht und Freude strahlt.</p>                | <p>4. Du schenkst uns, wenn wir verzagen,<br/>         Hoffnung und Ermutigung,<br/>         dein Verlangen, Kreuz zu tragen,<br/>         weckt in uns Begeisterung.</p> |
| <p>2. Stürmisch ist das Meer der Zeiten,<br/>         Furcht und Angst ist unser Teil;<br/>         schütz uns vor dem Abwärtsgleiten,<br/>         baue Brücken uns zum Heil.</p> | <p>5. Hirt, der Christi Herde weidet,<br/>         Myrtenstrauch voll Fruchtbarkeit,<br/>         der in unsre Herzen leitet<br/>         Hoffnung auf die Ewigkeit.</p>  |
| <p>3. Guter Freund, der voll Erbarmen<br/>         rettet, wo Gefahr uns droht,<br/>         du bist reich, erfleh uns Armen<br/>         Trost und Starkmut in der Not.</p>       | <p>6. Leuchte uns als helles Zeichen<br/>         auf des Lebens Pilgerfahrt,<br/>         daß auch wir das Ziel erreichen,<br/>         wo sich Gott uns offenbart.</p>  |

Zu den Kennzeichen der jüngeren Sequenz zählt die iso-strophische Textgestalt. Hier ergeben sich sechs Strophen mit je vier Zeilen und der Form

8 p x  
 7 pp y  
 8 p x  
 7 pp y

Der anonyme Komponist der Melodie reagierte auf diese Vorgabe mit der Bildung von musikalischen Langzeilen, in denen jeweils zwei Zeilen der Strophe zusammengefaßt sind. Das Indiz für diese musikalische Gliederung ist die typische Sequenzen-Klausel mit der von unten erreichten Tonrepetition, hier die Notenfolge DFF.<sup>15</sup> Hört man an dieser Stelle einen für die Sequenz gleichsam konventionellen Zeilenschluß, so wird doch auch die vom Reim nahegelegte Zäsur innerhalb der Langzeile, nach den ersten acht Silben, musikalisch betont: mit den Tönen F und c bzw. f werden an dieser Stelle die den Quint-Oktav-Rahmen F-c-f bildenden Strukturtöne des Kirchentons auf der Basis F gesungen.

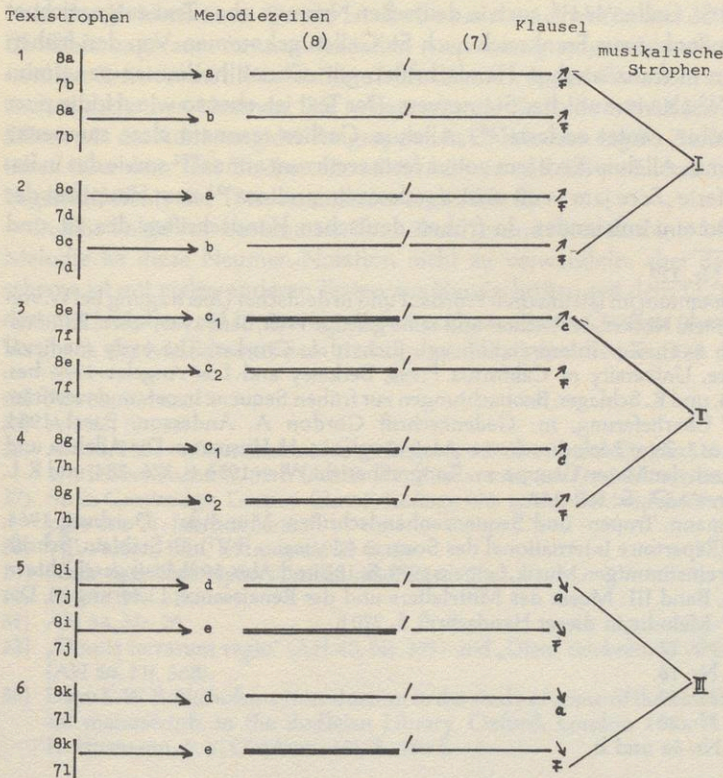
Der Grund für die Bildung von Langzeilen wird in der Anlehnung an die ältere Sequenzen-Tradition zu suchen sein. Das Grundmuster der Sequenz ist die Form von sich wiederholenden Versikeln in einer „fortschreitenden Repetition“. Vier Zeilen einer Stropheneinheit ergeben in der Zusammenfassung von zweimal zwei Zeilen die angestrebte Grundform einer Zeilenwiederholung.

Der Blick auf den Formverlauf dieser Sequenz zeigt nun allerdings, daß die systematische Wiederholung von Melodiezeilen nach dem Schema aa bb cc ... hier mehrfach durchbrochen wird.

15) In den Handschriften mit deutschen Neumen entspricht diese Folge von einem tiefer gelegenen und zwei gleichen höher gelegenen Tönen der geschlossenen Figur des „pes stratus“.

Als erste Gruppe ergibt sich ein „musikalischer Kreuzreim“, d. h. in einer musikalischen Strophe von vier Langzeilen (= zwei Gedichtstropfen) kehrt die erste Zeile an dritter Stelle, die zweite Zeile an vierter Stelle wieder. Eine Mittelgruppe von ebenfalls vier Langzeilen schließt sich nach einem anderen Prinzip zusammen. Hier wird eine Zeileneinheit viermal gesungen, wobei die jeweils zweiten Zeilenhälften, die Sieben-Silbler, zwischen Halbschluß auf c (so die Zeilen 1 und 3) und dem Finalschluß auf F (so die Zeilen 2 und 4) wechseln. Die Finalschlußwendung verknüpft diese im Tonraum erhöhte Mittelstrophe der Sequenz mit den Langzeilen 2 und 4 der ersten Strophe. Der letzte Abschnitt der Sequenz, der im Oktavraum über der Finalis bleibt, folgt wieder dem kreuzweisen Bauprinzip des Anfangs. Die Verbindung zum Mittelteil ist mit der musikalischen Wendung zum jeweils zweiten Acht-Silbler erreicht. Die steigende und repetierende Sequenzen-Klausel wird von einem Sekundfall abgelöst.

Das Formschema der älteren Sequenz ist in diesem jüngeren Beispiel in Richtung auf ein Strophenprinzip variiert. Die Sequenz läßt sich als eine Folge von drei musikalischen Strophen beschreiben, die jeweils in sich geschlossen sind und zugleich melodische Verklammerungen zur nachfolgenden bzw. zur vorausgehenden Strophe aufweisen. Der Weg von der Dichtung zur gesungenen Sequenz läßt sich vereinfacht wie folgt formalisieren:



### III. Die Sequenz „Fulget dies praeclarus“.

Kann man die Sequenz „Ave gemma confessorum“ zum Commune (confessorum et pontificum) rechnen, so gehört der Text „Fulget dies praeclarus“ ausschließlich und gezielt zum Fest des heiligen Willibald. Seine Verdienste und die wichtigsten Stationen seines Lebenslaufes bilden den Inhalt der Dichtung, in der der Name Willibald von keinem anderen Heiligen ersetzt werden könnte. Ist deshalb der Text in den *Analecta Hymnica* mit Recht „De s. Willibaldo Eystetensi“ überschrieben<sup>16</sup>, so gehört die Melodie nicht ursprünglich zu dieser Dichtung, d. h. der Text zu Ehren des heiligen Willibald ist zu einer älteren Melodie und der mit ihr verbundenen Zeilenlänge und -ordnung geschrieben worden.

Diese Melodie führt uns in die Frühgeschichte der Sequenz zurück, in die Zeit des ersten bedeutenden Sequenzdichters, des St. Galler Mönches Notker Balbulus, der 912 verstorben ist. Seine „Liber Hymnorum“ genannte Sammlung von Dichtungen beginnt mit einem Prooemium, in dem er sein literarisches Werk dem Bischof Liutward von Vercelli widmet und eine von der Forschung viel diskutierte Entstehungsgeschichte der Sequenz erzählt. In diesen Rahmen fällt auch die Bezeichnung „Mater“ als Name eines Melodiemodells, das Notker mit Text versehen hat.<sup>17</sup>

Diese Melodie, die man in einer St. Galler Quelle des 11. Jahrhunderts, der Handschrift St. Gallen 484<sup>18</sup>, auch in deutschen Neumen ohne Text aufgezeichnet findet, war offenbar aus Frankreich nach St. Gallen gekommen. Von den frühen Textierungen in französischen Handschriften gilt „Christi hodiernae pangimini omnes una“<sup>19</sup> als vermutlicher Stammvers. Der Text ist, ebenso wie „Hodie puer natus est nobis, cantat ecclesia“<sup>20</sup>, „Alleluia. Caelica resonant clare camoenas agmina“<sup>21</sup> und „Alleluia. Ecce jam votiva festa recurrunt annua“<sup>22</sup> sowie das in Italien überlieferte „Ecce jam venit nostra redemptio pretiosa“<sup>23</sup> zum Hauptfest der Nativitas Domini entstanden. In frühen deutschen Handschriften des 10. und

16) AH 53, Nr. 227.

17) Das Prooemium im lateinischen Wortlaut und in deutscher Übertragung bei W. von den Steinen, Notker, der Dichter und seine geistige Welt, Bern 1948, <sup>2</sup>1978, Editionsband S. 8–11. Zur Interpretation vgl. Richard L. Crocker, *The early medieval sequence*, University of California Press, Berkeley and Los Angeles 1977, bes. S. 1–14, und K. Schlager, *Beobachtungen zur frühen Sequenz in ost- und westfränkischer Überlieferung*, in: *Gedenkschrift Gordon A. Anderson*, Basel 1984, S. 601–613. Zum Melodieschema „Mater“ vgl. u. a. H. Husmann, *Die Alleluia und Sequenzen der Mater-Gruppe*, in: *Kongreßbericht Wien 1956*, S. 276–284, und R. L. Crocker, a. a. O., S. 160–188.

18) H. Husmann, *Tropen- und Sequenzenhandschriften*, München – Duisburg 1964, S. 47 f. (*Répertoire International des Sources Musicales B V<sup>1</sup>*); B. Stäblein, *Schriftbild der einstimmigen Musik*, Leipzig 1975, S. 182 und Abb. 59 (*Musikgeschichte in Bildern*, Band III: *Musik des Mittelalters und der Renaissance*, Lieferung 4). Die „Mater“-Melodie in dieser Handschrift S. 270 f.

19) AH 53, Nr. 17.

20) AH 53, Nr. 18.

21) AH 53, Nr. 19.

22) AH 53, Nr. 20.

23) AH 37, Nr. 4a und b.

11. Jahrhunderts ist das Melodieschema „Mater“ für das zweite bedeutungsvolle Fest des Kirchenjahres, das Osterfest textiert worden. Belege dafür sind „Laudes Christo redempti voce modulemur supplici“<sup>24</sup> und „Pangamus creatoris atque redemptoris gloriam“.<sup>25</sup> Notker selbst hat eine Dichtung auf das Fest der Assumptio BMV auf diese Melodie abgestimmt. Der ihm mehrfach zugewiesene Text beginnt „Congaudent angelorum chori gloriosae virgini“.<sup>26</sup>

Da die Ausschmückung der Meßliturgie mit Tropen und Sequenzen an den Hauptfesten einsetzt, wird man die genannten Dichtungen aufgrund ihrer liturgischen Bestimmung für die Feste des Herrn und das älteste Marienfest als die frühesten Textierungen der Melodie „Mater“ ansehen müssen. Noch im 11. Jahrhundert wird dieses Melodieschema, das neben „Mater“ noch als „Musa“<sup>27</sup>, „Sirena“<sup>28</sup> und „Caelica“<sup>29</sup> angezeigt wird, auch für Heiligenfeste mit Text versehen – so für den heiligen Rupert mit „Christe, genitoris et spiritus sancti gloria“<sup>30</sup> oder für den heiligen Remaclus mit „Laude celebri dignum mater ecclesia sanctorum“.<sup>31</sup>

In dieser Tradition steht auch die Sequenzdichtung im Gedenken an den heiligen Willibald, die erstmals im 11. Jahrhundert in einem Tropar aus Heidenheim auftaucht, in der Handschrift Selden supra 27 der Bodleian Library in Oxford. Die genannte Handschrift enthält auch Sequenzen für Wunnebald und Walburga<sup>32</sup> und dürfte in jenem Kanonikerstift entstanden sein, zu dem nach dem Tode Walburgas das Benediktinerkloster umgewandelt worden war.<sup>33</sup>

In der Heidenheimer Quelle ist die Sequenz in einer für den ostfränkischen Überlieferungsraum kennzeichnenden Anordnung aufgezeichnet. Am Außenrand der Seiten steht die untextierte Melodie in Gruppen-Notation, in adiastematischen deutschen Neumen. Die nebenstehende Textzeile enthält jeweils so viele Silben wie die Auflösung der Tongruppen in Einzelnoten ergibt. Zusätzlich orientieren über dem Text Zeichen für relativ höhere und tiefere Einzeltöne über das Lagenverhältnis der Töne zueinander (vgl. Abb. 1).

In eine Folge von bestimmten Tonhöhen, in eine Note für Note bestimmbare Melodie ist diese Neumen-Notation nicht zu verwandeln, aber das Melodieschema ist mit vielen anderen Texten aus Handschriften seit dem 12./13. Jahrhundert mit Notation auf Linien überliefert und aus diesen Quellen übertragbar. Im Vergleich der Melodie mit dem Bewegungsablauf, den die Neumen des 11. Jahr-

24) AH 53, Nr. 45.

25) AH 53, Nr. 46.

26) AH 53, Nr. 104. Wortlaut und Übertragung bei W. von den Steinen, a. a. O., (Anm. 17), Editionsband S. 66 f. und S. 170, Kommentar im Darstellungsband S. 299 ff.

27) So in Cambridge, Corpus-Christi-College 473, einem der beiden Winchester-Tropare des 11. Jahrhunderts.

28) Vgl. Autun, Bibl. Municipale 28 S, 64.

29) Nach dem Textbeginn „Caelica resonant . . .“.

30) AH 53, Nr. 214.

31) AH 54, Nr. 76.

32) „Omnis terrarum regio“ (AH 40, Nr. 375) und „Diem celebremus virginis die, eia“ (AH 40, Nr. 368).

33) Dazu E. W. B. Nicholson, Introduction to the study of some of the oldest Latin musical manuscripts in the Bodleian Library, Oxford, London 1913, S. LXII-LXV; H. Husmann, a. a. O. (Anm. 18), S. 163 f.

hundreds erkennen lassen, wird die Willibald-Sequenz indirekt mit Hilfe der jüngeren Melodie-Überlieferung rekonstruierbar.

Für dieses Verfahren empfiehlt sich die Einbeziehung eines frühen deutschen Sequentiars, etwa der Handschrift Mus. ms. 40078 (alte Signatur: Z. 78) der Berliner Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, ein Graduale mit Sequentiar vom Ende des 12. Jahrhunderts aus Quedlinburg.<sup>34</sup> Die Melodie „Mater“ ist in dieser Quelle mit dem Notker-Text „Congaudent angelorum chori“ überliefert. Wenn man diesen Text durch die Willibald-Dichtung ersetzt und die gegebene Melodie in Anlehnung an die in der Handschrift aus Heidenheim erkennbaren Neumen moduliert, dann entsteht folgende Form, die nur noch in Einzelheiten als ungeichert angesehen werden muß:

{ Oxford, Bodl. Selden supra 27, 37v  
Berlin, StB Pr-Kb mus. 40078, 276v --- x

1a Fulget dies preclarus cunctis memorandus seculis.

2a Mansura quo sanctus sui laboris premia.

2b Willibaldus intrat aule celestis municeps.

3a Nam regum rex christus tetra luce hodierna corporis.

3b Eductum de claustris supernis associavit civibus

4a Laboribus plurimis quamvis esset affectus nimium.

4b Pro nichilo hos habuit bonorum futurorum conscius.

5a Hunc anglia natum angelis attitulat.

34) Ein deutscher Sequentiar aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, herausgegeben und kommentiert von O. Drinkwelder, Graz - Wien 1913.

56 *Hic spiritu sancto afflatus dum vagiret in incunabulis*  
*hostiam.*

60 *Renuntians pompis omnibus diaboli.*

66 *Et celibem vitam ducturus se domino vel ut*  
*agriculum immolat.*

70 *Transcursa infantia cum tribulibus mox se eripuit*  
*patria.*

76 *Tunc romam et hiero circum plurima loca inviseret*  
*solimam.*

80 *Hic rura postquam peragrat transmarina que factus*  
*homo ihesus christus carnalibus ipse obambulat pedibus.*

86 *Prosperit tandem dominus peregrinum talem*

pluribus profuturum nos proprias illi commisit oviulas.

9a Has vigil et bonus pastor uberrimus pavit et saciat pascuis.

9b Et florida poli regna securus scandit virtutum insignia suis distribuens.

10 Oratu illius o christe a peccaminum monstris nos tuere velis.

In einer Nachdichtung von Friedrich Dörr lautet der Text:

1. Aufstrahlt der Tag, der klare,  
ehrwürdig für alle Zeiten:
- 2a) Zum bleibenden Lohn  
für sein ruhmvolles Wirken
- 2b) wird Willibald heute  
Bürger des ewigen Reiches.
- 3a) Der König der Könige, Christus,  
hat ihn am heutigen Tage  
freigemacht
- 3b) vom düstren Kerker des Leibes  
und den himmlischen Bürgern  
beigesellt.
- 4a) Beschwernisse  
vielfacher Art bedrängten ihn  
gewaltsam im Leben;
- 4b) für nichts jedoch  
galten sie ihm verglichen  
mit den Freuden des Himmels.
- 5a) Den in England Gebornen weist  
England hin auf die Engel.
- 5b) Er unterm Anhauch des Geistes,  
noch stammelnd in der Wiege,  
macht ganz sich zur Gabe:

- |   |   |
|---|---|
| 6a) Widersagend allem<br>Teufelsgepränge  | 6b) und ehelos lebend,<br>bringt er sich dem Herrn dar<br>als ein heiliges Opferlamm.   |
| 7a) Der Kindheit entwachsen<br>reißt er sich los mit<br>Stammesbrüdern vom<br>Vaterland.  | 7b) Er pilgert nach Rom, sucht<br>zahlreiche Stätten auf,<br>endlich erreicht er Je-<br>rusalem.  |
| 8a) Nachdem er die Länder durchwandert<br>jenseits des Meeres,<br>die der Gottmensch Jesus Christus<br>mit eigenen<br>Füßen selber durchstriefte, | 8b) ließ Gott diesen lebens- und völker-<br>kundigen Pilger<br>vielen Menschen zum Segen werden<br>und gab uns<br>ihm zu eigen als Schäflein. |
| 9a) Als wachsamer guter Hirte<br>hat er sie auf köstlichen Weiden<br>ernährt und gesättigt  | 9b) und die lichtvollen Reiche des Himmels<br>ganz sicher erklimmen, den Seinen<br>für Tugend Auszeichnung gewährend.                         |
- 10) O Christus,  
auf seine Bitte  
vor den Schrecken des Bösen  
schütze du uns gnädig!

Die älteren Sequenzen, zu denen „Mater“ gehört, zeichnen sich durch unterschiedlich lange Versikel aus, die den Melodien ein jeweils individuelles Gepräge verleihen, dem mit einem Melodie-Namen entsprochen wird.

Der Sequenz „Ave gemma confessorum“ lag eine Folge von sechs vierzeiligen Textstrophen zugrunde. Bei der Willibald-Sequenz „Fulget dies praeclarus“ wird man davon ausgehen müssen, daß der unbekannt Dichter das ältere Melodieschema „Mater“ und die mit Melodie und mit älteren Textierungen verbundene Versikelfolge verpflichtend vor sich hatte. Da das Wort-Ton-Verhältnis in diesem älteren Stadium des Sequenzenschaffens vorwiegend syllabisch bleibt, d. h. jede Silbe erhält nur einen Melodieton, war durch die Anzahl der Melodietöne pro Versikel auch die Anzahl der Silben vorgegeben. Die Tatsache, daß man den älteren Notker-Text „Congaudent angelorum chori“ ohne Eingriffe in den Melodieverlauf durch den jüngeren Text „Fulget dies praeclarus“ ersetzen kann, zeigt, wie eng sich der Autor des neuen Textes auf der Grundlage der Syllabik dem vorgegebenen Formschema verpflichtet wußte. Die literarische Qualität des Textes sollte – wenn überhaupt – auch unter den Bedingungen dieser Einschränkung auf bestimmte Zeilenlängen beurteilt werden.<sup>35</sup>

Wie läßt sich dieses Schema beschreiben? Wenn man von Notkers Mariensequenz und der Dichtung auf den heiligen Willibald ausgeht, dann bestehen beide Sequenzen aus jeweils zehn Melodie-Versikeln. Von diesen bleiben der erste und

35) In AH 53, S. 366 ist abwertend von einem „geschraubten Stile“ die Rede.

der letzte unwiederholt, die Sequenz erhält einen Rahmen aus zwei Einzelversikeln. Dazwischen realisiert sich das Formprinzip der „fortschreitenden Repetition“, d. h. jede der unterschiedlich langen Melodiezeilen wiederholt sich einmal, bevor eine neue Zeile gesungen wird. Das bedeutet für den Text, daß jeweils zwei aufeinanderfolgende Zeilen die gleiche Länge haben müssen.

In den Versikeln 1–4 ist diese Regel streng befolgt. Ab Versikel 5, also in der Sequenzen-Mitte, wird das Prinzip durchbrochen bzw. es erweitert sich in den größeren Maßstab von je zwei Versikeln. Die Melodiezeilen zu den Versikeln 5a und 5b kehren als 6a und 6b wieder. Dennoch bleibt die versikelweise Wiederholung gegenwärtig, denn die jeweilige b-Zeile beginnt und endet wie die a-Zeile und enthält nur einen zusätzlichen Einschub von neun Noten. Man hört also viermal eine Melodie, zweimal in kürzerer und zweimal in längerer Form. Ab Versikel 7 entsprechen die Wiederholungen wieder der Regel.

Parallel zur Abweichung vom erwarteten Formverlauf wechselt auch die Tonalität. Während die Versikel 1–4 mit der Sequenzenklausel nach G schließen und im Quintbereich über dem Zentralton G verbleiben, enden alle folgenden Zeilen mit der Wendung nach a und beanspruchen einen Ambitus, der eher an eine Melodie mit Finalis D und Confinalis a denken läßt – vor allem, wenn man den sehr typischen D-tonalen Zeileneinsatz in Versikel 5 beachtet.

Die bereits mehrfach angesprochene Sequenzenklausel kommt nicht nur in den Formen FG und Gaa vor, sie gliedert in der höheren Lage mit den Tönen cdd auch als Binnenschluß den besonders umfangreichen achten Versikel in drei Abschnitte, von denen der zweite und der dritte mit der gleichen Tonfolge beginnen.

Weitere Bezüge innerhalb der Binnenstruktur dieser Sequenz kann man entdecken, wenn man in den Versikeln 1–4 und ab Versikel 5b die Tonfolgen in den zweiten Zeilenhälften miteinander vergleicht. Offensichtlich teilt sich die Gesamtform dieser Sequenz in jeder Hinsicht in zwei Hälften: Versikel 1–4 und Versikel 5–10.

Ein Schema für den Formenverlauf könnte wie folgt aussehen:

| Versikel-Nr. | Silbenzahl | Melodie            | Klausel     | Großgliederung |
|--------------|------------|--------------------|-------------|----------------|
| 1            | 16         | a                  | $\bar{a}$   | I              |
| 2a/2b        | 14         | b + x              | $\bar{b}$   |                |
| 3a/3b        | 17         | c + x              | $\bar{c}$   |                |
| 4a/4b        | 17         | d + x              | $\bar{d}$   |                |
| <hr/>        |            |                    |             |                |
| { 5a         | 13         | e <sub>1</sub>     | $\bar{a}$   | II             |
| 5b           | 22         | e <sub>2</sub> + y | $\bar{a}$   |                |
| { 6a         | 13         | e <sub>1</sub>     | $\bar{a}$   |                |
| 6b           | 22         | e <sub>2</sub> + y | $\bar{a}$   |                |
| 7a/7b        | 21         | f + y              | $\bar{a}$   |                |
| 8a/8b        | 34         | g + y              | $\bar{d/a}$ |                |
| 9a/9b        | 21         | h + y              | $\bar{a}$   |                |
| 10           | 22         | i                  | $\bar{a}$   |                |

## IV. „Terminus et idem interminus . . .“: Sequenz oder Tropus?

Im eingangs erwähnten Offizium, das der Eichstätter Bischof Reginold gegen Ende des 10. Jahrhunderts für das Fest des heiligen Willibald geschrieben hat – gedichtet und komponiert, wie man in diesem Fall mit Sicherheit annehmen darf –, fallen musikalische Erweiterungen der Matutin-Responsorien auf, die schon von einem Chronisten des 11. Jahrhunderts, dem Anonymus von Herrieden, gedeutet wurden<sup>36</sup>; für die Forschung bedeuten diese Aufzeichnungen nach wie vor eine Herausforderung.<sup>37</sup>

Vollständig überliefert ist das Willibald-Offizium des 10. Jahrhunderts in der Handschrift Abt. 97, Nr. 5 der Bistumsbibliothek in Trier aus dem 10. Jahrhundert. Obwohl die Melodien hier nur in deutschen Neumen ohne Linien angedeutet sind, wird man diese Quelle heranziehen müssen, wenn man das Phänomen dieser textlosen und textierten Melismen im Zusammenhang beobachten und beschreiben will. Die Traktaten-Sammlung des 10. Jahrhunderts Clm 14377 der Bayerischen Staatsbibliothek in München aus St. Emmeram enthält nur eines der in Frage stehenden Stücke: ein später als „Canticum“ bezeichnetes Stück, vom Offizium isoliert.

Auch die in Trier aufbewahrte Handschrift überliefert das Offizium nicht vollständig, wenn man die Würdigung des Dichters und Komponisten Reginold aus dem 11. Jahrhundert liest. Nach dieser hätte Reginold dem letzten der jeweils drei Responsorien aus den drei Nokturnen des Nachtoffiziums, also dem dritten, sechsten und neunten Responsorium, „notulas“ hinzugefügt und diesen „versiculos“ unterlegt.<sup>38</sup> Mit „notulas“ dürften Neumen gemeint sein, die als „kleine Zeichen“ für einen Melodieverlauf stehen und ein zunächst textloses Melisma beschreiben. Die „versiculi“ beziehen sich offenbar auf eine Textierung, zumal von „versiculos instar sequentiarum“ die Rede ist, d. h. nach Art der Sequenzen, die ja, in einem frühen Stadium ihrer Geschichte, auch aus der syllabischen Textierung einer gegebenen Melodie hervorgegangen sind.

In der Trierer Handschrift sind zwar die melismatischen Erweiterungen des dritten, sechsten und neunten Responsoriums dokumentiert – die Textierung ist jedoch nur für den umfangreichsten der melodischen Zusätze, das Melisma des neunten und letzten Responsoriums vorhanden.

36) Mon. Germ. Script. VII, S. 257, Cap. 12.

37) H. Hofmann, Die Tropen zu den Responsorien des Officiums, Diss. Erlangen 1971, hier: Teil 1, S. 17–23, mit Faks. und weiterer Literatur. Vgl. auch Laudes S. Willibaldi (mit Text, Übersetzung und Kommentar), in: 27. Jahrgang des Pastoralblattes des Bistums Eichstätt, der N<sup>o</sup> 29 vom 8. Juli 1880; sowie G. Morin, Une étrange composition liturgique de l'évêque d'Eichstätt Reginold en l'honneur de S. Willibald, in: Historisches Jahrbuch im Auftrag der Görres-Gesellschaft, Bd. 18, 1917, S. 773–775.

38) Hinc est enim, quod quibusdam responsoriis longissimis in fine notulas apposuit, eisdemque notulis versiculos instar sequentiarum subiunxit. Quodquidem in tertio, sexto et nono fecit; et tertio paucos versiculos, sexto plures, nono dedit plurimos . . .“.

Die drei Responsorien lauten:

Hoc pater audito graviter animo consternatus nimis egre tulit sed dum eius mentem a proposito reflectere non posset (Repetenda:) rogata annuit et se ipsum so – (Melisma) – cium itineris professus est.

His ex more solemniter per actis pervastos italie tractus per abrupta montium per concava vallium (Repetenda:) per ardua alpium pro muntoria difficillime reptantes diu desideratam perten – (Melisma) – derunt romam.

De trinacria secedens cum diversa martyrum et confessorum oratoria in insulis posita circumiret auxilio domini qui iusta petentibus numquam denegat voti compos efficitur et secundo impellente vento (Repetenda:) securus mare tranavit et ad ipsam hierosolimam octavus salorum sal – (Melisma) – vus pervenit.

Die Melismen stehen jeweils am Ende der nach dem Vers zu wiederholenden zweiten Hälfte des Responsoriums, der sogenannten *Repetenda*, und sie sind möglicherweise erst bei der Wiederholung der *Repetenda* nach dem Vers gesungen worden. Es sind *Paenultima*-Melismen, die in dieser Position erwartet werden können. Wenn man die übrigen Responsorien betrachtet, findet man an gleicher Stelle textlose Melodien ähnlichen Umfangs, die gelegentlich sogar den für die Notation vorgesehenen Raum überschreiten. Im zweiten Responsorium sieht sich der Notator genötigt, am inneren Rand entlang nach oben zu schreiben, um die Neumenfolge unterzubringen.

Da die Neumen eine ungefähre Quantifizierung der Melodie nach Tönen erlauben, kann man dem Anonymus Haserensis jedoch bestätigen, daß das jeweils letzte der dreimal drei Responsorien das längste Melisma aufweist und daß diese Melismen von der ersten bis zur dritten Gruppe einen jeweils längeren Weg zurücklegen, in Tönen ausgedrückt: von etwa 75 Tönen im dritten über 110 Töne im sechsten bis zu mehreren Hundert Tönen im neunten Responsorium.

Der auffallendste Sprung in dieser Reihe geschieht aber tatsächlich nur zum letzten Responsorium hin, denn hier umfaßt das Melisma zu *sal – vus* nicht weniger als dreizehn Zeilen (s. Abb. 2), und im Anschluß an den ebenfalls ungewöhnlich langen Vers und die Doxologie findet sich dieses Melisma dreisprachig textiert (s. Abb. 3).

Damit erfüllt nur dieses letzte Responsorium die Erwartungen nach „*notulis*“ und „*versiculis*“, die der Chronist auch für das dritte und sechste Responsorium geweckt hat. Es muß zunächst offen bleiben, ob die Überlieferung lückenhaft ist oder ob das literarische Zeugnis zu weit geht.

Diskutieren kann man auch die Frage, wie die Melismen-Textierung, die sich an das letzte Responsorium anschließt und die, wie erwähnt, auch isoliert überliefert ist, angesprochen werden kann.<sup>39</sup>

Wenn man zunächst der Aussage des Anonymus folgt, dann hätte Reginold als Schmuck und als Auszeichnung den Matutin-Responsorien Melismen hinzugefügt, denen er Texte unterlegte. Dies ist – nach neuerer Terminologie – der Vorgang der meloformen und melogenen Tropierung, d. h. der Prozeß einer Erweiterung des Chorals durch eine Melodie und die syllabische Textierung dieser Melodie.

Nun kann man hier schon mit Recht einwenden, daß das Willibald-Offizium weder textlich noch musikalisch eine ältere Tradition war, die mit Hilfe von Tropen ausgezeichnet und vergegenwärtigt werden konnte, wie dies bei den Tropierungen des Gregorianischen Chorals in der Regel der Fall war: der Choral als die sanktionierte Verkündigung des biblischen Wortes, der Tropus als die einleitende oder interpolierende zeitgenössische Interpretation.

Reginold scheint sich diese Art der Tropenpraxis zwar zum Vorbild genommen zu haben, wenn er gleichzeitig ein Offizium und dessen Tropierung dichtet und komponiert, aber dabei wird weniger der Aspekt des Aktualisierens im Mittelpunkt gestanden sein, denn „neu“ im Gegensatz zu einem älteren überkommenen Choral war das Offizium ohnehin, vielmehr wird die Funktion der Tropen als Schmuck, als festliche Erhöhung des Gesangs und der Liturgie die Vorstellung beherrscht haben.

Für die Erforschung der Tropen ist dieses frühe Beispiel in mehrfacher Hinsicht lehrreich. Einerseits bestätigt es eine Theorie, nach der meloforme Tropen, also eingefügte textlose Melismen, am Beginn der Tropenpraxis standen.<sup>40</sup> Andererseits kann es als Beleg dafür dienen, daß Gesänge nicht in jedem Fall nachträglich tropiert worden sind, sondern schon mit ihren Tropen entstanden sein konnten.<sup>41</sup>

Alle diese Überlegungen führen zwanglos zur Klassifizierung dieses textierten Melismas als Tropus zum Responsorium „De trinacria secedens“. Das letzte

39) H. Hofmann zählt das Stück zu den Responsoriums-Tropen; B. Bischoff folgt im Art. Reginold (K. Langosch, Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, Bd. V, Sp. 943–945) mit „sequenzenartigen Versikeln“ der Terminologie des Anonymus und spricht später von „einer fünfstrophigen Sequenz ohne Respon- sion“; G. Morin (a. a. O., Anm. 37), der diese Dichtung nicht besonders schätzt („... elle a été composée à la louange de s. Willibald par un de ses successeurs, lequel a fait preuve en cela de virtuosité puérile, plutôt que d'un réel talent liturgique“), bezeichnet sie als „versets en manière de prose ou séquence“, mit dem berechtigten Verweis auf die verbreitete Prosa „Inviolata integra“ zum Responsorium „Gaude Maria“; R. Bauerreis schreibt Reginold eine „Sequenz auf den hl. Willibald“ zu, vgl. Kirchengeschichte Bayerns, I. Bd., St. Ottilien <sup>2</sup>1958, S. 156.

40) M. Huglo interpretiert die logogenen Introitus-Tropen in dieser Weise, vgl. Aux ori- gines des tropes d'interpolation. Le trope meloforme d'introit, in: Revue de Musi- cologie 64, 1978, S. 5–54.

41) Für jüngere Tropen zum Ordinarium und zu Alleluia-Gesängen kann dies als wahr- scheinlich gelten, vgl. K. Schlager, Trinitas, unitas, deitas – a trope for the Sanctus of mass, in: Journal of the Plainsong and Mediaeval Music Society 6, 1983, S. 8–14; ders., Zur Definition des Tropus im späten Mittelalter, in: Kongreßbericht Berlin 1974, Kassel 1980, S. 261–263.

Textglied enthält mit dem Wort *salvus*, zu dem das untextierte Melisma gesungen wurde, und mit dem Wort *pervenit*, dem letzten Wort des Responsoriums, einen unverkennbaren Anschluß an den vorausgehenden Choral. Die Einbindung von Melisma und Textierung in das Responsorium ist damit offensichtlich.

Der Zeitgenosse des 11. Jahrhunderts erinnert sich jedoch auch an das Vorbild der Sequenzen, wenn er die Textierung nachvollzieht, und der heutige Betrachter der Handschrift der Trierer Bistumsbibliothek findet das berühmte „Terminus et idem interminus . . .“ in eben jener Form notiert, in der ihm die ostfränkischen Sequenzen entgegentreten: Gruppen-Notation am Rand, Text in der Zeile, wobei es dem Ausführenden aufgegeben ist, die Tongruppen in Einzeltöne aufzulösen und sie mit dem Text in der gleichen Zeile zu verbinden. Wenn man dann zurückblättert und das textlose Melisma innerhalb des Chorals betrachtet, sieht man die Versikel-Einteilung mit Kreuzen markiert. Die einzelnen, unterschiedlich langen Glieder des Melismas, es sind insgesamt 30 Glieder, sind mit der Textierung jeweils auf ein bis drei Zeilen verteilt.

Die drei Sprachen, deren Abfolge Willibalds Pilgerfahrt über Griechenland nach Jerusalem und zurück illustriert, verteilen sich auf die angegebenen Melodieglieder wie folgt:

1–4: lateinisch; 5–12: griechisch; 13–16: hebräisch; 17–19: griechisch; 20–30: lateinisch.

Kann man dieses Gebilde auch als Sequenz bezeichnen? Soweit die Neumen erkennen lassen, wiederholt sich keines der Melodieglieder, und zwischen den einzelnen Abschnitten des Melismas steht ein Kreuz und nicht jenes *d* = duplex, das die „fortschreitende Repetition“ als generelles Formkennzeichen der Sequenz anzeigen würde. Damit ist diese Komposition in den Bereich der Tropen verwiesen – von heute aus gesehen. Im 10. und 11. Jahrhundert dachte man wohl weniger in strengen Gattungsgrenzen und Formkategorien.

Ein Melisma dieses Umfangs, vergleichbar dem berühmten, zwischen mehreren Responsorien wandernden „neuma triplex“<sup>42</sup>, mußte auch an den Jubilus im Alleluia der Messe erinnern und damit indirekt an die Sequenz, denn der karolingische Liturgiker Amalar hatte schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine Verbindung zwischen dem Alleluia-Jubilus und der Sequenz hergestellt: „Haec jubilatio quam cantores sequentiam vocant“.<sup>43</sup>

Die Notwendigkeit von paarweisen Melodie- und Textzeilen mag eine frühe, aber doch schon sekundäre Entwicklung gewesen sein, die den primären Vorgang einer Melodiefindung und -textierung ausgeformt und in Richtung auf eine eigenständige Gattungstradition eingengt hat, mit der sich die Sequenz vom Tropus trennte. Reginolds Melismentextierung und deren Aufzeichnung und Bewertung im 11. Jahrhundert „instar sequentiarum“ könnten den Blick zurücklenken auf jene

42) Mehrfach veröffentlicht, z. B. in: Die Musik der Geschichte und Gegenwart, Bd. 13, Sp. 811 ff.; eine letzte zusammenfassende Interpretation des „neuma triplex“ gab T. F. Kelly als Beitrag zum Symposium „Les tropes et leurs manuscrits“, Paris 1985 – die Veröffentlichung steht bevor.

43) J. M. Hanssens, *Amalarii episcopi Opera liturgica omnia III*, Rom 1950, 304.

freie Melismatik und Textierung, die vielleicht den tieferen und gemeinsamen Wurzelboden für Tropen und Sequenzen gebildet haben.<sup>44</sup>

Wenn man diesen Gedankengängen nicht folgen will, sollte man vielleicht ganz konkret an die praktische Ausführung des Gesangs denken. Mit der vorliegenden Notierung wird dem Sänger die Möglichkeit gegeben, überschaubare kleinere Ausschnitte eines Melodieverlaufs einem bestimmten Textabschnitt anzugleichen. Innerhalb einer Zeile kann er sich mit Hilfe der Gruppen-Notation an die Melodie erinnern und hat zugleich den zu singenden Textteil vor Augen. Was sich für die Parallelversikel der Sequenz als hilfreich erwiesen hat, wird auch für die ohne Responion durchlaufende Folge von 30 Melodiegliedern eine gute Orientierung geboten haben.

Insofern erscheint es schließlich müßig, nach einer Gattungsbezeichnung für dieses originelle und einzigartige Dokument zu suchen, und die in der Kapitelüberschrift gestellte Frage kann zurückgezogen werden. Dringlicher wäre die Suche nach einem Codex oder einem Fragment, in dem die Neumen für diesen Gesang in einem Liniensystem mit festen Tonhöhen stehen, damit uns auch die musikalische Dimension dieses vielschichtigen Gotteslobes erschlossen werden könnte.

Die folgende Übertragung von Friedrich Dörr revidiert und ersetzt eine ältere Übersetzung von 1880.<sup>45</sup>

*(lateinisch)*

Du, aller Grenze und selbst ohne Grenze,  
bringst alles hervor ins Sein aus dem Nichtsein.  
Einiges stärkst du zum ewigen Dasein,  
anderes entwertest du zum ewigen Nichtsein.

*(griechisch)*

- 5 Erschaffen und gestaltet hast du  
den Himmel und die Erde,  
das Meer und das Festland  
und was zu ihnen gehört,  
– aus dem Nichts.  
Dein, o Herr, ist Licht und Erleuchtung,  
Kraft und Stärke, Macht und Sieg,
- 10 Dank und Würde, Preis, Ehre und Allgewalt;  
Schönheit und Heil, Friede und Gnade,  
Leben und Herrlichkeit,  
Lob und Wohlgestalt, Einsicht und Herrschaft,  
Sonne, Mond und Sterne, Frühling und Sommer,  
das Leuchten der Aufgänge und Untergänge  
und das Wasser über dem Himmel –

44) K. Schlager, Tropen und Sequenzen, in: Geschichte der katholischen Kirchenmusik, herausgegeben von K. G. Fellerer, Bd. I, Kassel 1972, S. 297 ff.

45) Eine deutsche Übersetzung dieses Textes findet sich im 27. Jahrgang des Pastoralblattes des Bisthums Eichstätt, der N<sup>ro</sup> 29 vom 8. Juli 1880.

- 15 alles Werke deiner Finger.  
 Wahrlich uns zum Nutzen hast du sie begründet.  
 Die bewohnte Erde, ihre Jahreszeiten und Abläufe  
 und wiederum ihre ganze Fülle  
 hast du zu ihrer Sicherheit festgemacht.  
 So erhielt alles Seiende seinen festen Grund,
- 20 wenn auch niemand dorthin gelangen wird.  
*(hebräisch)*  
 Gott der Götter, Allmächtiger,  
 bei dir ist reines Wissen;  
 Trost (und) Heiligkeit hat hergestellt Jesus,  
 Freude, Wonne und Glück.  
 Das Unrecht aller Jahre der Menschen hat er gesühnt,
- 25 Frieden (gebracht) für immer, Gerechtigkeit,  
 Glanz und Lobpreis. Selah.  
 Ich will verharren im hohen Lobgesang, o Erhabener.  
 Siehe, du hast gegeben Königsherrschaft auf ewig.  
*(griechisch)*  
 (Du bist für uns)  
 Hoffnung und Jubel, Schönheit und Milde,
- 30 Erbarmen und Erlösung, freundliches Licht und unser Ruhm,  
 Gebet, Erhöhung und Bekenntnis,  
 das neue Lied für den Ruf im Kampf  
 und den Ruf um Erbarmen in alle Ewigkeiten.  
*(lateinisch)*  
 (Es geschah) unter deiner Führung:  
 oftmals wurde besiegt die sich türmende Salzflut,
- 35 gleichend den schneebedeckten Felsen der vom  
 Blitzschlag gespaltenen Gebirgskämme,  
 auch das schreckliche Aufeinanderprallen der Wolken  
 und die Wucht der Winde  
 brachst du durch die Kraft deines Armes  
 und machtest sie dienstbar für eine glückliche Fahrt:
- 40 so ist Willibald, unser Herr, der seine Willenskraft  
 und seine Standhaftigkeit durch seinen Namen ausdrückt,  
 durch Meer und Länder hin- und zurückreisend,  
 unter unzähligen Plagen  
 und von vielfältigen Krankheiten angesteckt,
- 45 in äußerstem Elend  
 und Schmerzen jeglicher Art,  
 unter ungeheurer Anstrengung  
 und bedroht von schweren Gefahren  
 und tausenderlei Zwischenfällen –
- 50 wohlbehalten hierher bis zu uns gelangt.

V. Der Hymnus „*Mare, fons ostium*“.

Dem 1042 verstorbenen Eichstätter Bischof Heribert werden vom Anonymus Haserensis u. a. sechs Hymnen zugeschrieben: „... unam de sancta cruce: Salve crux sancta; alterum de sancto Willibaldo: Mare, fons ostium; tertium de sancta Walpurga: Ave, flos virginum; quartum de sancti Stephani inventione: Deus deorum domine; quintum de sancto Laurentio: Conscendat usque sidera; sextum de omnibus sanctis: Omnes superni ordines“.<sup>46</sup>

Der auch für den heiligen Kilian verwendete Willibald-Hymnus<sup>47</sup> zeichnet sich durch eine relativ seltene Strophenform aus, bestehend aus drei elfsilbigen Langzeilen mit paarig assonierenden oder reimenden Halbversen aus sechs und fünf Silben, nach folgendem Schema:

6 pp (a) / 5 p (a)  
 6 pp (b) / 5 p (b)  
 6 pp (c) / 5 p (c)

Da die Hymnenstrophen für Willibald offenbar nur in Brevieren erhalten sind, d. h. ohne Notation, wird man die Melodie mit Hilfe dieser Strophenform erschließen müssen und das im mittelalterlichen Strophenlied, zu dem der Hymnus gehört, häufige Verfahren der Kontrafaktur anwenden, um diesen Text „singbar“ zu machen.

Wäre der Text nach dem verbreiteten Schema der ambrosianischen Hymnenstrophe als jambischer Dimeter geformt, so könnte auf eine große Auswahl von Melodien zu entsprechend gestalteten Stammtexten zurückgegriffen werden. Für die vorliegende Strophenform scheint es nur eine einzige Melodie zu geben, die in deutschen Quellen am häufigsten mit dem Text „Plaudat laetitia / lux hodierna“<sup>47a</sup>, einem Nikolaus-Hymnus, belegt ist und in der deutsch-italienischen Überlieferung noch den Text „Martyr egregie / Deo dilecte“<sup>48</sup> trägt, bestimmt für das Fest eines Märtyrers und häufig für den heiligen Georg verwendet.

Die zu diesen Texten überlieferte Melodie kann z. B. aus dem Klosterneuburger Hymnar von 1336, der Handschrift 1000 der Stiftsbibliothek von Klosterneuburg entnommen werden.<sup>49</sup> Wenn man den Text zu Ehren des heiligen Willibald unterlegt, ergibt sich folgende Strophe:

46) AH 50, S. 290 ff., die Hymnen unter den Nummern 223–228.

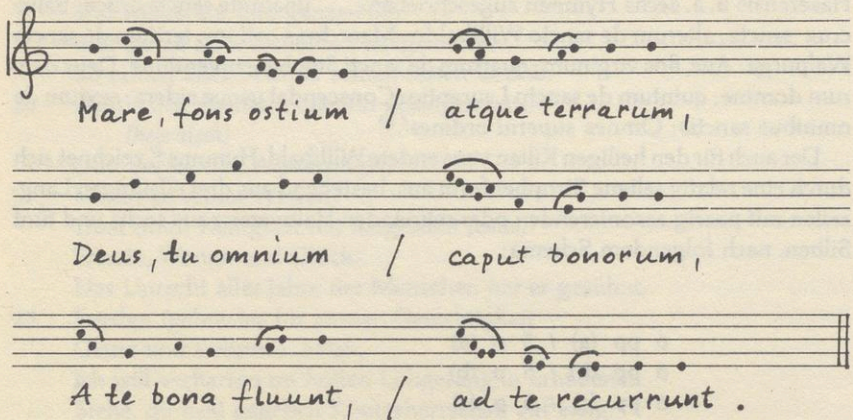
47) AH 4, Nr. 174, in der dritten Strophe ist Willibaldus durch Kilianus ersetzt.

47a) AH 51, Nr. 183.

48) AH 51, Nr. 115.

49) Dieses Hymnar ist in Monumenta Monodica Medii Aevi, Bd. 1, Kassel 1956, S. 209–247, von B. Stäblein ediert worden; die Melodie mit „Plaudat laetitia“ steht S. 239; im gleichen Band kann man die Melodie mit dem Text „Martyr egregie“ aus einem Hymnar des 11. Jahrhunderts aus Verona nachlesen, a. a. O., S. 388.

Mel.: klosterneuburg, Stiftsbibl. 1000, 96v.



Mare, fons ostium / atque terrarum,  
Deus, tu omnium / caput bonorum,  
A te bona fluunt, / ad te recurrunt .

Da der Strophenbau des Willibald-Hymnus und der genannten Texte identisch ist und die Hymnen-Melodie diesem Schema entsprechend verläuft, bereitet die Kontrafaktur keine Schwierigkeiten. Die Melodie, die dem dritten Kirchenton angehört, kadenziiert in den Halbversen, bestätigt also eine Gliederung des Textes in sechs Zeilen. Innerhalb der Zeilen entsprechen die Einzeltöne und Ligaturen genau den sechs bzw. fünf Silben, die zu unterlegen sind. An den Zeilengrenzen stehen mit Finalis E, Quinte h oder Oktave e Rahmenstufen des Kirchentons, und die Ausweitung des Ambitus bis g im ersten Halbvers der zweiten Zeile verbindet sich in dieser ersten Strophe sinnfällig mit der Akzentsilbe von *omnium*.

Zweifellos ist diese Melodie geeignet, den vorliegenden Text zu tragen, obwohl wir nicht sicher wissen können, ob Heribert diese Melodie im Sinn hatte, als er den Willibald-Hymnus geschrieben hat. Es gibt jedoch zumindest ein Argument dafür.

Der strophengleiche Walburga-Hymnus Heriberts „Ave, flos virginum“ ist in Prager Quellen des 14. Jahrhunderts mit einer Melodie überliefert, die nur geringfügig zur vorliegenden Tonfolge variiert. Ambitusgrenzen und Zeilenschlußöne sind identisch; nur in den Kadenzformeln, in denen E nach F und h nach c erhöht wird, ist eine Art „Choraldialekt“ erkennbar: so enden die Zeilen 1 und 2 mit DFE, anstelle von DEE, und ac h, anstelle von ah h; entsprechend schließen die Zeilen 4, 5 und 6. Auch der Halbtonbeginn am Hymnen-Anfang ist in dieser Prager Aufzeichnung der Melodie nach c haG geglättet worden.<sup>50</sup>

Damit sind drei Texte unterschiedlicher liturgischer Bestimmung, „Plaudat laetitia“, „Martyr egregie“ und „Ave, flos virginum“, mit der gleichen Melodie nachge-

50) Faks. aus der Handschrift Prag, Univ.-Bibl. XII E 15c, einem Hymnar mit einzelnen Heiligen-Offizien aus dem St. Georgs-Kloster in Prag (vgl. V. Plocek, *Catalogus Codicum notis musicis instructorum ... qui in Bibliotheca universitatis Pragensis servantur*, Prag 1973, II, Nr. 130, S. 476 ff.), in: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige*, Bd. 90, Jahrgang 1979, S. 14.

wiesen. Es liegt nahe, auch das strophengleiche „Mare, fons ostium“ mit dieser Melodie zu verbinden, zumal der Walburga-Hymnus „Ave, flos virginum“ auf den gleichen Autor zurückgeht.

Die Priorität des Nikolaus-Textes „Plaudat laetitia“ begründet Clemens Blume, der Herausgeber des Hymnen-Bandes *Analecta Hymnica* 50, mit der metrischen gegenüber der rhythmischen Formung.<sup>51</sup> Von diesem Argument abgesehen, ist dieser Text zweifellos am weitesten verbreitet gewesen. Diese Feststellung läßt sich aus der Anzahl der Quellen objektiv treffen. Dagegen wird man kaum mit der Datierung der gegebenen Belege arbeiten können, wenn man einen Stammtext ermitteln möchte. Der Walburga-Hymnus wird erst im 14. Jahrhundert handschriftlich mit Notation erfaßbar, obwohl der Autor bereits 1042 verstorben ist. Auch die Überlieferung der Willibald-Strophen setzt erst zögernd im 12. Jahrhundert ein. Es besagt also nicht viel, wenn für „Plaudat laetitia“ und „Martyr egregie“ schon Quellen aus dem 11. Jahrhundert vorliegen.

Über die Herkunft und die Datierung dieser Melodie und über den ersten Text, mit dem sie entstanden ist, läßt sich aus der eher zufälligen, lückenhaften Überlieferung nichts ermitteln. Es wäre deshalb auch nicht völlig auszuschließen, daß der Text für Nikolaus, der als Primärtext angesehen wird, auf jenen Reginold zurückgehen könnte, der schon ein Nikolaus-Offizium mit Antiphonen und Responsorien verfaßt hat.<sup>52</sup> Wenn das Strophenschema und die dazu gehörige Melodie in Eichstätt heimisch waren, dann könnte sich Heribert mit zweien seiner sechs Hymnen, und zwar mit jenen für die Bistumspatrone, an diese Tradition angeschlossen haben. Das Auftreten dieser Melodie mit dem Text „Martyr egregie“ in Hymnaren des 11. Jahrhunderts aus Verona würde sich mit der Besetzung des Veroneser Bischofssitzes mit einem Mitglied des Eichstätter Domkapitels indirekt erklären lassen. Bekanntlich galt Eichstätt im 11. Jahrhundert als „eine wahre Pflanzschule für Bischöfe“<sup>53</sup>, und Verona unterstand seit Otto I. wieder unmittelbar dem Reich und erhielt deutsche Bischöfe.<sup>54</sup>

Den Ausklang dieser Überlegungen sollen, in der Übertragung von Friedrich Dörr, die Strophen jenes Hymnus bilden, der den Anlaß zu diesem Exkurs gegeben hat:<sup>55</sup>

1. Meer und Quelle und Fluß, und alles Leben  
strömt aus dir, Gott, hervor, Quell alles Guten,  
zu dir fließt es zurück, Ziel aller Dinge.
2. Von den Inseln im Meer, weitab im Norden,  
strebt ein mächtiger Strom hin zu dir, Jesus,  
dem lebendigen Quell göttlichen Lebens.

51) AH 50, S. 293.

52) Vgl. Kap. I (Einführung) und Kap. IV („Terminus et idem interminus ...“).

53) Nach A. Schulte zitiert im Art. Eichstätt, von A. Wendehorst, im *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 3, München - Zürich 1985, Sp. 1671.

54) Darauf verweist auch B. Stäblein bei der Beurteilung des Veroneser Hymnars, a. a. O. (Anm. 49), S. 598.

55) Entnommen dem Buch „In Hymnen und Liedern Gott loben. Geistliche Texte zum Beten und Singen“, Regensburg 1983, S. 165, Strophe 1 geändert.

3. Gottes Güte entsprang Willibalds Leben.  
Pilgernd suchte er Gott, sehnsuchtgetrieben,  
wie der dürstende Hirsch lechzt nach der Quelle.
4. Englands glücklicher Sproß, sei unser Führer  
hin zum Wasser des Heils: dort quillt uns Leben;  
wer es kostet und trinkt, kennt keinen Durst mehr.
5. Taufe hat uns entsühnt, doch droht Gefahr uns:  
Strudel lauern auf uns, tückische Wirbel,  
ziehn mit böser Gewalt uns in den Abgrund.
6. Wir vertrauen auf dich, mächtiger Helfer:  
führe uns aus der Not sturmvoller Drangsal  
hin zum sicheren Port ewigen Heiles.
7. Dich, dreifaltiger Gott, preisen wir Menschen,  
Flüsse, Lüfte und Land loben dich, Höchster,  
mächtig kündet das Meer uns deine Größe. (Amen)

**F**ulga dies preclarus cunctis  
 memorandus seculis.  
 Mansura quo se sui laboris premia.  
 Willibaldus intrat aule celestis municeps.  
 Nam regum rex xpi terna luce hodie  
 na corporis.  
 E ductum de claustris supernis  
 associavit ciuibus  
 Laboribus plurimis quamuis et  
 affectus nimium.  
 Pronichilo hos habuit bonorum  
 futurorum conscus.  
 Hunc anglia natum angelis attulit  
 hic spu sco afflatus dum uagiret  
 in incunabulis nostram.

Abb. 1: Oxford, Bodleian Library Selden supra 27, fol. 37v. Beginn der Willibald-Sequenz „Fulget dies preclarus“ in einer Aufzeichnung des 11. Jahrhunderts aus Heidenheim. Melodie in deutschen Neumen am linken Rand, Text in Versikel-Einteilung und mit Hinweis auf höher- und tieferliegende Einzeltöne in der jeweiligen Zeile.

**R**enuntians pompis omnibus diaboli. 11. 11. 11.  
**E**st edibem uitam ducturus se dno. 11. 11. 11.  
 uel ut agniculum immolat. 11. 11. 11.  
**T**rans cursa infantia cum tribulib;  
 mox se eripuit patria. 11. 11. 11.  
**T**unc romam & hiero circum plurima  
 loca inuiseret solimam. 11. 11. 11.  
**H**ic rura postquam per agrat  
 trans maria que factus homo 11. 11. 11.  
 ihu xpi carnalibus ipse obambulat 11. 11. 11.  
 pedibus. 11. 11. 11.  
**P**rospect tandem dno peregrinu  
 talem pluribus profuturum 11. 11. 11.  
 nos pprias illi commisit ouiculas. 11. 11. 11.  
**H**as uigil & bonus pastor uberrims. 11. 11. 11.

remibus nunquam de negat uo  
 compos efficitur & secundo impel  
 lente uen to securus mare tranauit & ad  
 ipsam hic ysolimam octauus salorum  
 Sal  
 [The following text is a melismatic extension of the word 'sal-vus' written in Neumes, consisting of approximately 15 lines of musical notation.]

aus peruenit.

Non acies castrorum ordinata non imminens  
 capiti gladius non grauis oppida subruens  
 & castella terre motus nec fulmen contrus

Abb. 2: Trier, Bistumsbibliothek Abt. 97, Nr. 5, fol. 120. Schluß des letzten Matutin-Responsoriums aus dem Willibald-Offizium mit einer umfangreichen melismatischen Erweiterung über dem Wort „sal-vus“, durch eingefügte Kreuze in mehrere Versikel gegliedert, notiert in deutschen Neumen des 11. Jahrhunderts.

**E** . . . vpsosis exomologis  
 aimancoo alalacmon. . . . . .  
 keeleyמושunus istus conas tonconon. . . . . .  
**Q** d' p'duce te uictis rociens salifluetib? . . . . .  
 Instar rupibus niuosif cerauniorū. . . . . .  
**V** en non nubium teterrimis collisionib? . . . . .  
 Et uentorū molib' brachio uirtutis . . . . .  
 tue dormtas. . . . . .  
**A** tq; p'spero cursu dispositis. . . . . .  
 Dominus vullibalduf uelle suum & . . . . .  
 constantiam uocabulo exprimens. . . . . .  
**M** are per & terras eundo & redeundo. . . . . .  
 Plagis perquam plurimis. . . . . .  
**P** assionum labe multimoda. . . . . .  
 Summa miseria. . . . . . Dolori omigena specie.  
 Labore maximo. . . . . .  
**P** ericulorum pondere & casibus . . . . .  
 millienis pregrauatus . . . . .  
**H** uc ad nos usq; sal . . . . . uis peruenit.

Abb. 3: Trier, Bistumsbibliothek Abt. 97, Nr. 5, fol. 121v. Schluß der dreisprachigen Melismen-Textierung, hier mit griechischen und lateinischen Zeilen, notiert nach Art von Sequenzen mit Gruppen-Notation am Rand und zugehörigem Text in der Zeile. Anschluß an das vorausgehende Responsorium mit den Worten „saluus peruenit“ am Ende der letzten Zeile.

# 1000 Jahre Willibald-Lob

Ein Florilegium lateinischer Preisgesänge auf den hl. Willibald  
ins Deutsche übertragen

Von Friedrich Dörr

Zum 1200jährigen Jubiläum des hl. Willibald soll auch seine poetische Verherrlichung in Grundzügen vorgestellt werden. Als Vorlage dient die Zusammenstellung lateinischer Gedichte, die der Eichstätter Diözesanhistoriker Joseph Georg Suttner (1827–1888) in einer Beilage zum Pastoral-Blatt des Bistums Eichstätt 1857 veröffentlicht hat unter dem Titel: „*Laudes S. Willibaldi sive Cantica Latina in honorem Beatissimi eiusdem Praesulis a decem abhinc saeculis collecta*“ (17 Seiten). Weitere Zugaben erfolgten in den Jahren 1867 (S. 101 *Ave gemma Confessorum*), 1877 (S. 111–112 *Rhythmische Litanei*) und 1880 (S. 123–126 *Terminus et idem interminus*). Wenigstens eine Auswahl aus diesen Texten, ein Florilegium, soll hier im lateinischen Urtext und in deutscher Nachdichtung dargeboten werden.

Inhaltlich behandeln diese Texte durchwegs die zwei beherrschenden Themen des Willibaldslebens: die asketische Loslösung Willibalds von allen irdischen Bindungen und sein abtötungsreiches Pilgerleben auf seiner *Peregrinatio religiosa* nach Rom und ins Heilige Land, vielfach eingebunden in eine Art Kurzbiographie.

Das geschieht in verschiedenen Stilformen: in der herkömmlichen „ambrosianischen“ Strophenform, aber auch in Hexametern und Distichen, in der Form von Sequenzen und sogar klassischen Strophenformen wie der alkäischen Strophe.

Zeitlich umspannt die Auswahl nahezu ein Jahrtausend: angefangen von Bischof Reginold im 10. Jahrhundert bis herauf zum „*Carmen saeculare*“ des Johannes Ludwig im 19. Jahrhundert (1845).

Die deutsche Übersetzung strebt eine möglichst getreue Übertragung an d. h. sinn- und wortgetreu, soweit stilistisch möglich, sonst sinngetreu mit etwas freierer Wortwahl. Dazu ermutigt uns ein anerkannter Übersetzer mittelalterlicher Texte, Wolfram von den Steinen: „Nicht in der Wörtlichkeit liegt die Treue, sondern im Maß, im rechten Fließen und Tönen (*Metrum, Rhythmus, Melos*). Die Übersetzung sollte uns sein, was das Original seinen Lateinern“ (Wolfram von den Steinen, *Ein Dichterbuch des Mittelalters*, hsg. von Peter von Moos, 1974, S. 14). Man sollte der deutschen Wiedergabe nicht mehr das Übersetzen anmerken. Ein erfreuliches Nebenergebnis war es daher, daß sich einige Stücke als willkommene Bereicherung für Volksandachten zum hl. Willibald anboten (unter Nr. 1, 3, 8, 15).



## Reihenfolge des „Willibald-Lobes“

- 1) Bischof Reginold (966–991): Hymnus „Jure gliscunt“
- 2) Reginold: Carmen „Terminus et idem interminus“
- 3) Reginold: Hymnus „Deus, tuorum militum“
- 4) Sequenz (10./11. Jh.) „Fulget dies praeclarus“
- 5) Bischof Megingaud (991–1015): Leuchterinschrift
- 6) Bischof Heribert (1022–1042):  
Hymnus „Mare, fons ostium“
- 7) „Carmen historicum“ (Reimoffizium)
- 8) Missale Wilhelms von Reichenau 1466:  
Hymnus „Ave gemma confessorum“ (12. Jh.)
- 9) Gabriel von Eyb (1496–1535):  
Akrostichon von Thomas Gechau
- 10) Thomas Gechau (vor 1551):  
Rhythmisches Gebet am Altar des hl. Willibald
- 11) Johann Engerd, Ingolstadt 1582:  
Hymnus auf den hl. Willibald
- 12) Jakob Gretser SJ 1617: Zum hl. Willibald
- 13) Georg Reismüller 1642: Zum hl. Willibald (Orpheus)
- 14) Willibald Bittelmaier (1659):  
„Das Leben Willibaldis nach Bischof Philipp,  
in Verse gefaßt“
- 15) Johann Willibald Kerla 1696:  
Reimlitanei zum hl. Willibald
- 16) Johannes Ludwig 1845: Carmen saeculare.

## [1] Hymnus „Jure gliscunt“

- |  |  |
|--|--|
| <p>1. Jure gliscunt nobis summa,<br/>fratres, mentis gaudia,<br/>praesens festum dum devote<br/>debemus persolvere,<br/>quod dicavit sacer suo<br/>Willibaldus transitu.</p> | <p>1. Höchste Freude läßt uns heute,<br/>Brüder, unser Herz erglühn,<br/>wo, vereint in heilger Andacht,<br/>wir den großen Tag begeh'n,<br/>den durch seinen sel'gen Heimgang<br/>kostbar machte Willibald.</p>   |
| <p>2. Natus ipse celsa vere<br/>Anglorum progenie,<br/>sic ut reges essent illi<br/>atque duces proximi,<br/>sed hos omnes longe suis<br/>transcendebat meritis.</p>         | <p>2. Er entstammte einst in England<br/>Ahnen aus dem Adelsstand,<br/>sodaß Könige und Fürsten<br/>mit ihm waren blutsverwand't;<br/>doch sie alle übertraf er<br/>durch des Lebens Heiligkeit.</p>               |
| <p>3. Per aetatem postquam recte<br/>potuit discernere,<br/>mox replevit Christi jussa<br/>mente voluntaria,<br/>quae sequenda sanxit suis<br/>clemens ille famulis.</p>     | <p>3. Als zum Unterscheidungsalter<br/>er herangewachsen war,<br/>nahm er mit bereitem Herzen<br/>die Gebote Christi wahr,<br/>die der Herr einst seinen Jüngern<br/>zur Befolgung übergab.</p>                    |
| <p>4. Sprevit opes mundi totas,<br/>quas habebat proprias,<br/>crucem Christi portans secum,<br/>ipsum sequens praevium,<br/>exulavit patriarcham<br/>imitatus Abraham.</p>  | <p>4. Er gab preis die Erdengüter,<br/>die zu eigen er besaß,<br/>trug mit sich das Kreuz des Heilands,<br/>folgte auf dem Weg ihm nach,<br/>wurde heimatloser Pilger<br/>wie Urvater Abraham.</p>                 |
| <p>5. Duxit una fratrem suum<br/>Wunnebaldum dominum,<br/>nec non patrem ac sororem<br/>Waldburgam sanctissimam,<br/>perlustravit loca sancta<br/>sub orandi gratia.</p>     | <p>5. Mit sich nahm er seinen Bruder,<br/>den hochedlen Wunibald,<br/>mit Walburga, seiner Schwester,<br/>und dem Vater Richard auch,<br/>suchte auf die Gnadenstätten,<br/>wo er ins Gebet versank.</p>           |
| <p>6. Romae Petri atque Pauli<br/>frequentavit limina<br/>atque passim circumquaque<br/>cetera sacraria,<br/>se suosque mandans sanctis<br/>in hisdem reconditis.</p>        | <p>6. Oft sah er in Rom voll Ehrfurcht<br/>der Apostelfürsten Grab<br/>und besuchte rings im Umkreis<br/>eifrig jedes Heiligtum,<br/>und empfahl sich und die Seinen<br/>all den Heil'gen, die dort ruhn.</p>      |
| <p>7. Cis et citra mare magnum<br/>lustrans orbis ambitum,<br/>fuit Christus quo versatus,<br/>ibi mansit crebrius,<br/>patienter hic labores<br/>sustulit multiplices.</p>  | <p>7. Dies- und jenseits auch des Meeres<br/>zog er wandernd durch die Welt,<br/>gern verweilte er mit Liebe<br/>dort, wo einst der Herr gelebt,<br/>trug geduldig alle Mühlen,<br/>die das Pilgern auferlegt.</p> |

- |   |   |
|---|---|
| <p>8. Is ad tempus luce privus,<br/>post eidem redditus,<br/>sustinebat famem, sitim,<br/>algorem fortissimum,<br/>his pro cunctis deo magnas<br/>semper tulit gratias.</p> | <p>8. Ihm, der krank war und erblindet,<br/>ward die Sehkraft neugeschenkt,<br/>er litt Hunger, Durst und Kälte<br/>in ganz ungewohntem Maß,<br/>doch bei allen seinen Leiden<br/>dankte innig er dem Herrn.</p>    |
| <p>9. Sagax fuit in divinis<br/>mundique negotiis,<br/>castus, largus, mansuetus,<br/>sobrius, humillimus,<br/>sicque felix in felicem<br/>venit Baioariam.</p>             | <p>9. Klug war er im heiligen Dienste<br/>und im Umgang mit der Welt:<br/>rein und nüchtern und mildtätig,<br/>immer schlicht und demutsvoll;<br/>so kam er als Glaubensbote<br/>in das Land, das Bayern heißt.</p> |
| <p>10. Ordinante in qua Christo<br/>atque Bonifatio<br/>clericales omnes gradus<br/>accepit dignissimus,<br/>praesulatus donec summam<br/>possidebat cathedram.</p>         | <p>10. Wie es Christus angeordnet,<br/>tat es Bonifatius:<br/>alle hohen Weihegrade<br/>hat er Willibald erteilt<br/>und ihn als getreuen Hirten<br/>für das Gottesvolk bestellt.</p>                               |
| <p>11. Sedis eius est revera<br/>Rubilocus toparchia,<br/>ubi semper fecit signa<br/>atque facit plurima,<br/>suetus cunctis opem ferre<br/>corporis et animae.</p>         | <p>11. Sitz des Bischofs wurde Eichstätt,<br/>der bedeutungsvolle Ort,<br/>wo er große Zeichen wirkte<br/>und auch jetzt noch Wunder tut,<br/>hilfsbereit, wo Menschen leiden<br/>Leibes- oder Seelennot.</p>       |
| <p>12. Nunc precamur, Deus pater,<br/>omnes te communiter,<br/>tuearis ut nos pius<br/>sancti tui precibus,<br/>cuius virtus atque regnum<br/>viget in perpetuum.</p>       | <p>12. Vater in des Himmels Höhen,<br/>nimm die Bitten gnädig auf,<br/>die in unser aller Namen<br/>Willibald dir überbringt,<br/>Gott, der machtvoll herrscht und waltet<br/>heute und in Ewigkeit.</p>            |

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 1, nach: Franz Mone, Hymnen des Mittelalters, Bd. III, Freiburg 1855, S. 561/62. Mone benützte die Handschrift Nr. 5 F der Dombibliothek Trier.

[2] Reginoldi Episcopi Eystett.  
Carmen de S. Willibaldo

Terminus et idem interminus,  
Producens omnia – in esse ex non esse,  
Horum quaedam roborans – aeternaliter in esse,  
At quaedam reducens – aeternum in non esse.

5 Πλαστής καὶ ποιητὴς οὐρανοῦ, τῆς γῆς  
καὶ θαλασσης καὶ τοῦ στερεωματος  
καὶ πάντων ὅποσα ἐν αὐτοῖς ἐστὶν ἀπ' οὐδενός.

Σοὶ, κύριε, φῶς, φωτισμός, ἰσχύς, δύναμις,  
ἐξουσία, νίκη, εὐχαριστία, ἀξίωμα,  
10 εὐλογία, τιμὴ, δεσποτεία,  
εὐπρέπεια, σωτηρία, εἰρήνη, χάρις, ζωή, δόξα,  
ἔπαινος, εὐμορφία, φρόνεςις, ἀρχεῖα.

Σὺ ἥλιον, σελήνην καὶ ἀστέρας, ἕαρ καὶ θέρος,  
φαῦσιν, ἀνατολήν, δυσμόν, ὕδατα ἐπουράνια,  
15 ἔργα τῶν δακτύλων σου, πρὸς ὠφέλειαν ἡμῶν  
ναὶ σὺ ἐθεμελίωσας.

Τὴν οἰκουμένην τῆς γῆς, ὠραια, πέρατα,  
πᾶσαν αὖθις καὶ τὸ πλήρωμα  
ἐπὶ τὴν ἀσφάλειαν αὐτῆς ἐστερέωσας ᾗθ'  
20 ὡς ἐκραταιώθη τὸ ὄν, ἵνα καίτοι οὐδεὶς ἕξεται.

[2] Des Bischofs Reginold von Eichstätt  
dreisprachiges Gedicht über die Pilgerfahrt Willibalds

„terminus et idem interminus“

(lateinisch)

Du, aller Grenze und selbst ohne Grenze,  
bringst alles hervor ins Sein aus dem Nichtsein.  
Einiges stärkst du zum ewigen Dasein,  
anderes entwertest du zum ewigen Nichtsein.

(griechisch)

- 5 Erschaffen und gestaltet hast du  
den Himmel und die Erde,  
das Meer und das Festland  
und was zu ihnen gehört,  
- aus dem Nichts.

- Dein, o Herr, ist Licht und Erleuchtung,  
Kraft und Stärke, Macht und Sieg,  
10 Dank und Würde, Preis, Ehre und Allgewalt;  
Schönheit und Heil, Friede und Gnade,  
Leben und Herrlichkeit,  
Lob und Wohlgestalt, Einsicht und Herrschaft,

- Sonne, Mond und Sterne, Frühling und Sommer,  
das Leuchten der Aufgänge und Untergänge  
und das Wasser über dem Himmel -  
15 alles Werke deiner Finger.  
Wahrlich uns zum Nutzen hast du sie begründet.

- Die bewohnte Erde, ihre Jahreszeiten und Abläufe  
und wiederum ihre ganze Fülle  
hast du zu ihrer Sicherheit festgemacht.  
So erhielt alles Seiende seinen festen Grund,  
20 wenn auch niemand dorthin gelangen wird.

אל אלהים יצוי לה צהור כדע  
 נקח קרופה הנעמיד יושע  
 ששון ונשקחה טובה  
 עון בל- ששון נפיש כפר  
 ששום לער צדק  
 נגה חלל סלה:  
 אהלונו ההלה גדולה גדול  
 הוה רקח כלכוה עולם:

30 Ἐλπίς, ἀγαλλίασις, ὠραιότης, προσότης, οἰκτιρισμός  
 καὶ λύτρωσις, τερπνὸν φέγγος, καύχημα,  
 εὐχή, ὕψωσις, ἐξομολόγησις,  
 ἄσμα νέον ἀλαλαγμῶν  
 καὶ ἐλεημοσύνης εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰῶνων.

35 Quod praeduce te victis totiens salifluctibus  
 Instar rupibus nivosis cerauniorum  
 Nec non nubium deterrimis collisionibus,  
 Et ventorum molibus  
 Brachio virtutis tuae domitis  
 Atque prospero cursu dispositis,

40 Domnus Willibaldus, velle suum  
 Et constantiam vocabulo exprimens,  
 Mare per et terras eundo et redeundo,  
 Plagis perquam plurimis,  
 Passionum labe multimoda,

45 Summa miseria,  
 Doloris omnigena specie,  
 Labore maximo,  
 Periculorum pondere  
 Et casibus millenis praegravatus

50 Huc ad nos usque salvus pervenit.

*(hebräisch)*

- Gott der Götter, Allmächtiger,  
 bei dir ist reines Wissen;  
 Trost (und) Heiligkeit hat hergestellt Jesus,  
 Freude, Wonne und Glück.  
 Das Unrecht aller Jahre der Menschen hat er gesühnt,  
 25 Frieden (gebracht) für immer, Gerechtigkeit,  
 Glanz und Lobpreis. Selah.  
 Ich will verharren im hohen Lobgesang, o Erhabener.  
 Siehe, du hast gegeben Königsherrschaft auf ewig.

*(griechisch)*

(Du bist für uns)

- Hoffnung und Jubel, Schönheit und Milde,  
 30 Erbarmen und Erlösung, freundliches Licht und unser Ruhm,  
 Gebet, Erhöhung und Bekenntnis,  
 das neue Lied für den Ruf im Kampf  
 und den Ruf um Erbarmen in alle Ewigkeiten.

*(lateinisch)*

- (Es geschah) unter deiner Führung:  
 oftmals wurde besiegt die sich türmende Salzflut,  
 35 gleichend den schneebedeckten Felsen der vom  
 Blitzschlag gespaltenen Gebirgskämme,  
 auch das schreckliche Aufeinanderprallen der Wolken  
 und die Wucht der Winde  
 brachst du durch die Kraft deines Armes  
 und machtest sie dienstbar für eine glückliche Fahrt:  
 40 so ist Willibald, unser Herr, der seine Willenskraft  
 und seine Standhaftigkeit durch seinen Namen ausdrückt,  
 durch Meer und Länder hin- und zurückreisend,  
 unter unzähligen Plagen  
 und von vielfältigen Krankheiten angesteckt,  
 45 in äußerstem Elend  
 und Schmerzen jeglicher Art,  
 unter ungeheurer Anstrengung  
 und bedroht von schweren Gefahren  
 und tausenderlei Zwischenfällen –  
 50 wohlbehalten hierher bis zu uns gelangt.

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 27 (1880) S. 123–126, nach: Handschrift Nr. 5 F der Dombibliothek Trier. Vergl. dazu Dörr, Schlager, Wohnhaas, *Spicilegia Willibaldina IV*, oben S. 49. Die Nummern der Verse wurden aus dem Pastoralblatt übernommen; die dort beigefügte Übersetzung diente als Vorlage.

### *Anmerkungen zum Carmen Reginolds „terminus et idem interminus“*

Das Gedicht Reginolds „terminus et idem interminus“ ist ein kleines sprachliches Wunderwerk. Auffallendstes Kennzeichen ist die Dreisprachigkeit: es setzt lateinisch ein (Vers 1–4), fährt griechisch fort (5–20), steigert sich ins Hebräische (21–28), dann geht es nochmal griechisch weiter (29–33) und endet wiederum lateinisch (34–50), ein Spiegelbild der Reise-Etappen Willibalds ins Hl. Land und zurück. Die klassische Bildung des Verfassers kommt hier zum Ausdruck. Im einzelnen bedarf der Text noch einer exakten philologischen Überprüfung.

*Inhaltlich* ist der 1. Teil (1–20) ein Lobgesang auf Gott den Schöpfer Himmels und der Erde, der 2. Teil (21–33) auf Gott den Erlöser, der 3. Teil ein Danklied für Gottes Vorsehung, die Willibald auf seiner mü- und gefährvollen Reise wohlbehalten bis zu uns geführt hat.

*Stilistisch* ist beachtlich, daß nicht nur die Terminologie der drei Sprachkreise verwendet wird, sondern auch ihre geistige und religiöse Gedankenwelt anklingt, ohne daß man auf Anhieb bestimmte Bezüge erkennen und finden könnte. So erinnert Titel und 1. lateinischer Teil deutlich an die Seinsphilosophie und -theologie Gregors von Nazianz und besonders Augustins, der 2. und 4. griechische Teil (mit den zahlreichen Häufungen von Substantiven) ruft die Sprache der ostkirchlichen Hymnodie wach, der 3., hebräische, Teil läßt an die Psalmen und Weisheitsbücher des alten Testaments denken. Der 5. wiederum lateinische Teil enthält Reminiszenzen an klassische Epen.

So ist in Vers 35 von „ceraunischen Bergen“ die Rede, ein Ausdruck, der sich in Vergils Äneis findet 3,506: „Vorwärts geht von dort unsre Fahrt in Keraunias Nähe“, womit die durch häufige Gewitter bekannten Monti della Chimera gemeint sind, die sich an der Küste von Epirus entlang ziehen und mit dem Vorgebirge Akrokeraunia endigen. „Denn nach Italien führt von dort der kürzeste Seeweg“ (3,507).

Besondere Beachtung verdienen Überschrift und Einleitung. Der Begriff „interminus“ findet sich bezeichnenderweise bei Notker Balbulus (+912) in seiner Weihnachtssequenz: „Natus ante saecula / Dei filius, / invisibilis, / interminus“. Bei Gregor von Nazianz heißt es in seinem „Hymnus an Gott“:

„In dir allein hat alles Bestand,  
zu dir strebt alles hin,  
Du bist das Ziel für alles:  
Du der Eine und Alles und doch nichts von allem.“

(Dogmatische Gedichte, PG 37,317 f.)

Die gegensätzliche Formulierung göttlicher Eigenschaften ist weder der lateinischen noch der griechischen Hymnodik fremd. Eine ungewöhnliche Parallele bietet ein Gebet der Götter an Brahma von Kalidasa:

„Ursprung der Welt bist du, und selbst ohne Ursprung,  
Anfang der Welt bist du, und selbst ohne Anfang,  
Ende der Welt bist du, und selbst ohne Ende,  
Herr der Welt und selbst ohne Herrn“

(A. Hillebrandt, Kalidasa, Breslau 1921, S. 121)

So sind mancherlei Anklänge, aber kaum wörtliche Zitate aus Werken der drei Sprachkreise nachzuweisen. Das legt den Gedanken nahe, daß der musisch hochbegabte Verfasser aus der Fülle seiner klassischen und christlichen Bildung sein Carmen eigenständig entworfen und entwickelt hat.

## [3] Hymnus „Deus tuorum militum“

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Deus, tuorum militum<br/>corona, spes et praemium<br/>attende pronis auribus<br/>indignis nostris vocibus.</p> <p>2. Qui Willibaldum hodie<br/>ab omni purum crimine<br/>eductum carnis cavea<br/>locasti super aethera.</p> <p>3. Ob eius alma merita<br/>nostra relaxa crimina,<br/>hic libera de noxiis<br/>et in futuris saeculis.</p> <p>4. Te cuncta laudent pariter,<br/>summe cunctorum arbiter,<br/>est cuius regnum stabile<br/>per aevum sine tempore.</p> | <p>1. Gott, deiner Diener Zuversicht,<br/>du, ihre Hoffnung und ihr Licht:<br/>wir richten uns zu dir empor,<br/>neig gnädig unserm Flehn dein Ohr.</p> <p>2. Heut stieg zu dir Sankt Willibald<br/>empor als edle Lichtgestalt;<br/>von aller Erdenlast befreit<br/>thront er bei dir in Ewigkeit.</p> <p>3. Ob seiner Liebe und Geduld<br/>verzeih uns alle Sündenschuld;<br/>der dir gedient hat treu und rein;<br/>soll immerfort uns Helfer sein.</p> <p>4. Die Wesen alle ungezählt<br/>lobpreisen dich als Herrn der Welt.<br/>Du herrschest über Meer und Land,<br/>dein Reich hat ewigen Bestand.</p> |
|---|--|

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 2 (Reginold-Officium), nach: Franz Mone, Hymnen des Mittelalters, Bd. III, Freiburg 1855, S. 562. Mone benützte die Handschrift Nr. 5 F der Dombibliothek Trier.

## [4] De sancto Willibaldo Eystetensi

- 1) Fulget dies praeclarus,  
cunctis memorandus saeculis,
- 2a) Mansura quo sanctus  
sui laboris praemia
- 2b) Willibaldus intrat  
aulae caelestis municeps.
- 3a) Nam regum rex, Christus,  
taetro luce hodierna  
corporis
- 3b) Eductum de claustro  
supernis associavit  
civibus.
- 4a) Laboris  
plurimis quamvis esset  
affectus nimium.
- 4b) Pro nihilo  
hos habuit bonorum  
futurorum conscius.
- 5a) Hunc Anglia natum  
angelis attitulat;
- 5b) Hic spiritu sancto  
adflatus, dum vagiret  
in incunabulis, hostiam
- 6a) Renuntians pompis  
omnibus diaboli
- 6b) Et caelibem vitam  
ducturus se Domino  
velut agniculum immolat.
- 7a) Transcursa infantia  
cum tribulibus  
mox se eripuit  
patria;
- 7b) Nunc Romam et Hiero-  
circum plurima  
loca inviserat  
– Solymam.
- 8a) Hic rura postquam peragrat  
transmarina,  
quae factus homo Jesus Christus  
carnalibus  
ipse obambulavit pedibus,
- 8b) Prospexit tandem Dominus  
peregrinum  
talem pluribus profuturum;  
nos proprias  
illi commisit oviculas.
- 9a) Has vigil et bonus pastor  
uberrimis pavit et sa-  
tiat pascuis
- 9b) Et florida poli regna  
securus scandit, virtutum insignia  
suis distribuens.
- 10) Oratu  
illius, o Christe,  
a peccaminum monstris  
nos tueri velis.

## [4] Sequenz auf den hl. Willibald „Fulget dies praeclarus“

1. Aufstrahlt der Tag, der klare,  
ehrwürdig für alle Zeiten:

- |   |   |
|---|---|
| 2a) Zum bleibenden Lohn<br>für sein ruhmvolles Wirken   | 2b) wird Willibald heute<br>Bürger des ewigen Reiches.  |
| 3a) Der König der Könige, Christus,<br>hat ihn am heutigen Tage<br>freigemacht  | 3b) vom düsteren Kerker des Leibes<br>und den himmlischen Bürgern<br>beigesellt.  |
| 4a) Beschwernisse<br>vielfacher Art bedrängen ihn<br>gewaltsam im Leben;  | 4b) für nichts jedoch<br>galten sie ihm verglichen<br>mit den Freuden des Himmels.  |
| 5a) Den in England Gebornen weist<br>England hin auf die Engel.   | 5b) Er unterm Anhauch des Geistes,<br>noch stammelnd in der Wiege,<br>macht ganz sich zur Gabe:   |
| 6a) Widersagend allem<br>Teufelsgepränge  | 6b) und ehelos lebend,<br>bringt er sich dem Herrn dar<br>als ein heiliges Opferlamm.   |
| 7a) Der Kindheit entwachsen<br>reißt er sich los mit<br>Stammesbrüdern vom<br>Vaterland.  | 7b) Er pilgert nach Rom, sucht<br>zahlreiche Stätten auf,<br>endlich erreicht er Je-<br>rusalem.  |
| 8a) Nachdem er die Länder<br>durchwandert jenseits des Meeres,<br>die der Gottmensch Jesus Christus<br>mit eigenen<br>Füßen selber durchstreifte, | 8b) ließ Gott diesen lebens- und völker-<br>kundigen Pilger<br>vielen Menschen zum Segen werden<br>und gab uns<br>ihm zu eigen als Schäflein. |
| 9a) Als wachsamer guter Hirte<br>hat er sie auf köstlichen Weiden<br>ernährt und gesättigt  | 9b) und die lichtvollen Reiche des Himmels<br>ganz sicher erklimmen, den Seinen<br>für Tugend Auszeichnung gewährend.                         |
- 10) O Christus,  
auf seine Bitte  
vor den Schrecken des Bösen  
schütze du uns gnädig!

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 3/4, nach: Missale (Handschrift) des Eichstätter Bischofs Wilhelm von Reichenau (1465–1496) aus dem Jahre 1466, fol. 86<sup>v</sup>; Text auch in *Analecta Hymnica*, Bd. 53: *Thesauri hymnologici prosarium*, Leipzig 1911 Nr. 227, S. 364/65.

Zur Geschichte dieser Sequenz vergleiche Dörr, Schlager, Wohnhaas, „Spicilegia Willibaldina“ III, oben S. 42. Dort wird der Nachweis erbracht, daß diese Sequenz sich exakt syllabisch unter das Melodie-Modell „Mater“ unterlegen läßt, sich also offenbar schon früh dieser Melodie bediente. Der Text von AH 53, wo am Schluß bei an sich lückenlosem Text unbegründet und unverständlich in den letzten zwei Strophen einige Zeilen unausgefüllt bleiben, mußte also auf die Strophen- und Zeilengliederung nach dem Modell „Mater“ umgesetzt werden (vor allem in 5a und 5b) und ergibt dann eine normal ablaufende Sequenz ohne Leerzeilen. Der Text gehört der frühen Sequenzdichtung an, in der ohne Reimbildung zwischen einer Eröffnungs- und Schlußstrophe verschieden lange Strophenpaare zu stehen kommen, deren paarige Glieder den gleichen Rhythmus einhalten (wie so oft bei Notker dem Stammler).

Inhaltlich stellt der Text ein Elogium auf das Leben des hl. Willibald dar: seine Weltensagung, seine Pilgerfahrt und sein bischöfliches Wirken. Wir sind hier am Urgestein mittelalterlicher Sequenzdichtung.

## [5] Leuchterinschrift des Bischof Megingaud (989–1015)

Hanc Willibaldo pharum construxerat almo  
Praesul devotus, Mengosus nomine dictus,  
Qui pius hunc sanctis precibus conjungit eundem,  
Turmis Angelicis coelesti nomine sanctis.  
Hoc pater et natus nec non et spiritus almus  
Efficiat firmum, fixum, solidumque per aevum.

Diesen kunstvollen Leuchter ließ schaffen zu Willibalds Ehren einer der ihm gefolgt, in Ehrfurcht, Megingaud mit Namen. Fromm war er auch bemüht, im Gebet ihn liturgisch zu feiern und ihn hinzuzufügen den seligen Scharen im Himmel. Möge Gott Vater und Sohn und der Heilige Geist dies bestärken und als festen Gebrauch für alle Zeiten verbürgen.

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 2, nach: Kaspar Bruschius, Magni operis de omnibus Germaniae Episcopatibus epitomes, 1549, fol. 183<sup>v</sup>, dieser vermutlich nach dem handschriftlichen Eintrag im Kodex Gundekarianum im Diözesan-Archiv Eichstätt (Signatur: B 4) fol. 17<sup>v</sup>–18<sup>r</sup>.

[6] Heribert (1022–1042)

## Hymnus „Mare, fons ostium“

De sancto Willibaldo.

1. Mare, fons ostium atque terrarum,  
Deus, tu omnium caput bonorum,  
A te bona fluunt, ad te recurrunt.
2. Longe ab insulis pars bona maris  
Ad fontem rediit teque requirit,  
lesu, viventium fontem aquarum.
3. Maris fons est Deus, pars Willibaldus,  
Quem procul patriis sitit ab oris,  
Cervi more suum tendit ad haustum.
4. Anglorum insulae felix alumne,  
Nos prece sedula dignos fac aqua,  
Quam quisquis biberit, sitim post nescit.
5. Mundos baptisate fraudes iniquae  
Semper inficiunt maleque mergunt  
Per stagnum criminis in poenam mortis.
6. Sed tuis precibus omnes rogamus  
De saeva eripi noxa Charybdis  
Tangentes lacrimis portum salutis.
7. Laus tibi, trinitas, laus et potestas,  
Te laudant flumina, caeli ac terra,  
A mari ad mare laus sit hac die.

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 3, vermutlich nach: Jakob Gretser SJ. Philippi Ecclesiae Eystettensis XXXIX Episcopi de eiusdem Ecclesiae divis titularibus commentarius . . . , Ingolstadt 1617, S. 381; der Text auch in: *Analecta Hymnica*, Bd. 50: Lateinische Hymnendichter des Mittelalters, Leipzig 1907, Nr. 224 S. 292/93.

## [6] Bischof Heriberts Hymnus

## „Mare, fons ostium“

1. Meer und Quelle und Fluß und alles Leben  
strömt aus dir, Gott, hervor. Quell alles Guten,  
zu dir fließt es zurück, Ziel aller Dinge.
2. Von den Inseln im Meer, weitab im Norden.  
strebt ein mächtiger Strom hin zu dir, Jesus,  
dem lebendigen Quell göttlichen Lebens.
3. Gottes Güte entsprang Willibalds Leben.  
Pilgernd suchte er Gott, sehnsuchtgetrieben,  
wie der dürstende Hirsch lechzt nach der Quelle.
4. Englands glücklicher Sproß, sei unser Führer  
hin zum Wasser des Heils: dort quillt uns Leben;  
wer es kostet und trinkt, kennt keine Durst mehr.
5. Taufe hat uns entsühnt, doch droht Gefahr uns:  
Strudel lauern auf uns, tückische Wirbel,  
ziehn mit böser Gewalt uns in den Abgrund.
6. Wir vertrauen auf dich, mächtiger Helfer:  
führe uns aus der Not sturmvoller Drangsal  
hin zum sicheren Port ewigen Heiles.
7. Dich, dreifaltiger Gott, preisen wir Menschen,  
Flüsse, Lüfte und Land loben dich, Höchster,  
mächtig kündet das Meer uns deine Größe. (Amen)

Der Hymnus des Bischofs Heribert ist stilistisch sehr beachtlich: er gebraucht die seltene dreizeilige Strophenform (ebenso in seinem Walburgahymnus „Ave flos virginum“) und bereichert diese noch durch Reime und Assonanzen jeweils zwischen Zeilenmitte und Zeilenende, wobei sich eine merkliche Neigung zur Schlußkadenz am Ende der dritten Zeile ergibt. Mit Recht hat der Anonymus von Herrieden Heribert das Lob gespendet, seine Dichtungen „zeichnen sich durch einen außerordentlichen Wohlklang der Sprache aus (egregia dictandi dulcedine), worin er keinem seiner Zeitgenossen nachsteht“ (Mon. Germ. SS VII, 261)

Über die Geschichte des Hymnus in seiner Zeit und seine mögliche Vertonung vgl. „Spicilegia Willibaldina“ V, S. 55.

So apart wie die äußere Form ist auch der Inhalt des Hymnus. Da Willibald vom meerumspülten England kommt, wird das Wasser zum beherrschenden Motiv: Gott ist der Urquell der lebendigen Wasser, ihr Hin- und Herfluten zwischen der Seele und Christus ist das Thema des Christenlebens, wie auch das Bedrohtsein durch Stürme und tückische Wirbel, die einer Charybdis gleich tödliche Gefahren hervorrufen, bis der Pilger schließlich, wenn auch unter Tränen, den rettenden Hafen erreicht – eine wahrhaft dichterische Gesamtschau des Lebens Willibalds und jedes Erdenpilgers.

## [7] Carmen historicum de S. Willibaldo.

a        Astra vocante Deo, subiit praesul Willibaldus  
           Coelitus; hortati jubilando venite beati  
           Reddere vota Deo!

A

- |   |  |
|---|--|
| 1. Anglorum praedicabilis<br>Gens fidei pro meritis,<br>De qua duxit prosapiam<br>Willibaldus clarissimam.        | 5. Pater Egiwaldus illum<br>Ut suscepit commendatum<br>Waltheim in monasterio:<br>Reconsignavit Domino.      |
| 2. Stirpe regali editus,<br>Parentum haeres unicus,<br>A lacte dum suspenditur<br>Mox febribus corripitur.        | 6. Puer autem mitissimus<br>Instabat totis viribus,<br>Quotidie proficere<br>Et arctiora petere.             |
| 3. Quem mortis in articulo<br>Postquam voverunt Domino<br>Parentes, salus redditur<br>Et languor omnis pellitur.  | 7. Virtutum spiritualium<br>Rex Willibaldum puerum,<br>Pro Christo factum pauperem,<br>Suum fecit docibilem. |
| 4. Parentes, voti memores,<br>Haeredis non retraxit spes;<br>Transacto jam quinquennio<br>Reddebant natum Domino. | 8. In quo, tradente flamine<br>Mirae intelligentiae<br>Prophetae soliloquia,<br>Exuberavit gratia.           |
| 9. Futurus namque Pontifex<br>A Deo sic instructus est.<br>Ut vas electum coelitus<br>Christi prodesset plebibus. |  |

[7] Historisches Loblied  
auf das Leben des hl. Willibald

a) *Aufruf zu freudigem Jubel*

- a     Bischof Willibald stieg auf Gottes Ruf über die Sterne  
auf ins himmlische Reich: kommt jubelnd, ihr Seligen alle,  
weihet Gott Ehre und Ruhm!

A     *A) Vorspiel: Jugend in England*

- |   |   |
|---|---|
| <p>1. Der Angeln Volk ist Lobes wert,<br/>weil es den wahren Glauben ehrt.<br/>Aus hohem Adel, reich und alt,<br/>entstammte dort Sankt Willibald.</p> <p>2. Schon rief man ihn im edlen Haus<br/>als ersten Sohn zum Erben aus,<br/>als kaum nach eines Jahres Ziel<br/>ein schweres Fieber ihn befiel.</p> <p>3. Das Kind, dem Tod schon nicht mehr fern,<br/>ward dargeboten Gott dem Herrn<br/>von seinen Eltern – und zur Stund<br/>war es geheilt und blieb gesund.</p> <p>4. Schwer war den Eltern der Verzicht,<br/>doch eingedenk der heiligen Pflicht<br/>brachten sie Gott den Knaben dar,<br/>als er erfüllt das fünfte Jahr.</p> | <p>5. In Waldheim nahm Abt Egiwald<br/>ins Kloster auf Klein-Willibald<br/>und hat ihn dort für alle Zeit<br/>als heil'ge Gabe Gott geweiht.</p> <p>6. Der Knabe setzte, sanft und rein,<br/>mit seiner ganzen Kraft sich ein:<br/>er lernte willig, lernte viel<br/>und immer höher ging sein Ziel.</p> <p>7. Der Herr, der unser Leben lenkt<br/>und Heiligkeit und Tugend schenkt,<br/>nahm ihn als Christi Jünger an,<br/>der irdisch Gut entraten kann.</p> <p>8. Ihm half des Heiligen Geistes Wehn<br/>Prophetenworte zu verstehn;<br/>sein Denken wurde hell und klar,<br/>weil Gottes Gnade mit ihm war.</p> <p>9. Ihm, der einst sollte Bischof sein,<br/>wies Gott in alle Weisheit ein,<br/>daß er, für hohe Ziele frei,<br/>dem Volk ein guter Führer sei.</p> |
|---|---|

## B

1. Praesul Christi Willibaldus  
A cunabulis ut agnus  
Tenens innocentiam,  
Puer indolis praeclarae  
Solum studuit amare  
Dei sapientiam,  
Christi pauper opes patriam mundumque relinquens.
2. Juvenis cum esset factus  
Et sub veste Christi nactus  
Esset dona plurima  
Spiritualium virtutum:  
Exulare duxit tutum  
Pro coelesti patria,  
Quod labor iste ratus foret utilis inde beatus.
3. Willibaldus Dei servus  
Christo suspirans ut cervus,  
Dum ad aquas properat,  
Affectabat exulare  
Tum per terras, tum per mare,  
Juxta quod elegerat,  
Calle pedum celeri repetens vestigia Christi.
4. Pandit ergo Patri talem  
Vir sincerus voluntatem  
Et hortatur plurimum,  
Ut secum proficiscatur  
Nec subire vereatur  
Laborem dispositum.  
Dat Pater assensum Domino spirante benignum.

*B) Gläubige Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem*

B

1. Willibald, der Christus liebte,  
dessen Herz das Gute übte  
seit begann sein Lebenslauf,  
nahm voll Sehnsucht nach der Wahrheit  
mit des jungen Geistes Klarheit  
Gottes Weisheit in sich auf.

Arm für Christus zu werden, verließ er Welt, Reichtum und Heimat.

2. Als er Jüngling war geworden  
und im Kloster sich erworben  
Gnadengaben ungezählt,  
hat, in heiligem Verlangen,  
einst den Himmel zu erlangen,  
er die Pilgerfahrt erwählt.

Dieser mühsame Weg schien ihm sinnvoll, um selig zu werden.

3. Wie der Hirsch zur Wasserquelle  
strebt der Diener Gottes schnelle  
sehnsuchtsvoll zu Christus hin:  
heimatlos zu Land und Meere,  
stets bedacht auf Gottes Ehre,  
streng zu leben war sein Sinn.

Eiligen Schritts wollte er aufsuchen die Fußspuren Christi.

4. Und er suchte für sein Sinnen  
auch den Vater zu gewinnen  
und bedrängte ihn gar viel,  
doch mit seinem Sohn zu reisen  
und sich mutig zu erweisen  
für dies mühevoll Ziel.

Und bewogen von Gott, gibt der Vater gütig sein Jawort.

## B

5. Secum igitur assumtis  
Et divinitus adjunctis  
Suo patre, pariter  
Ac germano suo fratre  
Wunibaldo, intrant mare  
Liburnis alacriter,  
Mox asseclarum coetu comitante piorum.
6. Tandem maria sulcantes  
Prosperaque navigantes  
Maris portum applicant,  
Ubi caput orbis, Romam,  
Suae mortis per coronam  
Apostoli decorant  
Comparibus votis se committendo patronis.
7. Willibaldus, vir insignis,  
Aemulando arctioris  
Vitae sanctimoniam,  
Navi sibi delegata  
Nutu Dei ad optatam  
Venit Hirosolyam,  
Christi carne sua complectens stigmata sacra.

## C

- |  |   |
|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Defuncti patris ossibus<br/>Humatis, fratres amplius<br/>Tristitiae solatium<br/>Interpellabant Dominum.</li> <li>2. Subtractam sibi gratiam<br/>Visus statim ubi sensit,<br/>Tobiae patientiam<br/>Willibaldus exhibuit.</li> </ol> | <ol style="list-style-type: none"> <li>3. Post duos menses igitur<br/>Beato visus redditur,<br/>Cujus panduntur merita<br/>Probata patientia.</li> <li>4. Hunc Papa dum Gregorius<br/>Assiduis profectibus<br/>Invigilare cerneret,<br/>Suasit, quo plus proficeret.</li> </ol> |
|--|---|
5. Transmisit Dei famulum  
Ad Sanctum Bonifacium  
Obedire solummodo  
Tanto patris consilio.

## B

5. Sohn und Vater froh geeinigt  
und durch Gottes Wink vereinigt  
eilen ohne Rast und Ruh  
nach dem Abschied von der Mutter,  
eins mit Wunibald, dem Bruder,  
auf Liguriens Küste zu.

Und gar bald schloß sich an eine weitere Schar frommer Pilger.

6. Als das Schiff durchs Wasser gleitet,  
steuern sie, vom Glück begleitet,  
einen Meereshafen an,  
nahe Rom, dem Haupt der Erde,  
das durch ihren Tod verklärte  
der Apostel Zwiagespann.

Und sie empfahlen sich ihrem Schutz mit heißen Gebeten.

7. Willibald, voll heißen Strebens  
nach dem höchsten Ziel des Lebens  
gottgeweihter Pilgerfahrt,  
konnt nach Mühen ohnegleichen  
doch Jerusalem erreichen,  
wo sich Christus offenbart.

Er umfaßte beglückt des Erlösers heilige Spuren.

## C) Wechselfälle

## C

- |   |   |
|---|---|
| <p>1. Den Vater, der verstorben war,<br/>bestattete das Brüderpaar<br/>und suchte Trost im schweren Leid<br/>bei Gott, dem Herrn der Ewigkeit.</p>      | <p>3. Doch nach zwei Monaten, o Glück!,<br/>kam ihm das Augenlicht zurück;<br/>weil in Geduld er sich bewährt,<br/>ward diese Gnade ihm gewährt.</p>      |
| <p>2. Als Willibald im Heil'gen Land<br/>empfand, daß ihm die Sehkraft schwand,<br/>nahm er sogleich als Vorbild an<br/>Tobias, den geduldgen Mann.</p> | <p>4. In Rom Papst Gregor sah erfreut<br/>sein Streben nach Vollkommenheit.<br/>Daß er noch Höh'eres leisten kann,<br/>wies er ein neues Ziel ihm an.</p> |
5. Er sandt' ihn mit Empfehlungsgruß  
zum heil'gen Bonifatius.  
Ihm sollte er fortan allein  
als treuer Helfer dienstbar sein.

## D

1. Româ venientem sanctum  
 Consecravit Willibaldum  
 Sanctus Bonifacius,  
 Archipraesul Moguntinus.  
 Ut esset vir Deo dignus  
 In Eystett Episcopus  
 Pontifices sacri facto sensere vocati.
2. Patriarchae fidem gerens  
 Benedictionis haeres  
 Ejus instituitur,  
 Peregrinus Willibaldus  
 Dum a Deo plebis magnus  
 Sacerdos eligitur;  
 Sicut carnis Abram, sic verbi semine magnam,  
 Gentem progenuit Domino.
3. In mundanis prolongatum  
 Willibaldus incolatum  
 Consummavit hodie,  
 Et commendans corpus terrae  
 Deo spiritum, aeternae  
 Est adjunctus gloriae,  
 Cernens in patulo de numine credita trino.

## E

Willibalde pater, coelestia qui meruisti  
 Gaudia, supplicibus fer opem de munere Christi,  
 Ut te laudantes salvemur ab omine tristi  
 Sedeque deposcas nos tecum perpete sisti.

*D) Wirken in Deutschland*

D

1. Ihm, der nun nach Deutschland eilte,  
Bonifatius erteilte  
unsrer Kirche höchste Weih'n:  
Er, der Mainzer gute Hirte,  
setzte ihn mit gleicher Würde  
und als Eichstätt's Bischof ein.

Sie, die heiligen Hirten, sahen von Gott sich gerufen.

2. Patriarch des Glaubenslebens,  
nunmehr Erbe seines Segens  
wird der Pilger Willibald;  
wird von Gott so hoch erhoben,  
daß ihn alle Christen loben:  
Hohenpriesters Lichtgestalt.

Wie Abraham im Fleische, zeugt Er durch den Samen des Wortes  
Gott ein heiliges Volk.

3. Seinen Pilgerweg durchs Leben,  
lang, wie ihn der Herr gegeben,  
Willibald beschließt ihn heut:  
übergibt den Leib der Erde,  
Gott den Geist, auf daß ihm werde  
Licht der ewgen Herrlichkeit.

Was vom dreieinigen Gott er geglaubt, schaut er strahlend im Lichte.

*E) Gebet seiner Gläubigen*

E

Willibald, gütiger Vater, der himmlisches Glück sich erworben,  
bitte, erfleh uns Gnade von Christus, der für uns gestorben,  
daß wir dich feiern, und so, befreit von Sünden und Leiden,  
selig vereint mit dir genießen die himmlischen Freuden.

## F

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Solennizate pueri<br/>Superni Regis incltyi<br/>Hoc festo, quo coelestibus<br/>Conjunctus est Willibaldus.</p> <p>2. Christi misericordia<br/>Hujus Patris praecordia<br/>Confirmavit charitate,<br/>Os implendo veritate.</p> <p>3. Hic vere vir laudabilis,<br/>Quem regens a cunabulis<br/>Pro voto dedit Dominus<br/>Profectum in virtutibus.</p> | <p>4. Inter turmas mansuetorum<br/>Praelucentem Willibaldum<br/>Virtutum Rex altissimus<br/>Sublimavit honoribus.</p> <p>5. Exultet coeli curia,<br/>Mundi fatescat furia,<br/>Cum Willibaldi spiritus<br/>Locatur coeli sedibus.</p> <p>6. Nos igitur Antistitis<br/>Praelari freti meritis<br/>Votis voce subsequamur,<br/>Ut salutem nanciscamur.</p> |
|---|--|

## 5\* Sion, exsulta

Carmina haec tum Antiphonarum tum responsiorum in veteri Officio ecclesiastico pro die festo S. Willibaldi locum obtinent. Quod quidem officium, cum a saeculo XII - XIV perfectum fuisse appareat, carmina illa hisce saeculis adscripsimus.

## Weitere Texte aus dem Reimofficium:

- |  |  |
|--|--|
| <p>5*. Sion, exsulta canticis<br/>Te Willibaldi praesulis<br/>Condecorat praesentia<br/>Et relevant suffragia.</p> | <p>5* Mach, Sion, daß dein Lob erschallt<br/>für unsren Bischof Willibald:<br/>Der seine Kirche werden sah,<br/>bleibt ihr mit seiner Hilfe nah.</p> |
|--|--|

## Antiphon zum Benedictus:

- |   |  |
|---|--|
| <p>G Beatus Bonifatius<br/>venientem ad se sanctum<br/>Confessorem Willibaldum<br/>Benigne susceptum primo<br/>Presbyterum ordinavit,<br/>Deinde coepiscopis<br/>Aggregatis episcopum<br/>Dignissime consecravat.</p> | <p>Der heil'ge Bonifatius<br/>nahm den Bekenner Willibald,<br/>der zu ihm eilte, gütig auf:<br/>zum Priester Gottes weih' er ihn.<br/>Dann lud er nach der Kirche Brauch<br/>zwei Mitbischöfe zu sich ein:<br/>mit ihnen hat er ihm erteilt<br/>die Weihe für das Bischofsamt.</p> |
|---|--|

## F) Epilog: Gebet zu Willibald in der Herrlichkeit

F

- |  |   |
|--|---|
| <p>1. Nun feiert, die ihr Diener seid<br/>des höchsten Königs dieser Welt,<br/>den großen Tag, da Willibald<br/>den Himmlischen ward zugesellt.</p> <p>2. Christus der Herr, der ihn erwählt,<br/>hat ihn zum Vater uns bestellt,<br/>sein Herz mit Liebe ausgefüllt,<br/>mit Wahrheit seinen Mund erfüllt.</p> <p>3. Wir feiern ihn als heil'gen Mann,<br/>den Gott geführt von Jugend an,<br/>dem er, wie stets sein Herz begehrt,<br/>der Tugend Fülle hat gewährt.</p> | <p>4. Ja, leuchtend aus der Heil'gen Chor<br/>strahlt nun Sankt Willibald hervor:<br/>ihn hat der höchste Herr geehrt<br/>und hoch erhoben und verklärt.</p> <p>5. Vor ihm, der zu den Heil'gen zählt,<br/>verstummt die Wut der bösen Welt.<br/>Sein Geist, ganz Gott dem Herrn geweiht,<br/>nimmt ein den Thron der Herrlichkeit.</p> <p>6. Zeig uns, du heil'ger Pilgersmann,<br/>auf dieser Welt die rechte Bahn<br/>zum Ziel, wo man auf ewig preist<br/>den Vater, Sohn und Heil'gen Geist.</p> |
|--|---|

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 4–7; als Reimoffizium in: *Analecta Hymnica*, Bd. 5: Liturgische Reimoffizien, Leipzig 1889, Nr. 100, S. 273–275.

*Anmerkung:* Das „Historische Loblied“ ist offenbar ein heterogenes Gebilde, bestehend aus zwei Reihen von Strophen: Reihe I umfaßt 4-Zeiler-Strophen mit Paarreimen: die Gruppen A, C, F; Reihe II besteht aus 6-Zeiler-Strophen (= 2 Terzetten mit Schweifreim) und zusätzlich je 1 Hexameter: die Gruppen B, D. – Die beiden Reihen wurden nun zu dem einen „Carmen historicum“ vereinigt, um aus den zwei biographischen Strängen eine einheitliche chronologische Reihe zu gewinnen (was gleichwohl nicht ganz gelungen ist).

Beide Reihen mit einigen kleineren Zwischenstücken bilden das für das 12.–15. Jh. in Brevierhandschriften reich bezeugte Reimoffizium auf den hl. Willibald. Die Strophen der Reihe I finden Verwendung in den je 5 Psalmenantiphonen von Laudes und Vesper sowie in den je 3 Antiphonen der 3 Nokturnen, während Reihe II je Strophe ein Responsorium zu den je 3 Lesungen der 3 Nokturnen bildete, wobei der jeweilige Hexameter als Vers diente. So in AH 5, Nr. 100. Für diese Zeit der Reimoffizien ist charakteristisch die Vorliebe für Abwechslung im Strophenbau und die große Freude am Reim (manchmal im Stil an Knittelverse erinnernd). Dabei kommen immer wieder Strophen vor, die nicht streng skandierend, sondern eher „mit schwebender Betonung“ zu lesen sind (vgl. G. M. Drees in der Einleitung zu AH 5, S. 11).

## Zusammenschau der Parallelstellen

| Reimofficium<br>(AH 5, nr. 100) | Carmen hist.<br>„Laudes S. Willibaldi“ | Reimofficium  | Carmen<br>historicum |
|---------------------------------|--|---|----------------------|
| 1. Vesper: 5 Antiphonen         |  | 2. Secum igitur assumptis<br>V. Mox asseclarum      | 5                    |
| 1. Solemnitate, pueri           | F 1-5*                                 | 3. Tandem maria sulcantes<br>V. Comparibus votis    | 6                    |
| 2. Christi misericordia         |  | 3. <i>Nokturn</i>                                   |                      |
| 3. Sic vere vir laudabilis      |  | 3 Antiphonen  |                      |
| 4. Inter turbas mansuetorum     |  | 1. Virtutum spiritalium                             | A 7                  |
| 5.* Sion, exsulta canticis      |  | 2. In quo tradente flamine                          | 8                    |
| Responsorium                    |  | 3. Futurus namque Pontifex                          | 9                    |
| Patriarchae fidem gerens        | D 2                                    | 3 Responsorien                                      |                      |
| V. Sicut carnis Abram           |  | 1. Willibaldus vir insignis<br>V. Christi carne sua |                      |
| Ad Magnificat Antiphon          |  | 2. Romam venientem sanctum<br>V. Pontifices sacri   | D 1 Romā ...         |
| Exsultet coeli curia ...        | F 5                                    | 3. In mundanis prolongatum<br>V. Cernens in patulo  | 3                    |
| Nos igitur Antistitis ...       | 6                                      | Laudes: 5 Antiphonen                                |                      |
| Ad Matutinum                    |  | 1. Defuncti patris ossibus                          | C 1-5                |
| Invitorium                      |  | 2. Subtractam sibi gratiam                          |                      |
| Astra vocante Deo               | a                                      | 3. Post duos menses igitur                          |                      |
| 1. <i>Nokturn</i>               |  | 4. Hunc papa dum Gregorius                          |                      |
| 3 Antiphonen                    |  | 5. Transmisit Dei famulum                           |                      |
| 1. Anglorum praedicabilis       | A 1                                    | Zum Benedictus Antiphon                             |                      |
| 2. Stirpe regali editus         | 2                                      | Beatus Bonifatius                                   | G                    |
| 3. Quem mortis in articulo      | 3                                      | Venientem ad se sanctum                             |                      |
| 3 Responsorien                  |  | Confessorem Willibaldum                             |                      |
| 1. Praesul Christi Willibaldus  | B 1                                    | Benigne susceptum primo                             |                      |
| V. Christi pauper opes          |  | Presbyterum ordinavit                               |                      |
| 2. Juvenis cum esset factus     | 2                                      | Deinde coepiscopis                                  |                      |
| V. Quod labor iste ratus        |  | Aggregatis episcopum                                |                      |
| 3. Pandit ergo patri talem      | 4                                      | Dignissime consecravit.                             |                      |
| V. Dat pater assensum           |  | 2. Vesper   |                      |
| 2. <i>Nokturn</i>               |  | Zum Magnificat Antiphon                             |                      |
| 3 Antiphonen                    |  | Willibalde pater,                                   | E                    |
| 1. Parentes voti memores        | A 4                                    | coelestia qui meruisti                              |                      |
| 2. Pater Egiwaldus illum        | 5                                      |   |                      |
| 3. Puer autem mitissimus        | 6                                      |   |                      |
| 3 Responsorien                  |  |   |                      |
| 1. Willibaldus Dei servus       | B 3                                    |   |                      |
| V. Calle pedum celeri           |  |   |                      |

## [8] Hymnus „Ave gemma confessorum“

- |  |   |
|--|---|
| 1. Ave gemma confessorum,<br>Willibalde pontifex,<br>Ave dulcis spes lapsorum,<br>O virtutum artifex.      | 1. Gruß dir, Perle der Bekenner,<br>‚Brückenbauer‘ Willibald,<br>dessen Bild in unsre Herzen<br>Zuversicht und Freude strahlt.                |
| 2. Indignatur praesens mare,<br>Timor instat undique;<br>Ne mergamur, o praeclare,<br>Tutum pontem effice. | 2. Stürmisch ist das Meer der Zeiten,<br>Furcht und Angst ist unser Teil;<br>schütz uns vor dem Abwärtsgleiten,<br>baue Brücken uns zum Heil. |
| 3. Ave, pie consolator,<br>Salus in periculis,<br>Paupertatis sublevator,<br>Spes in necessariis.          | 3. Guter Freund, der voll Erbarmen<br>rettet, wo Gefahr uns droht,<br>du bist reich, erfleh uns Armen<br>Trost und Starkmut in der Not.       |
| 4. Ne succumbat mens moerori,<br>Praesto sis solatio,<br>Fami corpus aut dolori,<br>Refove cum gaudio.     | 4. Du schenkst uns, wenn wir verzagen,<br>Hoffnung und Ermutigung;<br>dein Verlangen, Kreuz zu tragen,<br>weckt in uns Begeisterung.          |
| 5. Ave, praesul gloriose,<br>Casti candor lilii;<br>Ave mirtus, odor rosae,<br>Summi spes solatii.         | 5. Hirt, der Christi Herde weidet,<br>Myrtenstrauch voll Fruchtbarkeit,<br>der in unsre Herzen leitet<br>Hoffnung auf die Ewigkeit.           |
| 6. In procinctu viae stamus;<br>Lapsis manum porrige,<br>Tua prece, ne cadamus,<br>Gressus nostros dirige. | 6. Leuchte uns als helles Zeichen<br>auf des Lebens Pilgerfahrt,<br>daß auch wir das Ziel erreichen,<br>wo sich Gott uns offenbart.           |

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 14 (1867) S. 101, nach: Missale (Handschrift) des Eichstätter Bischofs Wilhelm von Reichenau (1465–1496) aus dem Jahre 1466 (Diözesan-Archiv Eichstätt, Ordinariatsbibliothek Ms 131) fol. 165<sup>rv</sup>. Vergl. dazu Dörr, Schlager, Wohnhaas, Spicilegia Willibaldina II, oben S. 38.

[9] Divo Billibaldo  
Pontifici sancto patronoque potentissimo

GAudet (aeternam sitiens coronam)  
BRIttonum regnum, pelagumque linquens,  
ELigit nostris Billibaldus oris  
Vivere Christo.

Eripit mox a digitis smaragdum,  
PURpuram cum chrysolitoque spernit,  
Sensit ut saeclo nihil esse firmum  
Inclutus heros.

EYa, sis nobis facilis patronus,  
STEllA, quae semper radios salubres  
TENdis et larga relevas manu, quos  
Territat hostis.

(Akrostichon: GABRIEL EPUS EYSTETEN)

[9] Willibald,  
unserem heiligen Bischof und mächtigem Schutzherrn

GA nz erfüllt von Sehnsucht nach ewgen Leben,  
BR ltenreich und heimatlich Meer verlassend,  
Eilt Willibald fort, um bei uns zu künden  
Liebe zu Christus.

Von den Fingern reißt er sich den Smaragdring,  
Ohne Purpurkleid geht er in die Fremde:  
Nichtig ist vor Gott aller Glanz der Erde -  
lehrt er durch Taten.

Er beschütze uns, gütig wie ein Vater,  
In des Himmelshöhn strahlt er wie ein Sternbild,  
Bietet uns die Hand, wenn uns schwer bedrängen  
stürmische Zeiten.

(Akrostichon: GABRIEL VON EYB)

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 9, nach: Universitätsbibliothek Eichstätt Hs. 695 p. 205. Verfasser: Thomas Venatorius oder Gechauft, einst berühmter Prediger in Nürnberg, dem Bischof Gabriel von Eyb (1496–1535) und seinem Suffragan Fabian Weickmann sehr ergeben, später zur Reformation übergetreten; † 4. Februar 1551.

## [10] Ad aram divi Bilibaldi patroni Eystett. oratio metrica.

Salve ara et sublime decus praestansque deorum  
 Gloria, te propter populus sacra membra salutat.  
 Te penes et castos Bilibaldi queritat artus,  
 Qui fidei cultor magnusque Deique sacerdos,  
 Et simul Anglorum claro de sanguine regum  
 Editus, et felix invicti nominis heros.  
 Balsama quae spirant violae, narcissus, amomum,  
 Hoc redolent (sit honor) divi sacra pignora patris.  
 Sed tibi quid loquimur steriles? mortalia vincis  
 Praemia: nam merito coeli tibi dantur honores.  
 Esto igitur nobis bonus, o Bilibalde patrone,  
 Salva pontificem, clerum populumque gubernata  
 Et phlegetonteos (magni virtute tonantes)  
 Pelle deos, gentis nostrae moderamen habeto.  
 Subjicimur tibi, tu nostri custodia regni es.  
 Tu nos custodire velis, tu reddere gratos  
 Imperio Christi. Elysii concede per omnes  
 Nos regnare domos, duc ad consortia divum,  
 Ut tandem aethereo (post hujus tempora vitae)  
 Orbe tuos maneant et opes et regna beata.

[10] Rhythmisches Gebet am Altar des hl. Willibald,  
Patrons von Eichstätt

Gruß dir, heiliger Altar, und dir, Willibald, himmlische Zierde.  
zu dessen Ehren das Volk hineilt zu den heiligen Gliedern.  
Hier suchen liebende Menschen Sankt Willibalds keusche Gebeine:  
war er doch Bote des Glaubens und Gottes erhabener Priester,  
und zugleich ein Sproß hochadligen englischen Blutes,  
würdiger Erbe und sieghafter Held eines ruhmvollen Namens.  
Balsamduft hauchen aus Amomum, Narzissen und Veilchen;  
ähnlicher Duft entströmt den Reliquien des seligen Vaters.  
Blaß nur ist unser Wort, wo du irdisches Lob überbietest:  
wurden dir doch mit Recht die Ehren des Himmels verliehen.  
Sei also gütig zu uns, o Willibald, heiliger Schutzherr:  
segne Bischof und Klerus, sei kundiger Führer des Volkes  
und halte ferne von uns die dräuenden höllischen Mächte.  
Du allein sei Herr und Herrscher der gläubigen Christen.  
Gerne schauen wir auf zu dir, Beschützer des Landes.  
Wach über uns, daß wir willig den Weisungen Christi gehorchen.  
Führ uns mit hilfreicher Hand zu den Wohnungen droben im Himmel,  
wo wir in Gottes Nähe vertraut mit den Heiligen leben.  
Dort erwartet die Deinen nach Ablauf des irdischen Lebens  
überströmendes Glück im Lichtreich der ewigen Freude.

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibald“, S. 9, nach: Universitätsbibliothek Eichstätt Hs. 695 p. 210. Verfasser: Thomas Venatorius oder Gechauf, berühmter Nürnberger Prediger und Freund des Bischofs Gabriel von Eyb (1496–1535), später zur Reformation übergetreten; † 4. Februar 1551.

## [11] Hymnus ad S. Willibaldum.

Salve, sancte Pater, genus alto a sanguine Regum  
Anglorum, Wilibalde, choris decus addite coelis;  
Quem sanctum (genus o sanctum!) sanctamque sororem,  
Et sanctum fratrem sancti genuere parentes.  
Salve victor opum, regnique oblite paterni,  
Nec super ipse tua, sed Christi unius Jesu  
Laude tot immensos rerum molite labores!  
Salve iterum atque iterum, nec cessa in vota precesque:  
Flectitur orando Deus. Almoniumque tot inter  
Haereticas pestes vicina per arva furenteis,  
Antiqua populum sub religione tuetur.  
Tu quoque finitimas non oblivisceris urbes  
Hactenus et Boias precibus tutaris Athenas:  
His etiam posthac nostri, Wilibalde, memento,  
Altricemque domum verae pietatis et artis  
Anglipoli defende domusque altricis alumnos.

## [11] Hymnus auf den hl. Willibald (aus Ingolstadt)

Gruß dir, heiliger Vater, Sohn adligen englischen Blutes,  
Willibald, edle Gestalt, eine Zierde der Chöre des Himmels;  
heiligen Eltern verdankst du dein Leben, wie die heilige Schwester  
und der heilige Bruder – o Heiligkeit einer Familie!

Gruß dir, der Reichtum verschmähte und preisgab irdische Herrschaft,  
der nicht zu eigenem Ruhm, nur Jesus Christus zu Ehren  
mit beharrlichem Willen manch großes Werk unternommen!  
Gruß dir nochmals und aufs neue! Nicht lästig sei dir unser Flehen:  
Umstimmen läßt sich Gott durch Gebete. – Eichstätt allein wahr,  
mitten in einem Gebiet, durchtränkt von häretischen Lehren,  
seinem christlichen Volk den alten katholischen Glauben.

Du vergißt auch nicht die Orte im weiterem Umkreis  
und legst Fürsprache ein für die Stätten der Bildung in Bayern.  
Segne auch weiter das Haus, das hohe und allseits berühmte,  
das wahren Glauben pflegt, edle Weisheit und kostbare Künste:  
INGOLSTADT schütze, die Alma Mater und ihre Studenten!.

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 9, nach: Johannes Engerd, *Catechesis catholica, quae est Institutio Christianae pietatis in catholicae literariaeque Iuventutis . . .*, Ingolstadt 1582, S. 46. Verfasser: Johann Engerd, „Poeta laureatus“ und Professor in Ingolstadt.

## [12] In S. Willibaldum

Eystadium licet ossa tegat modo Praesulis, acta  
 Sancta tamen coelo non potuere tegi.  
 Hujus facta sonant, qua sol oriturque caditque,  
 Quaque micant alto lucida signa polo.  
 Primus enim ignotum Christi patefecit ovile,  
 Partibus e nostris dogmata falsa fugans.  
 Hanc primus sanctis ornavit legibus urbem,  
 Et sibi commissas pavit et auxit oves.  
 Hic sese imperii magno subduxit honori  
 Sponte sua, et cunctas respuit orbis opes.  
 O factum egregium, quo se super aethera vexit  
 Praesul, et in terris Nomen habere dedit.

## [13] Ad S. Willibaldum.

Almonis populos primus, Willibalde, gubernas,  
 Incultas quercus atque Hierarcha doces.  
 Dicatur fidibus silvas traxisse comatas  
 Orpheus, et rigidas perdomuisse feras,  
 Tu plectro meliore trahis quercusque ferasque  
 Ad coelum: coeli nam citharocodus eras!

## [12] Auf Sankt Willibald

Gut verwahrt sind in Eichstätt des seligen Bischofs Gebeine,  
 aber das Werk, das er schuf, blieb nicht verborgen der Welt.  
 Hört man davon doch, soweit die Sonne aufgeht und herabsinkt,  
 wo nur am Himmel erstrahlt funkelnder Lichtzeichen Pracht.  
 Hat er als Erster doch hier ganz neu Christi Botschaft verkündet  
 und aus unsem Gebiet heidnischen Irrtum verbannt.  
 Er hat zuerst diese Stadt nach den Weisungen Gottes geordnet  
 und seine Herde umsorgt, eifrig belehrt und vermehrt.  
 Hier hat er frei und bewußt auf weltliche Herrschaft verzichtet  
 und aus eigenem Entschluß irdischen Reichtum verschmäht.  
 Welch eine herrliche Haltung, die ihn in den Himmel erhoben  
 und ihm auf Erden zugleich Ansehn und Namen verbürgt!

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 10, nach: Jakob Gretser SJ, Philippi Ecclesiae Eystettensis XXXIX Episcopi de eiusdem Ecclesiae divis titularibus commentarius . . ., Ingolstadt 1617, vor dem Index.

## [13] Willibald „Harfner Gottes“

Willibald, du lenkst als Erster des Altmühltals raue Bewohner,  
 nimmst als Bischof in Zucht Eichen, unbändig im Wuchs.  
 Wie die Sage erzählt, hat Orpheus einst mit der Harfe  
 sprossende Bäume erweicht und wilde Tiere gezähmt.  
 Mit einer edleren Harfe erwechtest du harte Gemüter,  
 führtest sie himmelwärts: Harfner der Menschen für Gott.

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 10, nach: Georg Reismyler, Patroni Dioecesis Eystettensis, Ingolstadt 1642, S. 142. Reismyler (Reissmüller) war Hofprediger unter Bischof Marquard II. Schenk von Castell (1635/37–1685).

[14] Philippi, Episc. Eystett. vita S. Willibaldi  
metrice comprehensa.

- 1) Sancti triumphum Praesulis  
Laeto canamus carmine!  
Qui splendidus Miraculis,  
E Regis ortus stemmate,  
Infantiae laudabilis,  
Virtutis integerrimae.

Aetatis anno tertio  
Corpus dolores macerant,  
Quem mortis in periculo  
Deo Parentes mancipant:  
Quae vis Crucis sit. illico  
Hanc membra Divi nunciant.

- 2) Puer diaetae deditur,  
Opsoniorum nausea:  
Pisis fabisque vescitur:  
Virtutis haec praeambula.  
Coenobio transmittitur,  
Fit clarus in scientia.

Ne solus orbem deserat,  
Regi Parenti suggerit,  
Ut Angliae se subtrahat,  
Et Rex pius mox annuit.  
Inter procellas fluctuans.  
Ventis marique praecipit.

- 3) Parente Luccae mortuo,  
Cum fratre Romam navigat,  
Gratissimus Gregorio,  
Ecclesiam qui rexerat.  
Discedit hinc, cum gaudio  
Christi Sepulcrum visitat.

Quod dum parat revisere,  
En caecitate plectitur,  
Utroque captus lumine:  
Non hinc tamen reducitur,  
Ne caecitati cederet,  
Haec per Crucem mox pellitur.

[14] Des Bischofs PHILIPP von Eichstätt  
Leben des heiligen Willibald in Verse gefaßt

- 1) Des heiligen Bischofs hohen Ruhm  
laßt preisen uns im frohen Lied!  
Der weitbekannte Wundermann  
entstammte adligem Geschlecht.  
Schon in der Kindheit zeigte sich  
sein reiner hochgemuter Sinn.  
  
Bereits im dritten Lebensjahr  
entkräften Schmerzen seinen Leib,  
und als er schon im Sterben liegt,  
weihn ihn die Eltern Gott dem Herrn:  
wie groß die Kraft des Kreuzes ist,  
wird rasch durch seine Heilung kund.
- 2) Des Knaben Lebensart ist schlicht,  
die feine Kost ist ihm ein Graus:  
Erbsen und Bohnen nähren ihn,  
Vorboten der Genügsamkeit.  
Sein Geist, im Kloster streng geschult,  
nimmt reiches Wissen in sich auf.  
  
Nicht er allein verläßt die Welt,  
er redet seinem Vater zu,  
von Englands Dienst sich zu befreien,  
und Gott zulieb stimmt Richard zu.  
Als wilder Sturm ihr Schiff bedroht,  
stillt Willibald des Meeres Wut.
- 3) Als dann in Lucca Richard stirbt,  
schiffet er mit Wunibald sich ein  
und pilgert hochgestimmt nach Rom,  
wo Papst Gregorius ihn begrüßt.  
Froh reist er fort ins Heilige Land,  
wo er das Grab des Herrn verehrt.  
  
Als er es nochmals sehen will,  
wird er der Sehkraft jäh beraubt  
und wird an beiden Augen blind;  
doch auch dies Unheil hält ihn nicht  
von seinem Pilgerziele ab:  
bald wird er durch das Kreuz geheilt.

- 4) Sanctis relictis finibus,  
 Revertitur per aequora;  
 Et imperat dum fluctibus,  
 Tranquilla fiunt omnia:  
 Saevisque mandat imbribus,  
 Mox clara splendent sidera.
- Ferae nocebant belluae:  
 Ab hoc medelas obtinent.  
 Essentque cum perhorridae.  
 Sancto modeste subjacent,  
 Sacra placatae sic cruce.  
 Ac cicuratae si forent.
- 5) Vitam licet monasticam  
 Relinquat invitissime,  
 Jussus tamen Germaniam  
 Adire, pergit impigre,  
 Nostram regens provinciam  
 Triginta sex annis pie;
- Suaeque mortis praescius,  
 Ad astra se mox elevat;  
 Pacem precatur incolis,  
 Feliciter tunc emigrat:  
 Coelique sortem pluribus  
 Fragrans odor pronunciat.
- 6) Translationis tempore  
 His claruit miraculis.  
 Qui flagitabant unice,  
 Testantur hoc cum ceteris,  
 Quos juvit hic in corpore,  
 Salvans ab his periculis.
- Hoc latius declamitant,  
 Hic qui fuerunt impigri.  
 Hunc suscitati praedicant,  
 Surdi, crebrique naufragi,  
 Dum nomen hujus invocant,  
 Hic se fatentur eripi.

- 4) Abreisend aus dem Heiligen Land  
nimmt er den Rückweg übers Meer,  
befiehlt dem stürmischen Orkan –  
und alle Wogen glätten sich.  
Er zwingt der Regenwolken Macht –  
schon wird der Himmel sternklar.  
  
Oft greifen wilde Tiere an –  
von ihm gehn Wunderkräfte aus;  
so schrecklich auch die Tiere sind,  
sie legen sanft vor ihm sich hin,  
gebändigt durch das heilige Kreuz,  
als hätte man sie zahm gemacht.
- 5) Nur ungern läßt Sankt Willibald  
vom klösterlichen Leben ab;  
doch als er den Befehl erhält,  
reist er nach Deutschland unentwegt,  
um sechsunddreißig Jahre lang  
dem Bistum Eichstätt vorzustehn.  
  
Als seinen Tod er kommen fühlt,  
blickt froh er zu den Sternen auf,  
erbittet Frieden seinem Volk  
und wandert in die Ewigkeit.  
Daß er ein glücklich Los gewann,  
zeigt Wohlgeruch aus seinem Grab.
- 6) Als später man den Leib erhob,  
hat viele Wunder er gewirkt.  
Die innig darum beteten,  
bezeugen dies mit anderen,  
die er in Krankheit hat erhört  
und die er aus Gefahr befreit.  
  
Dies künden laut die Pilger all,  
die von weither herbeigeeilt:  
ihn preisen Stumme, die er heilt,  
und Tote, die er auferweckt;  
die schwerer Not entkommen sind,  
bezeugen seines Namens Kraft.

- 7) Cum daemonis nequitia  
Obsessa luget foemina  
Valentibus mirifica  
Verbis tuis potentia  
Redire daemon infima  
Coactus est ad tartara  
  
Erepte mortis faucibus  
Philippe Praesul inclyte  
Tu testis es, dum laudibus  
Sancti dabas te strenue,  
Orbem replesti plausibus  
Tecum canamus impigre.

- 7) Besessen durch des Teufels List  
 trug schweren Kummer eine Frau;  
 durch heiliger Worte Wundermacht  
 ward sie von ihrem Dämon frei,  
 der, nun um seine Kraft gebracht,  
 hinabfuhr in die Höllennacht.

Du selbst auch, Philipp, Eichstätts Fürst,  
 der kaum dem Tod entronnen ist:  
 bezeug es, daß du im Gebet  
 dich an den Heiligen gewandt –  
 mit dir freut sich das ganze Land.  
 Preist Willibald, den Gott gesandt!

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 11/12, nach: Willibald Bittelmaier, Septem Officia minora, 1659.

*Anmerkung:* Die Dichtung faßt die Lebensgeschichte des hl. Willibald, wie sie Bischof Philipp von Rathsamhausen (1306–1322) geschrieben hat, in sehr geraffter Form zusammen. Ihre Besonderheit liegt in der metrischen Komposition. Jede Strophe besteht aus 2 Sechszeilern, alle in jambischen Dimetern mit dreifachem Wechselreim. Wollte man dieses Reimschema im Deutschen nachahmen, würde man durch den Reimzwang sehr bald vom Originaltext abgedrängt. Die Wiedergabe ohne Reim erlaubt möglichste Nähe zum lateinischen Text und wird auch eher dem mehr sachlich berichtenden Stil dieses ‚Carmen historicum‘ gerecht.

[15] *Litaniae rhythmicae*  
ad Sanctum Willibaldum

1. Sancte *Willibalde*, singularis Patrone,  
Serve Dei fidelis et bone
2. Magne Nate Magni Richardi,  
Odorem dans optimaie Nardi
3. Progenies Wunnae dilecta,  
A cunis jam cogitans recta
4. Triennis a morte servate,  
Servitio Dei dicite
5. Ex regio stemmate sate,  
ex sanctis parentibus nate,
6. Et carne et animo pure,  
Sanctitatis dans signa futurae.
7. Quinquennis jam tradite claustro,  
spiritus Sancti obtemperans Austro
8. Qui nactus es animam bonam,  
Contemnens cum Sceptro coronam
9. Paternum despiciens solum,  
anhelans tantummodo Polum
10. Peregrini indute lacerna,  
Pietatis accensa lucerna
11. Sanctorum Basilicas colens,  
In mundo vilescere volens
12. Innocenter in carcerem truse,  
Ligate, sarcasmis illuse
13. Caecitate a Deo probate,  
Per crucis virtutem sanate
14. Benedicti sacram regulam servans,  
Jejunio carnem enervans
15. Dei nutu a Papa vocate,  
Antistes exinde sacrate
16. Apostole plebis ignarae,  
Hanc perdocens Christum amare

[15] *Reimlitanei*  
zum hl. Willibald

- O heiliger Willibald,  
gottliebende Lichtgestalt
- Sankt Richards großmütiger Sohn,  
verzichtend auf irdischen Lohn
- Sankt Wunas geliebtes Kind,  
von klein auf schon edel gesinnt
- Dreijährig vom Tode befreit,  
dem göttlichen Dienste geweiht
- Du stammst aus adligem Blut,  
von Eltern hochedel und gut
- Als Kind schon im Elternhaus  
strahlst seelischen Adel du aus
- Fünfjährig ins Kloster gebracht  
gibst auf Gottes Weisung du acht
- Gott gab dir eine willige Seele,  
damit sie das Höhere wähle,
- daß sie irdische Ehren verachte  
und stets nach dem Himmlischen trachte
- Als schlichten Pilger gekleidet  
hat der Glaube dich lichtvoll geleitet
- An vielen heiligen Orten  
bist du stiller Beter geworden
- Gefangengesetzt und geschlagen  
hast du Spott und Verachtung ertragen
- Durch Blindheit gelähmt und verwundet,  
durch die Kraft des Kreuzes gesundet.
- Sankt Benedikt half dir zum Siege,  
daß der Geist nicht dem Leib unterliege.
- Von Gott durch den Papst gerufen  
tratst du an des Weihaltars Stufen:
- Wurdest Hoherpriester und Hirte,  
der die Menschen zu Christus führte.

- |  |  |
|--|--|
| 17. Tui gregis ex animo forma,<br>Virtutum amussis ac norma        | Du, unseres Bistums Gründer,<br>warst der Frohen Botschaft Verkünder.      |
| 18. Bona gregem ad pascua ducens,<br>In moribus sancte praelucens. | Du bist in Leben und Worten<br>der Gläubigen Vorbild geworden.             |
| 19. Orphanorum eximie tutor,<br>Indigorum liberalis adjutor        | In menschennahem Erbarmen<br>warst du Helfer der Waisen und Armen.         |
| 20. Generose in terris Athleta,<br>jam gaudens certaminis meta.    | Du warst Christi mutiger Streiter,<br>des Gottesreichs Wegbereiter.        |
| 21. Mundi victor, carnis, averni,<br>Nunquam valens a Deo secerni. | Nichts konnte von Gott dich trennen:<br>wir dürfen dich „Heiligen“ nennen. |
| 22. Pastor sancte, bone, fidelis,<br>Defensor ac tutor in coelis.  | Bleib uns am göttlichen Thron<br>Freund, Helfer und Schutzpatron.          |

*Antwort:*

Sankt Willibald, bitte für uns!  
Sankt Willibald, führ uns zu Gott!

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 24 (1877) S. 111/12, nach: Johann Kerla, Officium parvum, Eichstätt 1696. Kerla war Kanonikus am Liebfrauenstift in Eichstätt. Um die originelle Litaneiform auch für den heutigen Gebrauch in Volksandachten verwendbar zu machen, wurde hier der lateinische Originaltext sinngerecht, aber etwas freier übertragen und gestrafft. Von den 36 Doppelanrufungen des Originals wird hier nur die erste Hälfte ganz dargeboten (1-16), aus der zweiten Hälfte dagegen mit den zahlreichen im Barock so beliebten blumigen Vergleichen nur eine zumutbare verkürzende Auswahl.

## [16] Carmen saeculare.

„Confortavit seras portarum tuarum: benedixit filiis tuis in te.“ Ps. 147, 2.

1. Fulsero nobis tempora candidis  
 Invecta bigis, qualia plurimus  
 Multum laborabat videre  
 Nec potuit vitio dierum
2. Tardo suorum. Vos juga montium  
 Labentis aevi conscia et ilices,  
 Prisco conaequales colono,  
 Implacidi generis miserto,
3. Et vos paterni numina fluminis  
 Umbrosa testor, quae ille caloribus  
 Solis patefecit tepentis  
 Litoreis dryasin fugatis!
4. Vos Willibaldum nostis et inclutam  
 A Patre prolem; lumina saeculi  
 De stirpe descendisse primâ,  
 Fama refert oculique certi.
5. Ipsi fuerunt, qui fera pectora  
 Emolliabant flumine gratiae  
 Vitâque devotâ beandis  
 Mentibus edocuere plebem,
6. Optata stulte munera temnere et  
 Inferre corpus nobile nubibus  
 Aevoque stellarum peracto  
 Purpureas penetrare valvas.
7. Ut Ister [pondus] in mare Ponticum  
 Evolvit ingens fauce decemplice –  
 Aestus marinos vis retorquet.  
 Fluminis imperiosioris –
8. Sic se malorum promeritis seges  
 Sudore sancto sedibus intulit  
 Vastisque submergi ruinis  
 Pontificem populumque spes est.
9. At mota nullo turbine temporum.  
 Audax tyrannos spernere regios  
 Sollersque propulsare fraudes,  
 Nunc etiam viget illa sedes.

[16] Carmen Saeculare  
Jahrhundertgedicht des Johannes Ludwig 1845

„Er hat die Riegel deiner Tore festgemacht, die Kinder in deiner Mitte gesegnet“ (Ps 147, 2)

1. Uns winken Zeiten jubelnder Festlichkeit,  
eröffnet durch der hellen Karossen Pracht –  
Wieviele hofften sie zu sehen,  
und sahn sie nicht bei des Lebens Kürze.
2. Ihr Bergeshöhn, seid Zeugen des Zeitenlaufs,  
ihr alten Eichen stammt aus der Vorzeit noch  
des Siedlers, der das Land bebaute,  
den ein barbarisch Geschlecht verschonte.
3. Auch euch am Flusse ruf ich, ihr Geister all  
im dichten Schatten, den man geöffnet hat  
der warmen Kraft der Sonnenstrahlen,  
Nixen der Eichen am Strand verscheuchend.
4. Euch sind nicht fremd der heilige Willibald  
und seine Schwester: Ruhm der Jahrhunderte,  
entstammend adligem Geschlechte,  
wie es Geschichte und Augen kundtun.
5. Sie sind's gewesen, die wilde Sinnesart  
durch Gnadenkräfte gütig besänftigten  
und durch ihr reines, frommes Leben  
höher die Herzen der Menschen führten,
6. um falsche Wünsche mutig zu mäßigen  
und Leib und Geist zu adeln und heiligen,  
daß sie, die Sternenwelt durcheilend,  
glücklich das purpurne Tor durchschreiten.
7. So wie die Donau ins Schwarze Meer hinein  
treibt ihre Flut in zehn großen Mündungen,  
dabei der Brandung Kraft zurückdrängt  
durch die noch stärkere Wucht der Strömung –
8. so drang des Bösen Saat in die Orte ein,  
die einst die Heil'gen mühevoll eroberten,  
und breite Ströme des Verderbens  
brachen herein über Volk und Bischof.
9. Doch unbewegt vom Wirbel der bösen Zeit  
und mutig trotzend fürstlichem Übermut,  
und strebsam, Irrtum abzuwehren,  
steht heut noch kraftvoll der Sitz des Bischofs.

10. Sanctamque gentem protegit aegide,  
Et veritatis praesidium grave  
Morumque non vulgare fulcrum  
Teutonicas speculatur urbes.
11. Quod caecitati quilibet imputet  
Fati Tonantis spreto et impius  
Derisor Astraeae receptae  
Tempora post vitata coelo.
12. Nos Willibaldum vivere credimus;  
Regale sidus splendet ab aethere  
Dirasque summovit cometas  
Nec patitur super urbe ferri.
13. Hic hic cathedram, quae fuit et sua  
Adusque sterni non tulit hostibus:  
Hic ipse defendit ruinam,  
Tutor et haud dubitandus auspex.
14. Cantasse vatem vera, feret dies  
Dum buccina horae personet ultimae  
Coelumque subsidat solutum  
Innocuum super et nocentem.
15. Hinc urbe totâ cantica murmure  
Ingente pulsant aëra: gratiis  
Divos fatigantes agendis  
Agminibus properant ad ossa
16. Patris fideles: pulsa tonitribus  
Hinc aëra certant, templaque fulgore  
Perfusa prostratorum ad aras  
Percutiunt animos tremore.
17. Accedit aris Pontificum trias  
Laudesque trinas fundere nititur,  
Regale pingit corpus aurum,  
Ore gravis pietas relucet.
18. O vos fidelis gloria Teutonis  
Romaeque fidum subsidium et decus,  
Qui festa dignati juvare  
Laudibus, hanc subiistis urbem!
19. Mens ardet altâ tacta cupidine  
Vobis probari et nescia fluctuat,  
Qua voce praesentes salutet,  
Nec nimium sibi lingua tidit.

10. Gleich einem Schilde schützt er das Gottesvolk:  
als ew'ger Wahrheit Leuchtturm und sichrer Hort,  
als Burg und Bollwerk guter Sitten  
steht er inmitten der Städte Deutschlands.
11. Dem blinden Schicksal möge das zurechnen,  
wer frech verachtet göttliche Fügungen  
und die im Licht erhöhte Jungfrau,  
selbst angesteckt vom Verfall der Zeiten.
12. Wir glauben fest: es lebt noch Sankt Willibald,  
als helles Sternbild strahlt er am Himmelszelt,  
hält fern das Unheil der Kometen  
und läßt sie nicht dieser Stadt sich nähern.
13. Des Bischofs Lehrstuhl, der auch der seine war,  
gab er bis heute nicht bösen Feinden preis;  
er selbst bewahrt ihn vor Verderben  
als treuer Schutzherr und Zeitendeuter.
14. Daß uns der Seher Wahres vorausgesagt,  
macht kund der Tag, wo unter Posauenschall  
zusammenbricht das Weltgebäude  
über Unschuldigen und Gottlosen.
15. Die ganze Stadt hallt wider vom Jubelklang  
der frommen Lieder feiernden Gottesvolks,  
das zahlreich drängt zum Grab des Vaters,  
um ihm gebührenden Dank zu sagen.
16. Und Donnerschläge stimmen wetteifernd ein,  
ja Blitzeszucken hellt dunkle Kirchen auf,  
wo Beter den Altar umringen,  
mächtig erschüttert von heil'gen Schauern.
17. Zum Dome eilen Bischöfe - drei zugleich -  
und laut erschallt dreifaltiger Lobgesang:  
in Goldglanz strahlt des Stifters Lade,  
Inbrunst verwandelt der Beter Antlitz.
18. Ihr seid das Sinnbild echtdeutscher Frömmigkeit  
und zugleich Hort der kirchlichen Gläubigkeit:  
um unsres Festes Glanz zu mehren,  
seid Ihr in unsre Stadt gekommen.
19. Uns glüht der Geist, von heißer Begier beseelt,  
daß Euch geziemend Ehre erwiesen wird:  
Wie kann ein Wort Euch würdig preisen?  
Ohnmächtig scheint hier die Kunst der Sprache.

20. Quum vos deceret suscipere arcubus;  
 Quos ille Magnus promeruit feri  
 Maxentii iras perdomando,  
 Christicolas abolere certi,

21. Ne sint honores exigui viris  
 Tantis pudori. Deliciis Deus  
 His ipse nos fecit potiri et  
 Cura patris pia Willibaldi.

22. Per invidentum nos quoque nomine  
 Vestro celebres ora volabimus:  
 Hinc nascituri nos loquentur,  
 Hinc numerabimur in beatis.

20. Euch müßten grüßen Pforten voll Glanz und Schmuck,  
ein Siegesbogen, wie er dem Großen galt,  
der einst Maxentius bezwungen,  
ihn, der die Christen vernichten wollte.
21. Klein sind die Zeichen unserer Huldigung  
bei Eurer Würde und Eurem Rang und Stand,  
doch groß das Glück, das Gott uns schenkte  
und Willibald, unser guter Vater.
22. Denkt man nach Jahren an diesen Jubeltag,  
ruft man mit Euch auch uns in Erinnerung:  
nicht ohne Neid wird man uns feiern,  
ob dieser Freude glücklich preisen.

*Lateinischer Text:* Pastoralblatt Eichstätt 4 (1857), Beilage „Laudes S. Willibaldi“, S. 14/15. Verfasser: Johannes Ludwig, Kleriker im Willibaldinischen Seminar in Eichstätt und Kandidat der Philosophie; † 31. Dezember 1846.

### Schlußbemerkung zum „Carmen Saeculare“

Das „Jahrhundertgedicht“ des jungen Ingolstädter Theologen, der schon ein Jahr später verstarb, erweckt in mehrfacher Hinsicht unsere Aufmerksamkeit. Er mag an das 100jährige Jubiläum des neuen Willibaldsaltars mit dem marmornen Schrein der Gebeine des Heiligen 1745 und nicht weniger an das 1100jährige Jubiläum der Gründung der Diözese Eichstätt 745 gedacht haben. Beachtlich ist der gewandte Umgang mit der lateinischen Sprache, hier im alkäischen Versmaß, die einen hohen Stand humanistischer Ausbildung bezeugt; noch mehr die Spannweite der Gedanken, die zurückgreifend auf die mythologische Urzeit sich über die geschichtlichen Jahrhunderte hinweg bis in die Zukunft erstreckt. Besonders herausgestellt wird die Bedeutung Eichstätts als eine tragende Bastion theologischer Ausbildung und kirchlicher Gläubigkeit, die sich, gleichsam prophetisch vorausgesehen, auch späterhin erneut bewähren sollte im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts und im Kirchenkampf des Nationalsozialismus im 20. Jahrhundert, zuletzt in der Erweiterung der theologischen und pädagogischen Bildungstätten zur einzigen Katholischen Universität in Deutschland: Eichstätt also als Zentrum christlichen Glaubens bewährt in der Vergangenheit und voll Strahlkraft für Gegenwart und Zukunft. So wird das Carmen Saeculare zu einem markanten Epilog eines tausendjährigen Willibald-Lobes.

# Die vier Schutzheiligen des Eichstätter Bistums auf dem Theater der Jesuiten

Von Ruprecht Wimmer – Eichstätt

## 1. Das Jesuitentheater. Seine Eichstätter Anfänge

Als die Gesellschaft Jesu 1540 das Bestätigungsbreve von Papst Paul III. erhielt, verstand sie sich als Orden, der der Ausbreitung und Förderung des Glaubens zu dienen hatte. Diese Aufgabe sollte vor allem mit seelsorgerischen Mitteln bewältigt werden, im christlichen Europa ebenso wie in den Missionsländern.<sup>1</sup> Schon bald aber setzte sich bei den Jesuiten die Erkenntnis durch, daß sie mit der Erziehung der Jugend beginnen mußten. Dies besonders in Deutschland, wo Luther und Melanchthon dem protestantischen Schulwesen einen neuen Aufschwung gebracht hatten, dem die katholischen Humanisten- und Gelehrtenschulen bislang kaum etwas entgegensetzen konnten. Es ist eines der frühesten Indizien für die Weltklugheit des Ordens, daß er seine Reformtätigkeit konsequent auf die Schule ausdehnte – und daß er nicht mit einem apodiktischen Bildungsprogramm auftrat, sondern zunächst Jahrzehnte hindurch vom Vorhandenen lernte und es zugleich behutsam umgestaltete. Auf diese Weise kam es zu einem Kontakt, der für die ältere Ordensgeschichte bestimmend werden sollte: die Jesuiten lernten das Schultheater kennen. Dieses überwiegend lateinische Drama war im 16. Jahrhundert ein notwendiger Bestandteil des Unterrichts, ja es war die einzige Form des institutionalisierten Sprechtheaters, die damals existierte. Was gespielt wurde, war denkbar vielfältig: neben den bekannten römischen Komödien brachte man Imitationen der antiken Muster, also Humanistenstücke, auf die Bühne, außerdem behielten spätmittelalterliche Dramentypen, vor allem die Spiele mit biblischen Themen, ihr Recht. Auch im engeren Bereich des Schultheaters bewiesen die Jesuiten, daß sie sich anzupassen verstanden. Sie übernahmen anfangs so ziemlich alles, was sie an Dramenformen und -inhalten vorfanden, erst

---

1) Zu diesen einleitenden Ausführungen insgesamt vgl.: Jean-Marie Valentin: *Le théâtre des Jésuites dans les pays de langue allemande (1554–1680). Salut des âmes et ordre des cités.* 3 Bde. Bern, Frankfurt a. M., Las Vegas 1978 (Publications Universitaires Européennes, Série I, vol. 255, 1–3), vor allem Bd. 1, Teil 2, Kap. 3 und 4, S. 259 ff., und Teil 3, Kap. 1, S. 386 ff., außerdem die einleitenden Kapitel meiner eigenen Monographie: Ruprecht Wimmer: *Jesuitentheater. Didaktik und Fest. Das Exemplum des ägyptischen Joseph auf den deutschen Bühnen der Gesellschaft Jesu.* Frankfurt a.M. 1982 (Das Abendland, NF 13), S. 12 ff.

nach und nach erfolgte eine deutlichere Überformung von Dramaturgie und Aussage, erst langsam bildeten sich spezifisch jesuitische Spielpläne heraus. Die spirituelle Grundeinstellung des Ordens half ein Theater schaffen, das lange Zeit publikumswirksam bleiben sollte. Es ging den Jesuitenerziehern nämlich darum, in den verschiedensten Erscheinungen dieser Welt einen metaphysischen Ordnungsgedanken aufzuspüren und über das Theater im strengeren Wortsinn „sichtbar zu machen“, dies aber, ohne daß man das Diesseits zu einem bloßen Demonstrationsobjekt verkümmern ließ. Im Gegenteil: dadurch, daß der Orden die Welt in ihrer Vielfalt auf dem Theater akzeptierte, gewann er das Interesse des Publikums und konnte es für die theologische Didaxe nützen. Dementsprechend breit und attraktiv ist das Themenangebot der Jesuitenbühne: neben biblischen, hagiographischen und historischen Stoffen finden sich Schwank- und Märchensujets, findet sich Exotisches und Anekdotisches. Die Botschaft dieser Stücke – daß der Mensch die Chance hat, durch die rechte Bewertung der Dinge dieser Welt seinen Weg zum ewigen Heil zu finden – richtete sich an verschiedene Gruppen: einmal an die spielenden und zuschauenden Schüler, die dabei auch noch ihr aktives und passives Latein pflegten, dann an die Bürger der jeweiligen Stadt, und schließlich – wenn es ihn am Ort gab – an den Fürsten und seinen Hof. Für uns heute bleibt freilich seltsam und letztlich unergründlich, warum das Jesuitentheater die gut zwei Jahrhunderte seines Bestehens hindurch und in fast allen seinen Formen an Latein als Bühnensprache festhielt. Mochte das bei den kleinen Dialogen, die mehrmals im Jahr innerhalb der einzelnen Klassen gespielt wurden, noch pädagogisch sinnvoll sein, bei den umfangreicheren Stücken, die am Anfang oder Ende des Schuljahres vor einer größeren Öffentlichkeit über die Bühne gingen, verminderte es eindeutig die Chancen der Vermittlung; das gleiche gilt auch für die prunkvollen Huldigungsspiele, die von größeren Kollegien zu Jubiläen des jeweiligen Fürsten veranstaltet wurden. Offenbar blieb in diesem Fall die humanistische Tradition und das damit zusammenhängende pädagogische Interesse dominant; die sprachlichen Schwierigkeiten, die sich für einen großen Teil des Publikums ergaben, versuchte man ein wenig auszugleichen, indem man der Handlung durch optische Elemente – allegorische Figuren etwa – zusätzliche Kontur gab, außerdem verteilte man gedruckte, meist zweisprachige Programme, die nicht nur die uns heute geläufigen Angaben eines Theaterzettels enthielten, sondern auch eine detaillierte Paraphrase der einzelnen Szenen.

Als die Jesuiten 1614 nach Eichstätt kamen und auch gleich Theater spielten, war das Drama des Ordens den Kinderschuhen bereits einige Zeit erwachsen, die Phase der vorsichtigen Aneignung des älteren Schultheaters war vorüber.<sup>2</sup> Im deutschsprachigen Raum waren deutlich mehr als ein halbes Tausend Jesuitenstücke über die Kollegbühnen gegangen – der „Carolus S. Brigittae filius“, mit dem das Eichstätter Ordenstheater beginnt, trägt in der chronologisch geordneten Ge-

---

2) Vgl. die noch immer unverzichtbare Studie von Anton Dürnwächter: Das Jesuitentheater in Eichstätt. Sammelblatt des historischen Vereins Eichstätt, Bd. 10, 1895-96, S. 42-102, und Bd. 11, 1897, S. 115-120.

sambibliographie des deutschen Jesuitendramas die Nummer 706.<sup>3</sup> Wenn im folgenden die Eichstätter Stücke besprochen werden, die von den Eichstätter Bistumspatronen, also von den Heiligen Richard, Willibald, Wunibald und Walburga handeln, so rückt damit ein für das Jesuitentheater recht typischer Stoffbereich in den Blick. Es gehörte nämlich zu der bereits erwähnten Anpassungsfähigkeit des Ordens, daß er die am jeweiligen Kollegort vorhandene Tradition der Heiligenverehrung auf seine Weise fortführte. Wir treffen schon im zweiten Jahr der Eichstätter Jesuiten, also 1615, auf eine große Schuljahresanfangsaufführung „Von S. Willibaldo / ersten Eystetischen Bischoff“. Der erste Bischof des Bistums, sein Vater und seine Geschwister erscheinen während der nun folgenden runden hundertfünfzig Jahre, die das Jesuitentheater noch vor sich hatte, in fast regelmäßigen Abständen auf der Bühne; 1631 wird anläßlich der Kirchweihe von St. Walburg ein Walburga-Spiel inszeniert, 1679 gelangt ein Drama vom hl. Richard zur Aufführung, 1701 gibt wieder Willibald, 1719 wieder Richard dem Jahresschlußdrama den Titel. 1745 dann, zur Tausendjahrfeier des Hochstifts, findet sich erstmals – und das ist eine Ausnahme, nicht der Beginn einer Entwicklung – ein Singspiel in deutscher Sprache, „Das glorreiche Eichstätt“. 1766, also sieben Jahre vor der Aufhebung des Ordens, schließt die Reihe unserer Dramen mit einem „Sanctus Richardus“.<sup>4</sup>

Eine methodische Vorbemerkung ist an dieser Stelle unumgänglich. Die Dramentexte und -programme, die für die zweihundert Jahre des Jesuitentheaters erhalten sind, demonstrieren nicht nur die Ausdehnung, sondern auch die Typenvielfalt der Gattung. Ein spezielles Problem besteht für die Forschung im ständigen Nebeneinander von innovierenden Leistungen und nicht weiter ehrgeizigen, repetierenden und kompilierenden Tagesprodukten. Um Veränderungen, gewissermaßen einen Weg der Gattung, exakt beschreiben zu können, müßte man im Grunde alles Vorhandene miteinander vergleichen – und das geht über Menschenkraft.

Das Corpus unserer Richard-, Willibald- und Walburga-Stücke ist nun fast ausschließlich lokaler Herkunft, es stammt aus einem Jesuitenkolleg mittlerer Größe, seine Welt ist ein kleines geistliches Fürstentum. So darf das Faktum, daß Dramen mit den einschlägigen Themen relativ regelmäßig auftreten und drei Viertel der Gattungsgeschichte mitrepräsentieren, nicht dazu verführen, diese Dramen grundsätzlich als charakteristische Vertreter eines bestimmten Entwicklungsstadiums des Jesuitentheaters insgesamt zu sehen. Die folgende Unter-

3) Jean-Marie Valentin: *Le Théâtre des Jésuites dans les Pays de Langue Allemande. Répertoire chronologique des pièces représentées et des documents conservés (1555–1773)*. 2 Bde. Stuttgart 1983 (Hiersemanns Bibliographische Handbücher Bd. 3, 1–2), Bd. 1, S. 83.

4) Der hl. Wunibald tritt zwar in einigen Dramen auf, doch existiert kein eigentliches Wunibaldstück. – Die genauen Titel der Dramen werden unten in den betreffenden Kapiteln zitiert. Dürrwächter (s. oben Anm. 2) geht lediglich auf das „Glorreiche Eichstätt“ kurz ein, vgl. a.a.O., S. 91 f. Seine Angaben über die Aufführungsdaten von Willibalds- und Richardsdramen (a.a.O., S. 64 f.) sind zu korrigieren: ein „Willibald“ ist für das Jahr 1758 nicht nachweisbar. Das „Walburga“-Spiel von 1631 kennt er nur aus der Erwähnung der Kolleggeschichte; der Standort von Perioche und Text ist erstmals bei Valentin, *Répertoire*, Bd. 1, S. 129 verzeichnet.

suchung beschreibt zunächst, dann klärt sie vorsichtig und soweit möglich Zusammenhänge der jeweiligen Form- und Stofftradition – wann immer sie versucht, die erhaltenen Spiele als logische Sequenz, als eine Art „Entwicklungsreihe“ zu sehen, tut sie das mit einem prinzipiellen Vorbehalt und ohne die bislang von der Forschung angebotenen Modelle einer Gattungsgeschichte absolut zu setzen.<sup>5</sup>

## 2. *Heiligenvita und Welttheater: Der erste „Willibald“ von 1615*

Das Stück ist nicht als Gesamttext, sondern lediglich in der Szenenparaphrase des gedruckten Programms, der sog. „Perioche“, erhalten, seinen Verfasser kennen wir nicht. Diese reduzierte Art der Überlieferung ist für die Dramatik des Ordens die Regel, Handschriften oder gar Drucke eines Textes sind relativ selten. Was die hier vorzustellenden Dramen insgesamt anlangt, ist die Überlieferungslage noch überdurchschnittlich gut, von den sieben Stücken kennen wir immerhin zwei fast vollständig: von der „Walburga“ hat sich die Handschrift erhalten, der Text des „Glorreichen Eichstätt“ liegt in mehreren Drucken vor.

Die Perioche des „Willibald“<sup>6</sup> ist ausschließlich in deutscher Sprache abgefaßt und vermittelt eine relativ genau gezeichnete Silhouette des Dramas, freilich hat der Literaturhistoriker gerade bei Inhaltswiedergaben wie der vorliegenden gewisse Grenzen zu respektieren, jenseits derer keine Rekonstruktion von Einzelheiten mehr möglich ist. Das Stück wurde am 15. Oktober gespielt, diente also zur feierlichen Eröffnung des Schuljahres. In der Frühzeit gehörten derartige Aufführungen zur Öffentlichkeitsarbeit des Ordens. Später – in Eichstätt ab 1643<sup>7</sup> – verlagerte man den Akzent auf die Demonstration der pädagogischen Resultate und ließ die Schüler im September, also am Jahresende, spielen; die Verteilung der Schulpreise schloß sich an. Das Willibald-Spiel heißt auf dem Titelblatt der Perioche „Comedie“, eine Gattungsbezeichnung, aus der sich kaum mehr etwas ablesen läßt. Im 16. Jahrhundert hatte der Komödienbegriff bei den Jesuiten noch gelegentlich eine poetologische Komponente; man konnte damit zum Ausdruck bringen, daß das betreffende Stück die dramaturgische oder sprachliche Nachahmung römischer

- 
- 5) Periodisierungen wurden versucht von: Willi Flemming: *Geschichte des Jesuitentheaters in den Landen deutscher Zunge*. Berlin 1923 (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 32); Johannes Müller: *Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock (1665)*. 2 Bde. Augsburg 1930 (Schriften zur deutschen Literatur für die Görresgesellschaft 7/8); Elida Maria Szarota: *Versuch einer neuen Periodisierung des Jesuitendramas*. *Daphnis* 3, 2, 1974, S. 159–177; und natürlich – auf der breitesten Materialbasis – von Valentin (s. oben Anm. 1).
- 6) „Summarischer Inhalt der Comedien Von S. Wilibaldo/ ersten Eystetischen Bischoff. Gehalten zu Eystet von dem Gymnasio S. Wilibaldi, Patrum Societatis Jesu. Den 15. Octobris, Anno 1615. Getruckt zu Ingolstatt in der Ederischen Truckerey/ durch Elisabeth Angermayrin/Wittib.“ Zu den Standorten der drei erhaltenen Exemplare s. Valentin, *Répertoire* (Anm. 3), Bd. 1, S. 83. Die Perioche ist reproduziert und kommentiert von Elida Maria Szarota: *Das Jesuitendrama im deutschen Sprachgebiet. Eine Periochen-Edition*. 3 Bde. München 1979, 1980, 1983, Bd. 1, 2, S. 1121–1131, 1746–48. Ich habe diesen Abdruck benutzt.
- 7) Vgl. Dürrwächter, S. 46.

Komödien anstrebte, man konnte andeuten, daß es die von der spätantiken Dichtungstheorie für die Komödie geforderte Verlaufslinie der Handlung (vom schlechten Beginn zum guten Ende) respektierte, und daß es lediglich Personen mittleren und niederen Standes auf die Bühne brachte. Von alldem ist hier nichts mehr zu spüren; der Terminus „Komödie“ hat sich in seiner – gleichfalls schon lange gebräuchlichen – pragmatischen Bedeutung durchgesetzt, er meint nichts anderes als „Theaterstück“ und steht um diese Zeit bereits allgemein für jedes Drama, das vom Kolleg zu Beginn oder am Ende des Schuljahres aufgeführt wurde.

Die vorliegende „Komödie“ weist zwar fünf Akte auf, doch ist das fast schon alles, was an die antik-humanistischen Dichtungslehren denken läßt. Die Aktfolge präsentiert nämlich nicht eine Spannungs- und Steigerungslinie von der Exposition zur Katastrophe, sondern eher eine Art hagiographischen Bilderbogens; die Perioche führt mehr als 70 Rollen namentlich auf. Der Verfasser hat mehrere Quellen benutzt, hauptsächlich aber das „Itinerarium Willibaldi Episcopi“, das von Hugeburc nach Willibalds Diktat aufgezeichnet und nach der Freisinger Handschrift von Heinrich Canisius im „Antiquae Lectionis Tomus IV. Bipartitus“ 1603 herausgegeben worden war. Die Ereignisse unmittelbar vor und nach dem Tod Willibalds gehen natürlich auf andere Gewährsleute zurück; die Perioche nennt Trithemius’ „De viris illustribus ordinis S. Benedicti“, den Bischof Reginold und schließlich noch den „Chorus Sanctorum“ von Georg Wicelius.<sup>8</sup> Der Jesuitendramatiker sorgt für eine deutliche Gliederung des biographischen Materials: so ziemlich jeder Akt stellt einen in sich geschlossenen Abschnitt des Heiligenlebens vor. Der erste spielt in England, er behandelt die Weltflucht Willibalds und seiner beiden Geschwister sowie die Abdankung ihres Vaters Richard. Der zweite bringt die Fahrt ins Heilige Land mit allerlei Abenteuern, der dritte die Reise zum hl. Bonifatius nach Deutschland, die Bischofsweihe und den Aufbau des Bistums Eichstätt mit Hilfe des Grafen Suidger von Hirschberg. Der vierte verweilt bei der weiteren Organisation des Bistums und bei Willibalds Kampf gegen die „Abgötterei“, er schließt mit dem Tod Willibalds. Der fünfte schließlich umfaßt die Klage Eichstätts um seinen Bischof, eine tröstende Erscheinung des Verstorbenen, mehrere Wunder nach dem Tod und Willibalds „Erhebung“ durch Bischof Hildebrand.

Ein Nacheinander von Lebensstationen also, ein Ensemble von Szenen, die zeitlich und örtlich voneinander deutlich getrennt sind: die antiken, von Aristoteles erstmals theoretisch formulierten Kategorien des Dramas werden nicht beachtet. Es gibt keine Motivierung der Ereignisse, etwa mit Hilfe von Figurenpsychologie, entgegen einer Aristotelischen Forderung könnten Handlungsteile wegfallen oder hinzugefügt werden, ohne daß dadurch die Logik des Dargestellten litte. Hier wie bei vielen anderen zeitgenössischen Jesuitenstücken zeigt sich, daß die Strukturen des mittelalterlichen Mysterienspieles weiterwirken; sie wurden über manche Bibelstücke des älteren Schultheaters, aber auch durch volkssprachliche lokale Spieltraditionen vermittelt und hielten sich von der durch den Humanismus wiederentdeckten antiken Dramaturgie entweder konsequent fern oder

8) Näheres zur Quellenlage bei Szarota (s. oben Anm. 6), S. 1746 ff.

übernahmen von ihr lediglich einzelne Elemente.<sup>9</sup> Es wäre verfehlt, dergleichen als überholt und primitiv zu bewerten; gerade diese „linearen“ Strukturen wurden von den Jesuiten der theologischen Aussage dienstbar gemacht. Unser Stück führt den Weg Willibalds zu seiner religiösen Bestimmung vor Augen, zugleich aber ordnet es das Wirken des Heiligen in einen Zusammenhang ein: Willibalds Lebenswerk erscheint als Teil der Christianisierung Deutschlands. Das letztere wird erreicht durch die Einführung eines zweiten, seinerseits „linearen“ Handlungsstranges, der sich mit der Haupthandlung verschiedentlich berührt. In den „Willibald“ ist eine Folge von Bonifatius Szenen eingefügt.<sup>10</sup> Bereits im zweiten Akt wird die Palästinahandlung – zunächst scheinbar ohne Notwendigkeit – von einer Episode unterbrochen: Bonifatius fällt die Donareiche und bekehrt dadurch viele Heiden. Eben dieser Bonifatius ernennt dann im dritten Akt Willibalds Bruder Wunibald zum Vorsteher von sieben Klöstern und weiht Willibald selbst zum Bischof, weitere Szenen führen vor, wie die „Frißländer“ sich gegen den Apostel der Deutschen zusammentun und Zulauf erhalten, das Ende des Aktes bringt das Martyrium des Bonifatius auf die Bühne. Im vierten Akt schließt der Komplex mit einer allegorischen Szene: die Figur der Germania offenbart Willibald Bonifaz' Tod.<sup>11</sup> Dieser erscheint also nicht nur dann, wenn er die Biographie Willibalds historisch mitbestimmt, er wird als große Hintergrundgestalt parallel geführt.

Ein weiteres Charakteristikum des Stückes deutete sich bereits an: seine Allegorik. Schon der Prolog stellt das Folgende in einen allegorischen Rahmen: „Die Fürwitz nach einem Gezänck mit der eitelen Hoffnung / zeigt an den Innhalt diser Comedi“. Worüber und weswegen sich die Gestalten der Curiositas und der Vana spes gestritten haben, wissen wir nicht, jedenfalls übernimmt die eine dieser beiden Allegorien die Funktion des Prologsprechers, die in den humanistischen Imitationen der römischen Komödien meistens einem „realen“ Handlungsteilnehmer zukommt. Allegorien wie diese sind bekanntlich keine Erfindung des Jesuitentheaters, sie haben eine komplizierte, in die Antike zurückreichende Tradition und gelangen bereits im Spätmittelalter, verstärkt dann in der frühen Neuzeit auf die Bühne, das Ordensdrama übernimmt sie wie vieles andere und stellt sie in den Dienst seiner Publikumsdidaxe.<sup>12</sup> Im „Willibald“ agieren zahlreiche allegorische Gestalten im Verbund mit Teufeln und Engeln, die ihrerseits aus dem spätmittelalterlichen Spiel stammen; sie teilen sich in zwei Gruppen: Curiositas und Vana spes gehören mit Mundus („der Welt“), Idololatria („der Abgötterey“) und Haeresis („der Ketzerey“) zur Partei der Hölle. Contemptus Mundi („die Verachtung der Welt“) und Devotio („die Andacht“) erscheinen als Helfer der Engel und damit des

9) Vgl. zum „dramaturgischen Erbe“ der Gattung Wimmer, Jesuitentheater, S. 23 ff.

10) Das mag einen zusätzlichen Grund in der Quellenlage haben: Heinrich Canisius hatte im 4. Band seiner 'Antiqua lectio' auch eine Bonifatiusvita ediert. Vgl. Szarota, a.a.O., S. 1747.

11) Es handelt sich um die Szenen II, 4; III, 2, 3, 4, 5, 7; IV, 2.

12) Typologisierungversuche der Allegorik des früheren Jesuitentheaters, speziell der Bidermann-Dramen, finden sich bei Rolf Tarot: Jakob Bidermanns 'Cenodoxus'. Diss. Köln 1960, S. 62 ff.; Harald Burger: Jakob Bidermanns 'Belisarius'. Edition und Versuch einer Deutung. Berlin 1966 (Quellen und Forschungen NF 19 (143)), S. 132 ff. und in meiner Monographie: Wimmer, Jesuitentheater, S. 195 ff.

Himmels. Es werden also allegorische Fronten gebildet, die entweder direkt gegeneinander antreten oder durch einzelne ihrer Gestalten die „realen“ Figuren – Willibald und seine Familie, den Grafen Suidger, die Anhänger des Christentums – umkämpfen. So beispielsweise gleich in der ersten Szene des ersten Aktes, die die Perioche folgendermaßen paraphrasiert:

*Mundus, die Welt / bemühet sich S. Wilibaldum von seinem Vorhaben / Gott nachzufolgen / abwendig zu machen / welchen Contemptus mundi, die Verachtung der Welt / sampt etlichen seligen Geistern stärcket vnd beredet gen Rom zuziehen / auch die heilige Landt zu besuchen.*

Außerdem begegnen Allegorien, die in diesen Kampf nicht eingreifen, sondern eher im Bereich des Guten eine dekorative Funktion haben: als König Richard auf die Krone verzichtet hat und auf Pilgerschaft geht, heißt es in der Perioche zum Ende des ersten Aktes:

*Zwen Engel / Sonn vnnnd Mond / auch die Erden / verwundern sich hoch ob disen königlichen Pilgramen.*

Zu diesem Allegorientyp gehören natürlich auch Germania, die den Tod des hl. Bonifatius verkündet, und Eichstätt, das über Willibalds Verlust klagt.

Damit erscheint die Szenenreihe des Willibaldlebens und die Hintergrundkette der Bonifatiuszenen, auf deren theologische Pointierung bereits hinzuweisen war, als Typus des alten Welttheaters. Die Menschen – hier die Missionare Willibald und Bonifaz – stehen auf einem Schauplatz, der die Welt insgesamt repräsentiert, sie werden von Himmel und Hölle umkämpft, im vorliegenden Fall ist es die Hölle, die an der Qualität des Heiligen und der Seinen scheitert, sie kann den Erfolg Willibalds und aller, die das gleiche Ziel, die Christianisierung Deutschlands, verfolgen, nicht verhindern. Sicherlich spielte der Verfasser mit seinem Motiv der Christianisierung auch auf die Aktualität an. Gerade um 1615, in den Jahren der sich verschärfenden konfessionellen Gegensätze, sollte das Publikum in Bonifatius und Willibald nicht nur die Vertreter des Christentums allgemein, sondern auch die Ahnherren des rechten Christentums, des Katholizismus, erkennen. Willibald kämpft bezeichnenderweise nicht nur gegen die Idololatrie, sondern auch gegen die Häresie.<sup>13</sup>

Eine bunte Abfolge von Ereignissen: ein König, der zum Staunen aller der Krone entsagt, Reiseabenteuer wie ein Seesturm, die Erkrankung eines Mitreisenden an einem Schlangenbiß und seine wunderbare Heilung, die schmachliche Gefangenschaft bei den Sarazenen, dazu die Verschwörung der Friesen gegen ihren Missionar und dessen blutiges Ende – all das bot für ein schaulustiges Publikum bereits einiges an Attraktionen. Nimmt man noch die allegorischen und die Visionsszenen, etwa die Erscheinung Germanias, sowie Auftritte der Teufel Caco-piaeus, Beelphegor und Sicophax hinzu, dann wird man eingestehen müssen, daß das Stück allein von seinem Spektakelcharakter her imstande war, die Leute ins Theater zu locken. Daß aber das Spektakel transparent gehalten wird, daß es sich von einem gedanklichen Zentrum aus organisiert – das unterscheidet unser

13) Vgl. Perioche IV, 4.

Drama und das mittlere Jesuitentheater insgesamt von ausschließlich auf Attraktion bedachten Stücken, beispielsweise der Wandertruppen.

Nicht nur das Exotische, das Drastische, das Wunderbare kennt unser Drama, es nimmt auch komische Elemente in sich auf, ohne daß dadurch der Ernst seiner zentralen Aussage beeinträchtigt wird. Das Fehlen des Textes macht sich hier besonders schmerzlich bemerkbar; die Inhaltsparaphrasen der Perioche geben über den genaueren Verlauf der komischen Szenen nur wenig Aufschluß. Charakteristisch ist, daß sich mehrfach Berührungspunkte zwischen den Allegorien und dem komischen Bereich finden. So in der dritten Szene des ersten Aktes:

*Curiositas, die Fürwitz vnd vana spes, eitele Hoffnung / begeben sich in Engellandt / auff der Raiß sperren sie Baucidi / einer alten Bäwrin / das Maul mit einem Ey auff / lassen sich auch vermercken / sie wöllen gleicher weiß in Engellandt hausen / welches sein Hoffnung vnd Datum auff S. Willibaldum setze.*

Die Allegorien, gewissermaßen von weither zum Schauplatz entsandt, auf dem sich der Weltverzicht von Willibalds Familie abspielen wird, narren auf ihrem Weg eine Bäuerin. Das „Maulaufsperrn“ durch ein Ei mag man so verstehen, daß Curiositas und Vana spes mit ihrem Streich bei der Alten genau den physiognomischen Zustand herstellen (oder fixieren), der ihren Anhängern gemäß ist; die „Fürwitzigen“, diejenigen, die jeglicher Sensation kritiklos verfallen sind, wird sich jeder mit staunend aufgesperrtem Maul vorstellen können. Im weiteren Text der Paraphrase ist wohl angespielt auf die allgemeine Neugierde und das allgemeine Staunen, die in England angesichts des Handelns von Richard, Willibald, Wunibald und Walburga herrschen werden.

Szenen wie diese sind auf den Jesuitenbühnen der Zeit Legion, ihr gemeinsamer Nenner ist der verspottete und geprellte Bauer oder Einfaltspinsel. Sie gehen auf spätmittelalterliche Epos- und Schwanktraditionen zurück, die in der frühen Neuzeit antike Elemente in sich aufnahmen; im vorliegenden Fall ist der antike, vor allem durch Ovid bekannte Name Baucis als Typenbezeichnung für eine alte Frau verwendet. Das Komische hat hier wie anderswo im Ordens theater einen doppelten Charakter: einmal findet es um der Publikumswirkung willen in die Dramen Eingang, es bleibt zum Teil ohne sichtbare Überformung und soll die Zuschauer schlichtweg bei der Stange halten. Daneben aber kann es eine didaktische Schlagseite erhalten, indem man es gemäß mittelalterlicher theologischer Tradition in die Nähe der Sünde, und damit die komische Figur in die Nähe des Sünders rückt. Man wird sich hüten müssen, die nur halbbekanntem komischen Partien des „Willibald“ durch Spekulationen überzustrapazieren, doch ist die Bäuerin Baucis wohl als eine Vorläuferin all der Personen gedacht, die dann in England dem Weltverzicht König Richards und seiner Kinder verständnislos gegenüberstehen werden. Dafür spricht eine weitere komische Episode des 1. Aktes:

*Entzwischen / weil die gemeine Sag von deß Königs / vnd königlichen Kindern Hinzug außgebraitet wirdt / geradt Tityrus ein fürwitziger Baur / sampt seinem Weib inn der Fürwitz Händ: welche jhnen etliche Zähñ außbricht.<sup>14</sup>*

14) Perioche I, 5.

Auch hier wieder der Bauer, auch hier wieder der antike, schon zur Typenbezeichnung gewordene Name. Auch hier wahrscheinlich wieder die staunend aufgesperrten Mäuler, denen Curiositas die Zähne ausschlagen kann. Anders als in der Baucis-Szene sind jetzt die Gaffenden und Staunenden in eindeutige Beziehung zur Abdankung Richards gesetzt – sie sind diejenigen, die auf Seiten der Welt stehen.

Im weiteren Verlauf der „Komödie“ tritt das Burleske zurück; nur noch zweimal begegnen komische Episoden. Im dritten Akt erscheint der Motivkomplex der geprellten Einfalt wieder im Bezirk der Bosheit und des Weltgetriebes; drei Friesen, die Bonifatius nach dem Leben trachten, „geratthen inn Fabium vnd Philomathen zwen einfeltige Studenten / beraubens jhrer Haab“. <sup>15</sup> Das zweite Mal – im 5. Akt – kehrt sich die ursprünglich komische Situation um; in der christianisierten Welt des Dramenendes funktioniert das alte Schema des Verspottens nicht mehr in gewohnter Weise:

*Etlliche Bawren / welche einen Schiffsbruch erlidten / kommen mit dem Creutz gen Eystett / Dank zusagen S. Wilibaldo / daß er sie auß gegenwertiger Todsgefahr errettet: die Ketzerey schlegt sich zu jhnen / damit sie jhrer spotte / wirdt aber selbst von einem Bawn außgespottet.* <sup>16</sup>

Selbst die pauschalen Inhaltswiedergaben der Perioche liefern also einige Indizien, daß das Komische im vorliegenden Stück kalkuliert eingesetzt wurde. Schon dadurch, daß es eingangs massiert auftritt und im weiteren Fortgang der Handlung abnimmt, läßt es die theologische Verlaufs- und Steigerungslinie des Spiels deutlicher hervortreten. Außerdem erscheint es als Bestandteil, ja als notwendiges Element der Welt im Sinne eines beschränkten Diesseits und verliert am Ende seine Macht – und gibt so der Botschaft des Spieles zusätzliches Relief. Hier ist an das berühmteste Jesuitendrama überhaupt, an Jakob Bidermanns „Cenodoxus“ vom Jahre 1602, zu erinnern. Der Weg des weltverblendeten Pariser Doktors zur ewigen Verdammnis begann für das Publikum als Lachkomödie, d. h. mit einer Fülle komischer Szenen. Erst nach und nach – aber mit geradezu fürchterlicher Konsequenz – trat das Verfehlt des Cenodoxuslebens, trat der theologische Sinnbezug der Handlung in den Vordergrund. Diese Art der dramaturgisch-didaktischen Raffinesse führte bei einer späteren Münchner Cenodoxus-Aufführung dazu, daß ein Teil jenes Publikums, das sich eingangs vor Lachen gebogen hatte, am Ende sich den jesuitischen Exerzitien unterwarf; einige, darunter der Hauptdarsteller, traten in den Orden ein. <sup>17</sup> Der Eichstätter „Willibald“ setzt sich mit einer anderen Art von Stoff auseinander, dem tragischen Ende des Cenodoxus steht hier der Sieg des Christentums gegenüber – eine Gemeinsamkeit liegt aber in der strategischen Verwendung publikumsattraktiver Elemente.

Trotz seines spezifischen Charakters als lokale Heiligenvita und Mirakelstück

15) Perioche III, 2.

16) Perioche V, 5.

17) Ein früher Hinweis auf diese Vorgänge bei Karl von Reinhardtstötner: Zur Geschichte des Jesuitendramas in München. Jb. f. Münchener Geschichte, Bd. 3, 1889, S. 53 ff.

läßt sich der „Willibald“ generell in die Nähe der Dramen Bidermanns rücken. Zu den Ähnlichkeiten im Bereich des Komischen treten solche der Allegorik: hier wie dort begegnen die welttheatralischen Fronten, die aus Teufeln bzw. Engeln und entsprechenden Allegorien bestehenden metaphysischen Parteien. Dazu passen die beiderseitigen spirituellen Akzente, die vermittels einer antiaristotelischen, frei reihenden Dramaturgie gesetzt werden.<sup>18</sup> Es zeichnet sich ab, daß der Verfasser des ersten Eichstätter Willibaldstücks ein „modernes“ Ordensdrama geschaffen hat, das in etwa den Reflexionsstand der Zeit repräsentiert.

### 3. Eine Szenenrevue zur Kirchweih: Die „Comoedien von Sanct Walburg“ von 1631

Die Geschichte unseres Dramenkomplexes führt uns von den stürmischen Jahren vor dem Ausbruch des großen Krieges, die bereits durch die Zuspitzung der konfessionellen Gegensätze bestimmt sind, in die mittlere Zeit des Krieges selbst. Die handschriftliche „Historia Collegij“ berichtete 1631 vom drohenden Herannahen Gustav Adolfs, von den Vorbereitungen zur Auslagerung kirchlichen Gerätes sowie zur Evakuierung der Kollegmitglieder, und fährt dann fort:

*Proxime ante has turbas solennissime dedicatum fuit templum S. Walburgis, a fundamentis his annis exstructum. Ei festiuitati accomodauimus Comoediam renouationi studiorum praemitti solitam cuius thema fuit S. Walpurgis cum duobus praecipuis noui templi Architectis Date et Dabitur.*<sup>19</sup>

Die Kirche St. Walburg war im Vorfeld der kriegerischen Verwicklungen fertiggestellt worden, und die Jesuiten steuerten zur Feier der Kirchweih ihre übliche (anonyme) Jahresanfangskomödie bei – sie handelte nach dem Text der Kolleggeschichte von der heiligen Walburga und den zwei wichtigsten Baumeistern ihrer Kirche, von „Date“ und „Dabitur“. Die umfangreiche Perioche und der handschriftlich größtenteils erhaltene Text<sup>20</sup> zeigen, daß wir kein Drama vor uns haben,

- 18) Der Vergleich kann an dieser Stelle nur angedeutet werden. Ich verweise auf die in Anm. 12 zitierten Arbeiten zu Bidermann, ferner auf Peter-Paul Lenhard: Religiöse Weltanschauung und Didaktik im Jesuitendrama. Interpretationen zu den Schauspielen Jakob Bidermanns. Frankfurt a.M., Bern 1977 (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Bd. 168).
- 19) Historia Collegij Societatis Jesu Eystadij, Bl. 34<sup>r</sup>. (Diözesan-Archiv Eichstätt, Sign.: B 179). An dieser Stelle möchte ich dem Leiter des Archivs, Herrn Brun Appel, für seine freundliche Hilfe bei der Vorbereitung dieser Untersuchung herzlich danken.
- 20) „Kirchweihung oder Comoedien von Sanct Walburg vnnnd jhren Architectis oder Baumaistern. Welche derselben ein statliche Kirch zu Aychstett/ bey jhren Grab vnd Heyligen Gebain so noch heütigs tags Wunderbarlich Oel fliesen/ auff gebauen. Darinen angezaigt vnd für Augen gestelt/ wie reichlich Gott belohne/ alle die welche zur Kirchen vnd sonst für die Armen vnd Ehr Gottes gehrn herschiessen/ vnd freygebig sich erzeigen. Gehalten von der Jugent/ deß Academischen Gymnasij der Societät Jesu zu Aychstett/ im October. Anno MDC. XXXI. Gedruckt zu Ingolstatt bey Gregori Hänlin/ jhm Jahr 1631.“ Dies ist der Titel der Perioche, die der Handschrift vorgebunden ist. Sie hat 19 bedruckte Seiten, die Schauspielerlisten sind hinter den Einzelszenen eingefügt. Die angebundene Handschrift hat keinen eigenen Titel: sie ist von späterer Hand paginiert und umfaßt 56 Blätter. Sie bricht inmit-

das sich mit Walburgas Leben – und damit auch mit dem Leben Willibalds – befaßt, vielmehr tritt die Heilige nur in einigen „Eckszenen“ auf; sie erscheint als Kirchenpatronin, die das vollendete Werk gnädig annimmt und alle diejenigen belohnt, die es ermöglicht haben. Das Spiel ist aber so charakteristisch und für das Jesuitentheater insgesamt aufschlußreich, daß es an dieser Stelle eine zumindest geraffte Behandlung verdient.

Wir treffen hier auf den Typus des Revuedramas: nicht eine im weiteren Sinn historische Begebenheit oder Begebenheitskette gelangt auf die Bühne, vielmehr werden verschiedene geschichtliche oder legendäre Ereignisse als Exempla für einen Grundgedanken – das Bergpredigtwort „Date et dabitur vobis“ (Lukas 6, 38) – vorgestellt. Das bedeutet eine Vielzahl von Darstellern. Weit über 100 Rollen waren zu besetzen, freilich brauchte man dafür nur etwa halb so viele Schauspieler, da jeder Spieler zwanglos mehrere Gestalten verkörpern konnte. Was die Dramaturgie betraf, mußte kein Weg zwischen der Alternative antik-humanistischer und mittelalterlicher Strukturen gesucht werden. Die Abfolge mehrerer in sich geschlossener Kleinkomplexe wird dreiaktig gegliedert: die Prologe jedes Aktes beziehen das Vorgestellte auf den Themagedanken des Spieles und auf dessen Anlaß. Derartiges ist auf der Ordensbühne kein Unikum; eher scheint es sich um einen verbreiteten, genuin jesuitischen Typus zu handeln. Die bekannteste Revue dieser Art wurde zwei Jahre vorher in Innsbruck aufgeführt: Jakob Baldes „Jocus serius theatralis“, dessen Inhalt bereits der deutsche Titel der Perioche andeutet: „Das ist Etliche namhafte Historien in welchen zusehen wie das Schertzen vilmahlen in Ernst verkehrt worden ...“<sup>21</sup>

Die Eichstätter „Walburga“ personifiziert die beiden Verbformen des Evangelienwortes; Date und Dabitur werden zu zwei Brüdern, die als Baumeister den Bau von St. Walburg ermöglicht haben. Im ersten Prolog verkündet ein Abgesandter der hl. Walburga den Eichstättern, daß ein gewisser Dabitur, „Der mit dem Gelt“, auf dem Weg in die Altmühlstadt ist. Alle laufen zusammen und bringen Geldbeutel, Säcke und Töpfe in froher Erwartung des Segens mit.<sup>22</sup> Der Herold fragt dann eine Reihe von Bürgern, ob sie mit Dabiturs Bruder Date bekannt seien, die beiden seien die wichtigsten Baumeister der neuen Kirche. Als sie das verneinen, wird ihnen bedeutet, daß Dabitur kaum bei ihnen einkehren werde, denn wer Date nicht zum Freund habe, könne auch von Dabitur nichts erwarten. Das heißt, daß alle diejenigen, die nichts zum Bau der Kirche gegeben haben, auch keinen Lohn erhalten werden. Im folgenden „Chorus“<sup>23</sup> erscheint die Heilige selbst zusammen mit vier Engeln und Ecclesia, sie läßt die beiden allegorischen Brüder vor

---

ten der letzten Szene des dritten Aufzugs ab; der Epilog ist nicht mehr erhalten. – Der Band lag bis vor kurzem unter der Oettingen-Wallersteinschen Signatur 02/ III.7.4° 55–7 in Harburg (so noch Valentin, Répertoire, Bd. 1, S. 129), jetzt befindet er sich in der UB Augsburg. – Ich danke Herrn Dr. Gerhard Stumpf für die Überlassung des Mikrofilms.

21) Valentin, Répertoire, Bd. 1, S. 123; der Text ist von Valentin ediert und kommentiert: Jakob Baldes 'Jocus serius theatralis' (1629). Euphorion 66, 1972, S. 412–436.

22) Handschrift, Bl. 1<sup>r</sup>f.

23) Handschrift, Bl. 3<sup>r</sup>ff.

sich kommen. Date stellt ihr alle Fahnen- oder Wappenträger derjenigen Fürsten vor, die für den Bau gespendet haben, und Dabitur verheißt ihnen, bzw. ihren Herren, himmlischen Lohn. Hierauf befiehlt Walburga den beiden, auf dem Theater anhand mehrerer Beispiele vorzuführen, daß sie „zwen leibliche Brüder wären / vnnd welcher den Dabitur erwarre / muß zuvor vmb den Date auch wissen“<sup>24</sup>. Dieser Chorus diene natürlich der Danksagung und Huldigung. Leider ist über die Wappen nichts gesagt, die der Heiligen präsentiert werden; wir können aber sicher annehmen, daß dasjenige des Kaisers darunter war. Jedenfalls heißt es im ungewohnt ausführlichen Einleitungstext der Perioche:

*Date het sonderlichen Gunst und genad bey Ihr Römischen Käyserlichen Mäjestatt Ferdinando Secundo vnnd anderen Fürsten und Herrn welche auß altem christlichen Eysfer [...] zum glücklichen Fortgang vnnd befirderung desß Bawes reichlich gspendiert vnd dargeben [...]*<sup>25</sup>

Daß der Prolog nicht die Bürgerschaft als Gruppe kritisch attackieren wollte – man gewinnt ja den Eindruck, als hätten ausschließlich die hohen Herren gespendet –, geht wohl aus dem Fortgang des soeben zitierten Textes hervor:

*... Wie dann auch andere Hoch vnd Niderstands auß vnderschiedlichen Orten; deren aller Namen seind sowohl in einem sondern Buech das bey disem Gottshauß auff behalten; Alß in dem Buech der Lebendigen verhoffentlich von Gott vnd Dabitur beschrieben / vnd fleissig auffgezeichnet worden.*

Die szenischen Exempla demonstrieren mehrere Varianten des Junktims von Mildtätigkeit und Vergeltung. So werden einmal selbstlose Spender hier auf Erden spektakulär belohnt oder empfangen die sichere Verheißung der ewigen Seligkeit. Zum andern erfahren widerwillige Almosengeber, daß es gerade ihre Gabe war, die ihnen die Möglichkeit des Seelenheils bewahrt hat. Zum dritten werden solche, die das Ihre durch allerlei List für sich zu behalten versuchen, darauf hingewiesen, daß sie damit dieses Seelenheil verschenken. Beispiele für die drei Gruppen sind: der byzantinische Bürger Leo, der einem blinden Bettler Wasser holt und überraschend Kaiser wird<sup>26</sup>, der Zöllner Petrus, der einem Bettler voll Unwillen einen Laib Brot nachwirft und im Traum sieht, wie dieser Brotlaib ihm auf der Waage der letzten Gerechtigkeit noch die Zeit zur Buße verschafft,<sup>27</sup> und schließlich der geizige Bischof Troilus, der von Johannes Eleemosynarius dreißig Goldstücke, die ihm dieser für die Armen abgebettelt hat, unter einem schäbigen Vorwand wiedererlangt und im Traum eine Inschrift am Himmel sieht, die besagt, daß er, Troilus, seine Wohnung im Jenseits um dreißig Pfund Goldes verkauft habe.<sup>28</sup> Diese und andere Begebenheiten werden recht drastisch vorgeführt: den jeweiligen himmlischen Erscheinungen und Wunderzeichen stehen einige Teufelsszenen, vor allem aber zahlreiche Bettlerepisoden gegenüber, die viel Komik

24) So die Perioche, S. 4 (Paginierung von mir.)

25) a.a.O., S. 3

26) Perioche, S. 6 f., Handschrift, Bl. 8<sup>v</sup>–12<sup>v</sup>

27) Perioche, S. 17 f., Handschrift, Bl. 48<sup>r</sup>–56<sup>v</sup>

28) Perioche, S. 8 f., Handschrift, Bl. 17<sup>v</sup>–25<sup>v</sup>

um ihrer selbst willen enthalten; zusammengehalten wird das Ganze von Date und Dabitur, die als teils ernste, teils ironische Kommentatoren durch die Szenen geistern.

Die Prologe zum zweiten und dritten Akt treten gewissermaßen auf der Stelle gegenüber dem bunten und temporeichen Ablauf der Binnenszenen. Sie halten deren Vielfalt in mehrfacher rhetorischer und allegorischer Abwandlung den einen Gedanken entgegen, daß auch diejenigen, die für die Kirche der hl. Walburga gespendet hätten, des himmlischen Lohnes sicher sein können. Die Heilige, die jedesmal selbst auftritt, spendet als irdische Gegengabe und zugleich Vorverweis auf die jenseitige Vergeltung ihr wundertätiges Öl.<sup>29</sup>

So verschieden der Typus des „Walburga“-Spieles von der vorangehenden Willibaldskomödie ist – er demonstriert wiederum, wie die Jesuitendramatiker die Vielfalt der Welt, Historisches, Wunderbares, Komisches auf ihre Bühnen bringen, aber letztlich nur, um über das breite und attraktive Spektrum des Faktischen religiöse Didaxe zu betreiben. Diesem Anliegen unterwerfen sie nicht nur ihre Stoffe, sie entwickeln von ihm aus auch ihre dramatischen Techniken. Der Anlaß – hier die Kirchweihe – erscheint gewissermaßen als Vordergrundereignis; und das Bergpredigtwort liefert das gedankliche Instrument, mit dem die Aktualität unversehens zur Welt als Gesamtheit in Beziehung gesetzt wird.

#### 4. Eine allegorische Verwechslungskomödie:

##### Das „Certamen Gratiae & Naturae in Richardo“ von 1679

Diese „Comoedia“, die erstmals den Vater Willibalds als Titelhelden auf die Bühne bringt, fällt in eine ruhigere Zeit, sie ist das erste Stück unserer Reihe, von dem wir den Verfasser kennen. Die Kolleggeschichte vermerkt zum Jahr 1679:

*4<sup>a</sup> et 6<sup>a</sup> Septembris exhibitum in theatro certamen Gratiae et naturae in S. Richardo Angliae rege, et huius Dioecesis Patrono praesente Celsissimo Principe, à P. Francisco Wanner, a quo etiam privata dramata saepius per annum in scenam producta...<sup>30</sup>*

Wir haben es also diesmal mit einer Jahresschlußkomödie zu tun; sie wurde wie fast stets in Anwesenheit des Bischofs gespielt und stammt aus der Feder von Pater Franz Wanner. Von ihm gelangten offenbar weitere Stücke im Laufe des Schuljahres zur Aufführung, doch wissen wir nicht, um welche Art von Dramen es sich handelt – sie sind, wenn überhaupt, anonym überliefert.<sup>31</sup> Dies ist, wie schon anzudeuten war, bei den allermeisten Jesuitenstücken der Fall, die erhaltenen Handschriften und Periochen verzeichnen kaum je den Autor; dieser erscheint nur ganz gelegentlich – wie hier – in den Aufzeichnungen der Geschichten und der Tagebücher eines Kollegs, der Diarien. Nur die gedruckten Sammlungen berühmter Ordensdramatiker – Jakob Bidermanns, Nikolaus Avancinis, Franz Neumayrs – verfahren so, wie wir das von den Editionen weltlicher Autoren

29) Perioche, S. 9 f., 14 f., Handschrift, Bl. 26<sup>r</sup>–27<sup>v</sup>, 41<sup>v</sup>–42<sup>v</sup>

30) Historia Collegij (s. oben Anm. 19), Bl. 124

31) Valentin, Répertoire, Bd. 1, S. 327 f., nennt für das Jahr 1679 keine weiteren Eichstätter Dramen, Dürrwächter, S. 97, kennt – von einer Erwähnung in Duhrs Jesuitengeschichte her – ein „Dramation resuscitati Fratris Lazari a Sorore Magdalena“.

gewohnt sind: sie nennen den Verfasser und bringen gelegentlich auch eine persönliche Vorrede.

Wanner war Schweizer aus Fribourg, er verbrachte den größten Teil seines Lebens in Fribourg und Pruntrut. In Eichstätt unterrichtete er lediglich ein Jahr lang Rhetorik; das vorliegende Stück ist offenbar seine Abschlußinszenierung.<sup>32</sup> Eine Biographie wie diese ist aufschlußreich: dadurch, daß die Novizen und jungen Patres der Gesellschaft Jesu zur Mobilität verpflichtet waren, durchkreuzten sich in den Dramentexten, die sie als junge Rhetorikprofessoren schrieben, Einflüsse verschiedenster Provenienz; die spätere Geschichte der Gattung ist eher durch eine Häufung und Verschränkung verschiedener Traditionen, durch eine generelle Zunahme der theatralischen Mittel und Wirkungen charakterisiert als daß sie eine Abfolge von eindeutig konturierten Dramentypen vorstellt.

Auch bei Wanners Stück, von dem wieder nur die Perioche bekannt ist,<sup>33</sup> zeigt sich, daß die Jesuitendramatiker nichts vergessen, daß sie an beliebigen Punkten der eigenen Spieltradition ansetzen können, daß ihnen ältere Dramentypen jederzeit zur Wiederbelebung und Überformung verfügbar sind. So fühlt sich der Kenner des Jesuitentheaters gleich bei der Lektüre des „Argumentum“, d. h. der den Szenenparaphrasen der Perioche vorgeschalteten Inhaltsübersicht, an die Zeit vor der ersten „Willibald“-Komödie erinnert. Es heißt da nämlich, daß man einen „Hl. Richard“ aufführen werde, aber nicht in Form einer das ganze Leben umfassenden Gesamthandlung – „non omnem tamen“ –, vielmehr gelange nur der Widerstreit von Gnade und Natur auf die Bühne, der sich im englischen König abgespielt habe, als ihn sein Sohn Willibald zum Verzicht auf die Krone und zur Pilgerfahrt ins Heilige Land aufgerufen habe. Das ist ein später Ableger einer dramentheoretischen Position, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten der Gattung Jesuitentheater, aber auch außerhalb dieser, z. B. in den Argumenta der niederländischen späthumanistischen Bibelkomödien findet. Einige Niederländer – Crocus, Gnaphaeus, Macropedius – versuchten um die Mitte des 16. Jahrhunderts, christliche, speziell biblische Stoffe nach den poetologischen Regeln der Antike zu dramatisieren, und beriefen sich dabei unter anderem auf Aristoteles, der gesagt hatte, der Dramatiker solle nicht alle Taten eines Helden wiedergeben, sondern einen Ausschnitt, der ein geschlossenes Ganzes bilde. Während nun die niederländischen Späthumanisten diese Regel so verstanden, daß man aus der Biographie eines christlichen Helden einen Teil herauslösen müsse, der sich zu einer wahrscheinlichen, gut motivierbaren Dramenhandlung machen lasse, befürwor-

32) Vgl. die Angaben bei Dürrwächter, S. 61, und Valentin, Répertoire, Bd. 2, S. 1127

33) „Certamen Gratiae & Naturae in Richardo Comoedia Gnaden vnd Naturkampff. in Richardo Weilandt Königen in Engelland Nachmahlen Eystättischen Schutz und Schirm Patronen Von dem Hochfürstlichen Academischen Gymnasio der Societät Jesu zu Eystett Vorgestellet Den 4. und 6. Herbst-Monath deß 1679sten Jahrs. Gedruckt zu Ingolstatt/ bey Johann Philipp Zinck . . .“ Zu den Standorten der drei erhaltenen Exemplare vgl. Valentin, Répertoire, Bd. 1, S. 327 f. Ich habe das Eichstätter Exemplar benutzt (Diözesan-Archiv, Sign.: H22, n<sup>1</sup>). Die Perioche nennt – wie dies ab der mittleren Zeit häufig ist – auch den Komponisten: Johann Georg Kirchbaur, Musikpräfekt in Kaisheim. Er hat außerdem 1681 einen „Marcellus“ vertont. Vgl. Dürrwächter, S. 57 f.

ten die frühen Jesuitendramatiker den *theologisch* sinnvollen Ausschnitt aus biblischen oder anderen Biographien. Beispielsweise bringt der Orden im München des 16. Jahrhunderts eine umfangreiche Konstantin-Komödie zur Aufführung, die programmatisch nicht den ganzen Lebensweg des Kaisers, sondern diejenigen seiner Handlungen dramatisiert, die den Sieg der Kirche über das Heidentum herbeiführen.<sup>34</sup> Davon ist Wanners Intention nicht allzuweit entfernt, freilich geht es in seinem Ausschnitt nicht um äußere Ereignisse, sondern um die innere Entscheidung des Helden zwischen Welt und Gott. Das aber ist seinerseits ein dramatischer Typus aus der Frühzeit des Jesuitentheaters, der ganz in der Nähe der alten Moralität steht, ja diese weiterführt.<sup>35</sup> Eine derartige Handlungsformel läßt sich seit jeher gut mit dem aristotelisch-späthumanistischen Ausschnittsgedanken verbinden. Wanner nimmt offenbar ganz bewußt beides erneut zusammen, wenn er innerhalb seines dramatisierten Ausschnittes *Gratia* und *Natura* zu Allegorien macht, wie sie im Welttheaterkontext der vor- und frühjesuitischen Moralität üblich waren. Das Allegorienpaar im „Certamen“ erinnert zudem deutlich an das Gegenüber von *Natura* und *Ratio*, die 1590 im „*Isaac immolatus*“ des Jakob Pontanus auftraten und den inneren Zwiespalt Abrahams nach dem göttlichen Opferungsbefehl allegorisch vor Augen stellten.<sup>36</sup>

Die Frage, ob wir lediglich eine artifizielle Wiederbelebung der Tradition vor uns haben oder ob Wanners Dramaturgie andere Absichten verfolgt, ist schwer zu beantworten. Es liegt jedenfalls nahe, sein Zurückgreifen auf Modelle der Frühzeit und damit auch auf den letztlich aristotelischen Handlungsausschnitt mit seiner Herkunft und mit der generellen Situation des europäischen Theaters in Verbindung zu bringen. Wanner stammt von der deutsch-französischen Sprachgrenze, und einige Jahre vor der Abfassung des „Certamen“, nämlich 1660, waren Pierre Corneilles „*Trois discours sur le poème dramatique*“ erschienen, in denen dieser seine eigenen Stücke und deren speziellen Aristotelismus einer theoretischen Prüfung unterzog, die den Charakter einer kurzen Dramenpoetik annahm. Bereits geraume Zeit zuvor – in Frankreich zuerst und mit Modifikationen dann auch in Deutschland – hatte sich eine Entwicklung der dramatischen Typen Tragödie und Komödie angebahnt, die sich immer weiter von einer retrograden „linearen“ Dramaturgie entfernte. So könnten Teile von Wanners Spielstruktur, die auf den ersten Blick antiquiert wirken, gerade ein Indiz dafür sein, daß der Orden vom „modernen“ weltlichen Theater allmählich unter Druck gesetzt wurde und mit dessen Veränderungen Schritt zu halten versuchte. Spätestens in den ersten

- 
- 34) Vgl. zu diesem poetologischen Problemkreis Ruprecht Wimmer: *Constantinus redivivus. Habsburg im Jesuitentheater des 17. Jahrhunderts*. In: *Die Österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1050–1750)*. Unter Mitwirkung von Fritz Peter Knapp hrsg. v. Herbert Zeman. Graz 1986, S. 1093–1116, bes. S. 1095 ff.
- 35) Vgl. hierzu Valentin, *Théâtre des Jésuites* (s. oben Anm. 1), Bd. I, S. 391 ff. („*La moralité catholique*“), Fidel Rädle: *Aus der Frühzeit des Jesuitentheaters*. *Daphnis* 7, 3, 1978, S. 403–462, ferner Wimmer, *Jesuitentheater*, S. 106 ff.
- 36) Hierzu am genauesten Joseph Biemann: *Die Dramentheorie und Dramendichtung des Jakobus Pontanus S. J. (1542–1626)*. *Literaturwiss. Jb. der Görres-Ges.* 3, 1928, S. 45–85, S. 64–69, 71–80.

Jahren des 18. Jahrhunderts sind dann Impulse des französischen Aristotelismus zweifelsfrei nachzuweisen.<sup>37</sup>

Doch das Spiel des Dramaturgen mit alten Regeln und Strukturen ist damit noch nicht vollständig beschrieben, das Argumentum der Perioche enthält ein weiteres Element, das seine Kombinationslust unter Beweis stellt, ja befürchten läßt, er werde seine Verschränkung verschiedener Muster übertreiben:

*Historicae veritati nihil nos affingemus, ea vero, quae circumstant per prolepsin nonnumquam theatro seruiunt. Neque Gratia & Natura eodem semper redibunt schemate, sed modo propriam modo Willibaldi Wunibaldive speciem indutae, ut tibi spectator taedium levent.*<sup>38</sup>

Was alles an poetologischer Tradition hinter dem Gedanken steht, man werde die historische Authentizität achten und sich lediglich in Bereichen, die nicht zum geschichtlichen Kern gehören („quae circumstant“), theaterwirksame Freiheiten gestatten, kann hier nur angedeutet werden. Aristoteles hatte für die Tragödie nicht historische Wahrheit, sondern Wahrscheinlichkeit gefordert, dieser Anspruch konnte im 16. Jahrhundert von denen, die biblische Stoffe dramatisierten, lediglich modifiziert übernommen werden – eine einschneidende Veränderung der biblischen Substanz war nicht möglich. Das aber schloß eine theatergerechte Aufbereitung und Veränderung von Nebenumständen nicht aus, und speziell die Ordensdramatiker betonten hier von Anfang an die Freiheit des Dichters. Im vorliegenden Fall haben wir es nicht mit einer biblischen Quelle zu tun, sondern mit den verschiedenen Überlieferungen der Richards- und Willibaldsvita. Die „Vita S. Willibaldi“ des Eichstätter Bischofs Philipp von Ratsamhausen, 1617 von Jakob Gretser herausgegeben und kommentiert,<sup>39</sup> die in der Perioche als einzige Quelle genannt wird, berichtet von einer ferventen Rede Willibalds vor seinem Vater und vom anschließenden Seelenkampf Richards:

*Nam admirabatur, et cor eius dilatabatur ad huiuscemodi aedificationis eloquia, & nimirum inter spem aeternorum, & amorem praesentium [. . .] positus, altercatione diversae considerationis exercitabatur,*

sie bringt die göttliche Gnade als Movens ins Spiel:

*praeventus tamen gratuito munere, cum SPIRITUS SANCTI GRATIA (secundum praeclarum doctorem Ambrosium) NON HABEAT TARDA MOLIMINA,*

doch begnügt sie sich mit dieser Skizze der inneren Umkehr und erzählt abschließend sogleich von Richards Entschluß zum Weltverzicht:

37) Vgl. Wimmer, Jesuitentheater, S. 433 ff.

38) Perioche, S. 2

39) Philippi Ecclesiae Eystettensis XXXIX. Episcopi De Eiusdem ecclesiae divis tutelariibus. S. Richardo. S. Willibaldo. S. Wunibaldo S. Walpurga. Commentarius nunc primum evulgatus: Unâ cum duobus obseruationum libris & Catalogo Historico, omnium Episcoporum Eystettensium, Editore & Auctore Iacobo Gretsero [. . .] Ingolstadii [. . .] MDCXVII. (Diözesan-Archiv Eichstätt, Sign.: E III, 106 b). Die Willibaldsvita steht auf S. 7–147.

*liberrimum assensum sanctae consultationi, ac saluberrimae persuasioni liberorum praebuit, libenter ac liberaliter promittens se renunciaturum omnibus quae possidet, ut Christum lucrifaciat . . .*<sup>40</sup>

Diese Überlieferungssituation gibt dem Dramatiker freie Hand, und er nutzt sie, indem er nicht nur das bereits besprochene allegorische Gegenspiel konzipiert, sondern indem er dieses Gegenspiel zu einer Verwechslungs- und Intrigenkomödie macht. Er tut das, wie er freimütig gesteht, um keine Langeweile beim Publikum aufkommen zu lassen („ut tibi spectator taedium levent“). Gratia und Natura kommen nicht „eodem semper schemate“, also in stets gleicher Gestalt auf die Bühne; sie erscheinen bald als übernatürliche Figuren, die für den umkämpften Helden entsprechende Visionen inszenieren, bald verkleiden sie sich in Wunibald und Willibald. Da aber die beiden Söhne ebenfalls auftreten, entwickelt sich ein rasantes, streckenweise witziges Quiproquo, das an die Vertauschungseffekte der Plautinischen „Menaechmi“ und des „Amphitryon“ denken läßt und natürlich mit dem Sieg der Gratia endet. Bei alledem ist das Stück nicht figurenarm, aus der Perioche geht hervor, daß etwa 80 Rollen zu besetzen waren. Aus dem dichtgeknüpften Netz von allegorischer Intrige und Gegenintrige seien hier nur zwei Beispiele vorgestellt. Natura in Gestalt Willibalds überredet Richard, sich in „ein Lußthaus“ des königlichen Parks zu begeben – dort soll er durch seine Gemahlin Wunna und durch Ritterspiele seiner jüngerer Söhne in seinem Vorsatz wankend gemacht werden. Richard gibt nach, als er jedoch Willibald später in den Garten rufen läßt, weigert sich dieser – er ist es nun selbst –, an der dortigen Kurzweil teilzunehmen, und zieht den Zorn des Vaters auf sich, der sich genarrt fühlen muß. Etwas Ähnliches passiert Wunibald mit seiner Mutter, der Königin: Gratia hatte als falscher Wunibald Richard davon überzeugt, daß er seine Pilgerfahrt unverzüglich antreten müsse, Wunna erfährt davon und macht dem echten Wunibald Vorwürfe.

Spuren aristotelischer Poetik, ein Zweikampf der Allegorien um eine Seele wie in der Moralität, dazu ein komödienhaftes Intrigen- und Verwechslungsspiel – eine derartige Kombination läßt Wanners Stück eher als virtuoson Bühnenspaß denn als spirituelle Botschaft erscheinen. Hinzu kommt, daß herkömmliche Lach- und Spektakelszenen, wie ein Dienerstreit – das Personal hat sich beim Einpacken des Geschirrs für die Gartenparty verspätet – und das bereits erwähnte Kinderturnier, eher um ihrer selbst willen eingefügt werden, als daß sie in notwendige Beziehung zum Leitgedanken des Stückes treten. Wie in vielen anderen hochbarocken Ordensdramen spiegelt sich die Vielfalt der Welt in der Vielfalt der theatralischen Mittel; das Dargestellte und die Methoden des Darstellens erhalten gegenüber der theologischen „Organisation“ des Stoffes zunehmendes Gewicht. An diesem Eindruck können auch die regelmäßig an den Schluß aller drei „Partes“ tretenden Visions- und Allegorienszenen nichts ändern, die jeweils die Hinfälligkeit des Diesseits und das Jenseits als einzigen bleibenden Wert herausstellen.

40) a.a.O., S. 36

5. *Der Heilige im Netz der Theaterintrige:  
Der „Willibaldus Almoniae Apostolus“ von 1701*

Was im „Certamen Gratiae et Naturae“ mit der Vita des hl. Richard geschah, vollzieht sich mutatis mutandis nun mit derjenigen seines Sohnes Willibald: lediglich ein symptomatischer Ausschnitt des Heiligenlebens kommt zur Darstellung, nämlich Willibalds Ankunft in Deutschland.<sup>41</sup> Das Christianisierungsmotiv, das wir ja vom Vorgänger her kennen, wird auf den Prolog und die Schlußchöre der drei „Partes“ konzentriert, dabei treten die Allegorie der Religio mit den Genien Germaniens und Englands sowie eine Teufelsschar auf. Es kommt aber weder zum direkten Kampf um Willibald noch zur unmittelbaren Konfrontation der allegorischen Gruppen, vielmehr illustrieren die allegorischen Eckszenen die historischen Ereignisse. Im Prolog bereiten die germanischen Fürsten der Religio einen festlichen Empfang – das weist voraus auf den ersten Teil, in dem König Pipin und Bonifatius die Ankunft Willibalds in Mainz erwarten. Da es beim Eintreffen Willibalds Schwierigkeiten gibt, präsentiert der Schlußchor des ersten Teiles ein „sieghaftes Höllen-Gepräng“ der Teufel. Im zweiten Teil läßt die Lösung des Knotens immer noch auf sich warten, dementsprechend verhält sich Religio im Schlußchor: sie will Deutschland verlassen, wird aber von den beiden Genien zurückgehalten. Der dritte Teil bringt das gute Ende, die Ernennung Willibalds zum Bischof von Eichstätt, der „Epilogus“ enthält konform dazu eine Vorschau auf Willibalds ruhmreiche Zukunft.

Die Ereignisse der Ankunft selbst sind mit jener Freiheit gestaltet, die die Perioche des „Certamen“ verteidigt hatte, wobei sie ihrerseits in einer langen Tradition stand. Wieder berichtet die Quelle, die bekannte Willibaldsvita Bischof Philipps, von der Ankunft des Heiligen nur das Nächstliegende:

*Willibaldus in spiritu humilitatis oboediens, Apostolica benedictione roboratus, in Alamanniam ad S. Bonifacium, sicut ei a Domino papa praeceptum erat, peruenit, & quomodo ad seruiendum & oboediendum ei a Domino Papa missus fuerat, ex ordine narravit [ . . . ] Postquam S. Bonifacius, ac S. Wunnebaldu, ceterique eiusdem societatis fideles fratres, tam dilectum Deo & hominibus fratrem saluum receperunt, diutissime in oscula & in collum irruerunt, & prae gaudio flentes Deum largitorem omnium bonorum pro universis beneficiis suis glorificaverunt.<sup>42</sup>*

Aus diesem Nacheinander von Ankunft, Bericht und freudiger Begrüßung macht der Jesuitendramatiker eine Intrigenhandlung, diesmal ohne jeden komödienhaften Zug. Willibald wird von den Betrügern Nidredus und Pseudinus

41) „Willibaldus Almoniae Apostolus. Willibaldi Ersten Bischoffs zu Aychstätt Ankuñfft in Teutschland. Auf öffentlicher Schau-Bühne vorgestellt von der studierenden Jugend in dem Hoch-Fürstl: Academischen Gymnasio der Soc: Jesu zu Aychstätt. Den 2. und 6. Sept. Anno 1701. Aychstätt/Getruckt bey Francisco Strauß . . .“ Vgl. Valentin, Répertoire, Bd. 1, S. 454. (Benutztes Exemplar: Diözesan-Archiv Eichstätt, Sign.: H 23 b) – Das Stück steht unmittelbar am Beginn des spanischen Erbfolgekrieges, doch finden sich im Text der Perioche keinerlei aktuelle Reflexe. – Der Komponist war der fürstbischöfliche Hofmusikus Anton Deichl.

42) a.a.O., (s. oben Anm. 39), S. 81

abgefangen, und der letztere gibt sich bei Hof für ihn aus. Als der Ankömmling – im zweiten Teil – die Täuschung erkennt und vor dem König und dem Bischof dagegen angehen will, wird er aufgrund irgendwelcher Machenschaften seines Doppelgängers nicht vorgelassen, ja sogar ins Gefängnis gesteckt. Schließlich kommt durch ein anderes Delikt des Pseudinus alles an den Tag, Willibald wird rehabilitiert und mit den gebührenden Ehren empfangen.

Dieser jüngere „Willibald“ ist vom Umfang und Aufwand her dem älteren Stück und dem „Certamen“ in etwa gleichzusetzen, die Perioche nennt wieder über 80 Rollen. Das Drama rückt aber dem Typus nach sicher näher an das „Certamen“ heran, eine Gemeinsamkeit ist neben der Konzentration des Bühnengeschehens die freie Füllung des historischen Gerüsts mit einer Intrigenhandlung. Dementsprechend ähnlich dürften sich auch die Bühnen gewesen sein, auf denen beide Stücke gespielt wurden. Während die Dramen von 1615 und 1631 wohl auf einer sogenannten Simultanbühne, vielleicht unter freiem Himmel, gegeben wurden – ein Typus, der auf ein und derselben Bühne die verschiedenartigsten Schauplätze nebeneinander plazieren, aber auch die Bedeutung dieser Schauplätze verändern konnte –, haben wir uns das „Certamen“ und den jüngeren „Willibald“ eher auf einer Sukzessionsbühne zu denken: hier wurde vermittels austauschbarer Dekorationen immer nur ein einziger Schauplatz vor Augen gestellt – was technisch mit einer konzentrierten, auf wenige Handlungsorte beschränkten Bühnenhandlung korrespondiert.<sup>43</sup>

Gegenüber der flexiblen Kombination des „Certamen“ wirkt das vorliegende Stück schematisch. Durch die vom Geschehen abgesonderte Allegorik entsteht der Eindruck eines gerahmten Bildes – Handlung und Deutung treten auseinander.

Die Aufführungen dieses Dramas erfolgten unter Umständen, die eine kurze Darstellung verdienen. Die vorher ausgedruckte Perioche nennt als Spieltermine den 2. und den 6. September, die üblichen Daten für eine Jahresschlußkomödie. Die Kollegeschichte berichtet nun,<sup>44</sup> daß am Vorabend alles bereit gewesen sei, daß jedoch am Morgen des ersten Aufführungstages eine Hiobsbotschaft vom fürstbischöflichen Hof gekommen sei:

*horâ 7<sup>mâ</sup> matutinâ nuntiatum nobis fuit ex aulâ, Ephebum Freybergium, qui multus in Scenâ actor erat, decumbere, itaque male habere, ut comparere nullatenus possit.*

Einer der vorgesehenen Schauspieler, ein fürstbischöflicher Page, war so krank geworden, daß er unmöglich auftreten konnte. Der Wirbel, den es dann gab, wird im folgenden genau festgehalten: Der Pater choragus, also der Verfasser und Regisseur des Stücks, überzeugt sich persönlich bei Hof von der Krankheit des Jungen, daraufhin wird die Aufführung abgesagt und auf den 6. September verschoben, der ursprünglich für die zweite Vorstellung vorgesehen war. Diese

43) Eine überschauende neuere Untersuchung zu den Bühnenformen des Jesuitentheaters fehlt bislang; grundlegend bleibt hier das Buch von Willi Flemming (s. oben Anm. 5)

44) Bl. 206<sup>r</sup>f.

zweite Vorstellung aber, nach der auch die Schulpreise zu verteilen waren, sollte auf allerhöchsten Wunsch erst am 9. September stattfinden. Der Bischof war durch irgendwelche Geschäfte in Greding und Arnberg festgehalten,<sup>45</sup> wollte aber die Komödie nicht versäumen. Die Kolleggeschichte macht deutlich, daß hier von bischöflicher Seite nichts verfügt, sondern sehr höflich um die ungewöhnliche Verlegung gebeten wurde:

*petijt hoc sibi concedi, tametsi videret esse quid insolitum et extra communem ordinem, vsumque: quia tamen prorogatio non erat nisi unius diei, qui superaddi debebat studiorum ordinario tempori, censuit, sine magno nostro incommodo id fieri posse . . .*

Die Jesuiten nahmen die Verlängerung des Schuljahres in Kauf und kamen dem Bischof vor allem aus pädagogischen Gründen entgegen. Dessen Anwesenheit bei der Preisverteilung schien ihnen nämlich ausnehmend wichtig: durch diese Anwesenheit, so die Kolleggeschichte, bekämen die Preise ihren besonderen Wert und bewirkten einen Ansporn für die Schüler:

*. . . visumque est, non denegandum Principi, quod petebat, praecipue volenti interesse distributioni Praemiorum, quae suum pretium non aliunde magis, quam a conspectu Principis desumunt valentque idcirco maxime ad Juventuti studioso stimulos subdendos.*

Außerdem konnte man dem bischöflichen Verlangen umso eher zustimmen, als dadurch eine zweite Aufführung erst ermöglicht wurde; die plötzliche Erkrankung des Pagen hatte ja die zwei vorgesehenen Termine auf einen reduziert:

*Facilius etiam hoc ipsum nobis accidit ex morbo ephebi, ob quem die designato exhiberi primum non potuit comoedia fuissetque alias res tota uno actu absolvenda, nisi Principis petitio intercessisset.*

Die beiden Aufführungen gingen nach den Notizen der Kolleggeschichte gut vonstatten; die zweite scheint ein großer Erfolg gewesen zu sein, der Chronist behauptet sogar, sie habe sich mit Inszenierungen der ersten Theater der Ordensprovinz messen können:

*Exhibuimus altera vice, cum distributione Praemiorum, Comoediam, quae magnam a toto consessu, et ab ipso Celsissimo commendationem tulit, poteratque, omnium calculo, cum primis Prou.<sup>ae</sup> theatris certare de palma spectando exhibitiones, quae nemini non visae sunt habere aliquid singulare.*

Die ganze hier skizzierte Affäre beleuchtet schlaglichtartig den jesuitischen Theaterbetrieb dieser Zeit: die Jahresschlußaufführung war in diesen Jahren noch ein Ereignis, unvorhergesehene Schwierigkeiten rechtfertigten außergewöhnliche

45) Diese ergänzende Information stammt aus dem Diarium Collegij S. J. Eystettensis 1696–1708 (Diözesan-Archiv Eichstätt, Sign.: B 180<sup>l</sup>), Eintrag zum 9. September 1701: „Dilata est autem in hunc diem ultima comoedia, quia ita desiderabat Celsissimus, qui die Mercurij primum huc Gredingâ et Arnstpergâ redijt.“

Maßnahmen. Neben der Anteilnahme des Bischofs ist der Ehrgeiz der Veranstalter evident: der Orden erscheint ebenso pädagogisch engagiert wie interessiert an der eigentlichen Theaterarbeit.

6. Professionelles Wirkungstheater:  
Der „Richardus ex Angliae Rege Peregrinus“ von 1719

Diese jüngere Version des Richardstoffs ist von ihrem Vorgänger, dem „Certamen Gratiae et Naturae“, ebensowenig abhängig wie der „Willibald“ von 1701 vom ersten Willibaldsstück. Das Drama ersetzt die an sich moderne Dreigliederung der beiden vorhergehenden Spiele durch die herkömmlichere Fünfstufigkeit,<sup>46</sup> doch steht es durch die Regelmäßigkeit seiner allegorischen Aktschlüsse in deren Nähe. Ja das Fehlen allegorischer Figuren in der Binnenhandlung verbindet es besonders eng mit dem „Willibald“ von 1701. An dieser Stelle läßt sich festhalten, daß die zunehmende Neigung der Eichstätter Stücke zur Zweiteilung von Chor und Geschehen, von Allegorik und „Realität“ parallel mit einer allgemeinen Tendenz der Gattung läuft.<sup>47</sup> Das alte Miteinander von Allegorien und Menschen kommt aus der Mode, durch die Trennung erhält der Dramatiker einmal die Gelegenheit zur lapidaren Deutung oder Einordnung des Geschehens, andererseits kann er anhand dieses Geschehens zeigen, daß er dramaturgisch mit dem weltlichen Theater Schritt hält.

Diese Chance nutzt der Autor des „Richardus“ entschlossen: er formt die Binnenhandlung wieder zum Intrigenstück um und macht dabei abwechslungsreiches, spannendes, dekoratives Theater. Der Aufwand kommt dem des „Walburga“-Spiels von 1631 zumindest gleich: die Perioche nennt weit über 100 Rollen.<sup>48</sup> Doch bereits die Eckszenen verraten einen Hang zum Extravertierten. Der Prolog präsentiert eines der seit dem Hochbarock üblichen Verwandlungskunststücke: eine Wildnis wird jäh zur blühenden Gartenlandschaft, inmitten derer die Allegorien Englands und der Religio das personifizierte Eichstätt aus dem Schlafe wecken. Die Inhalte der folgenden Chöre lassen sich paraphrasieren, ohne daß man auf den jeweils vorhergehenden Akt Bezug nehmen müßte, denn sie bilden eher

- 46) Die frühe Dreigliedrigkeit der „Walburga“ ist wohl eher durch den Typus des Revue-spiels bedingt. Allerdings kommen die drei „Partes“ auch bei älteren Nicht-Revuestücken gelegentlich vor. Sicheres über die formalen Entwicklungen läßt sich nicht sagen, da eine zusammenfassende Studie über die jesuitische Dramaturgie noch aussteht.
- 47) Bei der Untersuchung der Dramatisierungen des Josephsstoffes konnte ich diese Tendenz ebenfalls feststellen; sie macht sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts bemerkbar. Wimmer, Jesuitentheater, S. 250 ff.
- 48) „Richardus ex Angliae Rege Peregrinus. Unde Regia Eystadij Origo. Der Heil. Richardus Auß einem König in Engeland ein Pilgram; Oder Königliches Herkommen der Stadt Aychstätt. Auf öffentlicher Schau-Bühne vorgestellt von dem Hochfl: Academischen Gymnasio der Societet Jesu alldorten. Den 4. und 6. Herbst-Monat/Anno 1719 [...] Aychstätt, gedruckt bey Francisco Strauß [...]“. Zu den Standorten der vier bekannten Exemplare vgl. Valentin, Répertoire, Bd. 1, S. 545. Benutztes Exemplar: Diözesan-Archiv Eichstätt, Sign.: H15, p<sup>3</sup>. – Der Komponist ist diesmal nicht genannt.

einen in sich stimmigen und das Gesamtgeschehen insgesamt bewertenden Szenenkomplex, als daß sie die Inhalte ihres speziellen Aktes allegorisch umsetzten. Im ersten Chor stellen England und Religio der Allegorie Eichstätts den Ruhm vor Augen, den Stadt und Bistum durch Willibald und seine Nachfolger erringen werden; der Chor des zweiten Aktes preist Willibalds Schwester Walburga und hebt die Ehre hervor, die Eichstätt durch die Heilige gewinnen wird. Der dritte Chor huldigt dem hochadeligen und hochwürdigen Klerus, der seinerseits Eichstätts Ruhm vermehrt, im vierten werden der Eichstätt-Allegorie die zeitlichen Güter gezeigt, die ihr beschieden sind, der Epilog schließlich steigert sich zum „Applausus“, zum feierlichen Glückwunsch an Eichstätt ob seiner königlichen Herkunft und seiner tugendhaften Ahnherren.

Gegenüber sämtlichen früheren Stücken ist eines unverkennbar: als Zielpunkt der ganzen Bühnenveranstaltung erscheint die positiv verstandene Gegenwart, erscheint das derzeitige Fürstbistum mit seinem äußeren Wohlstand und den inneren Werten seiner derzeitigen Träger. Alle Vorgänger, der erste, ganz spirituell ausgerichtete „Willibald“, die bunte „Walburga“-Revue, die raffinierte Kombination von P. Wanners „Certamen“ und schließlich die allegorisch gedeutete Intrigenhandlung des jüngeren „Willibald“-Dramas hatten vorrangig die von lokalen Bezügen unabhängige theologische Substanz ihrer Stoffe und Stoffauschnitte im Visier, auch wenn sie sich in ihren Chören und Epilogen gelegentlich ein Vorausweisen auf eine Zukunft gestatteten, welche die Zuschauer als ihre Gegenwart verstehen sollten. Im vorliegenden „Richard“ wird immer wieder, von jedem Punkt der Bühnenhandlung aus, auf das ruhmreiche Jetzt geblickt – die lokale Huldigung überlagert den spirituellen Kern des Geschehens, die Weltflucht Richards. Die Säkularisierung des Interesses, die sich darin kundtut, scheint wieder zu einer generelleren Tendenz der Gattung insgesamt zu passen. Das Diesseits, von dessen zunehmender theatralischer Gewichtung bereits im Zusammenhang mit dem „Certamen“ zu sprechen war, gelangt gerade noch nicht um seiner selbst willen auf die Bühne, doch beginnt sich die alte Transparenz zum Metaphysischen hin zunehmend zu trüben.

Die dramatische Aufbereitung des historischen bzw. legendären Stoffs bestätigt das. Den Szenenparaphrasen der Perioche nach nehmen das Drängen Willibalds auf Abdankung seines Vaters und das Schwanken Richards zwischen Welt und Gott nur einen geringen Raum ein; es geht dem Dramatiker vielmehr darum, den Verzicht des Königs auf seine Krone als Theatercoup von langer Hand vorzubereiten. Daß er dabei die Quelle – er nennt die „Acta Sanctorum“ – gänzlich aus den Augen verliert, braucht man kaum mehr zu erwähnen.

Die Vizekönige Englands begeben sich in die Residenzstadt – wie sie glauben, zur festlichen Huldigung anläßlich des königlichen Geburtstages. Da jedoch die Geburtstagsfeier auf Befehl Richards verschoben wird, mutmaßt man bei Hof, der König wolle zuvor die Verlobung seiner Tochter Walburga mit einem spanischen Prinzen, der sich ausdauernd um sie bewirbt, ins Reine bringen. In Wahrheit geht Richard mit dem Plan des Abdankens und der Pilgerfahrt um. Willibald seinerseits versucht nicht nur, den Vater endgültig zur Weltflucht zu bewegen, sondern auch die Schwester den Nachstellungen des Spaniers zu entziehen, indem er sie in

Männerkleider steckt und in Begleitung eines jungen Gärtners in ein entferntes Waldkloster schickt. Sie wird jedoch in der Wildnis von ihrem Bewerber, der gerade auf der Jagd ist, gestellt und – gewissermaßen als legitime Jagdbeute – in die Residenz zurückgebracht. Dabei entpuppt sich der Gärtner als französischer Prinz, der es seinerseits auf das Mädchen abgesehen hat. Schließlich kommt es zur lange verschobenen Audienz. König Richard, von dem alle die Entscheidung für einen der beiden Freier erwarten, hat sich – durch einen unterdessen eingetroffenen Brief des hl. Bonifatius zusätzlich bestärkt – für etwas ganz anderes entschieden: er erscheint zur Verblüffung aller nicht im königlichen Ornat, sondern in Pilgertracht, weiht Walburga dem Dienst Gottes und geht selbst mit ihr und den Prinzen Willibald und Wunibald zu Schiff, um nach Jerusalem zu pilgern.

Daß diese Handlungsführung auf Spannung und Abwechslung angelegt ist, liegt auf der Hand – sie gewinnt indes zusätzliche Attraktivität durch ein dekoratives Element, das die Bühnenergebnisse und das allegorische Rahmenwerk der Chöre auf elegante Weise verbindet. Für die königliche Geburtstagsfestivität, die ja die fünf Akte hindurch bevorsteht, werden von verschiedenen Berufsgruppen Geschenke vorbereitet. In der Mitte jedes Aktes findet sich eine Chor- und Balletteinlage der verschiedenen Berufe.<sup>49</sup> Die durch den Gärtner-, Weinzierl-, Jäger-, Fischer- und „edlen Schäffer-Chor“ vorgeführten und bereitgestellten Geschenke können am Ende dem königlichen Pilger nicht mehr überreicht werden, sie werden im Epilog der Allegorie Eichstätt „unter geistlichen Verstand verehret“.

Mit diesem Stück ist – innerhalb unseres thematischen Bereiches – das Maximum an theatralischem Aufwand und wohl auch an professioneller Raffinesse erreicht.<sup>50</sup> Die beiden noch zu besprechenden Dramen – auch das immer wieder zum „großen Festspiel“ hochstilisierte „Glorreiche Eichstätt“ – beweisen, daß für Eichstätt dasselbe gilt wie für die großen Kollegien: das Jesuitentheater verliert allmählich seine Anziehungskraft, seine Schulkomödien spielen in der Öffentlichkeit nicht mehr die alte zentrale Rolle.

#### 7. Ein sogenanntes „großes Festspiel“: Das „Glorreiche Eichstätt“ von 1745.<sup>51</sup>

*Die feyerliche Herrlichkeyt / so eben gegenwärtige ganze Wochen hindurch unsre Statt / ja ganzes Fürstenthum / in Bewegung setzet / gibt uns den Inhalt gegenwärtigen Singspiels an die Hand. Es wäre nicht billich / daß / da jederman*

49) Dürrwächters Angabe, daß diese Chöre die Aktschlüsse bilden, ist demnach zu korrigieren. a.a.O., S. 67, Anm. 4

50) Die Kollegengeschichte berichtet, daß der Bischof nicht anwesend war, und zwar „ob morbos in urbe grassantes“. a.a.O., Bl. 304<sup>r</sup>.

51) „Das Glorreiche Eychstätt / Und Dessen Stifter / In einem Singspiel vorgestellt Von dem Hochfürstlichen Bischöflichen Academischen Gymnasio der Gesellschaft Jesu zu Eychstätt / Da auß Hochfürstlicher Freygebigkeit Deß Hochwürdigsten deß Heil. Römischen Reichs Fürsten / und Herrn / Herrn Joannis Antonii II, Bischoffen zu Eychstätt etc. etc. Der allda studirenden Jugend die Prämia außgetheilt worden. Den 9 und 10 Herbstmonats / 1745“. Zu den Standorten der anderen vier Drucke vgl. Valentin, Répertoire, Bd. 2, S. 733. (Benutztes Exemplar: Diözesan-Archiv Eichstätt, Sign.: H28). Der Komponist ist nicht genannt. Der Text des Spiels wurde ebenfalls

*das Tausendste Jahr dises Glorreichen Hochstifts / und dessen Glückseligsten Stifter / vor Augen hat / und in dem Mund führet / unsre Schaubühne allein Deroselben vergessen solte. Wir stellen dann vor das Glorreiche Eychstätt / und dessen Stifter / da jenes durch sein Alter / diser durch die neue Ehr seiner neu übersetzten Heiligen Gebein / einheimischen und fremden sigprangend in die Augen fallen.*

Die Jesuiten wollten bei der Tausend-Jahr-Feier des Hochstifts Eichstätt nicht zurückstehen und trugen zu den ausgedehnten Feierlichkeiten ein Singspiel bei. Es handelte sich jedoch um ein normales Schuldrama insofern, als es im September aufgeführt wurde und mit der üblichen Preisverteilung endete. Wahrscheinlich schob man die beiden Aufführungen etwas hinaus, daß sie in der allgemeinen Festwoche stattfinden konnten. Als Verfasser kennen wir P. Ignaz Weitenauer, der damals Professor der Rhetorikklassse des Gymnasiums war. Er sollte später zu einem herausragenden Dramatiker und Dramentheoretiker des Ordens werden: abgesehen vom „Eychstättischen Baumgarten“, den er als weiteren Text zum Jubiläum beisteuerte, wurden von ihm mehrere Dramen, Dramensammlungen und deutsche Übersetzungen (von Stücken Franz Neumayrs und Charles de la Rues) gedruckt. Außerdem verfaßte er eine der wichtigen späteren Jesuiten-Poetiken, d.h. eigentlich einen lateinischen Kommentar zur „Ars Poetica“ des Horaz, der ihm unter der Hand zu einem eigenen poetologischen Modell geriet.<sup>52</sup>

Der deutschsprachige Text des Dramas wird durch ein Argumentum („Inhalt“) eingeleitet, aus dem die eingangs zitierte Passage stammt.<sup>53</sup> Diese Einleitung insgesamt macht deutlich, daß das Stück eine ähnliche Tendenz verfolgen wird wie der „Richard“ von 1719, es ist als „Huldigung“ an das Eichstätt der Gegenwart gedacht: Das „Gedicht“ soll – so das Argumentum im weiteren – all das hervorheben, was Eichstätt positiv von anderen „Landschaften des ganzen Deutschlands“ unterscheidet, nämlich „die Beständigkeit in dem reinen Gottesdienst / die Beständigkeit in dem lieben Friden / die Beständigkeit in der schuldigen Treu gegen seinen Hochwürdigsten und Gnädigsten Hirten und Fürsten“. Das düstere Gegenbild, nämlich die Zustände anderswo, die bestimmt sind von Unbotmäßigkeit und Zwietracht, wird kurz skizziert, dann erscheint der hl. Willibald als Urheber und Garant der Eichstätter Ausnahmesituation. So ist es nur natürlich, daß der Gründer des Bistums im Singspiel die zentrale Position einnimmt: „... und wer-

---

abgedruckt im Sammelband, der die Predigten und das ganze Festzeremoniell enthält: Die in seinem Tausend-jährigen Alter Feyerlichest erneuerte Herrlichkeit Der Eichstättischen Kirch [...] Ingolstadt [...] De la Haye [...] 1746, S. 55–80 (Diözesan-Archiv, Sign.: L10). Das „Glorreiche Eichstätt“ wurde in jüngerer Zeit hrsg. von Hans Radspieler: Es lebe Willibald, des Glaubens Zierd. Ein Festspiel der Eichstätter Jesuiten zum 1000jährigen Bistumsjubiläum 1745. Histor. Blätter für Stadt und Landkreis Eichstätt. Beil. zum Eichstätter Kurier, 7. Jg., Nr. 5, S. 17–40.

52) Vgl. Dürrwächter, S. 91. Zu Weitenauers Vita vgl. Valentini, Répertoire, Bd. 2, S. 1128, zu seinem Oeuvre Edith Kellner: Ignaz Weitenauers Ars poetica et Tragoediae autumnales. Masch. Diss. Innsbruck 1978.

53) Glorreiches Eichstätt (s. Anm. 51), S. 3 f. (Paginierung von mir)

den wir also mit bestem Grund in diesem Gedicht Eychstatts und Wilibalds Lob miteinander verbinden.“

Der spezielle Anlaß dieses Stücks verbietet es, seine Besonderheiten mit Blick auf die thematisch verwandten Vorgänger schlankweg als Indizien für epochentypische Veränderungen der Gattung zu werten. So ist die Glorifizierung der Gegenwart wohl weniger Fortsetzung und Steigerung einer im „Richard“ von 1719 angelegten Tendenz als das Merkmal eines Typus, der Jahrzehnte hindurch fest bleibt: nämlich des Jubiläums- und Huldigungsspiels. Auch die Behandlung der Allegorik ist unter diesem Blickwinkel zu sehen; daß das „Glorreiche Eichstätt“ die Gründung des Bistums und der Stadt durch eine allegorische, um den hl. Willibald gruppierte Fabel vorstellt, ist kein Anachronismus, keine Wiedernäherung an das alte Miteinander von Allegorien und historischen Personen, sondern zeugt von der selbstverständlichen Handhabung einer Typentradition. Die Deutschsprachigkeit des Textes mag ihre Ursache ebenfalls im Anlaß haben, die Spiele der folgenden Jahre sind wieder lateinisch. Dennoch verraten die uns bekannten Umstände der Aufführung und der Text manches Zeittypische.

Vor allem der Singspielcharakter – gesprochene oder rezitativisch vorgetragene Partien wechseln mit Arien, Arietten, Duetten – ist Ausdruck einer Zeittendenz; viele Ordensdramen nehmen seit längerem Elemente des weltlichen Musiktheaters, der großen Oper wie ihrer kleinformatischen Ableger, auf, und diese Übernahmen treten zu den traditionellen musikalischen Einlagen, zu Chören, Balletten und Liedern. Ein weiteres zeittypisches Merkmal ist der für ein Jubiläumsspiel überraschend bescheidene Zusschnitt.

Seit Anton Dürrwächter, dem verdienstvollen ersten Erforscher des Eichstätter Jesuitentheaters, hat man sich angewöhnt, das vorliegende Stück als „großes Festspiel“ zu bezeichnen<sup>54</sup> – eine genauere Überprüfung zeigt indes, daß davon nicht die Rede sein kann. Selbst wenn die eindeutige Schulkomödienfunktion noch nicht dagegenspräche – das Argumentum, das den Text schlicht als Beitrag zu den allgemeinen Festlichkeiten deklariert, läßt aufhorchen. Die Besetzungsliste verzeichnet dann wenig mehr als zwanzig Rollen, davon über zehn für tanzende Figuren; ein Personenaufwand, der deutlich unter demjenigen unserer älteren Eichstätter Stücke liegt. Die „musicalische Kriegsschul“ und der „Fischertanz“, die die beiden ersten Aufzüge beschließen, benötigen vier bzw. acht Ausführende und waren wohl alles andere als Massenszenen. Auch wenn wir aufgrund des erhaltenen Druckes keine allzu präzisen Aussagen über die Inszenierung machen können – zusätzliches Dekor, das im Text keine Spuren hinterlassen hat, ist nie ganz auszuschließen –, unser Stück hat deutlich kleineres Format als die nun wirklich „großen Festspiele“, auch mittlerer Kollegien, im 17. Jahrhundert. Die Aufführungsnotiz in der Kollegeschichte meldet zwar die Anwesenheit des Bischofs, des hohen Klerus und des gesamten Hofes – ein derartiges Interesse der Fürsten für eine Jesuitenkomödie war damals nicht mehr selbstverständlich und erklärte sich wohl aus der Festsituation –, doch spricht sie vom Stück nur als von einem

54) a.a.O., S. 60

„melodrama germano idiomate concinnatum“, was keinen Schluß auf besonderen Theaterprunk zuläßt.<sup>55</sup> Sie verzeichnet weiterhin, daß drei Stunden gespielt wurde („melodrama duravit per tres horas“), eine für jesuitische Verhältnisse bestenfalls mittlere Aufführungsdauer. Man hatte zwar 1703 eine Verfügung erlassen, daß die Schlußkomödie nicht länger als eben drei Stunden in Anspruch nehmen sollte, doch wurde das schon zwei Jahre später nicht mehr befolgt – und 1744 ging ein vierstündiges Drama über die Bühne!<sup>56</sup> Alles in allem: Wir haben im „Glorreichen Eichstätt“ eine Jahresschlußkomödie vor uns, die aus gegebenem Anlaß Traditionen des Huldigungs- und Jubiläumsspieles aufgreift, sich aber insgesamt als modernes Singspiel präsentiert, das den hoch- und spätbarocken Personen- und Dekorationsaufwand deutlich reduziert. Die Aufführung wurde gebührend beachtet, doch spricht nichts dafür, daß sie – wie ältere Festspiele des Ordens – im Zentrum der Jubiläumsfeierlichkeiten gestanden hätte.

Die allegorische Ursprungsfabel des Eichstätter Bistums, die die Handlung ausmacht,<sup>57</sup> spielt auf einem einzigen Schauplatz, in einem „Wald / an jener Stell / an welcher Eychstätt jetzo stehet.“ Der König Almon, also die Allegorie der Altmühl, wird von zwei Gruppen um gastliche Aufnahme gebeten: vom hl. Willibald, vertreten durch seine Anhänger „Gottesdienst“ und „Frieden“, und vom „Freygeist“, der sich mit der „Zwietracht“ verbündet hat. Das sind die alten welttheatralischen Parteien, wie wir sie ähnlich vom ersten Willibaldsspiel, aber auch aus dem „Certamen“ und dem „Willibald“ von 1701 kennen, lediglich im „Richardus“ von 1719 waren sie bis auf wenige Spuren verschwunden. Die Bühnenteufel als Figuren der höllischen Partei sind zwar schon einige Zeit aus der Mode, doch trägt die alte Konstruktion noch:

*Was grosser Schad bedroht das Höllenreich /  
Wann ich dem Fremdling weich?*<sup>58</sup>

gibt der „Freygeist“ seinem Parteigänger zu bedenken. Die negativen Allegorien intrigieren nun bei Almon gegen Willibald, der die bessere Ausgangsposition hat, da ihm Almons Söhne gewogen sind und scharf gegen den heimischen Götzen-

55) Bl. 371<sup>v</sup>

56) Vgl. Dürrwächter, S. 48. – Auch das Festprotokoll im oben zitierten Jubiläumsband (s. Anm. 51) und die wenigen Worte, die dort den nochmaligen Abdruck des Textes einleiten, weisen dem Spiel keinen zentralen Platz im Zeremoniell zu: „Als bald die Vesper sich geendiget / liebten Sr. Hochfürstl. Gnaden etc. mit denen anwesenden hohen Gästen / unter Begleitung des gantzen Hof-Stabs nach dem Gymnasio zufahren / und allda einer Teutschen Opera: das glorreiche Eichstätt / und dessen Stifter betitelt / gnädigst beyzuwohnen“, ... „Folget nun auch / was schon in Zeit vorgewesener Saecular-Festivität in Druck heraus gangen / nemblich eine Teutsche Opera [...] componirt von dem fürtrefflichen Lorbeerwürdigen Teutschen Poeten, A. R. Patre Ignatio Weitenuer“ (S. 54).

57) Dergleichen ist naturgemäß eher die Erfindung des Autors oder eine Kompilation gängiger dramatischer Muster, als daß es auf eine bestimmte Quelle zurückgeht. Auf S. 32 des Druckes weisen Anmerkungen auf die Willibaldsvita Bischof Philipps und auf den Kommentar von Gretser hin (s. oben Anm. 39). Doch die ausge dehntere Verarbeitung historischen Materials wird nirgendwo sichtbar.

58) Glorreiches Eichstätt, S. 7

dienst vorgehen. Die Zwietracht setzt den Barden Ariovist gegen Willibald ein, während der Freigeist dem schwankenden Almon schwere Ketten als angebliches Geschenk des „Gottesdiensts“ überbringt und dem König einzureden versucht, er werde bei der Fortsetzung dieser verderblichen Freundschaft in Sklaverei geraten.

Almon bleibt indes unparteiisch, er läßt sich dem Intriganten gegenüber nur zu einem halben, ja zweideutigen Versprechen herbei, das von einer Bedingung abhängig ist:

*Bringstu mir Freyheit / Ehr / und Heil:  
So wird dir mein Gestatt zu theil*

Als dieser ihn auffordert, das bei Jupiter zu beschwören, spricht er die folgende hintergründige Eidesformel:

*Bey Gott / dem alle Götter weichen,  
Bey jenem Gott / der Flamm und Donner führt /  
Der disen Forst und alle Welt regiert . . .<sup>59</sup>*

Willibald selbst erscheint nicht auf der Bühne: ein Kunstgriff des Verfassers, der damit der Hauptfigur zusätzliche Unnahbarkeit und Größe verleiht. Daß der eigentliche Held nicht auftritt, erweist sich besonders wirkungsvoll am Ende des ersten und zu Beginn des zweiten Teils: Der Freigeist und die Zwietracht, letztere nun als Mars verkleidet, schicken nach der „musikalischen Kriegsschul“ ihre Bewaffneten aus, um den Heiligen zu töten, diese kommen unverrichteter Dinge zurück:

*Da wir Wilibald erblicket /  
Ist in uns die Glut ersticket /  
Die du erst in uns erhitzt.  
Seine Stirn ist Huld und Gnaden:  
Wie kann man der Grosmuth schaden /  
So jhm aus den Augen blitzt?<sup>60</sup>*

Weitere Attacken auf Willibald erfolgen nun auf indirekte Veranlassung Almons, denn dieser will plötzlich – und in partiellem Widerspruch zu seiner oben genannten Bedingung – die Zukunft seines Gebietes von dem Ausgang eines Kampfes zwischen den Parteien abhängig machen. Mars alias Zwietracht sieht daraufhin seine Stunde gekommen, zumal das Orakel des heiligen Eichbaums Willibalds Ende zu prophezeien scheint:

*Es wird gar bald  
Der falsche Wilibald  
Mit seinem Blut die Schwerdter netzen /  
Und dich mit seinem Tod ergetzen<sup>61</sup>*

59) a.a.O., S. 13

60) a.a.O., S. 18

61) a.a.O., S. 20

Almon beharrt unerschütterlich auf seiner Entscheidung, auch als ihm der „Gottesdienst“ als Abgesandter Willibalds Vorhaltungen macht und sein angebliches Kettengeschenk als Betrug entlarvt:

*Befrage jene Ort /  
Wo Gottes Wort  
Durch Sebald / durch Pirmin / durch Wunibald gesiget /  
Wo alles Götzenopfer liget:  
Sih Bonifacium / sih einen Burchard an /  
Sih meinen Freund Corbinian.  
Ward freyer Muth gestöret  
Als man sie angehöret?*<sup>62</sup>

Der Schluß des zweiten Teils setzt einen etwas gewaltsamen Kontrapunkt zur kriegerischen Zuspitzung der Ereignisse: Almons zweiter Sohn fordert die Friedliebenden zum bereits erwähnten „Fischertanz“ auf:

*Ihr / die jhr Friden libet /  
Die Krieg und Blut betrübet /  
Kommt / flechtet hier dem Frieden einen Kranz:  
Kommt / ehret jhn mit einem Freudentanz*<sup>63</sup>

Der dritte und letzte Teil beginnt mit der scheinbaren Katastrophe: Mars erscheint mit dem abgeschlagenen Kopf Willibalds und erinnert Almon, daß seine Bedingung nun erfüllt sei. Doch bald wendet sich alles zum Guten: „Gottesdienst“ bringt die frohe Nachricht, daß Mars und Freygeist den „falschen Willibald“ getötet haben, wodurch das Orakel des Eichbaums sich auf unerwartete Weise bewahrheitet: die beiden haben nämlich Ariovist umgebracht, der sich als Willibald verkleidet hatte, um auf der christlichen Seite spionieren zu können. Nun ist Almon für das Gute gewonnen, die Götzeneiche wird gefällt (wobei sich logisch denkende Zuschauer sicher unbehaglich gefühlt haben: der Baum hatte doch vorhin mit seiner Weissagung geradezu als Stimme Gottes fungiert!), der Rest des Stücks besteht aus gegenwartsglorifizierenden Prophezeiungen. Es wird vorausgewiesen auf die Translatio der Gebeine des Heiligen, auf die Verleihung des Rationale, aber auch allgemein auf die Wohlfahrt der Stadt:

*Man wird Reich zerfallen sehen /  
Doch wird eure Statt bestehen:  
Hebt sie auß der Erd empor.  
Gott ist / der sie euch erhaltet /  
In dem Alter nicht veraltet /  
Jederzeit in neuem Flor.*<sup>64</sup>

Bei allem Respekt vor dem Lebenswerk Weitenauers – das Ordentheater dieser Jahrzehnte hat Besseres, d.h. folgerichtiger und genauer motivierte Fabeln zu

62) a.a.O., S. 23

63) a.a.O., S. 26

64) a.a.O., S. 34

bieten. Freilich darf man speziell bei einem Singspiel wie diesem den Librettocharakter des Textes nicht außer Acht lassen. Die Abfolge geschlossener musikalischer Formen und gewisse dekorative Aspekte der allegorischen Auftritte mögen Schwächen wie die doppelte Bedingung Almons, die ungeschickte Intrige des Kettengeschenks und den unbeholfenen Trick mit dem „falschen Willibald“ verdeckt haben. Modern an Weitenauers Singspiel ist jedenfalls die Allegorie des „Freygeist“. Sie rückt einerseits in die Nähe der alten „Idololatria“, des Götzendienstes, wenn sie sich über die Zerstörung der Götzenbilder durch Almons Söhne entrüstet. Zum andern aber erhält sie auch Züge der aktuellen Freidenkerei, wenn sie Almon das Versprechen macht:

*Sie (i.e. die Stadt Eichstätt) soll in steter Freyheit leben:  
Des Glaubens schweres Creutzgewicht  
Soll jhren Nacken niemal drucken  
Vor keines Fürsten Halsgericht  
Soll sie den freyen Scheitel bucken.*<sup>65</sup>

Mit dem Freisein vom Zwang des Glaubens wird die Freiheit von fürstlich-obrigkeitlicher Bedrückung verbunden; da diese Verbindung im Munde einer negativen Allegorie begegnet, läßt sich das positive Gegenbild unschwer hinzudenken: Eichstätts Geborgenheit im Glauben und seine Loyalität seinem Fürsten gegenüber, der zugleich Vertreter der Kirche und dieses Glaubens ist.

Die Welttheaterstruktur wird beibehalten, doch präsentiert sich die Hölle in zeitgemäßer Form, sie vertritt mit der Freygeist-Allegorie Positionen einer radikal antikonfessionellen Aufklärung – die historisierende Idololatria und die Haeresis der Gegenreformation haben ausgedient. Der Vergleich mit der inneraufklärerischen Kritik der Freigeisterei durch Lessing hätte Abgründe zu überwinden, jedenfalls spricht die Tatsache, daß seine „Freigeist“-Komödie 1749 über die Bühne ging, für die Aktualität der Thematik.

\*

An dieser Stelle ist ein kurzer Blick auf ein etwa zeitgleiches Drama von Richards Abdankung zu werfen – es ist das einzige in einer Perioche erhaltene Stück unserer Thematik, das nicht in Eichstätt aufgeführt wurde, und ging am 27. Juni 1743 in Trier über die Bühne. Schon das Aufführungsdatum verrät, daß es sich nicht um eine Schlußkomödie handelt, sondern um ein Klassendrama. Nach der Perioche wurde es von der obersten Grammatikklasse gespielt.<sup>66</sup> Warum das „Eichstätter“ Sujet gewählt wurde, ist nicht mehr zu eruieren – einer von vielen möglichen Gründen könnten personelle Beziehungen zwischen den beiden Kol-

65) a.a.O., S. 28 f.

66) „S. Richardus Anglo-Saxonom in Britannia Rex cum utroque Filio SS. Wunibaldo & Willibaldo, Spreto Regno Gloriosus Christi Exul Theatro datus a Praenobili, Ingenua, Lectissimaque Supremae Grammatices Juventute Celeberrimi Societatis Jesu Treviris Anno 1743. Die 27. Junii.“ Das einzige bekannte Exemplar der Perioche befindet sich in der Bibliothek des St. Michael-Gymnasiums in Bad-Münstereifel. Es ist unvollständig; von der deutschen Version fehlt ein Teil des 3. Aktes. Vgl. Valentin, Répertoire, Bd. 2, S. 722 f. – Ich danke Herrn Studiendirektor Klaus Theo Krüger für die freundliche Übersendung einer Fotokopie.

legien gewesen sein. Das Stück hatte vielleicht Singspielcharakter; die deutsche Version der Perioche druckt einige Arientexte ab, die größtenteils in der „historischen“ Handlung ihren Platz hatten.<sup>67</sup> Der personale Aufwand war bescheiden; das Rollenverzeichnis fehlt zwar, doch geht aus den Szenenparaphrasen hervor, daß zwischen zwanzig und dreißig Rollen – eine Gruppe wie die „Proceres“ eingerechnet – zu besetzen waren.

Wie wir das vom „Willibald“ von 1701 und vom „Richard“ von 1719 bereits kennen, werden die Ereignisse zu einer verwickelten Handlung umgeformt. Allerdings scheint eine dezidiert negative Partei zu fehlen, das lang ausgespinnene Hin und Her kommt vorwiegend dadurch zustande, daß Willibald und Wunibald sich die Nachfolge auf dem väterlichen Thron zuschieben wollen, weil jeder der Welt entsagen möchte. Verschiedene Ratgeber – die einen raten zur Weltflucht, die anderen zur Übernahme der königlichen Pflichten – komplizieren den Gang der Ereignisse zusätzlich. Darüber hinaus zeigt das Stück einen charakteristischen Zug der späteren Zeit, der uns bei den Eichstätter Beispielen bislang nicht begegnet ist: es konzentriert seine Allegorik in je einem musikalischen Vorspann pro Akt. Der erste Akt wird eingeleitet durch einen „Prologus musicus“, in dem sich die drei „Genii Richardi, Wunibaldi & Willibaldi“ der Gottesliebe verschreiben. Diese Genii sind gewissermaßen allegorische Ableger der real vorgestellten Personen, sie werden auch in den Einleitungen der beiden anderen Akte auftreten. Allerdings sind diese Einleitungen dann zweigeteilt in eine „Prolusio“ und eine „Allusio“ – die deutsche Periochenversion nennt sie „Vorspiel“ und „Nachspiel“. Es sind die Allusionen, in denen sich jeweils die allegorische Genienhandlung fortsetzt: vor Akt II will die Vaterlandsliebe den Genius Willibalds zurückhalten, vor Akt III führt die Gottesliebe die Genien Richards und seiner beiden Söhne aus England fort. Die vorangehenden Prolusiones entwerfen eine alttestamentarische Parallelhandlung: vor dem zweiten Akt versuchen die „Babylonischen Wollüsten“, Tobias, der sich in der Gefangenschaft nach der Heimat sehnt, für Babylon zu begeistern, vor dem dritten verläßt Zorobabel mit den Seinen dieses Babylon und macht sich auf den Weg nach Israel. Derartige Parallelhandlungen formalisieren mit neuen Mitteln die alte jesuitische Tendenz, jeweils im besonderen Ereignis das Allgemeine sichtbar zu machen, zielen aber mindestens ebenso sehr auf optische und akustische Theaterwirkungen. Die spezifische Vorspannstruktur findet sich seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts besonders in rheinischen Kollegien; gute Beispiele hierfür liefern die 1702 gedruckten Dramen des Kölner Jesuiten Paul Aler.<sup>68</sup>

Durch dieses auswärtige Spiel konnte wieder – diesmal anhand eines thematisch einschlägigen Beispiels – demonstriert werden, daß gewisse Tendenzen der Gattung mit den in Eichstätt bemerkten Veränderungen zusammenstimmen: die Zunahme der Singspielelemente, der Wechsel von linear anreihenden Handlungstypen zur dramatischen Verwicklung, die allmähliche Konzentration des

67) Acht Arien sind in deutscher, eine ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Vielleicht handelt es sich um ein durchgehend mischsprachiges Drama.

68) Vgl. Wimmer, Jesuitentheater, S. 437 ff.

Allegorischen in den Eckszenen. Letzteres freilich betrifft nicht das „Glorreiche Eichstädt“, das hier besonderen Gesetzen gehorcht.

### 8. Der Ausklang des „Sanctus Richardus“ von 1766

Das letzte der Eichstätter Spiele, die von einem der Bistumspatrone handeln, liegt uns wieder nur in einer Perioche vor.<sup>69</sup> Bereits das dürftige „Argumentum“ und die mehr als lakonischen Szenenparaphrasen deuten darauf hin, daß es sich um eine eher beiläufige, auf den schulischen Bereich beschränkte Theaterveranstaltung handelt. Das Programm verzeichnet zehn „Personae agentes“ und zwei Gesangsrollen, allerdings kommen noch Gruppen mit insgesamt 28 Mitwirkenden hinzu. Die drei Teile gliedern das Geschehen in den Vorsatz zur Abdankung („Consilium exilii voluntarii sancte susceptum“), in Vereitelungsversuche, die erfolglos bleiben („Consilium exilii voluntarii nequicquam impugnatum“), und in die letztliche Ausführung des Vorhabens („Consilium [...] fortiter executioni datum“). Die Chöre zu den ersten beiden „Partes“ enthalten eine alttestamentarische Parallelhandlung, wie wir sie aus den Prolusiones des Trierer „Richard“ bereits kennen:<sup>70</sup> im ersten verläßt Abraham auf Gottes Befehl Chaldäa, im zweiten kommt er zu seinem und der Nachwelt Nutzen nach Kanaan. Wie die Intrigen der Gegenkräfte – es handelt sich um Würdenträger des Hofes – im einzelnen angesehen haben, geht aus den Inhaltswiedergaben nicht hervor, doch geben die Namen der Gegenspieler gewisse Aufschlüsse. Die Heeres- und Marinepräfekten Kentwinus, Ethelbaldus und Baldredus begegneten bereits im „Richard“-Spiel von 1719 als englische Vizekönige, Malduinus trat damals als „supremus militiae praefectus“ auf, und Cromwaldus, diesmal „Supremus aulae praefectus“, war damals „Regni Cancellarius“. Das legt zumindest den Verdacht nahe, daß unser Spiel mit den Namen auch Handlungsteile des Vorgängers übernahm, jedenfalls hatte der Chorag das ältere Drama in irgendeiner Form vorliegen. Derartige Übernahmen finden sich im Jesuitentheater häufig, gerade bei den Schulkomödien des Alltags, die oft unter Zeitdruck abgefaßt werden mußten. Daß bei sämtlichen

69) „Sanctus Richardus Angliae rex exul voluntarius. Der heilige Richard / ein großmüthiger Verachter der irdischen Krone / vorgestellt Von dem Hochfürstl. Bischöfl. Academischen Gymnasio der Gesellschaft Jesu zu Eichstädt / da aus Hochfürstl. Freygebigkeit des Hochwürdigsten des Heil. Röm. Reichs Fürsten / und Herren Herren Raymund Antons Bischofs zu Eichstädt etc. etc. Der studierenden Jugend die Praemia ausgetheilt wurden an dem 3 und 5 Tage des Herbstmonats 1766, Eichstädt, gedruckt bey Maria Elisabetha Straußin [...]“ Vgl. Valentin, Répertoire, Bd. 2, S. 909. Benutzt wurde das einzige bekannte, in Eichstädt liegende Exemplar (Diözesan-Archiv, Sign.: H17, m). – Der Komponist war der Hofmusikus Anton Adam Pachschmidt. Eine genauere Quellenangabe fehlt („Ex vita Sancti“). – Ein allerletztes Richard-Spiel – das zweite, das außerhalb Eichstatts gespielt wurde – ging nach der Angabe von Karl Wolf 1768 in Landshut über die Bühne (Das Landshuter Gymnasium von seinen Anfängen bis zur Aufhebung des Jesuitenordens. Verh. des histor. Ver. f. Niederbayern 62, 1929, S. 5–178, S. 165). Die Perioche war nicht auffindbar.

70) s. oben S. 143

anderen Stücken unseres Themenkomplexes Derartiges nicht festzustellen war, ist nicht unbedingt symptomatisch, sondern eher ein Glücksfall, daß es beim letzten sich abzeichnet, spricht indes zusätzlich für das geringe Engagement des Autors. Wenn übernommen wurde, dann ging damit eine Reduzierung Hand in Hand: es fehlen auf alle Fälle die vielen aufwendigen Binnenchöre und -tänze, es fehlt die Walburgahandlung des „Richard“ von 1719. Ohne daß eine neue Konzentration auf die spirituelle Substanz festzustellen wäre, gerät die alte Vielfalt, die alte theatralische Extravertiertheit aus dem Blick. Wenige Jahre später wird die Gesellschaft Jesu vom Papst aufgehoben: für das Eichstätter Schultheater bedeutet das zwar nicht das abrupte Ende, doch lehrt ein Blick auf die Spiele nach 1773, daß wir es hier mit einem Schultheater im eigentlichen, ja im engsten Sinne des Wortes zu tun haben.

## Formen volkstümlicher Verehrung des hl. Willibald

Von Walter Pözl – Eichstätt-Neusäss

Sich mit einem Thema der Heiligenverehrung zu beschäftigen, beinhaltet ein Bekenntnis zur Volkskunde als historische Disziplin, was gegenwärtig nicht überall als selbstverständlich gilt.<sup>1</sup> Zwar könnte man auch die gegenwärtigen Formen der Heiligenverehrung einer wissenschaftlichen Analyse unterziehen, aber wer um die Vielfalt und Bedeutung dieser Kulte im Mittelalter, in der Barockzeit und dann wieder im 19. Jahrhundert weiß, der registriert vielfach nur Relikte und einen schwachen Abglanz einstiger Mächtigkeit.<sup>2</sup> Die Beschäftigung mit den Formen der Heiligenverehrung kann daher insofern als Paradigma der Geschichtswissenschaft angesehen werden, als in ihr deutlich wird, daß wir nicht das, was uns heute als bedeutsam erscheint, auf frühere Jahrhunderte übertragen dürfen, sondern daß wir uns danach zu richten haben, was einst die Menschen in ihrem Leben oft bewegte. Wenn sie zu den Gräbern, Erinnerungsstätten, Reliquien und Gnadenbildern wallfahrteten, wenn sie sich zur Ehre der Heiligen auf Prozessionen und Umritte begaben, wenn sie Bildstöcke errichteten und an ihren Häusern Schutzbilder anbrachten, wenn sie Länder, Städte und Stände unter ihren Schutz stellten, ihre Kinder auf die Namen von Heiligen taufen ließen und wußten, in welchen Anliegen sie sich zu welchen Heiligen wenden mußten, dann zeigten sie dadurch, auf welcher vielfältigen Weise sie ihre Heiligen verehrten und was sie ihnen bedeuteten. Es kann nie weiter als zum Versuch gedeihen, will man die vielfältigen historisch gewachsenen Formen retrospektiv in einer Systematik ordnen. Orale und literale Ausprägungen in Lied und Gebet, in Vita und Legende blühen besonders an den dinglich geformten Stätten der Verehrung, wo Künstler Grab, Altar und Kirche ausgestalten, wo aber auch einfache Leute Motivtafeln malen und Andachtsbildchen ausschmücken. *Elevatio* und *Translatio* erhöhen den Ort, „ubi sanctus corpore quiescit“, begründen aber auch an anderen Orten, zu denen Reliquien gelangten, neue Kulte. Die Patrozinien der Altäre, der Kapellen und der Pfarrkirchen markieren die wichtigsten Stationen der Kultgeographie und der Eintrag des Heiligen ins Kalendrar weist ihm vor allem wenn er Festtag zeigt, einen festen Platz im Jahresablauf zu, an dem sich Zinstage und Märkte orientierten, nach dem Urkunden datiert wurden und nach dem Eltern und Paten die Namen für ihre Kinder bestimmten.

Mit der Heiligenverehrung, ihren Zeugnissen und Formen beschäftigen sich

1) vgl. K.-S. Kramer, Zur Problematik historischer Volkskunde. Einige Bemerkungen zu Hermann Bausingers gleichnamigem Aufsatz im „Abschied vom Volksleben“ in: ZVf 67, 1971, 51–61; Dieter Harmening u. a. (Hrsg.), *Volkskultur und Geschichte*, Berlin 1970.

die Kirchen- und die Liturgiegeschichte<sup>3</sup>, die Patrozinienkunde<sup>4</sup>, die Archäologie und die Geschichtswissenschaft, die Sprachwissenschaften<sup>5</sup>, die Hagiographie, die Kunstgeschichte, die Ikonographie<sup>6</sup> und schließlich die Volkskunde<sup>7</sup> – jeweils mit ihren eigenen Fragestellungen. Dabei geraten nicht selten auch herausragende Arbeiten in die Gefahr der Isolation des eigenen Faches. Die Beschäftigung mit der Kultgeschichte eines Heiligen kann nur dann angemessen erfolgen, wenn der Wissenschaftler über seine Disziplin hinausschreitet und sich an dem ihm vorgegebenen Gesamtkomplex orientiert.

Während für den Walburgakult Hermann Holzbauer eine umfassende Arbeit vorgelegt hat, in der er Patrozinien, Reliquien, Glocken, Quellen und Erwähnungen in Kalendaren und Martyrologien erfaßt, so daß als Desiderate für die weitere Forschung die hagiographische Überlieferung, die Wallfahrtskulte und die Ikonographie bleiben, fehlen für den Willibaldskult vergleichbare Arbeiten.<sup>8</sup> Die Willibaldsverehrung wird fast ausschließlich in kurzen Anhängen an biographische

- 
- 2) Gottfried Korff, Heiligenverehrung in der Gegenwart. Empirische Untersuchungen in der Diözese Rottenburg (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 29), Tübingen 1970; Gerhard Best, Neue Heiligenkulte in Westfalen. Untersuchungen zur Verehrung von Theresia Bonzel, Anna Katharina Emmerick, Clemens August Graf von Galen, Pauline von Mallinckrodt, Jordan Mai, Kaspar Schwarze und Euthymia Ueffing (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 35), Münster 1983.
  - 3) Stephan Beissel, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland, 2 Bde, 1890–92; vgl. Allgemeine Literatur zur Heiligenverehrung, in: ADV (Atlas der deutschen Volkskunde) NF Erläuterungen, Bd. I § 330; Walter Pötzl, Bild und Reliquie im hohen Mittelalter, in: JbVK NF 9, 1986, 56–71.
  - 4) ADV NF Erl. Bd. I § 332; Forschungsberichte von H. Weigel in: Bll. dt. Landesgeschichte 92, 1956, 401–425; 94, 1958, 254–270; 97, 1961, 311 ff; 101, 1965, 349–368; 103, 1967, 308–324; 104, 1968, 239–247; 106, 1970, 259–273; Walter Pötzl, Augusta Sacra, Augsburger Patrozinien des Mittelalters als Zeugnisse des Kultes und der Frömmigkeit, in: JbVABG 9, 1975, 19–75; Ders., Kirchenpatrozinien im Norden, Westen und Süden von Augsburg, Jahresb. HV Landkrs. Augsburg 1976, 127–215; Ders., Kultgeographie des Bistums Augsburg II. Die Patrozinien in den ehemaligen Landkapiteln Bayernmünchen, Friedberg, Aichach und Rain, in JbVABG 10, 1976, 70–113; Ders., Kultgeographie des Bistums Augsburg III. Die Patrozinien in den ehemaligen Landkapiteln Hohenwart, Neuburg und Burgheim, in: JbVABG 11, 1977, 34–65; Ders., Kultgeographie des Bistums Augsburg IV. Die Patrozinien in den ehemaligen Landkapiteln Wertingen und Westendorf, in: JbVABG 14, 1980, 133–170.
  - 5) vgl. zusammenfassend: Helmut Rosenfeld, Legende, Stuttgart 41982 (Sammlung Metzger Bd. 9).
  - 6) E. Kirschbaum – W. Braunfels (Hrsg.), Lexikon der christlichen Ikonographie, 8 Bde. Rom-Freiburg i.B. 1968–76.
  - 7) Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Die Heiligen des mittleren Maaslandes und der Rheinlande in Kultgeschichte und Kultverbreitung, Köln 21973  
ADV NF 9–12 (Karten), dazu Erläuterungen Bd. I (Matthias Zender) VII Volkstümliche Heiligenverehrung 153–232.
  - 8) Hermann Holzbauer, Mittelalterliche Heiligenverehrung. Heilige Walpurgis, Kevelaer 1972 (Eichstätter Studien NF 5).

Darstellungen behandelt.<sup>9</sup> Lediglich die Patrozinien im Bistum Eichstätt<sup>10</sup>, die Quellen und Raststätten und was die Sage darüber erzählt<sup>11</sup>, erfuhren kürzere Untersuchungen, die von Joh. Gg. Hierl, Karl Puchner und F. X. Buchner vorgelegt wurden. Mit Beiträgen über Raststätten, Wallfahrt und Mirakel, die von 1967–1970 in der Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt erschienen, versuchte Konrad Held ein größeres Publikum für die Kultgeschichte des hl. Willibald zu interessieren.<sup>12</sup>

*Seit wann wird Willibald als Heiliger verehrt?*

Es gibt keinerlei Hinweise, daß Willibald, den Hugeburg vor allem als „vir venerandus“ herausstellt, bereits nach seiner Bestattung im Chor der von ihm erbauten Kirche als Heiliger verehrt wurde.<sup>13</sup> Das im letzten Kapitel in Verbindung mit dem Wort „barilion“ einmal gebrauchte Epitheton „beatus“ und der Hymnus auf die pietas, humilitas, patientia, continentia und mansuetudo Willibaldi, mit dem Hugeburg ihre Vita beschließt, setzte sich offensichtlich nicht – wie man erwarten könnte – in einem Kult am Grab fort. Ein solcher entwickelte sich am Wunnebaldsgrab in Heidenheim, so daß Hugeburg Miracula, die sie mit eigenen Augen gesehen hat, und die von Willibald vorgenommene Elevatio und Translatio des Jahres 777 berichten kann. Der als „vir venerandus“, „beatus“ und vor allem als „sanctus“ gerühmte Wunnebald war als einziger der 3 Geschwister in die Reihe der Heiligen aufgestiegen, denn auch am Walburga-Grab in Heidenheim herrschte für ein Jahrhundert lang Stille. Die Elevatio der Walburga-Gebeine in Heidenheim und ihre Translatio nach Eichstätt in den 70er Jahren des 9. Jahrhunderts erhob die Willibaldschwester in den Rang einer Heiligen.<sup>14</sup> Es kommt sicher nicht von ungefähr,

9) aufgeführt bei: Brun Appel, Willibald und Walburga – Patrone des Bistums Eichstätt, in: Bistumspatrone in Deutschland (= Festschrift Jakob Torsy), München-Zürich 1983, 23–31.

10) Karl Puchner, Patronzinienforschung und Eigenkirchenwesen mit besonderer Berücksichtigung des Bistums Eichstätt (= Phil. Diss. München 1932), Kallmünz 1932, 26–32.

11) Franz Xaver Buchner, Missionstaupe und Taufbrunnen in deutschen Gebieten. Geschichtliches und Volkskundliches, in: Volk und Volkstum, JbVk 1, 1936, 201–212; Johann Georg Hierl, St. Willibald in der vaterländischen Sage, in: St. Willibalds-Blatt. Literarische und historische Blätter für die Diözese Eichstätt 1, 1910, Nr. 1 S. 1–3, Nr. 4, 1 f;

12) St. Willibald als Wundertäter, in: Willibaldsbote (Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt), 33, 1970 Nr. 27 S. 12 f; Ders., Wo einst St. Willibald Rast machte. Willibaldsbrunnen und Willibaldsruhen im Bistum Eichstätt, ebenda 30, 1967 Nr. 28 S. 12 f; Ders., 1200 Jahre Willibalds-Wallfahrt. Geschichte der Verehrung des ersten Diözesanbischofs, ebenda 32, 1969 Nr. 27 S. 12 f.

13) Vitae Willibaldi et Wynnebaldi auctore Sanctimoniali Heidenheimensi, ed. Oswald Holder-Egger in MGH 55 XV, 80–86; herangezogen wurde die Ausgabe von Andreas Bauch, in: Biographien der Gründungszeit (= Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt 1), Eichstätt 1962, 11–122.

14) Andreas Bauch, Ein bayerisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit. Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard (Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt 2, Eichstätter Studien NF 12), Regensburg 1979 – Martin Heinzelmann, Translationsberichte und andere Quellen des Reliquienkultes, Turnhut 1979.

daß kurz nach der Walburga-Translatio die ersten Sanctus-Belege für ihren Bruder Willibald auftauchen. König Arnulf übergibt am 24. Februar 888 „ad templum dei, ubi *sanctus Willibaldus corpore quiescit*“ die Abtei Herrieden.<sup>15</sup> In der nächsten Königsurkunde für Eichstätt, ausgestellt am 8. Dezember 889 in Augsburg, erscheint die Wendung in der etwas erweiterten Form: „ubi electus dei confessor Willibaldus corporaliter requiescit“.<sup>16</sup> An dem mit dieser Urkunde an Eichstätt geschenkten Ort Sezzi will Bischof Erchanbald eine Kirche bauen zu Ehren der hl. Bonifatius und Willibald, Wunnebald und Sola, die diesen Ort zu ihren Lebzeiten oft besucht haben sollen. Hier wird ein Vorgang deutlich, der oft am Beginn der Kultgeschichte eines Heiligen steht: die Angliederung an bereits bestehende, gefestigte Kulte, die hier zu dem nahe lag und nicht durch Verstöße gegen die Chronologie – wie in anderen Fällen – konstruiert werden mußte. Eine weitere Arnulf-Urkunde, ausgestellt am 25. Mai 895 in Worms, beschränkt sich in diesem Punkt zwar auf die Geschwister, verdeutlicht aber durch das „*aeque sanctis*“ die Problematik des Kultanfangs.<sup>17</sup> Der König übergibt der Eichstätter Kirche, „ubi principalis episcopii sui sedes est et sanctus Willibaldus cum fratribus atque germana *aeque sanctis corpore quiescit*“. In seiner letzten Urkunde für Eichstätt, ausgestellt am 1. Mai 899 in Regensburg, spricht Arnulf gar von der „*aeclesia sancti Willibaldi*“, bei der sich der Bischofssitz befindet.<sup>18</sup> Die Charakterisierung der Eichstätter Domkirche als Grabeskirche des hl. Willibald verwendet auch die Monheimer Nonne Luibila im Jahre 893.<sup>19</sup> Sie taucht noch zweimal in Urkunden Ludwig IV. auf, so auch in der für die Stadt Eichstätt so bedeutenden Urkunde von 908, wo die Form „ubi sanctus Willibaldus confessor Christi corporaliter quiescit“, gewählt wurde.<sup>20</sup>

König Konrad setzt die von seinen Vorgängern aufgenommene Charakterisierung in den Eichstätt-Urkunden fort. In der Urkunde von 912 bestätigt er die Schenkungen seiner Vorgänger „ad domum in honorem sancti Willibaldi confessoris Christi constructum“ und hebt dann die Kirche von Eichstätt durch die Wendung hervor, „ubi sanctus Willibaldus confessor christi et venerabilis sancta Walpurga corpore quiescunt“.<sup>21</sup>

In engstem Zusammenhang mit dem Kultbeginn entstand auch eine neue Vita, auf die Wolfhard von Herrieden bei seiner von 893 erfolgten Abfassung des Martirologiums zurückgreift. Aus ihr geht hervor, daß Pilger „ad patronum nostrum“ nach Eichstätt kamen.<sup>22</sup>

15) MGH DD Germ. Karol. III Nr. 18.

16) ebenda Nr. 72.

17) ebenda Nr. 135.

18) ebenda Nr. 175.

19) *Miracula Monheimensia* (wie Anm. 14).

20) MGH DD Germ. Karol. IV Nrn. 1 u. 58.

21) MGH DK I Nr. 3.

22) MGH SS XV, 1 S. 85 – BHL 8932; F. Heidingsfelder, *Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt* Nr. 67.

Die Eigenart des spätkarolingischen Willibaldskultes besteht darin, daß er sich ohne die konstitutiven Elemente der Elevatio und Translatio am Erdgrab entwickelte. Die Könige Arnulf, Ludwig und Konrad scheinen diesen Kult unterstützt zu haben.

Strahlte dieser frühe Willibaldskult von Eichstätt auch in andere Regionen aus? Nach dem Zeugnis der Kalendare wird das vor der Elevatio des Jahres 989 nur in einem Kalendar aus Fulda, das in der Mitte des 10. Jhs. angelegt wurde, deutlich. Demgegenüber beeindruckte die Walburga-Translatio doch stärker, da sie Aufnahme in die Kalendare von Lorsch, Reichenau, St. Gallen und Einsiedeln fand, die Willibald nicht aufführen. Bereits in der vorgelegten Kalendar-Übersicht zeichnet sich ab, daß dem Walburga-Kult mehr Austrahlungskraft innewohnte.<sup>23</sup>

Der durch Angliederung an ihn entstandene Willibaldskult richtet sich dann nach einem Jahrhundert doch an den zeitüblichen Rechtsnormen aus. Bischof Reginold, der ein Willibaldsoffizium verfaßte, ließ am 22. April 989 die Gebeine des Heiligen aus seinem Grab in der Mitte des Chores erheben und in die Krypta übertragen.<sup>24</sup> Diese Elevatio schlug sich dann offensichtlich auch in den Kalendaren nieder. Jetzt wird Willibalds in den Kalendaren in Regensburg, in Hornbach, in St. Gallen und in Kempten gedacht.<sup>25</sup>

Die Legende allerdings sieht diese Canonisatio in einem ganz anderen Licht. Drei Generationen nach Reginold erzählt der Anonymus von Herrieden, dem Heiligen mißfielen die baulichen Veränderungen und die Störung seiner Grabesruhe und deshalb gingen die „signa at prodigia, que ibi prius fiebant plurima“ zurück. Die Alten hätten noch gewußt, daß, wenn das Fest des hl. Willibald nahte, eine „tanta multitudo caecorum, claudorum, mancorum, demoniacorum et multifarie debilium confluit, ut porticus illa magna ad sanctum Martinum nequaquam eos capere posset“. An anderer Stelle berichtet der Anonymus, er habe „veridica patrum relatione“ gehört, daß alle, die die hl. Gebeine angesehen hätten noch vor Ablauf eines Jahres gestorben seien, obwohl sie – nach einem dreitägigen Fasten der Archipresbiter – „summo-ut decuit timore et reverentia pretiosum corporis eius thesaurum effoderunt“. Über ein Unglück, daß Reginold traf,

23) Kalendar aus Fulda um 950 (Vat. Lat. 3806), in der Literatur als Kalendar aus St. Gallen geführt (vgl. E. Munding, Die Kalendarien von St. Gallen, 2 Bde, 1948/51 (SG 2); Kalendar aus Lorsch (Vat. Cod. Palat. 485): J. E. Gugumus in: Jb Bistum Mainz 8, 1960, 286–321; Kalendar aus Reichenau ca. 970: Heidelberg, Cod. Sal. IXb; Kalendare aus St. Gallen 955/56 und 993/1000 (vgl. E. Munding); Kalendar aus Einsiedeln 960/80 (Mscr. 356) vgl. R. Henggeler in: ZSchw. KG 48, 1954

Mein verehrter Lehrer, Prof. Dr. Hermann Tüchle (†), überließ mir zur Abschrift seine umfangreiche Kalendarsammlung, auf die ich hier und im Folgenden zurückgreife.

24) Heidingsfelder, Regesten Nr. 139.

25) Kalendar aus Regensburg c. 990 J.B. Mahler, in: Der hl. Wolfgang, Festschrift 1894, 163–181; Kalendar aus Hornbach: Zentralbibliothek Solothurn U I; Kalendar aus St. Gallen 997/1001 (vgl. E. Munding); Kalendar aus Kempten c. 1000: H. Tüchle in StMB 81, 1970, 1–21 Kalendar aus Freising: A. Lechner, Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern, 1891.

macht der Anonymus nur eine geheimnisvolle Andeutung. Solche Erzählungen wurzeln im allgemeinen Motivgut der Legende und dienen der Stärkung der Ehrfurcht, des frommen Schauderns vor der Heiligkeit der Reliquien.

Der Anonymus berichtet von der Wirksamkeit der Anrufungen „per sanctum Willibaldum“, vom unmittelbaren Eingreifen des Heiligen zum Schutz seiner von Bischof Meginaud bedrängten „Familia“ und von der Mächtigkeit, wenn es darum geht, zu verhindern „quod quia sancto Willibaldo non placuit“. Vor allem die nur hier berichteten Pläne einer Verlegung des Bischofssitzes nach Neuburg, verbunden mit einer Translatio der Reliquien, setzt er Widerstand entgegen „quia sanctissimo patrono nostro, hunc locum specialiter amanti, non placuit“.<sup>26</sup>

Die Willibalds-Verehrung hatte durch eine Angliederung an den Walburga-Kult eingesetzt. Der Anonymus versucht, die aufkeimende Willibaldsverehrung durch die Angliederung an den Ulrichskult zu stärken. Der Augsburger Bischof, der infolge seiner herausragenden Rolle in den Ereignissen der Jahre 954/55 bereits von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt wurde, erfuhr am Erdgrab gleich nach seinem Tod kultische Verehrung und wurde, nachdem Vita und Miracula vorgelegt waren, als erster von einem Papst heiliggesprochen. Einen Höhepunkt erreichte sein von den Ottonen und Saliern stark geförderter Kult im Beschluß der 1036 in Tribur tagenden Synode, daß die „missa s. Udalrici confessoris sollempniter celebretur“.<sup>27</sup> Von dem so hochverehrten Ulrich berichtet nun der Anonymus, er sei ein Freund Bischof Starchands von Eichstätt gewesen und habe die Gewohnheit gehabt, „multotiens venire orationis causa ad Sanctum Willibaldum“. Nachdem er seinen Freund bestattet hatte, habe er sich „ad veterem fagum in monte australi hodieque stantem“ mit geneigtem Haupt zur Stadt gewandt und mit dem Ruf „Vale, sancte Willibalde“ versprochen, nicht mehr nach Eichstätt zu kommen. Als Reginold Baumaßnahmen in Erwägung zog, habe er den Rat Ulrichs eingeholt, der ihm mit der Begründung abgeraten habe „satis magnam esse ecclesiam quantitate, maximam vero sanctitate“. Mit dem Hinweis, er, Ulrich, sei noch nirgendwo hingekommen, „in qua melius posset orare“ erscheint die Enttäuschung über den Tod seines Freundes überwunden.<sup>28</sup> Als Vorbild bleibt für die Menschen der 2. Hälfte des 11. Jhs. der hl. Ulrich als Verehrer des hl. Willibald. In leicht klagendem Ton äußert sich der Anonymus im 5. Kapitel über die weit geringere Verehrung der hl. Willibald und Wunibald gegenüber dem ausgedehnten Kult ihrer Schwester Walburga. Er führt das zum einen auf das Walburgisöl, das er mit dem Nikolausöl vergleicht, und das viele Menschen heilt, zurück und zum anderen auf die weitverbreiteten Walburga-Reliquien, während die Corpora der Brüder nicht angetastet würden. Als Resümee stellt er dann fest: „Namque ubi nec mina fratrum sciuntur, sororis nomen et merita scientissime recoluntur“.<sup>29</sup>

So allgemein, wie sie der Anonymus formuliert, gilt die Feststellung natürlich

---

26) MGH SS VII, 21 f, 26 ff.

27) Walter Pötzl, Die Anfänge der Ulrichsverehrung im Bistum Augsburg und im Reich, in: JbVABG 7, 1973, 82–115.

28) MGH SS VII, 21.

29) MGH SS VII, 19 f.

nicht, es sei denn, man unterstellt, bei den wenigen, nachgewiesenen Willibaldsreliquien, handle es sich nicht um Körperreliquien.

Die Überlieferung, auch Willibaldsreliquien seien bereits um 870 nach Veurne in Flandern gelangt, gilt als relativ ungewiß und erfährt in der Kultgeschichte des Heiligen keine Stärkung, während sich die Willibaldsreliquien, die die Inschrift von Lipach kurz vor 1000 erwähnt, gut in der *Elevatio* von 989 begründen lassen.<sup>30</sup> Willibaldsreliquien tauchen dann erst wieder von 1052 an auf. Sie werden in St. Emmeram in Regensburg, im Augsburger Dom, in Slettenbach im Bistum Speyer und in Merseburg niedergelegt.<sup>31</sup> Nach Merseburg gelangten diese Reliquien sicher durch Bischof Off, einen ehemaligen Eichstätter Domherrn, von dem noch die späteren Chronisten vermerkten: „prioris ecclesiae sue patronos apud nos fecit celebres“. Am Willibaldstag erhält in Merseburg jeder Chorherr für die *Commemoratio* 8 Pfennige. Im Inventar aus der 2. Hälfte des 11. Jhs. wird die Reliquie als „dens sancti Willibaldi“ bezeichnet.<sup>32</sup> Zur Zeit des Anonymus wird auch im Hochaltar in Herrieden eine Willibaldsreliquie eingeschlossen. Willibaldsreliquien kamen 1091 nach Hirsau und vielleicht bereits im Jahre 1100 in den Welfenschatz nach Braunschweig.<sup>33</sup>

In den Kalendaren des Süddeutschen Raumes und der angrenzenden Gebiete, ist es keineswegs so, daß Willibald bereits überall vertreten ist. Er fehlt vor allem im Westen, in Straßburg, Honau, Murbach u. Heiligenberg b. Heidelberg.<sup>34</sup> Im 12. Jahrhundert liegen die Defizite vor allem im Südwesten, wo Willibald weiterhin in Einsiedeln fehlt, darüber hinaus noch in Allerheiligen, Engelberg, Isny,

- 
- 30) Veurne (Furnes): Holzbauer (wie Anm. 8) Nr. 400. Im Jahre 1109 erfolgte eine Reliquientradition aus Eichstätt. (Vermutlich wurde dieser Bericht in die Karolingerzeit vorverlegt, wenigstens was die Willibaldsreliquien betrifft)  
Lipach: MGH SS XV, 1023; Hermann Tüchle, *Dedicaciones Constantienses*. Kirch- und Altarweihen im Bistum Konstanz, Freiburg 1949, 146.
- 31) Regensburg, St. Emmeram: MGH SS XV, 1096. Bei der *Dedicatio* des Jahres 1052, der auch Bischof Gebhard von Eichstätt beiwohnte, werden in den Nikolausaltar u.a. Reliquien der Hll. Willibald und Wunnebold, und in den Barbaraaltar u.a. Walburga-Reliquien eingeschlossen (Holzbauer, a.a.O. Nr. 323a)  
Augsburg, 1065: Hilda Thummerer, Die Konsekrationen des Westchoraltares im Augsburger Dom und seine Reliquien, in: *JbVABG* 10, 1976, 16–26. Bischof Gundekar II. von Eichstätt hatte die Domweihe mitvollzogen (Friedrich Zoepfl-Wilhelm Volkert, *Die Regesten der Bischöfe und des Domkapitels von Augsburg* Nr. 312) Slettenbach: MGH SS XXX, 2 S. 779.
- 32) MGH SS X, 20; P. Kehr, *Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg I* (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen 36), *Inventare der Reliquien der Domkirche* Nr. 2 (1063–1093); zur Eichstätter Tradition über Bischof Off von Merseburg: MGH SS VII, 13 (*Gundekarianum*) und VII, 26 (Anonymus).
- 33) Herrieden: *Pastoralblatt des Bistums Eichstätt* 9, 1862, 140 f.; Heidingsfelder Nr. 240; Zoepfl-Volkert 319  
Hirsau: MGH SS XIV, 262 (1091); Holzbauer 164; Braunschweig: Holzbauer Nr. 54.
- 34) Straßburg: erstes Drittel und 2. Hälfte 11 Jh.; M. Barth in: *Archiv f. els. KG* 1928, 1 ff und *Freiburger Diözesanarchiv* 1952, 33 ff Honau: ca 1050; M. Barth in: *Archiv f. els. KG* 1928, 1 ff 21  
Murbach: *Freiburger Diözesanarchiv* 1953, 59 ff  
Heiligenberg: *Vat. Pal. lat.* 39.

Antenhausen, Rheinau, Pfäfers, dagegen taucht er um 1150 in Münster im Elsaß und um 1175 auch im Kalender des Domkapitels von Straßburg auf.<sup>35</sup>

Weit schwieriger gestaltet sich die Frage nach dem Alter der Willibaldspatrosinien, da die Urkunden bei der Erwähnung der Dorfkirchen in der Regel dann das Patrozinium nicht nennen, wenn im Dorf nur eine Kirche stand. Die Reliquien- und Kalendarkarte kann hier nur insofern Hilfsdienste leisten, als man nicht erwarten darf, daß da Willibaldskirchen gebaut werden, wo der Heilige nicht einmal in einer der untersten Stufen der Kultdokumente, im einfachen Kalendareintrag, bekannt war. Insofern ist dann das Verehrungsgebiet kultgeographisch abgesteckt. Bezeichnend für das Aufkommen von Willibaldskirchen erscheint die Bitte des Eichstätter Kanonikers Volmar zu sein, der 1184 die auf seinem Grund in Weiherdorf erbaute Kirche zu Ehren der hl. Maria und Willibald weihen lassen will.<sup>36</sup>

### *Die Translatio von 1256*

Das Hauptereignis in der Kultgeschichte des hl. Willibald stellt für das 13. Jh. die erneute Translatio dar, die Bischof Heinrich am 11. Juni 1256 einleitete. Der Domherr Konrad von Kastl berichtet über die Feierlichkeiten und die dabei geschehenen Miracula in einem ausführlicheren Eintrag im Pontifikale.<sup>37</sup> Er nimmt dabei eine Angleichung an die Ulrich-Canonisation vor, in dem er behauptet, Papst Leo VII. habe 989 die durch Willibald bewirkten Signa geprüft, sie für authentisch befunden und den Eichstätter Bischof kanonisiert. Veranlaßt sei die erneute Translatio durch Traumweisungen, die frommen Personen beiderlei Geschlechts zuteil wurden, nachdem es an der bisherigen Kultstätte zu „enormitates“ gekommen war. Da die vorgesehene Translatio auf Geheiß des Bischofs „per multas provincias erat manifestata“, strömten in Eichstätt viele Menschen zusammen. Die Gebeine des Heiligen wurden zunächst aus der Krypta auf den Hauptaltar des Marienchores übertragen, wo sie tagsüber gezeigt wurden, während man sie nachts unter der scharfen Bewachung der Kanoniker und der Ministerialen in einem Sacarium verwahrte. Zur Steigerung der Sanctitas der Translatio hatten der Konvent von Monheim die Gebeine der hl. Walburga und der Konvent von Heidenheim die Gebeine des hl. Wunibald nach Eichstätt gebracht. So fand der mittelalterliche Mensch seine Familienbindung auch im sakralen Raum bestätigt. Daß eine große Menge Volk zusammenströmte, und daß sich diese Willibald-Translatio würdig in die großen mittelalterlichen Reliquienfeste einreicht, steht

- 35) Einsiedeln: Zschw. KG 1954, 36 ff  
 Allerheiligen: Schaffhausen Min 95  
 Amtenhausen: Karlsruhe St. Georg 18  
 Rheinau: Zürich Rh 74b (A. Hänggi, *Der Rheinauer Liber ordinarius*, 1957)  
 Pfäfers: Zschw. KG 1961  
 Münster: M. Barth in: Arch. f. els. KG 3, 1928  
 Straßburg: ebenda
- 36) Heidingsfelder, Regesten Nr. 470; Pastoralblatt 9, 144; Puchner, Patrosinienforschung 29; F. X. Buchner, *Das Bistum Eichstätt*, 2 Bde, Eichstätt 1937 f, Bd. I, 181.
- 37) MGH SS VII, 16; Pastoralblatt 9, 152 f; Heidingsfelder, Regesten Nrn. 780, 783, 785, und 849.

außer Zweifel. Von Signa, die der hl. Willbald wirkte, war ganz allgemein wiederholt die Rede, Konrad von Kastl überliefert uns die ersten Mirakeltexte, da man die Wundererzählungen des Anonymus hier nicht einordnen kann.<sup>38</sup> Er zählt die 24 Signa durch, bedient sich aber ganz unterschiedlicher Ausführlichkeit bei den einzelnen Nummern. Für die Signa 3–9 und 22–24 wählt er die Kurzform, z. B. S. 8 „Quedam puella muta Cepit loqui“, in den übrigen erzählt er ausführlicher. Eine besondere Vorliebe entwickelt er für Zahlenangaben, bezogen auf das Alter der Kranken, die Dauer der Krankheit oder die Größe der Pilgergruppen. Orts- oder Berufsangaben sind relativ selten. Die Hilfebedürftigen kommen aus Augsburg, aus irgendeinem Ort am Lech, aus Höbingen, aus einem Ort nahe der Donau, aus Weissenburg, aus Eger und aus Kastl. Drei genannte Knechte, darunter – im ersten Signum – der des Eichstätter Dompfropstes Albert, ein Henker, eine Domina, eine Nonne und ein Priester lassen keine Schlüsse auf die soziale Schichtung zu. Die Kinder machen ein Drittel der Hilfebedürftigen aus. Sechs Mirakel berichten die Heilung von Blinden. Hier scheinen, bedingt durch eine Erzählung der Vita, Ansätze für ein Blindenpatronat zu liegen. Die nächst stärkste Gruppe bilden mit je 4 Belegen die Krummen und die Ertrunkenen bzw. die vom Ertrinken Bedrohten. Daß der Heilige für alle Leiden zuständig sein konnte und daß der die Mirakel niederschreibende Domherr nichts tabuisierte, beweist das Signum 16. Eine 70jährige Nonne leidet an „pudride et venenose mamille“. Nachdem sie ihre Brüste mit dem Vinum S. Willibaldi bestrichen hat, erscheinen sie „in modum puelle iuvenis“. Im Mirakel 11 wird der Willibaldswein als der Wein charakterisiert, mit dem die Gebeine des Heiligen von sehr frommen Männern gewaschen worden waren. Im Heilbrauch findet auch der „pulvis Beati Willibaldi“ Anwendung. Kultgeschichtlich besonders interessant ist der im Signum 19 erzählte Schlaf an hl. Stätte. Ein 14jähriger Knecht mit krummen Füßen schläft 8 Tage „in sepulchro S. Willibaldi, ubi ipse translatus erat“.<sup>39</sup>

Bischof Philipp von Rathsamhausen übernimmt in das letzte Kapitel seiner vor 1309 verfaßten Vita Willibaldi 13 Miracula, ergänzt sie z. T. um verschiedene Einzelheiten und gestaltet sie sprachlich um.<sup>40</sup> Er fügt aber auch einige Miracula hinzu, die Konrad von Kastl nicht kennt. Eine jüdische Frau erblindet und erlahmt an beiden Händen, weil sie als „indigna“ das Sanctuarium Willibaldi berührt hatte. Eine blinde Frau aus Ungarn, die sich auf der Aachenfahrt befand, hörte in Regensburg vom hl. Willibald, wandte sich ihm zu und erhielt ihre Sehkraft wieder. Da sie

38) Pastoralblatt 11, 97–100.

39) vgl. Dieter Harmening, Fränkische Mirakelbücher. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 28, 1966, 25–240; Norbert Ohler, Alltag im Marburger Raum zur Zeit der heiligen Elisabeth, in: Archiv f. Kulturgeschichte 67, 1985, 1–40.

40) (Philipp von Rathsamhausen), De divis tutelaribus S. Richardo, S. Willibaldo, S. Wunibaldo, S. Walpurga, hrsg. v. Jacob Gretser, Ingolstadt 1617. Bereits 1609 war ebenfalls bei Andreas Angermeyer in Ingolstadt eine deutsche Übersetzung erschienen, die David Mörlin besorgt hatte (Vita Wilibaldina: Das ist, Das Leben, deß H. Wilibaldi, ersten Bischoven zu Eychstätt . . .)

Übersicht über die Schriften Philipps bei Heidingsfelder, Regesten S. 429 f.

trotzdem ihre Aachenfahrt fortsetzte „non contenta gratia a S. Willibaldo adepta“, fiel sie in ihre Blindheit zurück. In ihrer Hilflosigkeit wurde sie von Frauen, die „ad limina s. Willibaldi“ unterwegs waren, mitgenommen und erlangte beim hl. Willibald ihre Sehkraft wieder. Die Tendenz dieses Mirakels geht dahin, dem hl. Willibald die gleiche Wundermächtigkeit zuzuschreiben wie dem berühmten Heilium in Aachen. Ein Mann, der sich zum Zeichen der Buße für seine Sünden eiserne Ringe angelegt hatte, warf sich vor den Altar des hl. Willibald, worauf die Ringe zum Zeichen erfüllter Buße zerbrachen. Ein Priester aus Ulm wusch sich mit dem Vinum S. Willibaldi und erlangte daraufhin seine volle Sehkraft wieder. Ein ertrunkener Knabe aus Rugeshofen wird auf den Altar gelegt und mit dem Arm des hl. Willibald berührt, worauf er wieder zum Leben erwacht. Angeblich „ex innumeris adiicientibus“ fügt Bischof Philipp noch zwei Signa aus seiner eigenen Zeit hinzu. Eine Eichstätterin, die an starkem Schwindel litt, berührte mit ihrer Hand die Tumba „beatissimi confessoris Christi Willibaldi“ und wurde „salutifero contactu“ geheilt. Schließlich wendet sich der Bischof selbst, den eine so starke „passio viscerum“ quält, daß er nicht einmal die Stufen zum Willibaldschor hinaufsteigen kann, zu Maria und Willibald.

Für die regionale Verkehrsgeschichte nicht uninteressant dürften die Angaben in den Signa 14/15 sein, wobei Bischof Philipp Signum 14 durch wertvolle Einzelangaben bereichert. Regensburger Pilger kehren von Eichstätt in ihre Heimatstadt zurück, indem sie in Ingolstadt ein Schiff besteigen, das dann aber in Vohburg in den Fluten der Donau zerbricht. Andere Pilger scheitern mit ihrem Floß im Lech bei Rain.

Die bisher von der Forschung nicht beachteten *Miracula Sancti Willibaldi* stehen in ihrem Quellenwert für die Kultgeschichte anderen *Miracula* nicht nach. Eigenartigerweise enthalten diese 31 Mirakel keinerlei Angaben zum Votivbrauchtum, dagegen aber interessante Einzelheiten zum Heilbrauch. Das Berühren der Tumba und der Reliquien, das Ruhen im durch die *Translatio* leer gewordenen Grab, das Gebrauchen von Staub aus dem Grab und das Gebrauchen des *Vinum Sancti Willibaldi* als kultische Heilmittel zeigen einen formenreichen Kult.<sup>41</sup>

Nach der Vollendung des Willibaldschores übertrug Bischof Hildebrand am 7. Juli 1269 die Gebeine des Heiligen aus dem Schiff der Kirche in den neuen Raum, wo sie auf der Rückseite des Petrusaltares in einem Steinsarkophag, der einer gotischen Kirche nachgebildet ist, beigesetzt wurden.<sup>42</sup>

Die Jahre von 1256–1269 bewirkten sicher eine Kultsteigerung, so daß es ange-

41) vgl. den Abschnitt „Heilmittel, Heilbrauch, Heilkult, Opfer“ bei Dieter Harmening a.a.O. 109–120, ferner: Walter Pötzl, *Marianisches Brauchtum an Wallfahrtsorten*, in: *Handbuch der Marienkunde*, hrsg. v. Wolfgang Beinert u. Heinrich Petri, Regensburg 1984, 883–926, dort den Abschnitt 6.3 „*Sacra*, Heilbrauch und Heilkult“ (912–920)

Zum Wallfahrtswesen jetzt auch: *Wallfahrt kennt keine Grenzen*, hrsg. v. Lenz Kriss-Rettenbeck u. Gerda Möhler, München-Zürich 1984; Klaus Guth, *Die Wallfahrt – Ausdruck religiöser Volkskultur. Eine vergleichende phänomenologische Untersuchung*, in: *Ethnologia Europaea* XVI, 1, 1986, 59–82.

42) Heidingsfelder, *Regesten* 849.

bracht erscheint, erst an dieser Stelle etwas ausführlicher auf die Willibaldspatroszinien einzugehen, auch wenn die eine oder andere Willibaldskirche schon älter sein dürfte.

Seit Johann Vinckes grundsätzlichen Äußerungen und seit Matthias Zenders imponierendem Werk müßte eigentlich die Patroszinienkunde in der Volkskunde größere Beachtung finden.<sup>43</sup>

Träger der Willibaldsvereherung waren zunächst die Eichstätter Bischöfe, die vor allem in ihren Eigenkirchen das Willibaldspatroszinium favorisierten. Unter ihnen könnten die Patroszinien der Pfarrkirche von Deining, Mönning, Langenaltheim und Weidenwang noch dem späten 9. oder dem 10. Jahrhundert angehören.<sup>44</sup> Von der ersten Absicht, eine auch dem hl. Willibald geweihte Kirche zu bauen, hatten wir bereits für das Jahr 889 Kunde erhalten, doch leider konnte der genannte Ort Sezzi bis jetzt noch nicht lokalisiert werden. Dem durch die Translation von 1256 gesteigerten Willibaldskult dürften die Patroszinien in Oberhaunstatt, Eckersmühlen, Burgoberbach, Pyrbaum, Rohrbach, Wilfertshofen und Traunfeld ihre Entstehung, verdanken.<sup>45</sup> Aber auch der Adel förderte den Willibaldskult. Der Marschälle von Pappenheim, die Ritter von Königstein, die Edlen von Parsberg und die Herrn von Ehrenfels ließen ihre Kirchen dem Diözesanpatron weihen. Eigenartigerweise verteilen sich die Willibaldskirchen im Bistum Eichstätt nicht gleichmäßig über das gesamte Bistumsgebiet. Die nordöstliche Hälfte des Bistums zeigt ein wesentlich dichteres Netz von Willibaldskirchen, als der Süden oder gar der Westen des Bistums. Im Altmühltal liegt keine einzige Willibaldskirche. Die alten Kirchen, die am nächsten an das Kultzentrum im Willibaldschor heranreichen, Schambach, Langenaltheim, Rohrbach und Oberhaunstatt, haben bereits die Distanz einer ganztägigen Pilgerfahrt, Hin- und Rückweg gerechnet.<sup>46</sup> Was die Patroszinienkarte ausdrückt, kann natürlich Ergebnis einer

- 
- 43) J. Vincke, Volkskundliche Voraussetzungen der Patroszinienforschung, in: HJ 72, 1953, 56–76  
 Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenvereherung (Anm. 7).
- 44) Deining: Puchner, Patroszinienforschung 27; Buchner, Bistum I, 148–157  
 Mönning: Puchner 28; Buchner II, 162–176  
 Langenaltheim: Puchner 28; Buchner II, 844  
 Weidenwang: Puchner 29; Buchner II, 730–736  
 Nach freundlicher Mitteilung von Brun Appel werden die Patroszinien aller vier Kirchen in der Matrikel von 1458 genannt.
- 45) Oberhaunstatt: Pastoralblatt 9, 213; Puchner 28; Buchner II, 284–288 Eckersmühlen: Puchner 28; Buchner II, 831; Holzbauer Nr. 87 (Die Matrikel von 1458 nennt allerdings nur Walburga, die von 1480 auch Willibald)  
 Burgoberbach: Pastoralblatt 9, 178; Puchner 27; Buchner I, 129 (Die Matrikel von 1458 gibt Willibald und Nikolaus an, die Matrikel von 1480 Maria, Nikolaus und Willibald, ebenso der Visitationsbericht von 1601)  
 Pyrbaum: Willibaldskapelle 1291 erwähnt: Puchner 28; Buchner II, 427–432  
 Rohrbach: Puchner 29; Buchner II, 464–468 (Patroszinium 1416 genannt)  
 Wilfertshofen: Puchner 30; Buchner II, 72  
 Traunfeld: Puchner 29; Buchner II, 630–635 (Patroszinium in der Matrikel von 1458).
- 46) Schambach: Puchner 30 (Patroszinium in der Matrikel von 1458; freundl. Mitteilung von Brun Appel).

zufälligen Entwicklung sein, schließt aber nicht aus, daß man in einem gewissen Umkreis um das Kultzentrum keine konkurrierenden Patrozinien wollte. Auch in Augsburg liegen die alten Ulrichskirchen in vergleichbarer Distanz zum Grab des Heiligen.

Daß die Willibaldsverehrung im Bistum Eichstätt am stärksten auch in der so intensiven Form der Patrozinienbildung ausgeprägt ist, nimmt nicht wunder, zumal die Kathedrale das Kultzentrum barg. Über die Bistumsgrenzen hinaus strahlte die Willibaldsverehrung nur relativ schwach aus, bzw. es fehlte ihr die Stärke, die sich dann auch in der Patrozinienbildung hätte niederschlagen können. Ein Vergleich mit Patrozinienkarten der Walburga-, Ulrichs- oder Wolfgangsverehrung macht das sehr deutlich. Das Willibaldspatrozinium in Altisheim findet im Patronatsrecht, das die Grafen von Lechsgemünd über die Kirche ausübten, eine überzeugende Begründung und das Mitpatrozinium von Willibald und Walburga bei der Vituskirche in Gempfung entstand nach Übernahme der Vogtei durch das Kloster St. Walburg in Eichstätt.<sup>47</sup> Die Pfarrkirche in Weihmichl könnte ihr Patrozinium den Benediktinern von St. Emmeram verdanken und die Kapelle in Jesenwang, zu der Abt Johann III. von Fürstenfeld den Grundstein setzte, der wohl durch Bischof Philipp von Ratsamhausen bei den Zisterziensern begründeten Willibaldsverehrung.<sup>48</sup>

Den Volkskundler interessieren über die Patrozinien hinaus die Erinnerungsstätten, bilden sich um sie doch in stärkerem Maße Sagen und Legenden als um die Kirchen. In ihnen projiziert die Volkserzählung das Leben des Heiligen in die eigene Region. Sie entstehen vor allem bei jenen Heiligen, von denen Vita und Legende wissen, daß sie viel unterwegs waren. Der wandernde durstige Heilige soll den Brunnen nordwestlich von Tagmersheim durch sein Gebet erfleht und die Quelle bei Hitzhofen durch einen Schlag mit seinem Stab erweckt haben.<sup>49</sup> Seitdem der Heilige aus dem Brunnen bei Pollenfeld getrunken habe, versiege das Wasser nicht mehr und auch beim Willibaldsbrunnen am Idstätterhof finde man selbst in den trockensten Zeiten Wasser in den Vertiefungen im Felsen.<sup>50</sup> Nach der Inschrift auf einem 1864 gesetzten Gedenkstein sollen Willibald und Wunibald

47) Altisheim: Pötzl, Kultgeographie des Bistums Augsburg III S. 45 (vgl. Anm. 4)  
Gempfung: Holzbauer Nr. 117.

48) Weihmichl: J. Lehner, Die mittelalterlichen Kirchenpatrozinien des Bistums Regensburg I, in: Verh. HV Oberpfalz 94, 1953, 57  
Jesenwang: Claus Rasmus – Karl Steininger, St. Willibald Jesenwang. 500 Jahre Gotteshaus, Jesenwang 1981.

49) Tagmersheim: F. X. Buchner, Missionstaufe und Taufbrunnen in deutschen Gebieten. Geschichtliches und Volkskundliches, in: Volk und Volkstum. JbVk 1936, 201–212 hier 205; Eichstätter Heimgarten 1933 Nr. 18; Hitzhofen: Buchner, Missionstaufe 205; Emmi Böck, Sagen und Legenden aus Eichstätt und Umgebung, Eichstätt 1977, Nr. 137.

50) Pollenfeld: Böck, Sagen Nr. 222  
Idstätterhof (Pfarrei Egweil, zwischen Attenfeld und Bergen): Alexander Schöppler, Bayer. Sagenbuch, Bd. 2, 38, München 1874; Buchner, Missionstaufe 204; Matrikel des Bistums Eichstätt, Eichstätt 1882, 103.

am Brunnen ei Weißenburg die Heiden getauft haben.<sup>51</sup> Auch wenn sich mehrere der Willibaldsbrunnen bereits im späten Mittelalter nachweisen lassen, der fons s. Wunibaldi sogar bereits im Jahre 1053, geht Franz Bruchner doch zu weit, wenn er diese Brunnen als Taufbrunnen der Missionszeit interpretiert. Insbesondere auf den Albhöhen wußte man frische, nicht versiegende Quellen immer zu schätzen und da lag es nahe, damit in Verbindung zu bringen, was man aus Vita und Legende vom Bistumspatron wußte. Bereits beim Anonymus tritt die Tendenz zur Verortung auf und Konrad von Kastl erzählt im Signum 21, daß von Weißenburg herkommende Pilger, die arg unter der Hitze litten, an einem Ort Wasser fanden, „ubi nunquam aqua visa erat“. Dem Wasser des Brunnens bei Übersfeld, nordwestlich von Tagmersheim sagte man nach, man bleibe ein ganzes Jahr fieberfrei, wenn man daraus getrunken habe. Ansätze zur Herausbildung einer Wallfahrt werden aber nicht erkennbar, ebensowenig wie bei der Willibaldsruhe bei Titting, wo – schon für die Mitte des 15. Jhs. bezeugt – die Vorübergehenden Steine opferten, wie man es bei mehreren größeren Wallfahrtsorten kennt.<sup>52</sup> Vermutlich nahmen die „peregrini ad limina s. Willibaldi“ hier bereits etwas vorweg, was andernorts in der weiteren Umgebung des Kultzentrums Brauch war. Mit guten Gründen hat Andreas Bauch unter die Wallfahrtskirchen des Bistums Eichstätt auch den Idstätterhof aufgenommen. Willibald soll hier mit seinem Roß gestürzt sein, wovon sich Abdrücke im Felsen erhalten haben sollen, in denen immer Wasser stehe. Die Prozession, die am Willibaldstag dorthin zieht, betet Litanei und Wettersegen, hört die Predigt und wartet auf die Wasserweihe.

Das Gundekariarum verzeichnet in Capitalis den Dies S. Willibaldi conf. et epi und in gleicher Weise die Depositio S. Ovdalrici, während es „Kyliani et sociorum eius“ nur einfach einträgt. Eigenartigerweise fehlt die Octava S. Willibaldi. Als weiteres Willibaldsfest kennt das Kalendardieses Prachtcodex, von dem eine Faksimilie-Ausgabe angekündigt ist, am 22. Juli die „Ordinatio S. Willibaldi“. Ein Rebdorfer Kalender aus dem Jahre 1391 kennt dieses Fest nicht, enthält aber die Willibaldsoktav und am 13. Oktober in Capitalis die „Memoria S. Willibaldi“ verbunden mit der „Dedicatio eccl. Eystetensis“. Im Kalender Wilhelms von Reichenau aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts ist die Festfeier der Dedicatio geliebt. Die erste Julihälfte prägen die Feste: Visitatio S. Marie, Willibaldi und Margarethae. Die Octava Willibaldi wird ebenso einfach registriert wie die dies Septem fratrum, Kiliani et soc. eius, Octava apostolorum Petri et Pauli, Udalrici, Processi et Martiniani und die Octava S. Johannis Baptiste.<sup>53</sup>

Daß in der Bischofsstadt Eichstätt der Willibaldstag besonders gefeiert wurde, versteht sich von selbst. Bischof Philipp würdigt Willibald zu Beginn des 14. Jahrhunderts als „patronus noster“. Als Zinstag, an dem bestimmte Abgaben fällig wurden, taucht „sant Wilboldstag“ von 1306 an immer wieder in den Urkunden

51) J. H. Falkenstein, Nordgauische Altertümer, Nürnberg 1730, Bd. 1, 234; Buchner, Missionstaupe 204.

52) Marie Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayer.-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, 13 f; Pastoralblatt 8, 101; Buchner, Missionstaupe 204 f; Buchner, Bistum II, 620; Böck, Sagen S. 257 zu Nr. 137.

53) Adam Hirschmann, Calendaria Eystettensia, in: Anal. Boll. 17, 1898, 393–413.

auf.<sup>54</sup> In einer Meßweinstiftung des Domherrn Arnold von Munnenbach aus dem Jahre 1349 wird als der Termin für die Ablieferung der Reichnisse nicht nur das Willibaldsfest angeordnet, sondern ein Teil der Leistungen soll in Willibaldsdenaren erbracht werden.<sup>55</sup> Diese „denarii Willibaldi“, einmal auch als „longi denari“ bezeichnet, erscheinen noch zweimal in Dorsualvermerken des 15. Jahrhunderts.<sup>56</sup> Sie waren neben den Walpurgis-Denaren ein Zahlungsmittel der Bischofsstadt an der Altmühl. Karl IV. gewährte am 4. November 1360 dem Bischof Bertold für die Stadt Eichstätt „daz sie alle jar in der stat zu Eystet einen jarmarkt und ein messe haben und begen sullen und meugen acht tag vor sand Willibaldez tag und acht tag darnach an aller leute hindernisse und bewerun“. Er gewährt dem Eichstätter Markt die gleichen Rechte wie dem Nördlinger Markt. Zwei Jahre später gebietet Karl den Städten Regensburg, Nürnberg, Frankfurt, Wetzlar, Augsburg, Nördlingen und Rothenburg die Verkündigung des Jahrmarkts, den er der Stadt Eichstätt für das Willibaldsfest verliehen hat.<sup>57</sup>

Eine Bedeutung des Willibaldstages läßt sich auch aus den Datierungen der Urkunden erheben. Was in den Kirchen und Klöstern für die zeitliche Fixierung des Kultes das Kalendar leistete, das erbrachte es im säkularen Bereich für die Datierung der Urkunden, nachdem man sich seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts anschickte, die Datierung nach dem römischen Kalender durch den Heiligenkalendar zu ersetzen. Auch in den Datierungen zeigt sich die Verbreitung eines Kultes, zeigt sich geradezu seine Popularität. Das auf die Feier der Liturgie hin angelegte Kalendar wirkt bei den Notaren der Kanzleien und bei sonstigen Urkundenausstellern nach. Nun liegen vor und nach dem Willibaldstag zwei harte Konkurrenten, die Patrone der benachbarten Bistümer Augsburg und Würzburg, Ulrich (4. Juli) und Kilian (8. Juli). Zudem strahlt die Visitatio S. Marie (2. Juli) auf die folgenden Tage aus und Margaretha (13. Juli) wirft – vor allem in den Frauenklöstern – ihren Schatten weit voraus. So gerät – vor allem durch die intensiveren Kulte der Heiligen Ulrich und Kilian – Willibald geradezu in Bedrängnis.

Die Bedeutung, die der Ulrichskult unter den späten Ottonen, den Saliern und den Staufern erlangt hatte, wirkt auch im 14. Jahrhundert noch nach. Helmut Bansa, der eine umfangreiche Studie über die Kanzlei Ludwigs des Bayern vorlegte, resümiert, daß für die Daten des beginnenden Juli „sant Ulriches tag“ gebraucht wurde. So datiert Ludwigs Kanzlei noch am 8. Juli des Jahres 1325 nach Ulrich, während sie sich am 8. Juli 1343 auf Margaretha bezieht.<sup>58</sup> Karl IV. datiert

54) MB 49/50 (= UB Hochstift Eichstätt I/II); hier II, 6a, II, 9; II, 135; II, 275; II, 558.

55) UB Hochstift Eichstätt II, 558.

56) UB Hochstift Eichstätt II, 490 und 834; vgl. E. B. Cahn, Die Münzen des Hochstifts Eichstätt, München 1962 (= Bayer. Münzkataloge B 3), 16 f, 55 f Nr. 1.

57) UB Hochstift Eichstätt II, 755 und 775.

58) Helmut Bansa, Studien zur Kanzlei Kaiser Ludwigs d. Bayern vom Tag der Wahl bis zur Rückkehr aus Italien (1314–1329) (= Münchner Hist. Studien, Abtlg. Gesch. Hilfswissenschaften 5), Kallmünz 1968, 50 f. In Anmerkung 73 zitiert Bansa eine Urkunde von 1315 VII 7, die nur als Insert in einer Bestätigung von 1375 VI 17 erhalten ist. „Die Urkunde ist m.E. aus dem Lateinischen übersetzt und die Datierung auf den Willibaldstag dürfte erst anlässlich der Übersetzung als Ersatz für nonas iulii gewählt worden sein“.

am Willibaldstag 1349 eine Urkunde nach Ulrich.<sup>59</sup> Auch die Bayernherzöge bevorzugten den Ulrichstag: So die Herzöge Rudolf und Ludwig am 6. Juli 1307 und Herzog Heinrich von Niederbayern am 7. Juli 1326. Während Willibald-Datierungen in königlichen und herzoglichen Urkunden nicht festgestellt werden konnten, taucht Kilian gelegentlich auf: So am 7. Juli 1384 bei einem Hofrichter König Wenzels und am 9. Juli 1394 beim Bayernherzog Stephan.<sup>60</sup>

Als eine unechte Willibaldsdatierung wertet Helmut Bansa das Datum einer Urkunde, die Ludwig d. Bayer am 7. Juli 1315 ausstellte. Mit guten Gründen nimmt er an, daß in der nur als Insert erhaltenen Urkunde bei der Übersetzung aus dem Lateinischen im Jahre 1375 Nonas Julii mit „sand Wilboloztag“ widergegeben wurde. Immerhin belegt aber auch dieses Beispiel, daß man damals im Freisinger Raum auch den Willibaldstag schätzte, was sonst in den Urkunden noch nicht nachgewiesen werden konnte.<sup>58</sup> Das mag daher rühren, daß der Eichstätter Domherr Arnold von Minnenbach im Jahre 1352 in seinem Testament dem Freisinger Kapitel eine stattliche Summe vermachte, „ut plenum officium in festo sancti Willibaldi de eodem secundum morem ecclesie et mei memoriam in missa cum una collecta defunctorum habeat“.<sup>61</sup> Im westlichen Teil des Bistums Freising war dagegen auch am Willibaldstag die Datierung nach St. Ulrich üblich, wie sie im angrenzenden Augsburger Bistum allenthalben gilt.<sup>62</sup> Die Willibaldsdatierungen stammen von der Äbtissin von Niederschönenfeld, aus Pötmes und aus Gempfung, das unter der Herrschaft von St. Walburg stand.<sup>63</sup> Im Bistum Eichstätt reicht die Ulrichsdatierung nicht an den Willibaldstag heran und auch nach dem 7. Juli werden Urkunden nach Willibald datiert.<sup>64</sup> Heinrich Perl, der am 10. Juli 1404 eine

59) Die Urkunden der Fürstl. Oettingischen Archive in Wallerstein und Oettingen 1197-1350, bearb. Richard Dertsch, Augsburg 1959 (= Schwäb. Forschungsgemeinschaft Reihe 2a, Bd. 6), Nr. 570.

60) W. Schlögl, Die Traditionen und Urkunden des Stiftes Dießen 1111-1362, München 1967 (= QE XXII), Nr. 79

UB Kloster St. Veit 1121-1450, Bearb. H. Hör u. L. Morenz (QE XV), Nr. 48; HStAM U Fürstentum Ansbach, Ansbachische Klöster Nr. 79 und Br. A. 2432.

61) UB Hochstift Eichstätt II, 620.

62) HStAM KU Fürstenfeld

1321 Juli 6 = Montag nach St. Ulrichstag, K. Ludwig

1456 Juli 6 = Erichtung vor St. Kilianstag, Abt von Fürstenfeld

1482 Juli 7 = Sonntag nach St. Ulrich, Jakob Schuster zu Geisering

1451 Juli 8 = St. Kilianstag, ein Richter aus Dachau

1346 Juli 9 = Sonntag vor St. Margaretentag, Berthold d. Puenharte v. Zell

1437 Juli 9 = Erichtung vor St. Margareth, ein Aichacher Pfleger

1437 Juli 10 = Mittwoch nach St. Ulrich.

63) KU St. Walburg/Eichstätt (nach einem von F. X. Buchner erstellten Manuskript)

1441 Juli 9 = Sonntag nach St. Willibald, Äbtissin Afra v. Niederschönenfeld

1364 Juli 6 = an St. Willibalds Abend, Heinrich d. Modln von Petmes

1469 Juli 8 = Sonntag nach St. Willibald, Christof Schuster zu Gempfung

64) UB Hochstift Eichstätt:

1339 Juli 6 (II, 389); 1307 Juli 10 (II, 32); 1344 Juli 11 (II, 446) KU St. Walburg;

1381 Juli 9 (Chunrad d. Mayer v. Böhmfeld); 1417 Juli 13 (Landrichter der Grafschaft Hirschberg)

KU Bergen (Nr. 103):

1435 Juli 6 (Peter Pirstorffer zu Dietfurt)

Urkunde für den Abt von Kastl nach Ulrich datierte, orientierte sich offensichtlich an jenen Regensburger Gewohnheiten, die ebenfalls bis zum 10. Juli des hl. Ulrich gedachten.<sup>65</sup> Die Datierungen unmittelbar vor und nach dem Willibaldstag werden im Bistum Eichstätt am 8. Juli nicht selten unterbrochen, wo sowohl der Bischof wie die Äbtissin von St. Walburg, aber auch Bürger in Greding und Wemding nach Kilian datieren.<sup>66</sup> Eine stärkere Ausprägung der Willibaldsdatierung während der Oktav seines Festes wurde offensichtlich durch den im späten Mittelalter immer mächtiger werdenden Margaretha-Kult gebremst. Im Bistum Würzburg ließ dagegen die Kiliansverehrung Willibaldsdatierungen kaum eindringen. Nicht nur in Würzburg selbst, sondern auch im nahen Ansbacher Raum wurde am Willibaldstag nach Kilian datiert.<sup>67</sup> In Nürnberger Urkunden dagegen war es offensichtlich der persönlichen Frömmigkeit des Ausstellers überlassen, ob er sich stärker von St. Kilian oder von St. Willibald angezogen fühlte.<sup>68</sup> In Regensburg wurde am Willibaldstag nach dem Eichstätter Bischof, aber auch nach Ulrich von Augsburg datiert, der hier eine starke Verehrung erfuhr. Dazu kommen auch Datierungen nach Kilian.<sup>69</sup>

Die in eine Karte eingetragenen Datierungen dokumentieren die Konzentration der Willibaldsverehrung auf das Bistum Eichstätt. Von wenigen Ausnahmen abgesehen konnte dieser Kult – im Gegensatz zu dem der Patrone der benachbarten Bistümer Ulrich und Kilian – außerhalb des eigenen Bistums keine besondere Intensität entwickeln, vor allem wenn er – wie bei der Datierung in Konkurrenz zu so mächtigen Heiligen wie Ulrich, Kilian und Margaretha stand.

Hatte der Willibaldskult seine Anfänge in der Angliederung an die Walburga-Verehrung begründet und Festigung in der Angliederung an die Ulrichsverehrung erfahren, so erwies er sich nach den Translationsfeierlichkeiten des 13. Jahrhunderts selbst als so bedeutsam, daß er die noch relativ schwache Sebald-Verehrung stützen konnte. In den um 1340 entstandenen *Lectiones „omnia, que gesta*

65) HStAM KU Kastl (zum angegebenen Datum)

HStAM U Reichsstadt Regensburg: Ulrichsdatierungen: 1376 Juli 7 (Nr. 2087); 1394 Juli 6 (Nr. 3095); 1393 Juli 10 (Nr. 3117); 1394 Juli 9 (Nr. 3395).

66) HStAM KU Kastl Ukde. B. Bertholds v. Eichstätt von 1359 Juli 8; KU St. Walburg: 1435 Juli 8 (Äbtissin), 1537 Juli 8 (Äbtissin) 1398 Juli 8 (Ulrich d. Wagner zu Hausen bei Greding)

UB Oettingen/Wallerstein (Anm. 59): 1344 Juli 8 (=Nr. 502; Renboth von Wemdingen).

67) HStAM U Fürstentum Ansbach, Ansbachische Klöster: 1360 Juli 7 (kaiserl. Landrichter zu Nürnberg; Bamberg 3083); 1384 Juli 7 (König Wenzels Hofrichter; Nr. 79); 1395 Juli 7 (Bürger zu Rottenburg, Gmunden a. Main u. Aurbruch; Br. A. 1129) Daneben aber auch Willibaldsdatierungen: 1382 Juli 7 (Heinrich von Absberg; Br. A. 1726); 1260 Juli 7 (Ludwig v. Uffenheim, Canonicus in Eichstätt; Br. A. 105); 1335 Juli 7 (Hiltprant d. Cropf von Emolzheim; Br. A. 2042); 1336 Juli 7 (Sigfried d. Cropf von Emolzheim; Br. A. 2043); 1372 Juli 7 (Cunrad Hausner zu Trumentzheim; Br. A. 2235); 1323 Juli 8 (Albert v. Hohenfeld, Kantor der Eichstätter Kirche; Br. A. 1687) vgl. auch: Urkundenregesten des Cist. Kl. Heilsbronn, bearb. v. J. Schuhmann u. G. Hirschmann, Würzburg 1957:

1275 Juli 7 = Willibald (Graf Friedrich von Truhendingen; Nr. 137)

1310 Juli 4, Würzburg = Kilian (Albrecht von Hohenlohe; Nr. 313)

1319 Juli 5, Ansbach = Kilian (Kime von Bernheim).

sunt“ erscheint Sebald als Gefährte der Hll. Willibald und Wunibald. Die Legende erzählt dann auch bald, daß die drei Heiligen durch ein Mirakel gespeist wurden. Der berühmte Sebaldusaltar aus der Heiligkreuzkirche in Schwäbisch Gmünd, 1505 von dem Nürnberger Humanisten Sebald Schreyer gestiftet, zeigt u. a. auch dieses Speisewunder.<sup>70</sup>

Auf welchem Weg im späten Mittelalter sowohl der Kult des hl. Sebald wie der des hl. Willibald nach Österreich gelangten, entzieht sich unserer Kenntnis.<sup>71</sup> Im Jahre 1413 erteilte der Passauer Weihbischof der Sebalduskirche auf dem Heiligenstein bei Gafrenz die Weihe, wo sich eine bedeutendere Wallfahrt entwickelte. Bei Raab entstand wohl zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Willibaldskirche, deren Wallfahrt bereits in einem Wiener Testament des Jahres 1425 gedacht wird, und die im Mittelalter offensichtlich Ziel vieler Pilger war. Bei der Kirche befindet sich ein Heilbrunnen, doch ist keine Willibaldssage überliefert. In der Reformationszeit erlosch diese Wallfahrt, konnte aber durch die Bemühungen der bayerischen Regierung seit 1611 wieder aufgenommen werden. Wir wissen nicht, was ehemals als Kultobjekt verehrt wurde, vermutlich aber eine Figur des hl. Willibald. Als die Kirche 1786 gesperrt wurde, soll sich der Käufer, der sie niederreißen wollte, mit einer Hacke so schwer verwundet haben, daß er zeitlebens davon nicht mehr gesundete. Aber auch diese Frevellegende konnte keinen Neuaufschwung der Wallfahrt begründen, so daß seit längerem die Wallfahrt als erloschen gilt. Das Hochaltarbild zeigt den hl. Willibald vor einem Kreuzifix.<sup>72</sup>

Die Heiligenverehrung der Habsburger ist in ihren Einzelzügen für das 15. Jahrhundert noch zu wenig erforscht. In ihre geistliche „Sipp-, Magen- und Schwäger-

68) HStAM U Reichsstadt Nürnberg:

Kilian schon am 6. Juli: Nrn. 681, 922, 1146

Willibald am 7. Juli: Nrn. 1197, 2203; Willibald am 8. Juli: Nr. 285 (1317 Dominica post festum beati Williwaldi; Conrad u. Walter, Pincerbae, für den Bischof von Eichstätt); Nr. 389 (1327, Ulrich Walhenritter, genannt Widemann von Pechtal, Verkauf an Konrad von Stauff, Chorherr zu Eichstätt)

Sonst am 8. Juli durchweg Kilian.

69) vgl. Anm. 65, dazu UB Kollegiatsstift St. Johann/Regensburg (-1400), bearb. v. M. Thiel (= QE XXVIII):

1392 Juli 6, nach Ulrich (Hans d. Altheimer, Pfleger zu Kirchberg; Nr. 457); 1279 Juli 7, nach Willibald (Dekan Ludwig und der Konvent; Nr. 54); 1312 Juli 8, nach Kilian (Dekan Eckhard und das Kapitel; Nr. 125); 1354 Juli 9, nach Margaretha (Heinrich d. Pfaffenfanger; Nr. 259).

70) Elisabeth Roth, St. Sebald. Verehrung durch neun Jahrhunderte, in: Der hl. Sebald, seine Kirche und seine Stadt (= Ausstellungskatalog), Nürnberg 1979, 7-15; ebenda Nr. 53 der Sebaldusaltar aus Schwäbisch Gmünd.

71) Leopold Schmidt, St. Sebaldus in Österreich. Zur Verehrungsgeschichte des Nürnberger Stadtpatrons auf dem Heiligenstein bei Gafrenz, jetzt in: L. Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden, Berlin 1966, 196-204.

72) Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Ein Topographisches Handbuch zur religiösen Volkskunde in 5 Bänden, Wien 1955, Bd. V, 115. Auf eine spätmittelalterliche Verehrung der Heiligen Willibald und Walburga verweist die Marktverleihungsurkunde für Singlding, einer ehemaligen Filialkirche von Altenerding. In der Urkunde von 1435 Juli 7 heißt es, der Markt solle gehalten werden zur größeren Verherrlichung des Kirchweihfestes und zu Ehren der Hll. Willibald und Walburga, „die daselbst rasten“ (Holzbauer a.a.O. Nr. 367).

schaft“, jene zu Beginn des 16. Jahrhunderts für Maximilian zusammengestellte Folge von Holzschnitten fanden sowohl Sebald wie auch Willibald Aufnahme. Sankt Sebald trägt in der erhobenen Rechten den Aschenkuchen, den ihm ein Engel gebracht haben soll, als ihn Willibald und Wunibald um etwas Speise baten. Diese Legende war nach Ausweis des Oberösterreichischen Sagenbuches auch östlich der Salzach weit verbreitet. Das Willibald-Bild in dieser berühmten Holzschnittfolge knüpft an die in den Handschriften des 15. Jahrhunderts und in den (in Augsburg gedruckten) Inkunabeln verwendeten Titelbildern über den Willibald-Legenden an und zeigt den Heiligen, wie er einem Holzfäller Anweisungen erteilt. Die im Mittelgrund aufragende Kirche soll Willibald als den Kirchengründer herausstellen.<sup>73</sup>

### *Kulte der frühen Neuzeit*

Seinen Stammbaum durch Ansippung verschiedener Heiliger zu veredeln, darum bemühten sich viele Fürstenhäuser. Die Annahme, St. Richard sei, ehe er König von Kent wurde, Herzog in Schwaben gewesen, und die Ähnlichkeit des Namens Walburga mit dem Namen des Stammschlusses Waldburg, führten wohl dazu, in die genealogischen Linien der Truchsessen von Waldburg auch Richard und seine Kinder einzufügen. Erbtruchsess Christoph Freiherr von Waldburg ließ am Willibaldstag 1603 die Eichstätter Heiligen zu Patronen aller seiner Schlösser erheben und ordnete im Jahr darauf an, daß in seiner Grafschaft der 25. Februar, der 7. Juli und der 18. Dezember als Hauptfeste und der 1. Mai, der 4. August und der 12. Oktober als Chorfeste begangen werden sollten. Christoph von Waldburg gelang es, von den Markgrafen von Ansbach das Haupt des hl. Wunibald, vom Fürstbischof von Eichstätt ein Schlüsselbein des hl. Willibald und von der Äbtissin von St. Walburg und von den Jesuiten in Köln Walburga-Reliquien zu bekommen, die in wertvollen Büstenreliquiaren verschlossen wurden. Der Dreieiligenaltar in der Nikolauskirche in Scheer entstand so zu Beginn der 17. Jahrhunderts als neuer Kultmittelpunkt. Der Figur des hl. Willibald empfiehlt ein Engel den Plan der Stadt Scheer. Das Mirakelbuch, daß an die 1000 Gut-taten verzeichnen soll, konnte noch nicht ausgewertet werden. Es gewährt sicher Aufschluß über den Anteil des hl. Willibald an dieser Kultkonzentration, aber auch Aufschluß über die Frage, wie der vom Fürstenhaus nachdrücklich empfohlene Kult der Eichstätter Heiligen vom Volk aufgenommen wurde. Noch heute führt die Pfarrei Scheer am ersten Sonntag im Mai eine beeindruckende Reliquienprozession durch.<sup>74</sup>

Am Beginn des 17. Jahrhunderts stoßen wir erstmals auf ein vorher nirgendwo

73) Kirschbaum-Braunfels, Lexikon der christl. Ikonographie VIII (Anm. 6), 615 f; L. Schmidt (Anm. 71), 201; Kirchenzeitung f.d. Bistum Eichstätt 32 (1969) Nr. 27: Mitten unter uns. Ein wenig bekanntes Bild des hl. Willibald.

74) Pastoralblatt 9, 80 ff (Notizen über die Reliquien der Diözesanheiligen); Zum 900jährigen Jubiläum der Abtei St. Walburg in Eichstätt, Paderborn 1935, 134 f; Rasmus-Steiniger, 500 Jahre St. Willibald (Anm. 48) 22; Kurzkataloge der volkstümlichen Kult- und Andachtsstätten in den Diözesen Freiburg, Fulda, Limburg, Mainz, Rottenburg-Stuttgart und Speyer, Würzburg 1982 (= Veröff. z. Volkskunde u. Kulturgeschichte Bd. 13), 5, 146.

belegtes Viehpatronat des hl. Willibald. Ein für die Pfarrei Unterfinning im Jahre 1657 gefertigtes Visitationsprotokoll besagt, daß die Bauern vor etwa 40 Jahren „propter grassantem luem pecorum“ das Gelübde abgelegt haben, eine Kapelle „in honorem S. Willibaldi“ zu bauen.<sup>75</sup> Daß in einer Pfarrei, die dem Benediktinerkloster Benediktbeuern unterstand, eine Kapelle dem hl. Willibald versprochen wurde, verwundert nicht, wohl aber der Anlaß, die Viehseuche. Weder in den verschiedenen Viten, noch in den deutschen Willibald-Leben, noch in den *Miracula* oder in den *Sermones* gibt es irgendeinen Hinweis, von dem sich ein Viehpatronat des hl. Willibald herleiten ließe. In einem Gebet, mit dem die *vita* II endet, wird Willibald als „Pater et pontifex, educator et aliorum rector et pastor“ angesprochen und unter den Bitten fällt das „miserere captivis“ auf.<sup>76</sup> Ein Pilgerpatronat, ein Patronat gegen die Blindheit, ein Patronat für die Schiffbrüchigen, nach den Legendenbildern, ein Patronat für die Bauleute und manche andere Schutzherrschaft wäre denkbar. Das in Heiligenlexica angegebene Patronat der Gittermacher scheint in der Gefangenschaft des Heiligen begründet zu sein. Wenn in einem so viel benützten Lexikon wie dem Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens unter dem Artikel „Pferdeopfer“ nicht der aus Joh. Nepomuk Sepps Religionsgeschichte stammende Hinweis stünde, im Hahnenkammgebiet würden noch im 19. Jahrhundert zu Ehren des hl. Willibald Pferde geschlachtet, bräuchte man hier nicht darauf eingehen, denn Sepp hat hier seiner Germanomanie zu sehr nachgegeben.<sup>77</sup> Selbst in der *Bavaria*, deren Beiträge über Mittelfranken von solchen Tendenzen keineswegs frei sind, findet sich dazu kein Hinweis und Kenner der Geschichte des Hahnenkamms schütteln darüber nur den Kopf. Den einzigen Ansatz für ein Pferdepatronat enthält die Lokalsage vom Idstätterhof, aber er vermag nicht zu erklären, warum man in Unterfinning Willibald als Viehpatron und im nicht zu weit davon entfernten Jesenwang Willibald vor allem als Pferdepatron verehrt, während man ihn in dieser Funktion im Eichstätter Raum nicht kennt. Die Frage nach der Herkunft von Willibalds Vieh- und Pferdepatronat muß vorerst offen bleiben. Wir können nur feststellen, daß im Gebiet zwischen mittlerem Lech und Amper Ansätze vorhanden waren, die zu einem Viehpatronat des Heiligen führten.

Im Pfarrarchiv Jesenwang liegen einzelne Faszikel, die Mirakel für die Jahre 1709 bis 1714 enthalten und ein weiterer schmaler Faszikel mit Mirakeln zum Jahr 1745. Die Mirakel des Jahres 1709 machen keineswegs den Eindruck, die Wallfahrt zum hl. Willibald habe eben erst eingesetzt, sondern die 29 Einträge gehen von einer schon länger bestehenden Wallfahrt aus. Die Jesenwanger „Guettathen so durch Vorbütt deß Heyl. Williwaldt geschechen“ gehören insofern zu den eigenartigsten Mirakeln, weil in ihnen wie kaum in einem anderen Fall die fast ausschließliche Zuständigkeit für ein Anliegen hervortritt. Von den 74 Einträgen der Jahre

75) Rasmus-Steiniger, 500 Jahre St. Willibald (Anm. 48), 11 ff u. 22; Wilhelm Neu, Unterfinning. Pfarrkirche + St. Willibaldskapelle (= Kl. Kirchenführer), St. Ottilien 1982.

76) Zu den Ausgaben: BHL 8932.

77) H. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bde, Berlin-Leipzig 1927 ff, Artikel: Pferdeopfer u. Willibald.

1709/10 befassen sich 71 mit Tieren, darunter 61 mit Rossen oder Fohlen. Auch in den folgenden Jahren ändert sich diese Relation nicht. In einem Gebiet, das von einem dichten Netz von Wallfahrtsorten überzogen ist, konnte sich in St. Willibald bei Jesenwang eine Wallfahrt entwickeln, die fast ausschließlich bei Anlässen, die das Vieh betrafen, begangen wurde. Die Verlöbnisse gliedern sich fast schematisch jeweils in einen geistlichen und in einen dinglichen Inhalt. Eine, gelegentlich auch mehrere Messen und vor allem ein, gelegentlich auch mehrere Rosenkränze machen die geistlichen Übungen aus. Mitunter wird auch ein gewisses, nicht näher bezeichnetes, aber doch wohl zum hl. Willibald gerichtetes Gebet gelobt. Bei den dinglichen Leistungen dominieren die versprochenen Landmünzen bzw. einer oder mehrere Kreuzer für den Opferstock. Votivgaben aus Wachs, Rößle oder Kühle, spielen noch eine gewisse Rolle. Getreideopfer werden nur noch zweimal erwähnt und nur einmal taucht ein „Roßeüssen“ auf, was etwas verwundert, weil noch heute zahlreiche Hufeisen aufgenagelt sind.

Den Wallfahrtsforschern ist Jesenwang schon früh aufgefallen, nicht nur der vielen dargebrachten Hufeisen wegen, sondern des eigenartigen Umrittbrauches wegen. Der Umritt umkreist hier in der Regel nicht – wie andernorts – dreimal die Kirche, sondern führt durch die Kirche. Seit wann der Brauch so geübt wurde und seit wann überhaupt ein Umritt stattfand, ist nirgendwo verzeichnet. Die Bayerischen Annalen bemerken im Jahre 1833: In der St. Willibalds-Kirche bei Jesenwang reiten jährlich am Willibaldstag einige hundert junge Burschen durch die Kirche in dem Aberglauben, daß dies zur Erhaltung des Gesundheitszustandes der Pferde diene. Die mündliche Überlieferung weiß, daß die Knechte am Stephanstag nur dann vom bisherigen Bauern weggehen durften, wenn sie nach dem Feiertagsgottesdienst in der Pfarrkirche durch die Willibaldskirche geritten waren und dabei den Kopf des Pferdes zum Hochaltar des hl. Willibald gewendet hatten als Dank und Bitte für und um die Gesundheit der Tiere. Der Durchritt wurde dreimal vollzogen, wobei die Reiter jeweils ein Vater unser beteten. Die Kirche ist seit dem späten 15. Jahrhundert so gebaut, daß der Durchritt durch die Tore in der Nord- und Südwand durch die Vorhalle führen kann. Die Vorhalle trennt ein Holzgitter vom Kirchenschiff, das offensichtlich als Absicherung gegen das mögliche Scheuwerden der Pferde errichtet wurde. Das zum Durchritt in die Vorhalle gestreute Stroh wurde nach dem Ritt wieder gesammelt und daheim den Pferden unter die Streu gemengt.<sup>78</sup>

78) Wolfgang Völk, Der Willibalds-Ritt, in: Rasmus Steininger, 500 Jahre St. Willibald 24–29; August Miller, Das Willibaldskirchlein bei Jesenwang. Eine wenig bekannte Roßweihstätte, in: Heimat und Volkstum 14, 1936, 372 ff.; Rudolf Hindringer, Weiheroß und Roßweihe, München 1932, 130. Daß die Willibaldsverehrung in Fürstentfeld in die Zeit Philipps von Rathsamhausen, Bischof von Eichstätt 1306–1322, zurückreicht, geht aus einem Missale des frühen 14. Jahrhunderts hervor (clm 6915). Nach Edgar Krausen wurde das stattliche Buch im Jahre 1317 für St. Leonhard in Inchenhofen geschrieben. Im Kalender sind früh nachgetragen (f 1v–7r): II 25 Walpurgis translatio; VI 1 Walpurga v; VII 7 Wilibaldi u.a. Das Fürstentfelder Bücherverzeichnis von 1312 (clm 6914 f 117r–v) enthält Heiligenviten u.a. von Ulrich, Leonhard, Magnus, Oswald, Korbinian, Kilian, Afra, Lampert; Viten der Hill. Willibald und Walburga fehlen.

Eine Inschrift an der Innenwand der Kirche besagt noch heute, daß Abt Johannes

Die besondere Willibaldsvereherung in Jesenwang überdauerte Aufklärung und Säkularisation und scheint im 19. Jahrhundert einen neuen Aufschwung genommen zu haben. In den Befragungen zum Deutschen Volkskundeatlas, die von 1929 an durchgeführt wurden, findet das seinen Niederschlag darin, daß im Einzugsgebiet der Jesenwanger Wallfahrt in Mering, Grunertshofen und Geltendorf Sankt Willibald als allgemeiner Schutzpatron für das Vieh genannt wurde, und daß er in Adelshofen, Maisach, Fürstenfeldbruck und Steinebach als Pferdepatron gilt.<sup>79</sup> Die Willibaldsvereherung in Jesenwang hat auch den 2. Weltkrieg überdauert. Die Kirche erstrahlt nach der Renovierung in neuem Glanz und der Durchritt erfreut sich wieder großen Zuspruchs. Daß die Dörfer um Jesenwang den hl. Willibald als Vieh- und Pferdepatron verehren, zeigt sich noch in verschiedenen Schutzbildern, die an den Häusern und über den Ställen angebracht sind.

Mit den Kirchenbüchern, die in vielen Pfarreien des Bistums Eichstätt bereits aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten sind, können wir – eine andere, wenn auch nicht unproblematische Form der Heiligenvereherung aufgreifen: die Namengebung. Sie hier mit zu berücksichtigen ist nur möglich, wenn man sich bewußt macht, daß bei der Namengebung mehrere Motive zusammenwirken können, die sich nach der Taufe nicht immer differenzieren lassen. Genealogische und kultische Motive gehen vielfach eine Verbindung ein. Daß in bestimmten Regionen in Korrespondenz zu den dortigen Kirchenpatrozinien und Kalendaren Namen häufiger auftreten als in anderen und daß am oder im Umfeld eines Heiligtages Kinder häufiger danach getauft wurden, beweist, daß Namengebung auch als Akt der Heiligenvereherung interpretiert werden darf.

In der Pfarrei des Domes wurden – um zwei Stichjahre herauszugreifen – im Jahre 1600 von 93 geborenen Buben fünf und im Jahre 1730 von 98 geborenen Buben sechs auf den Namen Willibald getauft. Das entspricht einen Anteil von 5,3 bzw. 5,1 Prozent, was vordergründig betrachtet nicht als sehr hoch erscheint. Dabei gilt es aber zu bedenken, daß um 1600 bei den Eltern 28 Bubennamen üblich waren. Dominierend war allerdings mit 17 Buben der Name Georg. Der Name Johann erscheint zwar auch 15mal, doch ist im Register zwischen Baptista und Evangelista nicht differenziert. Häufiger als Willibald wurden sonst lediglich die Namen Michael (8 x), Kaspar (7 x) und Andreas (6 x) gewählt. Alle anderen

---

von Fürstenfeld am 13. März 1414 den Grundstein zur Kapelle gelegt hat. Unter Abt Jodok wurde 1478 eine neue Kirche gebaut (vgl. die Zeichnungen in: 500 Jahre St. Willibald, 13–33).

Vielleicht war der Neubau durch eine aufgekommene Wallfahrt notwendig geworden. Wahrscheinlich machen läßt sich eine Wallfahrt allerdings erst für das Jahr 1574, denn die Fürstenfelder Klosterrechnung dieses Jahres verzeichnet unter den Stockgefallen der Willibaldskirche eine Menge eiserner Votivgaben, vor allem Hufeisen (Hans Moser, *Der Santrigl. Ein alter Pfingstbrauch in der Umgebung Münchens*, jetzt in: Hans Moser, *Volksbräuche im geschichtlichen Wandel*, München 1985, 269–283, hier 271).

Der letzte Abt von Fürstenfeld bemerkt in seiner Chronik (cgm 3920 f 77): „Die Vereherung dieses hl. Bischofs (d.h. des hl. Willibald) hat sich bishero, so wohl in der Nachbarschaft, als entfremten Gegenden ... hilfsvoll erhalten.“

79) ADV NF 10 und 11, dazu Erläuterungen „Verzeichnis der auf den Karten NF 9–12 erwähnten Heiligen Nr. 325.

zählten weniger Nennungen als Willibald. Am nächsten stehen ihm mit 4 Beispielen die Namen Adam, Leonhard und Thomas. 13 Namen tauchen nur einmal auf. In der Pfarrei St. Walburg erhält von den 17 getauften Buben einer den Namen Willibald, während dort 1730 keiner der 15 Buben den Namen Willibald erhält, was im 18. Jahrhundert nur selten vorkam. Ein oder zwei von durchschnittlich 15 getauften Buben tragen den Namen Willibald. Im Jahre 1737 erhalten gar 4 – von 24 – den Namen des Bistumspatrons. Außerhalb der Stadt Eichstätt – herangezogen wurden die Matrikel der Pfarreien Kaldorf und Morsbach – erscheint der Name Willibald nicht in dieser Häufigkeit, aber er fehlt nicht oder ist bedeutungslos wie in den meisten Pfarreien außerhalb des Bistums. In der südlich angrenzenden, aber schon im Bistum Augsburg gelegenen Stadt Neuburg z. B. zählt der Name Willibald bereits zu den großen Ausnahmen.

In der Pfarrei Morsbach wurden im 17./18. Jahrhundert 32 Buben auf den Namen Willibald getauft. Dabei geschahen 9 Taufen im Umkreis des Willibaldstages, bei 13 Buben hieß der Pate Willibald, einmal die Patin Walburga und einmal die Mutter Walburga, zweimal trug der Vater den gleichen Namen. Einmal wurden Zwillinge auf die Namen Willibald und Walburga getauft. Lediglich in 5 Fällen kann man aus dem Matrikeleintrag weder einen Bezug zum Tauftag noch zu den Namen der Paten oder Eltern erschließen.

In der Pfarrei St. Walburg erhielten vor 1804 91 Buben den Namen Willibald, zweimal, 1765 und 1778, am 6. bzw. 7. Juli, wird sogar die Femininform Wilibalda gebildet, die sich offensichtlich an den Namen der Äbtissin von St. Walburg anlehnt. Die vermuteten Motive für die Namengebung verteilen sich in der kleinen Eichstätt Pfarrei anders als in Morsbach. Fast die Hälfte (41) der Willibaldsnamen wurden im Umfeld des Willibaldsfestes gegeben. Zu ihnen wurden auch jene 7 gezählt, bei denen die Mutter Walburga heißt. Insgesamt heißen 13 Willibaldsmütter Walburga, während die Namensgleichheit zwischen Vater und Sohn nur 7x auftritt. Insgesamt gaben aber die Namen der Eltern, Willibald oder Walburg, oder beide, nur 18mal das Namensvorbild ab. Lediglich in 15 Fällen wirkte sich hier der Name der Paten aus. In 24 Fällen läßt sich aus dem Matrikeleintrag kein Motiv erschließen.

Im Vergleich zum Jahre 1600 fällt die Matrikelauswertung der inzwischen Mode gewordenen Doppelnamen wegen 1730 viel komplizierter aus. Die 98 Buben erhalten insgesamt 166 Namen. Der Bestand an verfügbaren Namen hat sich auf 36 erhöht. Neu waren – in größerer Häufigkeit – die Namen Anton, Franz Xaver und Joseph, dazu gekommen. Die Bedeutung des Namens Willibald ist gegenüber 1600 etwas zurückgegangen. Sie nimmt im Jahre 1740 noch weiter ab, wo nur mehr 4 Buben den Namen Willibald erhalten. Im Jubiläumsjahr 1745 dagegen steigt die Zahl der nach dem Bistumspatron getauften Buben auf 12 und erreicht damit mit ca. 12 % den höchsten Anteil, der allerdings nur dieses Jahr auszeichnet, während schon 5 Jahre später nur 3 Buben auf den Namen Willibald getauft werden. Die großen Festivitäten des Jubiläumjahres blieben offensichtlich in der Namengebung ohne Nachwirkung.

Die Säkularfeier von 1745, zu der sich umfangreiches Archivmaterial erhalten hat, müßte in einem eigenen Beitrag gewürdigt werden. Das von Johann Ludwig

Victor Baumgartner in Druck gegebene „Aychstättisches Je Länger Je Lieber“ enthielt nicht nur eine kurze Lebensbeschreibung des Hl. Willibald, sondern eine ganze Anzahl „Gebetter zu dem Heil. Willibald“ (Novene für neun Freitage bestimmt; kleine Tag-Zeiten, Gebote zu den anderen Eichstätter Heiligen, darunter auch Bonifatius; Gebet zu Ehren der Heiligen Hirnschalen deß Heil. Willibaldi; Gebett zu Gott bey deß H. Wilibaldi außgesetzten Priesterlichen Alb etc.; Gebett dardurch St. Willibald zu einen Patron zu erwählen; Seuffzer zu St. Willibald; Litanei). Die Wirkung eines derartigen, für das fromme Volk gedachten Gebetbuches ist schwer auszumachen.

Über „Formen volkstümlicher Verehrung des hl. Willibald“ zu sprechen, konnte nicht bedeuten, alle Formen zu würdigen. Der Akzent wurde auf die Kultanfänge und die Kultverbreitung, auf Wallfahrtskulte und Patronate gesetzt. Vieles konnte nur angedeutet werden: das besondere Patronat für die Stadt Eichstätt, die Entwicklung der Hagiographie und der Ikonographie. Manches, wie Festfeiern an Patrozinien und Jubiläen und vor allem die Bedeutung Willibalds in der Namensgebung ist noch kaum erforscht. Zeugnisse volkstümlicher Sachkultur, in denen die Verehrung des Heiligen zum Ausdruck kommt, sind noch kaum registriert. Bei der Säkularfeier von 1987 dürfte der Gesamtkomplex der Willibaldsverehrung besser aufgearbeitet sein.

# Der heilige Willibald in der Kunst

## Untersuchungen zu seiner Ikonographie

Von Emanuel Braun – Eichstätt

### I. Forschungsstand

Ein wichtiger Aspekt bei der Geschichte der Verehrung des hl. Willibald ist dessen Darstellung in der bildenden Kunst. Erschwert wird eine Zusammenfassung dadurch, daß bisher keine angemessene oder gar monographische Behandlung des Themas vorliegt. Das wissenschaftliche Desiderat ist umso mehr verständlich, wenn man bedenkt, daß die kunstgeschichtliche Ikonographie erst in jüngerer Zeit an Bedeutung gewonnen hat, wobei die Bearbeitung der Heiligen der Kirche noch nicht weit gediehen ist. Das Interesse konzentrierte sich auf eine kleine Auswahl der großen Heiligen, etwa Benedikt von Nursia, Franz von Assisi, Elisabeth von Thüringen und Johannes Nepomuk. Meistens war dies auch mit einer Ausstellung, bezogen auf eine regionale oder überregionale Basis, verbunden. Deshalb ist das Jubiläumsjahr des hl. Willibald ein willkommener Anlaß, eine zeitgemäße Bearbeitung in Angriff zu nehmen.

Ausgangspunkt unserer Betrachtung sind die bescheidenen Artikel in den ikonographischen Handbüchern und Lexika.<sup>1</sup> Sie bieten schematisch aufgebaut knappe Übersichten über die bekanntesten und verbreitetsten Willibald Darstellungen in der Kunstgeschichte, unterteilt nach den gängigen Gruppen. Ein unseren heutigen Ansprüchen gerechtes Bild des hl. Willibald läßt sich damit allerdings nicht gewinnen. Dazu bedarf es mühsamer Forschungsarbeit, um eine ungleich größere Anzahl von Objekten zusammenzustellen. Da als erste Möglichkeit die topographische Sichtung naheliegt, muß man zunächst diese regional eingrenzen. Das Gebiet der Diözese Eichstätt bietet sich dafür am ehesten an.<sup>2</sup> Systematisch werden die Willibald Darstellungen durch die 1983 begonnene Inventarisierung der kirchlichen Gebäude der Diözese erfaßt. Als weitere Möglichkeit gibt es die Umfrage nach dem Bestand, die im Jahre 1986 durchgeführt und von ca. 75 Prozent der Pfarreien beantwortet worden ist. Dadurch bleibt unsere Kenntnis von Willibald Darstellungen nicht nur auf die hohe Kunst beschränkt.

1) Karl Künstle, *Ikonographie der christlichen Kunst* 2, Freiburg i.Br. 1926, S. 595 f. Louis Réau, *Iconographie de l'art chrétien* III/3, Paris 1959, S. 1345. Josef Braun, *Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst*, Stuttgart 1943, S. 754 f. Liselotte Schütz, *Willibald von Eichstätt*, in: *Lexikon der christlichen Ikonographie* 8, begründet von Engelbert Kirschbaum, hrsg. von Wolfgang Braunfels, Rom, Freiburg, Basel, Wien 1976, Sp. 615 f.

2) Hier ist Herrn Prof. Dr. Ernst Reiter, Eichstätt, und seinen Studenten zu danken, die für das Gebiet der Diözese Eichstätt systematisch die Kunstdenkmälerinventare auf diese Frage hin durchgearbeitet haben.

## II. Typus und Attribut

Ein authentisches Portrait Willibalds ist nicht zu erwarten und auch nicht nachzuweisen. Die hier in Frage kommenden Kunstgattungen wären die Monumentalmalerei, die Buchmalerei und das sakrale Kunsthandwerk. Aus dem 8. Jahrhundert sind in unserem Bereich relativ wenig Heiligenbilder überliefert. Auch aus den ersten Jahrhunderten nach seinem Tod in denen sich an seinem Grab bald ein Heiligenkult entwickelte, der von Wunder seinen Ausgang nahm, ist keine bildliche Darstellung bekannt.<sup>3</sup> Mit der Erhebung der Gebeine im Jahre 989 ist für das frühe und hohe Mittelalter formell die Kanonisation vollzogen, d. h., aus kirchenrechtlicher Sicht wären von da an Kultbilder möglich. Da der Kult an seinem Grab seinen Anfang machte, muß auch die Suche nach künstlerischen und geschichtlichen Zeugnissen hier ansetzen. Allerdings existieren bis ins 10. Jahrhundert keine schriftlichen Quellen, durch die Willibalds erste Grabstätte näher lokalisiert werden könnte.<sup>4</sup> Als Hinweis könnte die Notiz des Anonymus von Herrieden dienen, der von der Grabstätte des Bistumsgründers in der Mitte des Chores spricht. Er könnte sogar in Zusammenhang gebracht werden mit einer Weihe eines Willibaldaltars durch Bischof Gundekar II. im Jahre 1060.

Als frühestes Auftreten Willibalds in der Kunst gelten nach wie vor die beiden ganzseitigen Miniaturen im Pontifikale Gundekarianum<sup>5</sup>, entstanden in Eichstätt um 1072–1075. Auf fol. 16r steht er in der Reihe der Patrone des Bischofs Gundekar II. und auf fol. 17r mitten unter seinen fünf Nachfolgern auf dem Bischofsstuhl. Er ist jeweils in Pontifikalgewandung mit Stab gezeigt. Die Mitra ist noch nicht üblich. Die spätottonische Buchmalerei greift das spätantike Schema der Figurenreihung unter Arkaden auf. Willibald ist durch die Mittelposition, die Frontalität, den Nimbus und die Überhöhung über seine Nachfolger herausgestellt. Die Gestik der angewinkelten und symmetrisch ausgebreiteten Arme ist aus der Spätantike übernommen und war ursprünglich ein Herrscherattribut. Die Gesamtkomposition dieser Miniatur, in der Gerhoh und Agan auf Willibald hinweisen, muß als Ausdruck der Verehrung des heiligen Bistumsgründers verstanden werden, obwohl sie aus der spätantiken imperialen Kunst stammt. Der Gesichtsausdruck mit dem Schnauzbart und den ungeordneten Haaren könnte von der Petrus-Ikonographie entlehnt sein.<sup>6</sup> In der Reihe der ersten sechs Heiligen auf fol.

- 
- 3) Der Anonymus von Herrieden berichtet, daß nach der Erhebung von 989 die Zeichen und Wunder allmählich seltener werden, die vorher doch sehr zahlreich geschahen. Konrad von Kastl begründet die Translation von 1256 u. a. damit, daß am Grab durch die Pilger unhaltbare Zustände herrschten. Siehe Pastoralblatt des Bistums Eichstätt 11, 1864, S. 98.
  - 4) Walter Sage, Die Ausgrabungen in den Domen zu Bamberg und Eichstätt 1969–1972, in: Jahresbericht der bayerischen Bodendenkmalpflege 17/18, 1976/77, S. 178–234. Der Bericht des Anonymus aus dem 11. Jahrhundert, ist abgedruckt in MGH, SS 7, 1846, S. 254–267.
  - 5) Codex B 4 im Diözesanarchiv Eichstätt.
  - 6) Die jüngste monographische Behandlung aus kunstwissenschaftlicher Sicht erfuhr die Handschrift durch Johann Konrad Eberlein im Kommentarband zur Faksimileausgabe, Wiesbaden 1987.

16r befindet sich Willibald zwar an erster Stelle, ist aber in der Bedeutung Bonifatius, der an zentraler Position steht, untergeordnet. Sein Aussehen unterscheidet ihn nicht von den anderen. Durch den Stab ist er als Bischof ausgezeichnet im Gegensatz zum Mönch Wunibald.

Man kann zwar den Miniaturen des Gundekarianums keine Leitbildfunktion zubilligen, da sie nur einem begrenzten Kreis zugänglich waren, doch wird anschließend die Erscheinung Willibalds in pontificaler Gewandung fast verbindlich. Die Körperhaltung, die Beschreibung der Gewänder, die Gestik und der Gesichtsausdruck sind zu sehr vom Zeitstil geprägt und zu unverbindlich, als daß sich etwas davon in den nachfolgenden Darstellungen widerspiegeln würde, zumal diese zeitlich zu weit auseinander liegen und keine genetischen Zusammenhänge erkennen lassen. Damit ist ein *prägender Typus* des hl. Willibald zumindest für das hohe Mittelalter auszuschließen.

Da individuelle Attribute im 11., 12., und 13. Jahrhundert noch nicht so gebräuchlich waren, erfolgte die Benennung nur durch Beschriftung. Dies trifft z. B. auch auf die Aposteldarstellungen zu. Die frühesten Willibalddarstellungen, die über ein sog. Attribut verfügen, sind das kleine schlecht erhaltene Fresko in der ehemaligen Klosterkirche Kastl<sup>7</sup> aus dem 14. Jahrhundert und das sog. Weißenburger Retabel<sup>8</sup> aus der Zeit um 1330 im Bayerischen Nationalmuseum in München. Willibald trägt hier als Schulterschmuck das Rationale<sup>9</sup>, auf das die Eichstätter Tradition seit Bischof Philipp von Rathsamhausen (1306–1322) die Stellvertreterposition des Mainzer Erzbischofs begründet und dessen Verleihung sie auf den hl. Bonifatius zurückführt. Obwohl es als Kleidungsstück eigentlich nicht im Sinne eines individuellen Attributs<sup>10</sup> gesehen werden kann, kommt ihm faktisch doch diese Bedeutung zu; denn die Verleihung des Rationales an Willibald ist erst von Philipp von Rathsamhausen in die Lebensbeschreibung eingebracht worden. Langsam setzt sich das Rationale bei Willibald, das nur in Verbindung mit dem Meßgewand getragen wird, im 15. Jahrhundert durch. Es gilt seitdem schlechthin als Attribut des Bischofs Willibald, was man wegen des seltenen Vorkommens in der Kunst auch akzeptieren kann. Außer bei Willibald ist es eigentlich nur noch beim hl. Lambert von Maastricht üblich, der aber u. a. als Märtyrer noch zusätzlich gekennzeichnet werden kann.

Ein anderer Typ Willibalds ist der Benediktinermönch. Abgesehen von szenischen Zusammenhängen ist die früheste Darstellung der Kupferstich von Bartholomäus Kilian nach einer Zeichnung von Jonas Umbach im *Calendarium annale Benedictinum* von Aegidius Ranbeck, erschienen in Augsburg 1677. Hier

- 
- 7) Die Kunstdenkmäler von Bayern (im folgenden abgekürzt KDB), Bezirksamt Neu- markt/Opf., S. 166.
- 8) Ursprünglich als Altarretabel in der Andreas-Kirche von Weißenburg/Mfr. Vgl. Alfred Stange, *Deutsche Malerei der Gotik I*, Berlin 1934, S. 196 f.
- 9) Eine allgemeine Zusammenfassung der Entwicklung der bischöflichen Insignie bietet: Klemens Honselmann, *Das Rationale der Bischöfe*, Paderborn 1975. Die hinsichtlich Eichstätt unterlaufenen Versehen erwähnt die Rezension von Hugo A. Braun in: *Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken* 89, 1977, S. 208 f.
- 10) Artikel „Attribut“ von Hans Wentzel in: *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte* 1, hrsg. von Otto Schmitt, Stuttgart 1937, Sp. 1212.

ist die Mitra neben ihm additiv aufgefaßt. Zusätzlich verweist die Königskrone auf seine legendäre Herkunft. Der Durchblick durch das Fenster zeigt Willibald, Wunibald und Richard frohgemut auf der Pilgerschaft. Dieser Stich fand seine Wiederholung in mehreren Ölgemälden von anonymer Hand, die für Benediktinerklöster geschaffen wurden. (Beispiele gibt es in Plankstetten, Diözese Eichstätt, St. Walburg in Eichstätt und Maria Plain, das zu St. Peter in Salzburg gehört.) Es handelt sich dabei um einen jugendlichen, bartlosen Typ von asketischer Erscheinung, der im 18. Jahrhundert auch in der Plastik wirkt.<sup>11</sup>

Der hl. Willibald in Pilgertracht erscheint nur in szenischen Darstellungen. Das vermutlich früheste Beispiel ist das Sebald-Bild im Passional oder der Heiligen Leben, gedruckt in Nürnberg von Koberger 1488. Während hier der Vita entsprechend ein junger Mann verkörpert wird, ist auf dem Flügel des Sebaldusaltars der Hl.-Kreuz-Kirche zu Schwäbisch-Gmünd von 1508, heute im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg<sup>12</sup>, ein bärtiger Greis zu sehen. Dieses Abweichen von Willibalds Lebenslauf hängt mit der Sebalduslegende<sup>13</sup> zusammen. Zusammen mit Wunibald ist Willibald als Pilger auf den Darstellungen des hl. Richard in der Skizze von Leonhard Beck und dem Holzschnitt aus den „Heiligen der Sipp-, Mag- und Schwägerschaft Kaiser Maximilians I“ zu finden. Das typische Pilgergewand mit dem breitkrepmpigen Hut ist auch für Willibald verbindlich. Hinzu kommt manchmal die Flasche am Gürtel, die Tasche und der Stab.

## II. Die frühesten Einzeldarstellungen bis zum 15. Jahrhundert

Nach dem Gundekarianum erscheint der hl. Willibald in der Initiale P im Zwiefaltener Passionale, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, 5 cod. BIBL.-fol.56<sup>14</sup>, mit der seine Vita „Presul igitur“ beginnt. In dieser Federzeichnung ist er ebenfalls im Ornat abgebildet, allerdings außer mit dem Stab auch noch mit Buch und einer kappenförmigen geschwungenen Mitra. Der in der Handschrift mehrfach wiederkehrende bartlose Gesichtstypus verrät keine spezifischen Ausbildungen eines Lebensalters. Bei der thronenden Figur auf dem frühesten Siegel des Eichstätter Domkapitels aus dem letzten Drittel des 11. Jahrhunderts ist eine Andeutung des Rationales über der Kasel denkbar.<sup>15</sup> Aus ikonographischer Sicht wenig ergiebig ist das getriebene Medaillon auf dem Stifterkelch aus der Abtei St. Walburg aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.<sup>16</sup> Die Darstellung Willibalds

11) Holzfiguren in der Heilig-Kreuz-Kirche in Donauwörth, in der Pfarrkirche von Mündling, Kreis Donau-Ries und in der Seelenbergkapelle von Eggenthal, Kreis Ostallgäu.

12) Die Gemälde des 13.–16. Jahrhunderts. Kataloge des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, bearbeitet von E. Lutze und E. Wiegand, Leipzig 1937, S. 135, Inv. Nr. G m 192.

13) Arno Borst, Die Sebalduslegenden in der mittelalterlichen Geschichte Nürnbergs, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 26, 1966, S. 19–178.

14) Albert Boeckler, Das Stuttgart Passionale, Augsburg 1923.

15) Monumenta Boica 49, München 1910, Nr. 3 Anm. 4.

16) Silber, vergoldet, Almandine, Amethyste; Höhe 21 cm. Vgl. Ausstellungskatalog, Bayern. Kunst und Kultur, München 1972.



Die hll. Benedikt und Willibald,  
Hans Suess von Kulmbach, nach 1507,  
Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Inv. Nr. WAF 465.

unterscheidet sich kaum von der Wunibalds und ist durch die Umschrift bezeichnet. Mit Buch und Stab in der Linken und mit Segensgestus erscheint Willibald im Rahmen der Eichstätter Diözesanheiligen mit Walburga und Wunibald und dem Stifter in einer Medaillonscheibe des Fensters N II im Hauptchor des Regensburger Doms aus der Zeit um 1310/20.<sup>17</sup> Ein zweites Medaillon im Chorfenster I aus der Zeit um 1320 zeigt Willibald in einer Zeile der Eichstätter Diözesanpatrone.<sup>18</sup> Beide Male ist Willibald im Nimbus bezeichnet. Der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehört das erwähnte Fresko in der ehemaligen Klosterkirche Kastl/Opf. an. Willibald flankiert zusammen mit der hl. Katharina Maria unter Arkaden. Neben den Pontifikalien trägt er das Rationale. Das sog. Weißenburger Retabel aus der Zeit um 1330 steht am Anfang der süddeutschen Tafelmalerie. Trotz des fragmentarischen Erhaltungszustandes ist das hohe künstlerische Niveau augenfällig. Willibald gehört zu den Heiligen, die eindeutig zu benennen sind, durch die Beschriftung und das Rationale. Die beschwingte Bischofsfigur als en-face strahlt gotische Eleganz aus.

Im 15. Jahrhundert tauchen die ersten Skulpturen auf. Die zierliche Kalksteinfigur aus Hard<sup>19</sup>, Kreis Eichstätt, um 1400–1430 ist noch geprägt vom sog. Schönen Stil. Willibald ist gekennzeichnet durch die Pontifikalien, Buch und Rationale. Dem Stil entsprechend ist das Gesicht jugendlich und ebenmäßig. In der Initiale V der Vita Sancti Willibaldi, Codex 129 der Ordinariatsbibliothek Eichstätt, entstanden um die Mitte des 15. Jahrhunderts, ist der Bischof Willibald mit dem Pluviale bekleidet. Er hält den Stab etwa wie bei einer Kirchweihe. Zu seinen Füßen liegt sein Wappenschild mit den drei Löwen.

Die plastischen Standfiguren von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis um 1500, eine Phase, die von intensiver künstlerischer Produktion bestimmt war, gleichen sich im Typus weitgehend. Nur in der Art der Kleidung gibt es unterschiedliche Auffassungen, teils mit Kasel, teils mit Pluviale, dann logischerweise ohne Rationale. Eine Ausnahme bildet die jetzt im Dom zu Eichstätt befindliche Holzfigur: Willibald trägt über der Dalmatika das Rationale und darüber noch das Pluviale.<sup>20</sup> Den Gesichtern sind charakteristische fast schon realistische Züge verliehen, die die mystische und humanistische Haltung in sich vereinen. Qualitativ herausragende Beispiele sind die Skulpturen im Hochaltar des Eichstätter Doms, im Gruffaltar von St. Walburg, im Hochaltar der Pfarrkirche Pollenfeld<sup>21</sup> und in der kath. Pfarrkirche Treuchtlingen.<sup>22</sup> Es handelt sich um anonyme Meister aus dem südlichen Mittelfranken, die wohl in Eichstätt ansässig waren. Felix Mader<sup>23</sup> machte sie der Forschung zugänglich und belegte sie mit Notnamen (vgl. Abb.II).

17) Achim Hubel, Die Glasmalereien des Regensburger Domes, München, Zürich 1981, S. 142.

18) Ebenda, S. 139.

19) Höhe 82,5 cm. Vgl. KDB, Bezirksamt Eichstätt, S. 120.

20) KDB, Stadt Eichstätt, S. 598.

21) KDB, Bezirksamt Eichstätt, S. 290.

22) KDB, Bezirksamt Weißenburg, S. 460.

23) Felix Mader, Die Holzplastik im Hochstift Eichstätt zur Zeit Loy Herings, in: Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt 30, 1915, S. 1–18.



Hl. Willibald,  
Meister der Rebdorfer Kreuzigung, um 1500,  
Kath. Pfarrkirche Töging a. d. Altmühl.

Auch in anderen Kunstgattungen kam es in der Zeit um 1500 zu besonderen Leistungen wie der Eichstätter Glasmalereischeibe<sup>24</sup> und dem Baseler Riß<sup>25</sup> für ein Glasfenster des Eichstätter Domes, der die vier Diözesanheiligen zeigt, von Hans Holbein d.Ä. bzw. dessen Umkreis.

Die Identifikation Willibalds ist zusätzlich zu den rein ikonographischen Mitteln auch aus der Kombination der Einzelfigur mit anderen Heiligen zu erschließen. Das sind in erster Linie die Eichstätter Diözesanpatrone, die im engeren Sinn Willibalds heilige Familie bilden, also Walburga und Wunibald. Sie erscheinen bereits im Pontifikale Gundekarianum. Der legendäre König Richard ist erst ab dem 12. Jahrhundert bekannt und taucht zum erstenmal in der Kunst um 1460/70 als Statue mit den königlichen Insignien Krone und Szepter in der Portalvorhalle des Eichstätter Domes<sup>26</sup> auf.

Darüber hinaus gibt es Kombinationen Willibalds mit Heiligen, die nicht unbedingt typisch für Eichstätt sind. Dazu gehört das Weißenburger Retabel, das an identifizierbaren Heiligen Otto von Bamberg, Andreas, Willibald und Bartholomäus zeigt. Diese Konstellation ist als lokale Besonderheit zu interpretieren, da gerade Reliquien von diesen Heiligen im Altar niedergelegt waren. Auch die Kombination Willibalds mit der Jungfrau Katharina in Kastl dürfte zufällig sein. Ein schönes Beispiel ist die Nebeneinanderstellung des Bischofs Willibald mit Pluviale und des hl. Benedikt im rechten Standflügel des Annenaltars von St. Lorenz in Nürnberg von Hans Suess von Kulmbach (heute in der Staatsgalerie Bamberg, siehe Abb. I).<sup>27</sup> Die beiden Heiligen sind ja durch das monastische Leben nach derselben Regel miteinander verbunden. Willibald gehörte zu den ersten, die die Benediktinerregel in Deutschland einführten. Er ist als der ältere und nachdenklich charakterisiert.

#### IV. Neuzeitliche Einzeldarstellungen

Einen neuen ikonographischen Typus brachte Loy Hering mit seinem Willibald-Denkmal<sup>28</sup> von 1514 im Eichstätter Dom. Die in humanistischem Sinn durchgearbeitete Portraitfigur thront als Bischof auf der Kathedra und durch die Hand, die auf dem Evangelienbuch aufliegt, weist sie auf die bischöfliche Lehrgewalt hin. Das etwas früher entstandene spätgotische Gnadenbild in Jesenwang<sup>29</sup> (Kreis Fürstenfeldbruck) läßt mehr zufällig denselben Typus erkennen.

24) Im Montuarium des Domes. Vgl. Christian Beutler, Gunter Thiem, Hans Holbein d. Ä., Die spätgotische Altar- und Glasmalerei, Augsburg 1960, S. 198 f.

25) Kupferstichkabinett Basel Inv. Nr. U. III. 51, Feder laviert und aquarelliert, 21,7 x 28,5 cm. Katalog der Zeichnungen des 15. und 16. Jahrhunderts im Kupferstichkabinett Basel, bearbeitet von Tilman Falk, Teil 1, Band 3, Basel / Stuttgart 1979, S. 96.

26) KDB, Stadt Eichstätt, S. 49 ff.

27) Entstanden nach 1507; Nadelholz, 142 x 58 cm. Altdeutsche Malerei. Alte Pinakothek München, Katalog II, München 1963, S. 112 f.

28) Peter Reindl, Loy Hering. Zur Rezeption der Renaissance in Süddeutschland, Basel 1977, S. 49–56, 267–272.

29) KDB, Bezirksamt Bruck S. 475 f.

Dort wird nur der lehrende Charakter vermittelt. Obwohl die Eichstätter Statue Herrschergewalt ausstrahlt, sind die Gesichtszüge des greisen Mannes keineswegs energisch. Eine wichtige, von Gabriel von Eyb intendierte Aufgabe des Denkmals war sicher die Förderung des Willibaldkults. Dies versuchte der Auftraggeber durch den hohen formalen Anspruch zu erreichen. Dieser innovative Willibaldtyp erlangte allerdings keine große künstlerische Nachfolge. Freie Wiederaufnahmen des Denkmals finden sich nur als Buchillustration von Nikolaus Glockendon im Pontifikale Gundekarianum fol. 44v von 1517<sup>30</sup>, auf einer 5-Kreuzermünze des Fürstbischofs Johann Anton II. von Freyberg (1736-1757), in einem Deckenfresko in der Pfarrkirche Nassenfels aus der Zeit nach 1745<sup>31</sup> und in einem Deckenbild in der Pfarrkirche Böhmfeld von 1901 bzw. 1955.

Der Typus des stehenden Bischofs setzt sich auch in den Epochen der neueren Kunstgeschichte fort, hauptsächlich innerhalb der Plastik, wobei in der Gestik ein mehr herrschender oder predigender Ausdruck mit Stab und Buch, eine beschützende, eine segnende und eine andächtig verehrende Haltung alternierend vorkommt. Der segnende Willibald kann vielleicht eine Sonderrolle in der barocken Plastik beanspruchen. Das früheste Beispiel des Typs dürfte wohl die Bronzestatue am Marktbrunnen in Eichstätt von 1695 sein.<sup>32</sup> In kurzem zeitlichen Abstand schließen sich daran die Figuren an der Eichstätter Spitalkirche<sup>33</sup> und von Heidenheim<sup>34</sup> an, die alle drei an wichtigen Eichstätter Stellen sich befanden, Markt, Domkanzel und Stadteingang. Im 18. Jahrhundert scheint dieser Typus, der vielleicht durch das Bistumsjubiläum 1745 propagiert wurde, zahlreich in gedruckten kleinen Andachtsbildchen auf. Im gotischen Glasfenster N II des Regensburger Domes<sup>35</sup> ist zwar auch der segnende Willibald zu sehen, hat aber wohl keine Nachfolge gefunden und ist sicher als singuläre Erscheinung ohne besonderen ikonologischen Hintergrund zu deuten, da hier wohl Eichstätter Einflüsse kaum gewirkt haben dürften. Ein seltener Typ, da er in liturgischen Zusammenhängen nicht zu verwenden ist, ist der tote Willibald, wie er z.B. in einem Spitzenbild aus dem 18. Jahrhundert, das sich in der Abtei St. Walburg in Eichstätt befindet, in einer Art Grabkammer liegend vorkommt.

Auch aus der Zusammensetzung der liturgischen Gewandung, d. h. Kasel oder Pluviale, läßt sich keine Entwicklung ableiten. Es fällt aber auf, daß in Werken, die nicht im Eichstätter Einflußbereich liegen, das Rationale nicht so konsequent nach Eichstätter Vorbildern abgebildet oder überhaupt weniger anzutreffen ist. Vom zweiten Drittel des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sind erwartungsgemäß nur wenige Willibaldarstellungen nachzuweisen. Kompositionell mitein-

---

30) Barbara Daentler: Die Buchmalerei Albrecht Glockendons und die Rahmengestaltung der Dürernachfolge, München 1984.

31) KDB, Bezirksamt Eichstätt, S. 230

32) KDB, Stadt Eichstätt, S. 741-744

33) Ebenda, S. 312.

34) Heute in der Kuratiekirche; um 1700 von Christian Handschuer; Holz gefaßt, Höhe 174 cm. Siehe KDB, Gunzenhausen, S. 161.

35) Wie Anmerkungen 17.

ander verwandt sind die beiden Epitaphaltäre und der Bischöfe Martin von Schaumberg und Kaspar von Seckendorff von 1570 bzw. 1590.<sup>36</sup> Willibald ist als statuarische Relieffigur auf den „Seitenflügeln“ zu finden. Die Reliquienbüste aus Scheer<sup>37</sup> aus der Zeit um 1608, die einem damals in Eichstätt befindlichen, verlorenen mittelalterlichen Original nachgebildet ist, trägt klassische, antikisch wirkende Gesichtszüge. Die breitschultrige Büste trägt das Rationale. In einem Nischenfries sind zwölf Heiligenfigürchen untergebracht. Das Rundmedaillon in der Mitte zeigt die Marienkrönung.

An dieser Stelle sollen falsche Identifikationen in Handbüchern korrigiert werden: Bei der bei Künstle<sup>38</sup> verzeichneten Holzskulptur im Bayerischen Nationalmuseum handelt es sich aufgrund der Herkunft, historischer Quellen und der Körperhaltung um einen hl. Augustinus.<sup>39</sup> Die im Hohenburger Altar von Hans Holbein d. Ä. in der Prager Nationalgalerie auf dem linken Innenflügel erscheinende Figur<sup>40</sup> kann aufgrund des Pfeilattributs und des Pendants, des hl. Rochus, unmöglich ein hl. Willibald sein, sondern es muß sich um einen Sebastian handeln. Im Willibaldschor des Eichstätter Domes befindet sich eine barocke Pilgerstatue als Pendant zu einem hl. Richard desselben Typus, die durch die Beschriftung auf der Konsole von ca. 1940–1945 als hl. Willibald ausgewiesen ist. Tatsächlich ist es jedoch aufgrund des Deutens auf die Pestbeulen am Bein ein hl. Rochus.

Die Physiognomie der barocken Willibaldfiguren wechselt unsystematisch zwischen Typen mittleren Alters und älteren mit Bart. Die Entscheidung darüber dürfte wohl bei den Auftraggebern oder im Ermessen der Künstler gelegen sein. Das 17. und vor allem das 18. Jahrhundert ist gekennzeichnet von einem enormen Umfang an Willibaldbildnissen im Bistum Eichstätt. Hier wirken sich, wie auch andernorts, die geistigen Strömungen und die Erfolge der Gegenreformation aus. – Die oberpfälzischen und pfalzneuburgischen Gebiete wurden z. B. rekatholisiert. – Kunstgeschichtlich äußert sich diese Entwicklung darin, daß der hl. Willibald als der Bistumspatron sehr häufig in den räumlich konzipierten Altären als Seitenfigur oder als Kleinplastik auf den Mensen Aufstellung fand. Dieser Aufschwung in der Kunstproduktion bedeutete auch eine zunehmende Provinzialität in den entlegenen Orten. Die Diözese Eichstätt verfügte über kein überregionales Kunstzentrum. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man die historische Bedeutung und die Lage im Spannungsfeld zwischen Augsburg, München und Nürnberg miteinander in Beziehung bringt. Auswärtige Künstler erhielten nur ausnahmsweise Aufträge.

36) KDB, Stadt Eichstätt, S. 77. Dagmar Alexandra Thauer, *Der Epitaphaltar*, München 1984, S. 82–87, 88 ff.

37) Kupfer, getrieben, gegossen, ziseliert, vergoldet; Höhe 40 cm; sie wurde 1608 vom Bischof von Eichstätt dem Truchsessen Christoph von Waldburg geschenkt, der sie der Kirche in Scheer stiftete. Vgl. Mane Hering-Mitgau, *Barocke Silberplastik in Südwestdeutschland*, Weißenhorn 1973, S. 19, 40.

38) Künstle, 2, S. 595, wie Anm. 1.

39) Mitteilung des Bayer. Nationalmuseums vom 24. 01. 1984. Obwohl die Benennung im Katalog der Sammlung Band 8, 2 korrigiert ist, taucht der Irrtum noch im Lexikon der christlichen Ikonographie 8, S. 615 auf. Siehe Anm. 1.

40) Réau III/3, S. 1345, wie Anm. 1.

In Eichstätt erscheint als Ergänzung der heiligen Familie seit der Zeit um 1500 hin und wieder Wuna<sup>41</sup>, die Mutter Willibalds, die als Heilige nur regionale Bedeutung hat.

Wie bei überwiegend ländlichen Gegenden zu erwarten, halten sich bei den Figuren barocke Stilformen bis ins frühe 19. Jahrhundert. Die nazarenischen Figuren und Bilder, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzen, sind von einer strengen, frommen Ausdrucksweise geprägt, die meist mit einer statischen Komposition einhergeht. Sie sind fast ausschließlich aus ihren originalen Zusammenhängen herausgerissen und damit auch nicht mehr in Funktion, da die historischen Altäre zerstört wurden. Ebenso wurden Decken- und Wandgemälde beseitigt oder übertüncht. Da im Laufe des 20. Jahrhunderts Heiligendarstellungen quantitativ zurückgehen, kommt es auch kaum mehr zu innovativen Leistungen. Gelegentlich finden sich noch in konservativer Stilhaltung Skulpturen, Wand- und Glasgemälde, die die christliche Kunst des frühen 20. Jahrhunderts im Sinne des Historismus bestimmen. Zu den frühen neugotischen Arbeiten in Deutschland gehört eine Farbskizze von Heinrich Maria Heß und Max Emanuel Ainmiller für ein Glasfenster des Regensburger Domes von 1852.<sup>42</sup> Das Patrona Bavariae-Fenster stellt Maria zwischen vier bayerischen Bistumspatronen dar, eine Komposition, die von Ludwig I. von Bayern angeregt wurde. Zu den Heiligen gehören neben Willibald für Eichstätt Ratharius für Regensburg, Rupert für Salzburg und Korbinian für Freising. Desweiteren existieren historistische Glas- bzw. Wandgemälde in der König-Ludwig-Kapelle bei Berg am Starnberger See und in der kath. Pfarrkirche St. Johannes Baptist in München-Haidhausen.

Daß auch nach dem II. Weltkrieg zeitgemäße Werke entstanden sind, beweisen der Martinsaltar mit den hll. Willibald und Burkard, 1959 von Bonifaz Nüdling und Otto Sonnleitner, in der Abteikirche Münsterschwarzach<sup>43</sup>, der bronzene Altaraufsatz von Helmut Ammann in der ehemaligen Klosterkirche von Heidenheim am Hahnenkamm und die Hochrelieffigur, 1983 von Raimund Haas, in der Willibaldskirche von München-Laim.<sup>44</sup> In der Ikonographie sind sie allerdings durch die Pontifikalien der Tradition verpflichtet.

## V. Szenische Darstellungen

Erzählerische Darstellungen in Zusammenhang mit dem hl. Willibald erinnern entweder an Ereignisse aus seiner Biographie oder wundersame Begebenheiten, die sich auf seine Anrufung hin zugetragen haben oder visionäre Andachts- und Altarbildkompositionen. Zahlenmäßig ist diese ikonographische Gattung deut-

41) Z. B. als Skulptur im Gruftaltar der Klosterkirche St. Walburg in Eichstätt und im Walburga-Sippentepich, Fürstlich-Öttingen-Wallersteinsche Sammlungen, Harburg.

42) Stadtmuseum Regensburg Inventar Nr. 1964 / 37 a. Aquarell und Feder, 53,5 x 35 cm. Vgl. Ausstellungskatalog „Vorwärts vorwärts sollst du schauen...“ Geschichte, Politik und Kunst unter Ludwig I., München 1986, Nr. 460.

43) Freundlicher Hinweis von P. Gabriel Vogt, OSB, Münsterschwarzach

44) Erich Stümmer, Katholische Stadtpfarrkirche St. Willibald München-Laim, München, Zürich 1983, S. 12 f.

lich unterpräsentiert. Dies liegt vermutlich mit daran, daß die Vita Willibalds für seine Zeit als Eichstätter Bischof relativ wenig hergibt, wogegen die Pilgerreisen ausführlich beschrieben sind. Szenen aus seiner Kindheit sind wiederum sehr gering. Für die Kunst, die sich vermutlich in erster Linie an der Vita Philipps von Rathsamhausen orientierte, ergiebige Ereignisse waren die Audienz bei Papst Gregor III. und die Bischofsweihe. Bei seiner Missionstätigkeit erscheint Willibald in Benediktinertracht oder in Pontificalien.

Die frühesten szenischen Bilder dürften das silberne Votivaltärchen des Bernhard Adelmann<sup>45</sup> von 1492 bieten. Die gravierten Außenseiten der Flügel stellen jedoch einen Bilderzyklus dar, der im nächsten Kapitel behandelt wird. Von einem Bild des Altärchens führt eine Verbindung zu der summarischen Baseler Zeichnung eines Schülers nach einer Vorlage von Holbein d. Ä.<sup>46</sup> Die Szene der Bischofsweihe ist hier nur seitenverkehrt mit demselben Inhalt geschildert. Dies ist vielleicht gerade der Beweis, daß der Goldschmied des Altärchens die Originalzeichnung direkt umgesetzt hat. Bonifatius verleiht Willibald das Rationale, während die Mitkonsekratoren Stab und Mitra bereit halten. Auf den kunstgeschichtlichen Zusammenhang dieser beiden Werke ist Tilman Falk bereits eingegangen.<sup>47</sup> Jedenfalls manifestiert sich hier zum erstenmal in der bildenen Kunst die Legende der Herkunft des Eichstätter Rationales. Ebenfalls das Rationale trägt Willibald in dem Holzschnitt nach einer Zeichnung von Leonhard Beck für die „Heiligen der Sipp-, Mag- und Schwägerschaft Kaiser Maximilians I.“, entstanden zwischen 1516 und 1518. Der Missionsbischof in vollem Ornat – er trägt eine Kasel mit dem Kreuz der Jerusalem-Pilger – gibt einem Arbeiter Anweisung zum Roden des Urwaldes. Die perspektivische Ortsansicht im Hintergrund verweist auf seine Erfolge bei der Christianisierung und Kultivierung des Bistums. Die Szene läßt sich nicht lokalisieren und ist deshalb zeichenhaft zu verstehen. Der jüngere Walburga-Teppich auf Schloß Harburg, der 1519 datiert ist<sup>48</sup>, zeigt u.a. die Einkleidung Walburgas und ihrer Gefährtinnen durch Willibald. Die Szene gehört zum Zyklus der Walburga-Legende, der für die Willibald-Ikonographie nicht repräsentativ ist.

Ein Flügelbild des Sebaldusaltars der Hl.-Kreuz-Kirche zu Schwäbisch-Gmünd<sup>49</sup> erzählt die wundersame Speisung aus der Sebaldlegende: Im Vorder-

45) Silber, teilvergoldet, Maße bei geschlossenen Flügeln 46,5 x 35 cm. Vgl. auch Edgar Breitenbach, A Silver Reliquary by Georg Seld, in: Gazette des Beaux-Arts 91, 1949, S. 291–296. Hans Holbein der Ältere und die Kunst der Spätgotik, Ausstellungskatalog, Augsburg 1965, S. 169–198. Johann Michael Fritz, Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa, München 1982, S. 287, 343.

46) Kupferstichkabinett Basel, Inv. Nr. U.VIII. 94, Feder laviert, 21,1 x 15,9 cm; siehe Katalog der Zeichnungen, wie Anm. 25, S. 87.

47) Tilman Falk, Notizen zur Augsburger Malerwerkstatt des Älteren Holbein, in: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 30, 1976, S. 10 f.

48) Leonie von Wilckens, Die Teppiche mit der Heiligen Walburga, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 90, 1979, S. 81–96.

49) Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv. Nr. Gm 192. Vgl. Die Gemälde des 13.–16. Jahrhunderts, wie Anm. 12.

grund sitzen die hll. Sebald, Willibald und Wunibald an einem Tisch in freier Natur. Im Hintergrund bringt ein Engel den drei Heiligen Brot, ein Diener zapft Wein aus einem großen Faß. Sie sind jeweils als Pilger gekleidet und durch die langen Bärte alt charakterisiert. Willibald hat beim Essen den Hut abgenommen und ist durch die hohe Stirn und das weiße Haar als der älteste herausgehoben. Daß Willibald in die Sebaldlegende mit aufgenommen worden ist, muß als taktischer Schachzug der Nürnberger angesehen werden, die ihren noch wenig anerkannten Stadtheiligen durch diese Kombination mit dem ehrwürdigen Eichstätter Diözesanpatron legitimieren und aufwerten wollten.<sup>50</sup> Das Nürnberger Sebaldusgrab enthält Reliefs mit Szenen aus seiner Legende. Ein Relief zeigt das Weinwunder, bei dem Willibald vorkommt. Im Entwurf von 1488 für das Sebaldusgrab in der Wiener Akademie beanspruchen das Weinwunder und die Speisung der drei Pilger eigene Bilder.

Der hl. Willibald erscheint in barocken Altar- und Andachtsbildern entweder glorifiziert oder als der Verehrende oder der Beschützende. Handlung im eigentlichen Sinn findet hier nicht statt. In einem Altarblatt der kath. Georgskirche von Georgenhaag<sup>51</sup> knien die beiden Brüder Willibald und Wunibald vor dem Lamm Gottes, das sein Blut vergießt. Hinter Willibald stehen Domherren, hinter Wunibald Mönche. Dazwischen erscheint eine topographisch genaue Ansicht von Eichstätt. Das Thema der Verehrung der Siboto-Madonna – eines Gnadenbildes im Dom zu Eichstätt – durch Willibald und Walburga beherrscht das Thesenblatt des Johann Baptist Joseph Gegg, das im Pfarrmuseum von Taufers in Südtirol aufbewahrt wird,<sup>52</sup> wobei die Heiligen durch ihre Gestik die Stadt Eichstätt der Gottesmutter empfehlen. Ein vergleichbares Bild in derselben figürlichen Zusammensetzung ist das Hochaltarblatt der kath. Pfarrkirche Mönning von Johann Chrysostomus Wink.<sup>53</sup> Die Szene mit einer Maria Immaculata ist in einen barocken Kirchenraum verlegt. Das Thema der hl. Walburga in der Glorie mit ihrer Familie verarbeitete Franz Anton Maulbertsch zweimal im Jahre 1750. Willibald ist allerdings mehr an den Rand gedrängt. Hier ist wieder Wuna in die schwungvolle Komposition mit aufgenommen. Die beiden Rokokogemälde hängen in Eichstätt, Abtei St. Walburg und im Stadtmuseum Ulm.<sup>54</sup>

Ein Votivbild des kranken Eichstätter Malers Johann Chrysostomus Wink von 1759 (Stadtmuseum Regensburg) richtet sich an die Siboto-Madonna. Die Madonnenstatue auf der Säule im Eichstätter Dom umschweben die hll. Josef, Walburga, Willibald, Franz Xaver und Dominikus, die Wink wahrscheinlich auch in seiner Not angerufen hat. Die Szene läßt sich durch den Standort der Siboto-Madonna, der Architektur und des angeschnittenen Altars im Willibaldschor lokalisieren.

50) Arno Borst, *Wie Anm.* 13.

51) Öl auf Leinwand, H. 121 cm, B. 93 cm, 2. Hälfte 17. Jahrhundert. Siehe: Hans Ramisch, *Landkreis Feuchtwangen, Bayerische Kunstdenkmale*, München 1984, S. 61.

52) Datiert 1735, Maße 170 x 106 cm.

53) Signiert und datiert 1753, Öl auf Leinwand, H. ca. 200 cm, B. ca. 120 cm. Vgl. KDB, *Bezirksamt Neumarkt/Opf.*, S. 217.

54) *Ausstellungskatalog Franz Anton Maulbertsch*, Wien 1974.

Willibald und das Jesuskind von Maria gehalten, zeigt das Hochaltarblatt der kath. Pfarrkirche Traunfeld<sup>55</sup>, das letztlich eine Anbetung der Heiligsten Dreifaltigkeit ist. Das beschützende Moment klingt in einem Gemälde in der Friedhofskirche von Dietfurt an der Altmühl an, in dem Willibald auf einer Wolke über Eichstätt, dem sich ein Wallfahrezug nähert, schwebt.<sup>56</sup> Vielleicht wurde das Bild als Erinnerung an eine Wallfahrt gestiftet. Kostümgeschichtlich interessant ist die Versammlung der Familie Willibalds in zwei Reihen vor der Immakulata in einem Bild in der Wemdinger Spitalkirche<sup>57</sup>, in dem Willibald die Mitte einnimmt. Das schmale Format ließ nur eine gedrängte Anordnung der Figuren zu. Als lockere Komposition bringt dieses Thema, allerdings ohne Wuna, Christian Wink als Seitenaltarblatt der Wallfahrtskirche Maria Brunnlein bei Wemding<sup>58</sup>. In dem ehemaligen Altarbild der kath. Pfarrkirche Preith<sup>59</sup>, Kreis Eichstätt, wird Willibald in der Glorie eingerahmt von der Kirchenpatronin Brigida und Walburga. Er stellt den Bezug der Heiligen zur Heiligsten Dreifaltigkeit her, und diese sind somit als die Fürbitter der irdischen Anliegen des Dorfes bei Gott aufgefaßt.

Daß sich die Nazarener mit dem Thema der heiligen Familie beschäftigt haben, zeigt das ehemalige Altarbild aus Deining, Kreis Neumarkt/Opf.<sup>60</sup> Als Kirchenpatron thront Willibald unter einem Baldachin, den die Eltern und die Geschwister demütig als Begleitung umstehen. Ein Werk aus unserer Zeit ist ein Relief am südlichen Vierungspfeiler des Eichstätter Doms von dem Kölner Elmar Hillebrand aus dem Jahr 1975. Die hll. Willibald und Bonifatius blicken von Südosten auf das barockisierend dargestellte Eichstätt.

## VI. Zyklen

Zyklische Werke, die Szenen und Stationen aus Willibalds Leben und Wirken beschreiben, sind relativ selten. Sie setzen erst in der Zeit um 1500 ein. Die Flügelaußenseiten des Votivaltärcchens des Bernhard Adelman von Jörg Seld<sup>61</sup>, datiert 1492, tragen vier gravierte Bilder, die, wie im Mittelalter üblich, mit zeitversetzten Nebenszenen ausgestattet sind: Die königlichen Eltern stehen an der Wiege Willibalds; im Hintergrund wird Willibald von Theodred, einem Vertrauensmann, dem Abt des Klosters Waltham anvertraut; der Abschied der Pilger Richard, Willibald und Wunibald von Wuna und Walburga; im Hintergrund legt ihr Schiff im Hafen ab; die Bischofsweihe Willibalds mit Überreichung des Rationales durch

55) Um 1750–1770, Öl auf Leinwand, H. ca. 180 cm, B. ca. 140 cm; Vgl. KDB, Bezirksamt Neumarkt/Opf., S. 282.

56) Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden; Öl auf Leinwand; 133 x 75 cm.

57) Signiert und datiert von F. A. Anwander 1782; Öl auf Leinwand, 173 x 94 cm. Siehe KDB, Donauwörth, S. 557.

58) Signiert und datiert 1796, Öl auf Leinwand, H. ca. 160 cm, B. ca. 85 cm. Vgl. KDB, Kreis Donauwörth, S. 577.

59) 2. Hälfte 18. Jahrhundert, Öl auf Leinwand. Über Preith siehe: KDB, Bezirksamt Eichstätt, S. 296 ff.

60) Dem Deininger Maler Georg Lang zuzuschreiben, um 1883; Öl auf Leinwand, 130 x 124 cm.

61) Wie Anm. 45.

Bonifatius; die Mitkonsekratoren halten Stab und Mitra bereit; im Hintergrund liest Willibald in einem Buch am Ufer der Altmühl vor der Ansicht des Eichstätter Doms; der Leichnam Willibalds auf einem Hochgrab, darüber hängen Votivgaben, davor Pilger und Kranke. Die geschilderten Ereignisse verteilen sich auf sein ganzes Leben. Bemerkenswert ist, daß großes Gewicht auf die Jugendzeit in England gelegt ist, was vielleicht mit der Entstehung des Altars zusammenhängt, der als Dank für die glückliche Heimkehr von einer Reise nach England, wohin Bernhard Adelman von Adelmansfelden Reliquien der Eichstätter Bistumsheiligen gebracht hatte, gestiftet worden ist. Die in der Lebensbeschreibung Willibalds festgehaltenen Abenteuer auf den Pilgerreisen bleiben unerwähnt. Als eines der wenigen Beispiele ist auf Willibalds Zeit in Eichstätt eingegangen. Die Mutter Wuna taucht zum erstenmal in der Kunst auf. Auch auf die Verleihung des Rationales wird hier zum erstenmal Bezug genommen. Sie gründet auf einer nicht belegbaren Eichstätter Tradition, die Philipp von Rathsamhausen einführt und auf die man sich immer wieder stützt.

Auch in der barocken Gebrauchsgraphik kommen Bilderzyklen vor. In der Vita Willibalds des Philipp von Rathsamhausen, herausgegeben von Jakob Gretser, erschienen in Ingolstadt 1617, ist das traditionelle Bild Willibalds als Bischof mit Buch von vier Kartuschen umgeben. Darin sind zu erkennen das Gelübde der Eltern vor dem Kreuz, Willibald als Pilger vor einer orientalischen Stadt, die Audienz beim Papst und der Tod. Willibald kommt natürlich auch auf den Stichen Walburgas, Wunibalds und Richards vor.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist das Leben des hl. Willibald zu datieren, das aus 16 Tafelbildern besteht, die in einem großen Rahmen zusammengefaßt sind. Es wurde für den Willibaldschor des Eichstätter Doms geschaffen und befindet sich dort noch heute.<sup>62</sup> Die miniaturhaften Szenen sind geprägt von hochbarocker Architektur, Landschaften, die an das 16. Jahrhundert erinnern, und von höfischem Zeremoniell. Grundlage für diese in der Kunstgeschichte ausführlichste Lebensbeschreibung war wohl die Vita von Philipp von Rathsamhausen, die aber in Details abgewandelt wurde. An jeder Tafel wird die Szene durch einen Text erläutert, der sie erzählerisch in den Zusammenhang einbindet, so daß auch Ereignisse vorkommen, die nicht im Bild wiederkehren.

Der Zyklus erzählt das Leben in folgenden Abschnitten:

1. Richard macht für den dreijährigen kranken Willibald ein Gelübde vor einem großen Kreuz.
2. Der fünfjährige Willibald wird dem Kloster Waltham übergeben.
3. Der „18jährige“ Willibald bittet den Abt von Waltham, ihn für die Pilgerreisen zu entlassen.
4. Die Pilger Willibald, Richard, Wunibald und Walburga (!) geraten bei der Überfahrt in einen Seesturm

62) Öl auf Leinwand, Maße der Einzelbilder 57 x 39,5 cm. Das provinzielle Werk ist bisher noch unpubliziert.

5. Auf der Fahrt nach Jerusalem wird Willibald von einem „türkischen“ Schiff gefangengenommen und gefoltert.
6. Während einer Messe wird Willibald durch den Verlust der Sehkraft auf die Probe gestellt.
7. Beim Gebet unter einem Kreuz in Jerusalem wird er wieder gesund.
8. Auf der Rückfahrt von Palästina beruhigt Willibald das stürmische Meer, rettet seine Gefährten vor giftigen Tieren und zähmt wilde Tiere.
9. Papst Gregor III. erteilt auf Anforderung von Bonifatius Willibald in einer Audienz den Auftrag zur Mission.
10. Willibald betet als Pilger vor einem Marienaltar, da er als besonderer Marienverehrer gilt. Vielleicht ist als Ort die Marienkapelle im sonst zerstörten Eichstätt gemeint, die er bei seinem ersten Besuch vorfand.
11. Die Bischofsweihe Willibalds; die drei Konsekratoren legen ihm die Hände auf.
12. Willibald in der Kukulie leitet den Klosterbau in Eichstätt und gibt dem Baumeister Anweisungen. Der Bauplan wird auf eine Steinplatte geritzt.
13. Willibald stirbt in Gegenwart vornehmer Personen in einem Prunkraum, der einem Thronsaal gleicht.
14. Papst „Leo VII“ händigt einem Kleriker 989 die Heiligsprechungsurkunde aus.
15. Die Übertragung der Reliquien „1273“ in den neu erbauten Willibaldschor.
16. Willibald erweckt ein ertrunkenes Kind im Beisein von Klerikern zum Leben.

Ein repräsentativer Zyklus sind die sechs Bildteppiche, die sich im Diözesanmuseum Eichstätt befinden.<sup>63</sup> Sie wurden zur Dekoration des Willibaldschor des Doms 1745 aus Anlaß des 100-jährigen Bistumsjubiläums in der Werkstatt des Peter du Montel in Schwabach gefertigt. Gestiftet wurden sie von den Kanonikern am Willibaldschor. Die Wappen an einigen Gobelins verdeutlichen dies. Darunter ist identifizierbar das Wappen von Johann Joseph Heusler, Johann Ludwig Viktor Baumgartner und Joseph Anton Wilhelm Wolf. Der Zyklus beginnt mit der Pilgerreise. Die Pilger Richard, Willibald, Walburga und Wunibald verlassen am Strand in Nordfrankreich das Segelschiff. Im zweiten Gobelin ist die Audienz bei Papst Gregor III. gezeigt, der Willibald eine Urkunde überreicht. Die nächste Szene ist die Bischofsweihe mit geistlichen und weltlichen Beobachtern. Bonifatius setzt Willibald die Mitra auf. Der vierte Gobelin schildert die Missionstätigkeit: Willibald in Kukulie predigt in einem Wald den heidnischen Stämmen, die römisch-antike Götterbilder verehren. Im fünften Bild ist eine Reliquientranslation dargestellt: In einer feierlichen Prozession von Bischöfen werden die Gebeine in einem gläsernen Schrein in einen idealen Kirchenraum überführt. Die letzte

63) Wolle, Maße durchschnittlich 300 x 350 cm; zuerst publiziert in: KDB, Stadt Eichstätt, S. 149 ff.

Szene spielt in demselben Raum. Am Hochgrab Willibalds versammeln sich Pilger und Kranke.

Im Besitz der kath. Kirchenstiftung Wolframs-Eschenbach befindet sich ein Zyklus von vier Tafelbildern, aus der Zeit um 1865.<sup>64</sup> Der Biographie nach handelt es sich um folgende Szenen: das Gelübde der Eltern für das Kleinkind Willibald vor dem Kreuz; Willibald mit Richard und Wunibald auf der Pilgerreise; die Bischofsweihe Willibalds; Willibald, Walburga und Wunibald vor der Silhouette von Eichstätt. Die Erzählweise der Bilder ist auf das Notwendigste beschränkt. Daher ist der Inhalt der Bilder nur für Kenner der Willibaldbiographie erschließbar.

Aus jüngster Zeit stammen die acht Flachreliefs in der kath. Pfarrkirche St. Willibald in München-Laim. Gisela Fichtner schnitzte sie auf einer Eichentafel im Jahre 1983.<sup>65</sup> Die figürlich vereinfachten realistischen Reliefs zeigen in chronologischer Reihenfolge den studierenden jungen Willibald in der Klosterstube, Willibald mit Richard und Wunibald auf der Pilgerschaft, Konstantinopel mit dem Meer, die Abreise von Kloster Montecassino mit einem Begleiter, die Audienz bei Papst Gregor III. Außerdem finden sich auf der Tafel Ansichten der Laimer Kirche, des Eichstätter Doms und der Wallfahrtskirche von Jesenwang. Mit der Auswahl der Darstellungen bringt Gisela Fichtner auch neue Bildinhalte aber ihre Arbeit trägt dazu bei, daß sich die Tradition des hl. Willibald in der Kunst, wenn auch nur vereinzelt bis in unsere Zeit fortsetzt.

## VII. Zusammenfassung

Die Zeugnisse des hl. Willibald in der Kunst konzentrieren sich hauptsächlich auf die Diözese Eichstätt, wie wir gesehen haben. Auch Kunstwerke, die ihren angestammten Ort verlassen haben, lassen sich nach Eichstätt zurückverfolgen. Die sporadische Existenz von Willibalddarstellungen in anderen Gegenden hängt von der Verehrung ab. Dieser Zusammenhang zwischen Kunst und Kult schlägt sich auch im Bestand großer Museen nieder. Außerhalb Bayerns sind so gut wie keine Willibalddarstellungen nachzuweisen. Das heißt, Willibald war eigentlich immer nur ein Eichstätter Heiliger. Da aber Eichstätt in der großen Kunstgeschichte nie eine führende Rolle gespielt hat, stammen die besten Leistungen von auswärtigen Künstlern. Deshalb ist die Bischofsgestalt der wichtigste Typus, weil für Eichstätt sein Hauptwerk die Gründung der Diözese ist. Damit ist Willibald vergleichbar mit Gründerbischöfen wie Kilian, Korbinian und Rupert.

In der Ikonographie der Heiligen hat es Willibald aber schwerer, da er ein Bekenner und kein Märtyrer war. Der grausame Tod eines Märtyrers dagegen bietet der Kunst immer wieder Stoff für bildliche Umsetzungen. Aus seiner Bischofszeit ist auch nichts Spektakuläres überliefert, das die Kunst hätte anregen können. So gibt es kein individuelles Attribut, das in der Regel Symbolcharakter hat. Das Rationale bezeugt die enge Verbindung Willibalds zu Bonifatius und ist gewisser-

---

64) Ursprünglich in der Sebastianskirche, von Sebastian Mutzl, Öl auf Leinwand, 34,1 x 33,8 cm

65) Erich Stümmer, wie Anm. 44.

maßen ein Ausdruck politischen Denkens der Bischöfe seit dem 13. Jahrhundert, die einen besonderen Anspruch daraus ableiten, die Stellvertreterposition des Mainzer Erzbischofs. Die Kombinierung dieses Anspruchs mit der legendären Verleihung des Rationales erfolgte durch Philipp von Rathsamhausen im 14. Jahrhundert. Im Eichstätter Gebiet nimmt das Rationale faktisch die Aufgabe des Attributs wahr. Der Bekanntheitsgrad Willibalds schlug sich selbstverständlich ikonographisch in den Werken der Künstler nieder, die mit diesem Thema befaßt waren. Künstlern in den Randgebieten und außerhalb der Diözese war hauptsächlich in der Barockzeit das Rationale nicht mehr so geläufig, so daß sie eine andere als die in Eichstätt eingebürgerte Form darstellten, es falsch anordneten oder beiseite ließen. Man muß also annehmen, daß das Rationale als Attribut von Eichstätt aus gefördert worden ist. Dies trifft vermutlich auch auf die gesteigerte Präsenz von Willibalddarstellungen im ehemaligen Hochstift zu. Das könnte die These von der hauptsächlichlichen Bedeutung des hl. Willibald als Patron der Diözese und des geistlichen Fürstentums erhärten.

## Die Bischöfe von Eichstätt

1. Hl. Willibald 741–787(?)
2. Gerhoh 787(?)–806(?)
3. Agan 806(?)–822(?)
4. Adalung 822(?)–837(?)
5. Altwin 837(?)–847(?)
6. Otgar 847(?)–880(?)
7. Gottschalk 880(?)–882(?)
8. Erchanbald 882(?)–912
9. Uodalfrid 912–933
10. Starchand 933–966
11. Reginold 966–991
12. Megingaud 991–1015(?)
13. Gundekar I. 1015(?)–1019
14. Walther 1020–1021
15. Heribert 1022–1042
16. Gezmann 1042
17. Gebhard I. 1042–1057; 1055–1057  
Papst Viktor II.
18. Hl. Gundekar II. 1057–1075
19. Udalrich I. 1075–1099
20. Eberhard I. Graf von  
Hildrizhausen 1099(?)–1112
21. Udalrich II. Graf von Bogen  
1112–1125
22. Gebhard II. Graf von Grögling  
1125–1149
23. Burchard 1149–1153
24. Konrad I. von Morsbach  
1153–1171
25. Egelolf 1171–1182 +(?)
26. Otto 1182–1196
27. Hartwig Graf von Grögling  
1196–1223
28. Friedrich I. von Haunstadt  
1223–1225 +(?)
29. Heinrich I. von Ziplingen  
1225–1228
30. Heinrich II. von Dischingen  
1228–1231
31. Heinrich III. von Rabensburg  
1232–1237
32. Friedrich II. von Parsberg  
1237–1246
33. Heinrich IV. Graf von  
Württemberg 1247–1259
34. Engelhard von Dolling  
1259–1261
35. Hildebrand von Möhren  
1261–1279
36. Reinboto von Meilenhart  
1279–1297
37. Konrad II. von Pfeffenhausen  
1297–1305
38. Johann I. 1305–1306; 1306–1328  
Bischof von Straßburg
39. Philipp von Rathsamhausen  
1306–1322
40. Marquard I. von Hagel  
1322–1324
41. Gebhard III. Graf von Graisbach  
1324–1327
42. Friedrich III. Landgraf von  
Leuchtenberg 1328–1329
43. Heinrich V. Schenk von  
Reicheneck 1329–1344
44. Albercht I. von Hohenfels  
1344–1351; 1351–1353  
Administrator, † 1355
45. Berthold Burggraf von Nürnberg  
1351–1365
46. Raban Truchseß von  
Wilburgstetten 1365–1383
47. Friedrich IV. Graf von Oettingen  
1383–1415
48. Johann II. von Heideck  
1415–1429
49. Albrecht II. von Hohenrechberg  
1429–1445
50. Johann III. von Eych 1445–1464
51. Wilhelm von Reichenau  
1464–1496
52. Gabriel von Eyb 1496–1535
53. Christoph Marschall von  
Pappenheim 1535–1539
54. Moritz von Hutten 1539–1552

55. Eberhard II. von Hirnheim  
1552–1560
56. Martin von Schaumberg  
1560–1590
57. Kaspar von Seckendorff  
1590–1595
58. Johann Konrad von Gemmingen  
1595–1612; 1593–1595 Koadjutor  
und 1594–1595 Titularbischof  
von Hierapolis
59. Johann Christoph von  
Westerstetten 1612–1636, † 1637
60. Marquard II. Schenk von Castell  
1636–1685
61. Johann Euchar Schenk von  
Castell 1685–1697
62. Johann Martin von Eyb  
1697–1704
63. Johann Anton I. Knebel von  
Katzenellenbogen 1705–1725
64. Franz Ludwig Freiherr Schenk  
von Castell 1725–1736
65. Johann Anton II. Freiherr von  
Freyberg 1736–1757
66. Raymund Anton Graf von  
Strasoldo 1757–1781
67. Johann Anton III. Freiherr von  
Zehmen 1781–1790
68. Joseph Graf von Stubenberg  
1790–1818; 1818–1824 Erzbischof  
von Bamberg und Administrator  
von Eichstätt
69. Petrus Pustett 1824–1825
70. Johann Friedrich Oesterreicher  
1825–1835; 1823–1825 Titular-  
Bischof von Doryla und  
Weihbischof von Bamberg
71. Johann Martin Marl 1835;  
1827–1835 Bischof von Speyer
72. Karl August Graf von Reisach  
1836–1846; 1841–1846 Koadjutor  
von München und Freising,  
1846–1856 Erzbischof von  
München und Freising, 1855  
Kardinal, 1868–1869  
Kardinalbischof von Sabina
73. Georg von Oettl 1846–1866
74. Franz Leopold Freiherr von  
Leonrod 1867–1905
75. Johannes Leo von Mergel  
1905–1932
76. Konrad Graf von Preysing  
1932–1935; 1935–1950 Bischof  
von Berlin, 1946 Kardinal
77. Michael Rackl 1935–1948
78. Joseph Schröffer 1948–1967;  
1968–1976 Titular-Erzbischof von  
Vulturino, 1976 Kardinal, † 1983
79. Alois Berms 1968–1983,  
Apostolischer Administrator  
1983–1984, † 1987
80. Karl Braun seit 1984

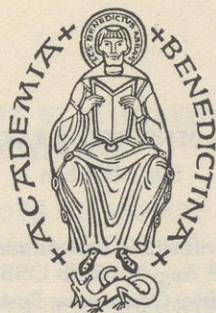
*Ouz*

STUDIEN  
UND  
MITTEILUNGEN  
ZUR GESCHICHTE DES  
BENEDIKTINER-ORDENS  
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER BAYERISCHEN  
BENEDIKTINERAKADEMIE

JAHRGANG 1987  
DER GANZEN REIHE BAND 98

HEFT III/IV



1987  
EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

BAYERISCHE BENEDIKTINERAKADEMIE e.V.

Sitz München

Hauptschriftleitung und Administration

P. Aegidius Kolb OSB

D-8942 Abtei Ottobeuren, Postfach 1140

Redaktion Österreich: P. Dr. Gregor M. Lechner OSB, A-3511 Stift Göttweig

Redaktion Schweiz: P. Kuno Bugmann OSB, CH-8840 Stift Einsiedeln

Herstellung: Druckerei Jugendwerk Birkeneck, 8055 Hallbergmoos

In Kommission:

EOS Verlag Erzabtei St. Ottilien D-8917

ISSN 0303 - 4224

## Inhaltsverzeichnis

|  |     |
|--|-----|
| STEFAN KARWIESE, WIEN<br>Zweiter vorläufiger Gesamtbericht über die Ausgrabungen<br>zu St. Peter in Salzburg (1983–1984) | 195 |
| KARIN FIGALA UND GERHARD PFOHL, MÜNCHEN<br>Benediktinische Medizin   | 239 |
| ISO MÜLLER OSB +, DISENTIS<br>Ergänzungen der Disentiser Klostersgeschichte  | 257 |
| CORONA BAMBERG OSB, HERSTELLE<br>Mystik in der benediktinischen Tradition  | 273 |
| UWE KAI JACOBS, FRANKFURT<br>Die Regula Benedicti in der deutschen juristischen<br>Literatur des 20. Jahrhunderts        | 289 |
| ILDEFONS FUX OSB, GÖTTWEIG<br>Emigrierende Trappisten in Österreich  | 295 |
| NORBERT LIEB, MÜNCHEN<br>Zum Gedenken an die Grundsteinlegung<br>der Abteikirche Ottobeuren 1737                         | 359 |
| Chronik des Ordens   |     |
| MARY-THOMAS BEIL OSB, ST. WALBURGA/BOULDER<br>Fünfzig Jahre Convent of St. Walburga                                      | 367 |
| M. FRANZISKA KLOOS OSB, EICHSTÄTT<br>Das Konventualpriorat in Boulder  | 375 |
| M. BIRGITTA ZU MÜNSTER OSB, EICHSTÄTT<br>Äbtissin Maria Anna Augustina Weihermüller 1950–1985                            | 376 |
| Literarische Umschau   | 381 |



# Zweiter vorläufiger Gesamtbericht über die Ausgrabungen zu St. Peter in Salzburg (1983–1984)

Von *Stefan Karwiese* – Wien

|  |     |
|--|-----|
| A. Einleitung  | 196 |
| B. Die Grabungen   | 198 |
| 1. Technische Daten  | 198 |
| 2. Dokumentation   | 199 |
| 3. Die Ergebnisse  | 199 |
| I. Atrium (Paradeis) 1983  | 199 |
| a. Periode I = Strata 3 und 4 (Römische Periode)                     | 199 |
| b. Periode II = Strata 5 und 5a (Nachrömische Periode)               | 203 |
| c. Perioden III und IV = Strata 6 und 7 (Vorbalderich'sche Perioden) | 204 |
| d. Periode V = Stratum 8 (Balderichbau)                              | 206 |
| e. Stratum 9 (Trichterportal) und Stratum 9a (Atriumbau)             | 207 |
| f. Periode VII (2. Barockisierung)                                   | 208 |
| g. Jüngste Einbauten   | 208 |
| II. Südwestlicher Kreuzgangarm 1983                                  | 209 |
| a. Periode I (Römische Periode)                                      | 209 |
| 1) Stratum 2   | 209 |
| 2) Stratum 2a  | 213 |
| 3) Stratum 3   | 214 |
| b. Periode II = Stratum 5 (Nachrömische Periode)                     | 216 |
| c. Periode III = Stratum 6 (Vorbalderich'sche Periode)               | 221 |
| d. Periode V (Balderichbau)  | 224 |
| 1) Stratum 8   | 224 |
| 2) Stratum 9 (Nachbalderichzeit)                                     | 225 |
| III. Kreuzkapelle 1984   | 228 |
| a. Periode I (Römische Periode)                                      | 228 |
| b. Perioden II bis IV (Nachrömische bis Vorbalderich'sche Perioden)  | 229 |
| c. Periode V (Kapellenbau)   | 230 |
| d. Perioden VI und VII (Barockisierung)                              | 231 |
| IV. Michael-Haydn-Gedächtnisstätte 1984                              | 233 |
| a. Periode I (Römische Periode)                                      | 233 |
| b. Periode II = Stratum 5 (Nachrömische Periode)                     | 234 |
| c. Perioden III bis V (Mittelalterliche Perioden)                    | 234 |
| d. Jüngste Straten   | 234 |
| V. Alte Metzgerei 1984   | 235 |
| 4. Zusammenfassung   | 235 |
| C. Ausblick  | 236 |

### A. Einleitung

Nach Abschluß der ersten Grabungsperiode 1980/81 ergab sich im Zuge der Vorarbeiten für die 3. Salzburger Landesausstellung *St. Peter in Salzburg* die günstige Gelegenheit, die Ergebnisse extensiv vorzulegen und zu dokumentieren. Dies geschah in Form des *Ersten vorläufigen Gesamtberichtes*<sup>1</sup> und eines Beitrages im Ausstellungskatalog<sup>2</sup>; die für die Präsentation notwendigen Restaurierungsarbeiten wurden in einer Arbeitskampagne (27. 1.–25. 2. 1982) durch F.X. PRASC-SAITS durchgeführt.

Die in der Heilig-Geist-Kapelle ausgestellten Objekte, Pläne etc. verblieben noch eine Zeitlang an diesem Ort. Für die Zukunft ist an die Einrichtung eines eigenen ständigen Ausstellungsraumes innerhalb des Klosterbezirkes gedacht, wo die inzwischen stark vermehrten Grabungsfunde und Evidenzen der Öffentlichkeit zugänglich sein sollen.

Die rasche Publikation der Grabungsergebnisse bis 1981 schuf die notwendige Grundlage für die, wegen des ungemein starken internationalen Interesses an der Frühgeschichte Salzburgs sogleich einsetzende, Diskussion um die von mir als Ausgräber vorgetragene Interpretation der einzelnen aufgedeckten Bauphasen unter St. Peter. Die Tatsache, daß hier weder eine frühchristliche Kirche (wie sie erwartet worden sein mag) noch eine Anlage angetroffen werden konnte, wie sie der – von den Historikern inzwischen mit Nachdruck schärfer umrissenen – Bedeutung des hl. Rupert als Schöpfers der Salzburger Kirche entsprechen müßte, führte im Verein mit der These H.R. Sennhauser's, daß der *Virgildom* die eigentliche *Rupertuskirche* sei<sup>3</sup>, dazu, daß die von mir sub II-IV aufgeschlüsselten Bauphasen völlig anders interpretiert und datiert werden können. Hier ist freilich das letzte Wort noch nicht gesprochen, selbst dann nicht, wenn Sennhauser seine Annahme schlüssig beweisen kann. Denn vor dem Hintergrund des immer deutlicher werdenden Bildes von einer rupertinischen Gründung, die – der Schenkung durch Herzog Theodo entsprechend – das gesamte Gebiet des ehemaligen Iuvavum umfaßte, ist bauliche Tätigkeit auch im Klosterbereich unbedingt möglich; eine solche erst nach der *Trennung* von 987 postulieren zu wollen, liefe andererseits auf ein, prinzipiell unverständliches, Verbauungs-Vakuum in einer vehement erblühenden Stadt hinaus (und das ist nur eines der möglichen Gegenargumente<sup>4</sup>).

1) In *Festschrift St. Peter zu Salzburg 582–1982* (= Stud. u. Mitt. z. Gesch. des Ben. Ord. 93, 1982) 404 ff., im folgenden zitiert als *VGB I*.

2) *Das älteste Kloster im deutschen Sprachraum, St. Peter in Salzburg* 1982, 27 ff. und 234 ff.

3) Zum ersten Male vorgetragen anläßlich eines Symposiums in St. Peter am 26. 3. 1983, aufbauend auf Grundrißvergleichen. Sennhauser's entsprechender Publikation ist mit allergrößter Spannung entgegenzusehen, vgl. aber *Virgil von Salzburg*, Internat. Sympos. 1984, 326. Schon vorher hatte er seine divergierende Auffassung von St. Peter I–III, wie ich sie in *VGB I* angeordnet und datiert hatte, bekanntgemacht: *Frühes Mönchtum in Salzburg* (Salzbg. Diskuss. 4, 1983) 57 ff. Eine Replik darauf werde ich später an anderer Stelle vorlegen (s. A.4).

4) Ich habe vor, aufbauend auf den umfassenden Forschungen H. Wolfram's zur Person und Zeit Ruperts ein Bild zu zeichnen zu versuchen, das sich mit den materiellen Relikten rekonzilieren läßt: So will ich aufzeigen, daß der *Zweikammerbau* hier

Soviel steht aber schon fest: Die Ausgrabung unter St. Peter und ihre Deutung haben zwar nicht unbestritten Antwort auf viele der alten Fragen erbringen können, sie sind jedoch zu einem entscheidenden Anstoß geworden. Durch sie konnte die historische Forschung in neue Bewegung kommen, da nach den Domgrabungen zum ersten Male wieder archäologische Evidenzen in größerem Umfange gewonnen waren. Und überall dort, wo Fragen unbeantwortet geblieben sind (wie jene nach der frühchristlichen Schichte Iuvavums), können sie jetzt zumindest neu formuliert werden, immerhin schon unter Ausschluß gewisser, vorher stets einbezogener, unbekannter Größen.

Die zweite Grabungsperiode 1983/84 ergab sich thematisch ganz aus den Resultaten der ersten, d.h. es wurde an solchen Punkten gearbeitet, wo – nach der Restaurierung des Innern der Erzabteikirche – dies möglich und in Bezug auf die weitere Erhellung des Bisherigen am sinnvollsten war: So wurden 1983 (Kampagnen 5 und 6) das *Atrium* und der *südwestliche* Arm des *Kreuzganges* untersucht; da damit die Erforschung des unmittelbaren Kirchenbereiches (zumindest soweit diese in Winterkampagnen durchführbar ist) einen vorläufigen Abschluß gefunden hatte, erfolgten 1984 (Kampagnen 7 und 8) die Grabungen im Inneren der *Kreuzkapelle* sowie zwei Notuntersuchungen (*M. Haydn-Gedächtnisstätte* und *Alte Metzgerei*).

Hatte der Konvent von St. Peter die Kosten der ersten Grabungsperiode noch voll übernommen, so konnte ihm eine derartige finanzielle Belastung nach der Landesausstellung (zu der sie als ein bedeutender Beitrag hinzuzurechnen ist) nicht mehr zugemutet werden. Abgesehen von den Kosten für die Dienstreisen des Grabungsleiters, die im Rahmen des Österreichischen Archäologischen Institutes seitens des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung getragen werden, wäre eine weitere Finanzierung des Unternehmens zunächst nicht möglich gewesen, hätte hier nicht in äußerst dankenswerter Weise H. Wolfram sein, vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich subventioniertes, Projekt zur interdisziplinären Frühmittelalterforschung auf die Grabung St. Peter ausgedehnt, so daß die Kosten (Arbeiterlöhne) der vier letzten Kampagnen daraus bestritten werden konnten.

Wenn hier auch dem Fonds und dem genannten Projektleiter großer Dank gebührt, ist das Grabungsunternehmen St. Peter dennoch weiterhin eine Unternehmung des Österreichischen Archäologischen Institutes, die von dessen ehemaligem Direktor H. Vetters im Einvernehmen mit dem Konvent von St. Peter ins Leben gerufen wurde.

Dank gilt auch der Salzburger Landesregierung, die bereit war, die Kosten für einen befristeten Werkvertrag zu übernehmen, dessen Ziel die wissenschaftliche Bearbeitung des bisherigen keramischen Fundmaterials ist. Daß der erste Gesamtbericht ohne diese Evidenz herausgebracht werden mußte, hatte ich als großes Manko empfunden und demgemäß signalisiert. Die wichtige Aufgabe der Be-

---

tatsächlich viel besser in den Rahmen paßt als etwa eine mächtige Kathedrale, weil eine solche gar nicht zur Rolle des Heiligen gehörte. Ebenso wird sich mit einiger Wahrscheinlichkeit doch beweisen lassen, daß der vorbalderich'sche Kirchenbau von St. Peter schon vor 987 seinen Anfang hat.

arbeitung und Publikation der Keramik hat inzwischen W. Schaber übernommen, mit dem ich das gesamte Material korrelieren konnte: So sind in diesen Bericht bereits erste Vorbestimmungen bzw. Zwischenergebnisse eingebaut<sup>5</sup>, die der bisherigen relativen Chronologie zum ersten Male mehr oder minder absolute Werte gegenüberzustellen geeignet sind. Doch wird hier noch nicht der Publikation durch Schaber vorgegriffen, da diese in Kürze vorliegen wird.

Der Konvent von St. Peter hat die Arbeiten während der zweiten Grabungsperiode in jeder Phase mindestens ideell unterstützt. So standen mir wie bisher wieder die Arbeitskräfte des Hauses zur Verfügung, und konnte ich mich der benediktinischen Gastfreundschaft erfreuen. Für all das bin ich dem Konvent mit Erzabt F. Bachler an der Spitze und im besonderen Kämmerer P. E. Wagenhofer zutiefst dankbar.

Vielseitige Hilfe und Anregung verdanke ich dem Stiftsbibliothekar A. Hahnl, aber auch I. Pomper und P. Wind. Und F. Pagitz (†) und N. Heger sei für fallweise fachliche Unterstützung gedankt.

Möge nun dieser zweite Gesamtbericht wie der erste dazu beitragen, Licht in die frühen Schichten Salzburgs zu werfen, und neuerlich Anstoß für die historische Forschung sein.

## B. Die Grabungen

### 1. Technische Daten

- a. Die Arbeiten der 5. und 6. Kampagne dauerten vom 17. 1. bis 4. 2. (Atrium) und vom 28. 2. bis 10. 3. 1983 (Kreuzgang). Mir zur Seite standen zuerst E. R. Stain, sodann R. Dick; eine Bergung nahm S. Enzinger vor (31. 3.). Durchschnittlich standen 2–3 Arbeiter (max. 5) im Einsatz.
- b. Die Arbeiten der 6. und 7. Kampagne dauerten vom 20. 2. bis 16. 3. (Kreuzkapelle; ab 5. 3. M. Hadyn-Gedächtnisstätte) und vom 2. bis 6. 4. 1984 (Alte Metzgerei). Mir zur Seite standen R. Dick und W. Schaber. Durchschnittlich standen 2 (max. 5) Arbeiter im Einsatz.
- c. Die 8. Kampagne diente lediglich der Vorbereitung des Berichtes und der Korrelierung Funde-Befund gemeinsam mit W. Schaber (11.–22. 2. 1985).

Insgesamt ergibt sich folgendes Arbeitsbild:

|             |              |       |
|-------------|--------------|-------|
| Leiter      | 90 Manntage  | } 402 |
| Assistenzen | 96 Manntage  |       |
| Restaurator | 1 Manntag    |       |
| Arbeiter    | 215 Manntage |       |

5) Die wahre Schwierigkeit, daß es nämlich für die nachrömische Zeit im Salzburger Raum keine verlässlichen Datierungshilfen gibt, weil nirgendwo ein Keramik-Aufbau publiziert ist, wird auch nicht mittels ‚guter Ratschläge‘ Dritter gemeistert. Der Bearbeiter muß hier sozusagen bei 0 anfangen und sich bemühen, als Grundlage Vergleichsmaterial aus dem bairischen Raum aufzuspüren.

Allen Mitarbeitern danke ich für ihren tatkräftigen Einsatz, Herrn Enzinger für die kostenlose Hebung einer Mosaikfläche. Dem Restaurator des Österreichischen Archäologischen Institutes, K. Herold danke ich für die Restaurierung und Konservierung einer ganzen Reihe von Kleinfunden aus Metall.

## 2. Dokumentation

Während des Bericht-Zeitraumes wurden insgesamt 19 Sondagen angelegt, z.T. durch stratigraphischen Schichtenabhub erweitert. Für die Maßstäbe der Zeichnungen sowie deren und der gesamten Evidenz Aufbewahrung gilt das schon VGB I 410 Gesagte.

Das gesamte Fundmaterial befindet sich im Kloster (Grabungsbüro und Safe), ist jedoch z. Zt. nicht allgemein zugänglich.

## 3. Die Ergebnisse<sup>6</sup>: s. dazu Gesamtplan Fig. 1

### I. Atrium (Paradeis, Vorhalle): Fig. 2+3

Obwohl es (wegen der relativ knappen Zeit) während der ersten Grabungsperiode nicht möglich gewesen war, die gesamte Innenfläche der Erzabteikirche zu untersuchen, war hier eine Fortsetzung nach dem Abschluß der Restaurierungsarbeiten an Wänden, Altären etc. aus verständlichen Gründen nicht möglich<sup>7</sup>. Deshalb wurde entschieden, die Grabung an solchen Stellen fortzuführen, wo der sich entwickelnde Staub keine Schäden anrichten kann. In diesem Sinne wurde 1983 mit der Grabung im Atrium begonnen, da hier weitere Informationen zur römerzeitlichen Verbauung, deren Weiterentwicklung, zum Kirchturm und den mittelalterlichen Schichten zu erwarten waren.

#### a. Periode I = *Stratum 3* (+ 4?) römische Periode) : Fig. 5

Es zeigte sich alsbald, daß in diesem Bereich zwar durchgehend römische Verbauung vorliegt, jedoch erst ab dem *Stratum 3* (Zählung nach VGB I). Anders als 12 m nach SW, im Inneren der Kirche, sind hier die Mauern z.T. tief unter die ehemaligen Raum-Niveaus kassiert. Insgesamt konnten 4 neue Räume (R 9-11) angeschnitten werden, die nach allen Seiten über das Atrium hinausreichen, so daß von keinem noch die Gesamtmaße vorliegen.

Direkt unter dem romanischen Protal liegt der NW-Teil von R 8, eine mit gemauerten Suspensuren versehene *Hypokaüsis* (Abb. 1-4): Breite innen (SW-

6) Vorbericht in *Sbg. Mus. bl.* 45/3 (1984) 27 f. Hier ist noch ein bibliographisches Zitat zu VGB I 411 A.10 anzufügen: Karwiese, *Öjh* 53 (1981/2) *Grabungen* 1978-81, 44 f. (knappe technische Angaben zu 1980-82). In Vorbereitung für *Grabungen* 1984-85 Angaben zu 1983-85.

7) Es darf hier angemerkt werden, daß zum nächsten möglichen Zeitpunkt, sei es im Zuge irgendeiner notwendig werdenden baulichen Maßnahme oder anlässlich der nächsten Restaurierung, nicht verabsäumt werden sollte, die nicht ergrabenen Flächen (besonders im Chor und linken Seitenschiff) ebenfalls zu öffnen, wobei durch stratigraphischen Abhub noch sehr viel wertvolle Evidenz gewonnen werden könnte.

NO) 4. 25–35 m (=14 $\frac{1}{3}$  Fuß), Mauern 0,52 m (=1 $\frac{3}{4}$  Fuß) stark; die Suspensuren (ähnlich stark und – soweit erhalten – um 0,6 m = 2 Fuß hoch) sind in 4 Reihen angelegt, wobei die äußeren längsrechteckig nach innen gezogen sind (im SW bis zu 1 m lang). Im NO und NW sind die Hypokaunis-Mauern mit ursprünglichen Durchlässen versehen (0,5–0,6 m breit), die alle sekundär zugemauert sind (Abb. 3); die gesamte Hypokaunis war einst sorgfältig verputzt, der Boden (auf einer starken Rollierung mit UK auf 421,5 Seehöhe/SH) besteht aus einem guten Gußestrich mit z.T. starker Verrußung (Spuren davon auch sonst). Dieser Estrich lag ursprünglich durchgehend auf fast 422,0, ist aber im SW infolge des Turmdruckes bis 421,74 und im NO infolge des Druckes des Atrium-Fundamentes sogar bis 421,7 abgesunken (Fig. 3).

Die Abmauerung der Hypokaunis zeigt, daß R 8 zunächst im Verband mit R 10 und 11 vom gemeinsamen *Praefurnium* in R 9 (s.u.), dann aber von einem eigenen beheizt wurde, das vermutlich im SO oder auch in R 9 lag<sup>8</sup>. Eine derartige Maßnahme weist darauf hin, daß – z.B. infolge Klimaverschlechterung<sup>9</sup> – der eine Ofen nicht mehr ausreichte.

An der W-Ecke von R 8 mündet das genannte *Praefurnium* ein (Abb. 5), zu dem dahinter (SO) R 9 als *Wirtschaftsraum* zu erschließen ist. Der Ofen ist so gesetzt, daß seine rechte Wange von der SW-Mauer des R 8 gebildet wird; zum Schutze letzterer ist hier eine 0,15 m starke und 1,05 m lange Nagelfluh-Platte aufgestellt, auf der eine andere (0,25 x 0,75 m) horizontal aufliegt. Obgleich die Breite des *Praefurnium*s nicht ergraben werden konnte, ergibt sie sich aus dem Suspensur-System von R 10 (s.u.) mit ca. 0,8 m. Der mit einer dicken Rußschichte bedeckte Hypokaunisboden (Fig. 3+4) liegt auf 422,0; das Ofenloch ist nur 0,5 m hoch. Wie schon oben dargetan, wurde von diesem *Praefurnium* zuerst der ganze Komplex der R 8, 10 und 11 (wenn nicht noch mehr) beheizt, später wurde R 8 abgetrennt.

Ausdehnung und Form von R 9 blieben unbekannt. Mit einiger Sicherheit läßt sich wegen des *Praefurnium*s nur annehmen, daß er die Wohnteile des Hauses nach SW hin abschließt (s. auch unten).

Nordwestlich an R 8 und 9 schließt R 10 an (Abb. 10), ein 2,25 m = 7 $\frac{1}{2}$  Fuß breiter, SW-NO gerichteter Raum, der auf eine Länge von 6,5 m ergraben wurde: Während er im SW um mindestens eine Suspensur über das *Praefurnium* hinausreichen muß, geht er im NO ohne Trennung in einen quergelegten Arm (R 10a) über, wodurch sich ein T-förmiger Grundriß ergibt. Auch die Ausdehnung von R 10a blieb noch unbekannt, als Minimalwerte (aus den übrigen Räumen abzuleiten) ergeben sich 7,5 x 2,5 m. Die Suspensuren in R 10 sind in 3 Reihen angelegt, wobei die beiden äußeren nur jeweils halbe Breite (bis 0,3 m = 1 Fuß) haben. Die Hypokaunis, von R 9 aus beheizt, war zunächst mit jener von R 8 und 11 mittels Durchlässen verbunden (Abb. 6), später nur noch mit der von R 11 (s.o. R 8).

Die Funktion von R 10 als *Zwischenkorridor* scheint sich anzubieten. Eine Vorstellung vom Aussehen des Querarmes R 10a läßt sich aus einer, vom ehemaligen

8) Hier ist ins Kalkül zu ziehen, daß R 9 möglicherweise auch jenes *Praefurnium* enthalten haben kann, das den nach SO anschließenden (?) R 12 und auch die Mosaikräume R 4 und 1 (s. VGB I 415) beheizte.

9) Vgl. dazu Karwiese, *Osttirol. Heim.bl.* 40/1 (1972) Sp. 10.

Boden stammenden und in die Hypokaüsis abgestürzten, kleinen *Mosaikfläche* gewinnen, die vor der O-Ecke von R 11 gefunden wurde (Abb. 7): Es handelt sich um ein Stück Randleiste mit der Musterfolge: weiß / 4 schwarze / 4 weiße *Tesserae* / schwarze Gitterleiste, 4 *Tesserae* breit, mit weißen Zwischenfeldern (je 4 *Tesserae*); daran schließt eine Bordüre mit Resten eines Musters aus aufgestellten schwarzen Quadraten an. Für eine stilistische bzw. chronologische Einordnung reicht das Erhaltene kaum aus, doch wird man nicht fehlgehen, eine ähnliche Zeitstellung wie für das weiter im SW entdeckte Mosaik, also die Jahre um 200 n. Chr., anzunehmen<sup>10</sup>.

Der Raum R 11 wurde zwar nur an seiner N-Ecke angeschnitten, doch läßt sich schließen, daß er nach NW über das Atrium hinaus und nach SW mindestens bis zum Praefurnium reichte. Die mit Heizdurchlässen von R 10 her versehene, nach R 10a aber geschlossene Grundmauer ist 0,6 m = 2 Fuß stark und könnte daher für einen Oberstock dimensioniert gewesen sein. An einer Stelle (s. Fig. 3) wurde der Hypokaüsisboden durchschlagen, und darunter bis 421,15 gegraben: Dabei kam ein bis 0,4 m breiter Fundamentvorsprung zutage (FUK 421,2), der in den Lehmboden fast ohne Baugrube eingesenkt ist; neben einem, zu einer Art von *Ahle* zubereiteten, *Geweihestück* stammen von hier einzelne *tubuli*-Fragmente (FN 8/83), die bezeugen, daß die Mauer zu einem Zeitpunkt errichtet wurde, da hier schon Hypokaüstbauten bestanden (die offenbar zumindest z.T. eine Zerstörung erfahren hatten – womit ein gewisser Datierungshinweis für die Bauzeit von R 11 und damit auch der angrenzenden Räumen gewonnen wäre).

Im Einfüllschutt der Hypokaüsis der R 8, 10 und 11 fanden sich wieder<sup>11</sup> zahllose zerschlagene *Tubuli*, verstreute Mosaiksteinchen, polychrome *Freskenstücke* und – zum ersten Male – auch mehrere Fragmente einer profilierten *Stuckleiste* (Abb. 8). Die Malerreste zeigen neben einfachen Streifen und Kreisen florale Muster, Girlanden, Perlschnüre und geometrische Motive; unter den Farben fällt das sog. Pompejanisch-Rot auf (Abb. 9). Die *Stuckleiste* ist 56mm hoch und besteht aus einem schräg nach außen steigenden Eierstab; die *Machart* ist – wenn gleich keineswegs so raffiniert wie beim *Stuckgesims* vom Salzburger Hauptpostamt<sup>12</sup> – sehr qualitativ.

Unter den ebenfalls im Einfüllschutt geborgenen Keramikfunden, die in der Hauptsache aus dem 2. und 3. n. Chr. stammen, ist das Fragment eines *Barbotine-Bechers* des 1. Jh.s n. Chr. auffallend, besitzt jedoch keinerlei datierenden Wert; wichtig dagegen ist das eindeutige Auftreten von späteren Stücken, die bis in die Zeit um 400 reichen (FN 10, K 1+2/83).

Somit ist für diesen Bau wie im Falle des Mosaikhauses<sup>13</sup> der gleiche chronologische Rahmen gegeben: Errichtung gegen 200, Zerstörung kurz nach 400 n. Chr. Es passen dabei Bauart (Haus 1 erhielt erst sekundär geheizte Räume<sup>14</sup>) und Innenausstattung genau zusammen. An eine Erbauung der Räume im Atrium

10) s. VGB I 416.

11) vgl. VGB I 415 und 417 ff.

12) s. N. Heger, *Salzburg in röm. Zeit* (JSM 19) 1973 Abb. 103.

13) s. VGB I 415 ff.

14) VGB I 415.

noch vor der Markomannen-Zerstörung<sup>15</sup> möchte ich auch deshalb nicht denken, da sich dann – wegen ihres Hypokausion-Sockels – gegenüber Haus 1 vor dessen Erweiterung sehr ungünstige Niveau-Verhältnisse ergäben; und der Befund aus der Sondierung unter R 11 legt einen Ansatz nach Stratum 2 nahe, in welcher Phase es schon Hypokausion gab<sup>16</sup>. Außerdem scheint man Haus 1 und die Räume 8–11 *unter einem* sehen zu müssen (Fig. 5+6) :

Obwohl letztere mit ihren Achsen etwas schräg zu Haus 1 stehen (s. Fig. 1), weisen sie nicht nur gleiches Baumaterial und gleichen Bauduktus auf, sondern entsprechen auch in den Niveaus. Der Hypokausion-Estrich in R 8, 10 und 11 liegt auf 421,92 (R 11), 421,92–4 (R 10) und 421,98 (R 8), jener in Haus 1 auf 421,80–96 (R 4) und 421,87–90 (R 1); die Mosaikböden in Haus 1 liegen auf 422,87–423,0 (R 1) und 422,82 (R 4), ganz gleiche Höhen sind für R 8 und 10–11 zu rekonstruieren. Da die einzige Möglichkeit der Beheizung des R 4 von NW her besteht, und hier darum vielleicht sogar noch ein Raum (R 12) existierte, wäre das zugehörige Praefurnium in nächster Nähe zu R 9 oder, wie schon A. 8 in Betracht gezogen, in diesem selbst zu suchen. Damit würden alle in diesem Bereich ergrabenen bzw. erschlossenen Räume zu einem Komplex (*Haus 1*) gehören. Dieser wäre dann etwa U-förmig um einen (von NO her zu betretenden) Hof (?) angelegt, der sich zwischen R 3 und 8, wo nur ein Außenniveau angetroffen wurde<sup>17</sup>, erstreckte. Die Alternative, daß es sich um zwei Häuser handelt, kann freilich vorderhand nicht ausgeschlossen werden, die Entscheidung hängt allein davon ab, ob es R 12 gab oder nicht; Klärung könnte (abgesehen von einer Untersuchung in der Heilig-Geist-Kapelle<sup>18</sup>) eine Grabung in der St.-Wolfgang-Kapelle erbringen. Eine Fortsetzung der Grabung außerhalb des Atriums würde mit Klärung des Grundrisses von R 10a und 11 mittels der daraus zu erwartenden Hinweise auf die Funktion gewiß ebenfalls zur Entscheidung beitragen<sup>19</sup>.

Die Räume 8–11 sind also generell dem Stratum 3 (nach VGB I) zuzuzählen; ein Nachweis des Stratum 4, wie er bei Haus 1 gelungen war<sup>20</sup>, ist jedoch nur schwer zu führen, wollte man nicht die Abmauerung der Heizdurchlässe des R 8 damit in Zusammenhang bringen: Da dafür jedoch weder stratigraphische noch chronologische Anhaltspunkte vorhanden sind, und der Grund völlig unabhängig gesehen werden kann (s. A. 9), bleibt die Frage offen.

15) bezüglich St. Peter s. VGB I 414.

16) VGB I 413.

17) Das ergibt sich aus den Schichten im Turmbereich, s. VGB I Beil. 6.

18) Aufgrund der den ganzen Boden bedeckenden Grabplatten ist anzunehmen, daß hier dichtester Belag mit tiefgreifenden Störungen anzutreffen ist. Deshalb wurde bei der Grabung 1986 (über diese wird demnächst kurz in den *Sbg. Mus. bl.* berichtet werden) auch nur vor der SO-Wand sondiert, da hier wenigstens ein schmaler Streifen ohne Gräber besteht.

19) Betrachtet man R 8–11 gesondert, so ließe sich wegen der Form von R 10 und 10a sogar daran denken, daß es sich um eine Therme handeln könnte: 10a wäre das *Apo-dyterium*, 10 das *Tepidarium*, 8 und 11 *Caldarium* und *Frigidarium*. Für die Deutung des R 8 als *Caldarium* könnte in diesem Sinne schließlich der Umstand sprechen, daß es später ein eigenes Praefurnium erhielt (doch s. zu A. 9). Träfe diese Annahme zu, wären die beiden Raumkomplexe gewiß zu trennen.

20) s. VGB I 420 ff.

b. Periode II = *Strata 5 und 5a* (Nachrömische Periode)1) *Stratum 5*

Die im *VGB I* als *Stratum 5* klassifizierte Phase bezieht sich neben der Errichtung des *Zweikammerbaues* auch auf die *Wiederverwendung* der römischen Bauten, wie sie besonders in Haus 1 angetroffen wurde<sup>21</sup>: Hier gab es nach dem Befund sogar eine gewisse Bautätigkeit bzw. deutliche Spuren einer Restaurierung (R 1 und 4).

Ganz anders verhält es sich nun im Atriumbereich – statt einer Wiederverwendung wurde *Zerstörung* angetroffen, aber nicht nach Art einer Einäscherung (mit Sturzschutt auf Brand), sondern einer *Abtragung*: Dabei wurde das Aufgehende bis unter die Mosaikböden geschleift, die Hypokauseis mit Schutt gefüllt (soweit dies nicht schon vorher durch Einbruch geschehen war), und das ganze Areal *applaniert* (Abb. 10). Als höchster Mauerpunkt blieb dabei die W-Ecke von R 8 auf SH 422,76 bestehen.

Das so entstandene Niveau (Fig. 3–5) liegt im SW (über R 10) auf 422,9, im NW (über R 11) auf 422,52 und steigt, mit unebener Oberfläche, in Richtung Mönchsberg an, fällt aber nach SO leicht ab (422,6). An einzelnen Stellen konnten an der Oberseite mehrere kleine Gruben (bis 0,4 m tief) festgestellt werden, die vermutlich von *Buschwurzeln* od. ä. (s. Abb. 4+5) herrühren (für Pfostenlöcher sind sie – bis auf eine – zu schmal und seicht, auch ist kein System vorhanden). Diesem neuen Außenniveau entspricht vor R 3 eine Aufschüttung über dem Brand von 405/6, mit OK bis 422,7<sup>22</sup> (Fig. 6), woraus folgt, daß Schleifung und Applanierung nicht schon vorher erfolgt sein können.

Die Datierung von *Stratum 5* ist nur mittelbar durch die Funde im Einfüllschutt der Hypokauseis gegeben: Diese reichen bis ans Ende von *Stratum 4*; allerdings hat die bisherige Keramikbearbeitung ergeben, daß das eine oder andere Stück auch noch weiter ins 5. Jh. reichen könnte (FN 4/83, rädchenverziert), wonach diese dann nicht mehr aus der Benützungszeit des Gebäudes stammten.

Der Umstand, daß die R 8–11 kassiert wurden, während die Räume im SO (Haus 1) bestehen blieben, unterstreicht deren Wiederverwendung in besonderer Weise. Die neue Nutzung erfolgte nicht bloß zufällig – also nicht nach Art von *squatters*, die sich irgendwo notdürftig einrichteten, sondern offensichtlich nach einem bestimmten Plan. Man benötigte dabei wohl nur gewisse Räume, während andere (ob noch benützbar oder nicht) anscheinend im Wege waren, weshalb man sie beseitigte. Dahinter läßt sich eindeutig eine gezielte Ordnung erkennen, die ein *Wohnen in wiederhergestellten Ruinen*, nicht aber unbenutzte, weiter verfallende und darum gefährliche Objekte in nächster Nachbarschaft akzeptierte. Die sich hier einrichteten und – dies sei besonders betont<sup>23</sup> – an ausgesuchter Stelle den *Zweikammerbau* aufführten, sind dabei programmatisch vorgegangen: sie haben

21) s. *VGB I* 423 f.

22) s. *VGB I* Fig. 70 und Beil. 6.

23) Ich habe schon *VGB I* 430 auf das Konzept einer hofartigen Anlage rings um den *Zweikammerbau* hingewiesen. An der Gleichzeitigkeit von teilweiser Wiederverwendung der römischen Häuser und diesem Neubau ist nicht herumzukommen – die Stratigraphie läßt keine andere Möglichkeit zu.

das Areal nach ihren Vorstellungen beibehalten, verändert und umgebaut<sup>24</sup>. Daß es sich bei diesen Leuten nicht um Überlebende der Katastrophe von 405/6 handeln kann, erweist sich allein schon daraus, daß die Hypokausten nicht mehr wiederhergestellt (was z. T. nur bedingt nötig gewesen wäre) und reaktiviert worden sind, wie es jeder Römer getan hätte; das Wissen um diese nützliche und angenehme Einrichtung war den Neuankömmlingen also fremd.

## 2) *Stratum 5a*

Ob die Fläche über R 8–11 nun etwa als Garten verwendet wurde, muß dahingestellt bleiben, auf jeden Fall wurde sie bald mittels einer dunklen, lehmigen Anschüttung<sup>25</sup> (Fig. 3+4) erhöht (im NW mit OK auf 422,6, SO 422,9, NO 423,0, SW 422,9), durch die die Oberfläche auch regelmäßiger gestaltet wurde. An Funden ist in dieser Schicht nur eine einzige späte Scherbe zu verzeichnen (FN 6/83, handgeformt). Der Anschluß des neuen Niveaus an Haus 1 ist wegen des Turmfundamentes stratigraphisch obsolet; da es noch nicht über das Niveau des (wiederverwendeten) Mosaikbodens in R 1 geht, muß es zu Periode II gehören.

### c. Perioden III+IV = *Strata 6+7* (Vorbalderrich'sche Phase)

Durch eine neuerliche Anschüttung<sup>26</sup> (im NW bis 423,14, SO 423,08) wurde schließlich ein Niveau erreicht, unter dem die Böden von Haus 1 (das gleichzeitig im Aufgehenden geschleift wurde) verschwanden<sup>27</sup>. Die Stratigraphie am Turmfundament (Fig. 3) zeigt, daß dieses *Stratum 6* durch den Turmbau gestört wurde, welche Bautätigkeit als *Stratum 7* definiert wurde: Die Baugrube ist sehr schmal (0,2 m), das Fundament reicht bis knapp über den Hypokaustis-Estrich in R 8 bis 421,8: Man hat also dafür ein Quadrat ausgehoben, das gerade so groß war wie die geplante Grundriß-Dimension des Turmes, und das Fundament von innen her aufgemauert.<sup>28</sup>

An der Frontseite im NW wurde ab 422,92 ein bis 0,3 m vorkragender Fundamentvorsprung (Abb. 11) mit einer nach den Seiten hin leicht ansteigenden OK (Mitte 422,4, NO 422,52, SW 422,5) gesetzt; während dieser Vorsprung nach SW Richtung W-Ecke fortläuft, verjüngt er sich 1,2 m nordöstlich der Achse abrupt auf 0,05 m, um von hier nach NO allmählich wieder breiter zu werden (0,1 m). 0,82 m nordöstlich der Achse zeichnet sich auf dem Fundamentvorsprung eine Ausnehmung (0,38 x 0,28 m) auf 423,15 ab; ob das auf einen flankierenden Steher weist, ist nicht sicher zu beantworten (s. u.). Die Funktion des ganzen, mit dem übrigen Fundament in einem Zug gemauerten, gesimsartigen Vorsprunges ist wohl am besten als *Türstufe* anzusehen; das Niveau der Schwelle lag dann vermutlich um eine Stufe höher (0,25 m) auf 423,66.

24) Zu den Veränderungen in Haus 1 s. *VGB I* 423 f., in Haus 2 *ebd.* 424.

25) Im NW aus bräunlicher Erde bestehend.

26) Ebenfalls aus dunkler Lehmerde, die in der nordöstlichen Hälfte in braunen Lehm übergeht.

27) s. dazu *VGB I* Beil. 3a.

28) Im SO war überhaupt keine Baugrube sichtbar, sondern das Fundament direkt an den Abstich herangesetzt; die FUK liegt hier auf 421,53 (s. *VGB I* Beil. 6).

Am Fundament, das generell aus Bruchsteinen gemauert ist, fällt 1,8 m nordöstlich der Achse auf, daß hier – direkt unter dem linken Ort des romanischen Trompetentores – ab Höhe des Vorsprunges große Nagelfluhlöcher gelegt sind (s. Abb. 2): Offenbar hat das mit der statischen Aussteifung der Turmecken zu tun, wie eine solche im Bereich der Türen nicht nötig war. Zum Bauvorgang des Turmes gehören drei *Pfostenlöcher* (Abb. 12+13, Fig. 2), die vor der Front angetroffen wurden: Das mittlere und größte ( $\varnothing$  0,75 m, UK auf 422,61) liegt genau in der Achse, mit Zentrum 1,5 m nordwestlich der Turmfront, das nordöstliche mit Abstand 2,7 m (Halbkreis mit  $r = 0,42$  m, UK 422,57) 1 m davor, das südwestliche mit Abstand 1,55 m ( $\varnothing$  0,5 m, UK 423,3) ebenfalls 1 m davor; es handelt sich also um ein genau abgemessenes System für Gerüst- und Kran(?)*-Steher*. Nach dem Abbau wurden die Pfostenlöcher mit Schutt gefüllt und verschwanden unter dem neuen Niveau (Fig. 2+3), das sich nun außen vor dem Turm erstreckte: es steigt von 423,08 im NW nach SO auf 423,2 an.

In Sond. 2/83 wurde parallel zum Atriumfundament eine mit dunklem Erdmaterial gefüllte 0,6 m breite und 0,75 m tiefe (UK auf 422,41) Grube entdeckt (Fig. 3, Abb. 4+10), die als eine *Geistermauer* mit römischem(?) Fußmaß senkrecht auf das Turmfundament zuläuft. Vor der O-Ecke des Atriums beginnt eine gleich breite Grube über der N-Ecke von R 8 mit UK auf 422,65, führt aber nach NO. Während zwar ein System nicht zu erkennen ist, scheint eine Ausrichtung auf den Turm vorzuliegen (Fig. 2). Beide Geistermauern stören aber die Schichten der Straten 5–6 und werden von der dunkelgrauen Lehmstrategie zugedeckt, die das erste Außenniveau zum Turm anzeigt. Die Mauern, die hier bis zum Turmbau standen, gehören demnach zu einer Zwischenphase bzw. zu Stratum 6, das sich mit dem Rest einer Schottenschicht im SW auf 423,2 wohl als zugehörig erweist; sie wurden noch vor den Pfostenlöchern entfernt, wie die Position des südwestlichen mitten in der Grube deutlich macht.

Damit haben wir einen Hinweis auf Bautätigkeit in diesem Bereich vor der Errichtung des Turmes, wobei allerdings nicht gesagt werden kann, auf welches Bauwerk sie sich bezieht. Da eine absolute Datierung wegen fehlender Funde nicht möglich ist, kann man die Geistermauern nur relativ-chronologisch zwischen die Wiederverwendungsphase von Spätantike/Frühmittelalter und die volderich'sche Kirche ansetzen.

Das mit der dunkelgrauen Lehmstrategie vergleichbare Niveau im Kircheninneren, eine braune Lehmstrategie, steigt vom Turm-Fundamentvorsprung von 423,02 allmählich nach SO an<sup>29</sup>. Das älteste Niveau im Inneren des Turmes liegt auf 423,05 und ist ebenso aus Lehm abgezogen<sup>30</sup>. Danach gab es also von Anfang an – genau wie auch heute noch – einen Niveau-Unterschied von 0,55 m zwischen außen und innen, d.h. man stieg immer schon vom Turmportal ins Innere herab<sup>31</sup>. Über Größe und Aussehen des ursprünglichen Turmportales konnten bei der Grabung keine Anhaltspunkte gefunden werden, diese wurden im Zuge der

29) s. VGB I Beil. 3b und 6.

30) s. VGB I Beil. 6.

31) Heute beträgt der Unterschied nur noch 0,3 m.

Anlage des Trichterportales beseitigt; kann man die oben beschriebene Ausnehmung im Fundamentvorsprung für einen vorgeblendeten Steher heranziehen, ergäbe sich daraus eine Türbreite von 1,7 m (= 5 karoling. Fuß), was genau dem romanischen Trichtermund entspräche (wonach also die Türe selbst nicht verändert worden wäre).

Das Außenniveau machte bald das Schicksal jeder im Freien liegenden, stark begangenen Fläche mit: Das sich in Pfützen sammelnde Regenwasser wandelte die Oberfläche in den typischen feinen, grauen Lehm um, so daß immer wieder Aufschüttungen vonnöten waren; schließlich wurde das Niveau mittels Schotters und Steinen ein erstes Mal (im SW auf 423,2, im SO 423,35) erhöht, dann durch eine Schotter-Einschüttung (im SW auf 423,4, nach SO auf das vorherige auslaufend) ein zweites Mal angehoben (Fig. 2+3).

Eine genaue Trennung zwischen Periode III und IV bzw. Stratum 6 und 7 läßt sich im Atriumbereich nicht vollziehen, da die dazu notwendigen Funde fehlen. Aus der Stratigraphie ist nur – wie beschrieben – der Niveaustieg ablesbar. Der Beginn der Periode III ist mit der OK der braunen Lehmstrate auf 423,08–20 gegeben, das Ende der Periode IV am ehesten mit der OK der Schotterstrate auf 423,4: Der Boden wuchs also nur um max. 0,3 m an. Die Zwischenerhöhung auf 423,2–35 kann so auf die Trennung zwischen den beiden Perioden bezogen werden, wohin auch die Geistermauern gehören.

#### d. Periode V (Balderichbau)

##### 1) Stratum 8

Eine bis zu 0,06 m starke Mörtelschicht über dem letzten Niveau zeugt wohl von der Bautätigkeit während der Errichtung der Balderichkirche 1127–43. An der Turmfront war bis dahin (Ende von Stratum 7) wenigstens noch die Kante des Stufenvorsprungs sichtbar, sie verschwand jetzt unter einer neuerlichen Anschüttung aus grauem Lehm<sup>32</sup> (im NW auf 423,5, SO 423,46). Der erste Mörtelstrich im Turminneren auf 423,13 wird eher in diese Periode gehören<sup>33</sup>, da die voralderichsche Kirche derartiges noch nicht aufweist<sup>34</sup>.

Auch jetzt stieg das Außenniveau weiter an, und zwar direkt am Turm wieder in ‚Regenschichten‘, ansonsten durch Anschüttung von mörtelhaltigem Schutt; schließlich wurde es einheitlich durch eine dunkle Lehmstrate abgedeckt (im NW auf 423,73, SO 423,7). Da in der Schuttschicht, 1,8 m nordwestlich vor dem Turm, auf 423,45 das profilierte Fragment eines *romanischen* Architekturstückes (FN 9/83, aus Kalkstein) entdeckt wurde (s. Fig. 3), das in die Zeit um 1000 zu datieren ist<sup>35</sup>, erhalten wir hier einen guten terminus post quem.

32) Nicht von der Art, wie sie im Kircheninneren Stratum 7 charakterisiert, vgl. *VGB I* 437 f.

33) s. *VGB I* Beil. 3b.

34) Ich habe *VGB I* 437 mit A. 90 allerdings so argumentiert, daß der Estrich der voralderich'schen Kirche in Periode V abgeräumt worden sei, weil er *kaum bloß aus Erde bestanden haben kann*, doch ist dies nicht unbedingt zwingend.

35) Bestimmung durch W. Schaber.

2) *Stratum 9* (Portal)

Nachdem das Außenniveau seit 1143 um bis zu 0,35 m angestiegen war, erfolgte der Einbau des romanischen *Trichterportales* im 13. Jh.<sup>36</sup>. Dieser ist archäologisch nur dadurch faßbar, daß man – wohl zum besseren Verlegen der Marmorplatten unter den Basen – über die ganze Länge eine 0,2 m breite *Kinette* (s. Fig. 4) bis zum Fundamentvorsprung aushob und diese dann mit dem Marmorsplit von der Steinmetztätigkeit vor Ort wieder füllte. Welche Art von Boden danach aufgeschüttet wurde, läßt sich nicht mehr feststellen, da bei der folgenden Verlegung der Marmorplatten im Atrium offenbar etwas abgegraben wurde.

3) *Stratum 9a* (Atrium)

Die Bautätigkeit, die dann für die Errichtung des Atriums einsetzte, ist darum auch horizontal-stratigraphisch nicht mehr faßbar. Wohl aber manifestiert sie sich – ganz abgesehen von dem heute fast noch in seiner Ursprünglichkeit bestehenden Raum – in den für die Mauern dieses Vorraumes (auch *Paradeis* genannt) in die Tiefe reichenden Fundamenten (Fig. 2). Da die alten Aufschüttungen vor dem Turm sich als nicht sehr fester Untergrund erwiesen, mußte man dabei ziemlich tief fundieren: So liegen die FUK des Atriums vor dem Turm<sup>37</sup> im NO auf 422,0, im SW auf 422,37, erreichen also fast die römische Hypokaüsis-Ebene; für die, den Druck des Kreuzgewölbes auffangenden, Eckpfeiler schuf man zapfenförmige Fundamente (s. Abb. 2).

Die Fundamente der Vorhalle sind mit deutlichen Fugen an das Turmfundament angesetzt, ebenso wie die Sandsteinquader des Aufgehenden vor dem Portal (Abb. 14): diese sind sogar der Form der Basen angepaßt, wodurch die Profile letzterer geschont geblieben sind (so laufen sie hinter den Pfeilern in Richtung der Turmecken weiter.) Aus der lockeren Hinterfüllung des O-Pfeilers konnten einige Keramik-Fragmente (Fig. 7) geborgen werden, die in das 13. Jh. (eher zweite Hälfte) zu datieren sind<sup>38</sup>, woraus sich ein terminus post quem für den Bau des Atriums ergibt.

Dessen zeitliche Einordnung hat – obwohl eine Datierung nach dem romanischen Trichterportal, dessen Seitenpartien von den Pfeilern verdeckt werden, aus der relativen Bau-Evidenz immer schon eindeutig abzulesen war – bisher Schwierigkeiten bereitet, einfach weil der ganze Duktus von Seitenarkaden (Fig. 3) und Gewölberippen derart ‚archaisch‘ anmutet. Dies soll sogar jemanden veranlaßt haben, anzunehmen, daß das Trichterportal jünger als das Atrium und also von hinten (!) her errichtet worden sei. Tatsächlich läßt sich jedoch für die archaisierende Architektur im Atrium ein plausibler Grund und eine damit verbundene, mit der erwähnten Scherbe im Einklang stehende, Datierung finden:

Ein Ausbau des Turmes fand unter Abt *Otto II. Chalhochsberger* (1375–1414) statt, der auch die – in gut romanischer Art gebildeten – Bogenfenster im 5. und 6.

36) Zur Datierung s. W. Messerer, *MGS* 117 (1977) 107 ff. und 120/1 (1980/1) 305 ff., bes. 332 ff.

37) Sie konnten nur im südöstlichen Bereich eruiert werden.

38) s. Miložić (wie Anm. 81) Gruppe A, Form 14 (S. 118, 154 f., 168).

Geschoß<sup>39</sup> dürfte einbauen haben lassen : Schon bei diesen Bi- und Triphorien sind Anachronismen deutlich, und einzelnene Details führen ins 14. Jh.<sup>40</sup>. Deshalb spricht alles dafür, Otto II. als Bauherrn des Atriums (dann aber auch des ältesten Kreuzgangteiles, wo die gleiche Architektur wie hier auftritt<sup>41</sup>) anzusehen. I. Pomper hat schließlich auch die entsprechenden Rechnungsvermerke entdeckt<sup>42</sup>, wonach Arbeiten an Turm und Paradeis 1399–1402 mit 58 *Pfund Silber* als Ausgabe eingetragen sind.

Die Verlegung des Marmorbodens im Atrium ließ sich archäologisch nicht datieren. Die Möglichkeit, daß dieser gleichzeitig ist (also älter als der Plattenboden im Kircheninneren<sup>43</sup>), muß in Betracht gezogen werden, allerdings müßte dann die Bank vor der NO-Wand (bestehend aus einer Front von hochkant gestellten Marmorplatten, 0,56 x 0,09 m, mit Abstand 0,5 m vor der Wand, mit lockerem Erdschutt hinterfüllt)<sup>44</sup> entweder kurz vorher oder zur selben Zeit errichtet worden sein, da die Bodenplatten hier nicht weiterreichen. Diese Bank scheint jedoch weniger zu dem romanisierenden Aussehen der Vorhalle zu passen, weshalb sie – und damit auch der Marmorboden – eher später zu datieren sind (s. unten f.).

#### f. Periode VII (2. Barockisierung)

Einen gewissen terminus ante quem für den Marmorboden liefern zwei Platten mit Grabinschriften aus der 2. Hälfte des 18. Jh.s, etwas vor der N-Ecke gelegen. Die beiden Sarggräber, nur 1 m eingetieft, waren die einzigen Bestattungen in diesem Bereich.

#### g. Jüngste Einbauten

Die Bank vor der SW-Wand, aus z. T. wiederverwendeten Marmorquadern errichtet, wurde 1957 auf den hier bis an die Triphorienwand reichenden Boden aufgesetzt. Nach der Auffindung der beiden römischen Aschenkisten und eines sicher spätrömischen Friesblockes i. J. 1966<sup>45</sup> wurden diese vor der W-Ecke des Atriums aufgestellt.

- 39) vgl. die Abb. bei H. Tietze, *ÖKT* 12 (1913) 4 sowie Schnitt Tf. II. Nach dem Archivreport. St. Peter 81, K, 6 ließ Otto II. 1409 den Turm um 3 Gaden erhöhen, also ab dem 5. Geschoß. Die alten Ansichten von St. Peter vor der 2. Barockisierung zeigen, daß der Turm im 7. und 6. Geschoß an allen vier Seiten Quattrophorien, im 5. Triphorien und im 4. Biphorien besaß, vgl. dazu A. Hahn, *Festschr. St. Peter* Abb. 127, 128 und 139 (bis 1699). Erste und recht verlässliche zeichnerische Aufnahmen der Bogenfenster bei P. Anselm Ebner, *Der Campus sanctus von St. Peter 1864–92* (St. P. Hs o.Nr.) 39 ff. Zum Turm s. auch R. Pühringer, *Denkschr. Wien* 70 (1931) 52 ff.
- 40) Die Basen im 4. Geschoß sind proportionell zu schmal, und im 5. dient ein Kapitell als Basis.
- 41) Ebenfalls gut bei Ebner a. O. 175 und 192 ff. abgebildet. Die Mehrzahl der reduzierten Würfelkapitelle und die Facetten-Säulchen entsprechen genau denjenigen im Atrium.
- 42) St. P. Hs A 622 fol. 30; 32.
- 43) Stratum 11 in *VGB I* 449 f. (18. Jh.).
- 44) Eine Untersuchung derselben steht noch aus. Als Sitzfläche scheinen schon immer Holzbretter gedient zu haben.
- 45) s. *VGB I* 409. Für den Friesblock unter den Aschenkisten wurde bisher immer eine karolingische Datierung tradiert.

Die eingemauerten Reliefs stammen nicht von St. Petrischem Boden, nicht einmal aus Salzburg, sondern wurden während der NS-Zeit aus Südrußland hierher ‚beordert‘.

## II. Südwestlicher Kreuzgangarm : Fig. 8

Dieser älteste Teil des Kreuzgangs liegt um 0,5 m tiefer als der Kirchenboden und ist vom W-Arm über 3 Stufen erreichbar. Somit liegt das Niveau auch unter dem des Klostergarten, was darauf hinzuweisen schien, daß der Kreuzgang hier aus irgendeinem Grunde eingetieft wurde. Tatsächlich zeigte die Grabung aber, daß auch die älteren Niveaus tiefer als die vergleichbaren im Kircheninneren liegen, und in diesem Bereich also eine Geländestufe sich bemerkbar macht.

### a. Periode I (Römische Periode)

#### 1) *Stratum 2* : Fig. 14

Wieder wurde durchgehende römerzeitliche Verbauung angetroffen, durch vermörtelte Steinmauern gekennzeichnet. Dabei sind die Bauten nach einer, schräg von der Kirche weglaufenden, 0,45–0,5 m (=1½ Fuß) starken *Begrenzungsmauer* ausgerichtet : diese kommt auf Höhe zwischen Schiff-Stützen 4 und 5 unter dem Kirchenfundament hervor und streicht Richtung OSO, um auf Höhe der Trennung zwischen Chorus Maior und Minor in einem Winkel von 13° nach O umzubiegen (Abb. 15), wo sie unter den Kapitelsaal reicht; ihre FUK liegen im W auf 420,72, beim Knick auf 420,82 (s. Fig. 10), im O auf 420,79, damit um 0,2–30 m tiefer als die Außenmauer von RVII am Ende des linken Kirchenschiffes<sup>46</sup>. Mit dieser muß sie gleichzeitig sein, da sie ab dem Knick (der sich als Gegenpunkt zur N-Ecke von R VII erweist) parallel verlaufen. So wird die schon 1982 geäußerte Vermutung<sup>47</sup>, wonach hier eine Straße vorbeiführte, bestätigt : Allerdings möchte ich diese jetzt lieber als *Gasse* bezeichnen, da sie (wenn auch 4,5 m breit) nur die Zufahrt zum Hof zwischen den Häusern 1 und 2 bildet. Ihr Niveau war in Sond. 7/83 (Fig. 10) durch einen Lehmhorizont auf 421,52 gegeben, zu dem sich vor RVII ein korrespondierendes auf 421,7 anführen läßt<sup>48</sup>.

Das Fundament dieser Begrenzungsmauer ist gassenseitig glatt gesetzt und besitzt nur an der Innenseite einen Fundamentsvorsprung : dieser ist 0,15 m = ½ Fuß breit, verjüngt sich aber nach dem Knick nach O zu ; im W liegt er auf 421,18, steigt bis zum Knick auf 421,56 und weiter im O sogar bis 421,76 an, wo es allerdings auch noch einen tieferen auf 421,5 gibt : Obwohl stratigraphisch nur in Sond. 5/83 faßbar (Fig. 13), gab es auch östlich von dieser ein zugehöriges Niveau, das bis auf einen Mörtelhorizont auf 421,25 in Sond. 9/83 freilich nur aus Lehm bzw. Lehmsand bestand.

Während im O, knapp vor dem Kapitelsaal, eine senkrechte Mauer (Abb. 16) nach N abgeht (es konnte nicht festgestellt werden, ob sie an die Begrenzungs-

46) s. VGB I 412.

47) s. VGB I 414.

48) Dementsprechend ist die Eintragung auf Beil. 2a des VGB I zu ergänzen.

mauer mit Fuge angesetzt oder im Verband gebaut ist<sup>49</sup>), die einen östlich anschließenden Raum (R 06, s. u. 3) schon für Stratum 2 wahrscheinlich macht, bestand damals offenbar von hier nach W ein 14 m langes Verbaulichloch<sup>50</sup>.

Im W können hingegen zwei Räume (R 01 und 02) diesem Stratum zugewiesen werden, wobei die W-Mauer (0,5 m = 1¾ Fuß stark) von R 02 mit der Begrenzungsmauer im Verband steht bzw. mit dieser identisch ist, da sie hier nach N umbiegt (FUK auf 421,49, also etwas tiefer als im O). Die O-Mauer von R 01 ist dagegen nur 0,3 m = 1 Fuß stark, sie ist auf den Fundamentvorsprung der Gassenmauer aufgesetzt, was jedoch nicht bedeuten muß, daß sie jünger als diese ist<sup>51</sup>.

R 02 ist 4,8 m = 16 Fuß breit (OW); seine Länge konnte nicht festgestellt werden, da alle Räume in diesem Bereich in den Klostergarten streichen. Er ist mit einem, über eine gute Rollierung aus Bachsteinen gezogenen, festen *Terrazzo-Mörtelstrich* (0,05 m stark) versehen, der über eine, bis zu 0,1 m starke und 0,25 m hohe *Sockelleiste* (Fig. 11, Abb. 17) an den Wänden (W+S) hochgezogen ist; über der Leiste sind die Wände verputzt und weiß getüncht. Der Estrich liegt im W auf 421,32–35, von wo er wannenförmig nach O abfällt (421,24), was aber weniger auf Bauabsicht als auf nachträgliches Absinken zurückzuführen ist. Das vergleichbare Niveau in Haus 1 lag damals auf 422,2 (R 2).

In der SO-Ecke des Raumes wurde eine, möglicherweise sekundär eingebaute, gut vermörtelte Steinsetzung (Abb. 18) vorgefunden, die gegen die Raummitte zu halbkreisförmig geöffnet ist: Da die Mörtelbettung auf dem Boden davor einen kreisförmigen Grundriß der Setzung nahelegt, könnte sie z.B. als Halterung für einen faßähnlichen Gegenstand gedient haben; diesen hätte sie dann aber nur an der Rückseite umfaßt, weil das Aufgehende (mit OK auf 421,7, also fast 0,5 m über dem Boden) so, wie es erhalten ist, innen verputzt ist, was eine korbartige Mauerung – und damit auch einen geschlossenen Ofen – ausschließt. Andererseits wurden hier so starke Ruß- und Holzkohle-Spuren gefunden, daß man weniger an ein inkohltes Holzfaß als an eine offene *Feuerstelle*<sup>52</sup> oder *Esse* denken möchte.

R 01 schließt im O an R 02 an. Die Trennung ist allerdings nicht durch eine Mauer gegeben, sondern nur durch eine 0,2–0,3 m breite Unterbrechung des Bodens (Abb. 19), der hier auch ein wenig tiefer liegt (421,17; nach SO fällt er bis 421,15 ab, nach N steigt er aber wie in R 02 bis 421,23 an. Fig. 11). Im Spalt fanden sich in unregelmäßigen Abständen 3 flache Bachsteine (OK auf 421,09–12) die nach allem als Auflager für eine Trennwand gedient haben müssen: Da eine solche kaum stärker als 0,15 m = ½ Fuß gewesen sein kann, wäre – von einer Rutenwand abgesehen<sup>53</sup> – eine Barriere aus hochkant gestellten Schiefer- oder

49) Da ihre FUK mit 420,91 etwas höher liegt, könnte man geneigt sein, an einen jüngeren Anbau zu denken, vgl. A.51.

50) Es sei denn, eventuelle Zwischenmauern steckten ausgerechnet in den zwischen den Sond. 5, 7, 9 und 10/83 nicht ergrabenen Partien; wirklich in Frage käme hier aber vernünftig nur der 2 m breite Steg zwischen 7 und 10/83.

51) Mauerfugen gehen bekanntlich oft nur auf den Bauvorgang zurück, vgl. allerdings A. 49.

52) Wie ich sie schon *Sbg. Mus.bl.* 45/3 (1984) 28 postuliert habe.

53) Solche tauchten in St. Peter zum ersten Male ja gerade in diesem Kreuzgangteil auf, allerdings erst in Stratum 3 (s. dort).

Marmor-Platten (*Orthostaten*) immerhin denkbar; so ließe sich denn auch der glatte Abschluß der Estrichkante verstehen. Freilich können diese Platten nicht bis zur Decke gereicht haben, sondern waren eine bloße Schranke, die die beiden Räume optisch trennte<sup>54</sup>.

R 01 ist viel schmaler als 02, an der breitesten Stelle im S 2,2 m, und verjüngt sich nach N auf 1,9 m. Auch dieser Raum ist mit der gleichen Art von Estrich (zusammen mit der Rollierung bis 0,14 m stark) und Sockelleiste (bis 0,28 m hoch) im S und O ausgestattet (Fig. 9, Abb. 20). Aufgrund der schmalen Außenmauer (O) und der ‚dünnen‘ Trennung von R 02 ist R 01 wohl am ehesten als Vorraum zu 02 aufzufassen, als welcher er niedriger war, wozu eine schwächere Frontmauerstärke auch ausreichend war.

Der Umstand, daß die Außenmauern von 01+02 im S und W mit einem Winkel von fast 20° sich nach außen neigen (Fig. 9+11), scheint ihre Bestimmung als Wasserbecken zu insinuieren: wozu neben der wasserdichten Abmörtelung von Boden und Wänden sowie der Sockelleiste auch die, stellenweise bis zu 0,13 m hohe, dunkle, fette Lehmschicht auf dem Estrich (Fig. 9) verleiten möchte<sup>55</sup>. Dagegen spricht freilich vor allem die Feuerstelle in R 02. Die Neigung der Mauern rührt daher wohl aus folgendem: Einmal lag das Außenniveau westlich R 02 auf 421,35 und damit nur geringfügig höher als im Inneren, und zum anderen wurden die Räume später aufgefüllt (s. u. 2), so daß einseitige Druckverhältnisse entstanden; südlich von R 01 mündete die Gasse von O her in den Hof vor Haus 2 ein<sup>56</sup>, mit einem Niveau um 421,5, und südlich von R 02 lag der zu Haus 1 gehörige Hof oder Garten<sup>57</sup> auf vermutlich gleicher Höhe; so wurde dieser Teil der Begrenzungsmauer (S-Mauer von R 01+02) nach der Niveau-Anhebung im N von hier her stark belastet. Dagegen muß allerdings erklärt werden, warum die Gassenmauer östlich R 01 senkrecht stehen blieb, obwohl auch hier das Niveau einseitig anstieg:

Die einzige Möglichkeit besteht dabei wohl nur darin, anzunehmen, das R 01+02 zunächst allein angeschüttet wurden (= Stratum 2a, s. u.), während im O das alte Niveau – mit einem Unterschied von 0,9 m gleich östlich von 01 – beste-

54) An Holzsteher zu denken, die auf den genannten Bachsteinen geruht hätten, verbietet die Feuerstelle, deren O(=Rück)-Seite eindeutig vor eine aufgehende Fläche gemauert wurde.

55) Die Herkunft dieses Lehms ist überraschend: Es zeigte sich nämlich, daß die Räume ein zweites Mal ausgeputzt wurden, wobei auf den ersten Putz eine 15 mm starke tonige Lehmschicht aufgezogen wurde; nach Grätung dieser Lehmhaut, wodurch Haftrillen geschaffen wurden, brachte man den neuen Putz an, der bis zur OK der Sockelleiste herunterreichte. Daß man anstelle des üblichen Aufpickens des Untergrundes diese relativ aufwendige Vorgangsweise wählte, könnte daraus erklärt werden, daß zu befürchten war, daß der dünne (nur 15 mm starke) Grundputz durch das Aufpicken zerreißen und abfallen würde. Solange die Lehmschicht einigermassen feucht blieb, hielt auch der neue Putz; doch sowie der Lehm trocknete und damit schrumpfte, muß der Putz angefangen haben zu reißen, um schließlich abzufallen. Vor dem Anschütten der Räume (s. Stratum 3) scheint dann noch Wasser eingedrungen zu sein, so daß der Lehm zusammen mit dem Putz abrutschte, ja z.T. regelrecht abgeschwemmt wurde.

56) s. VGB I Beil. 2a.

57) s. VGB I 418.

henblieb, und daß die Räume vielleicht sogar eine Zeitlang gar nicht benützt wurden. Ansonsten könnte man bloß annehmen, daß das südseitige Außenniveau zwar im O, nicht aber im W angehoben wurde: Danach wäre die Gasse von RVII nach RVI (also bergwärts) abgefallen.

Über den Zweck der Räume 01+02 läßt sich kaum viel sagen, da von dem Komplex, zu dem sie vermutlich gehören, noch zu wenig bekannt ist: Dieser erstreckt sich offenbar weiter nach N. Ob es sich dabei um ein einfaches Wohnhaus ähnlich dem Urkern von Haus 1<sup>58</sup> oder Nebenräume eines weiteren Hauses oder aber um Werkstätten handelt, ist noch nicht verbindlich zu beantworten. Da hier aber ein getrennter Bau vorliegt, soll er als *Objekt 3* benannt werden, als welches er besonders im nachfolgenden Stratum deutlichere Konturen annimmt.

Zur Datierung der R 01+02 konnten nur in einem Bodenschnitt im S-Teil von R 01 gewisse Anhaltspunkte gewonnen werden: So fand sich bis 420,5 unter grau- und gelbtoniger Haushaltsware ein TS-Fragment, das in die 2. Hälfte des 1. Jh.s. n. Chr. gehört<sup>59</sup> (FN 16/83) und somit einen terminus post quem liefert, wie er ähnlich schon 1980 für dies Stratum gewonnen wurde<sup>60</sup>.

In der Ecke zwischen R 01 und der Begrenzungsmauer wurde ein *Tiefbrunnen* (Abb. 21, Fig. 13) entdeckt, dessen runder Schacht mit nur gering vermörtelten Bachsteinen gesetzt ist. Leider war der obere Rand zerstört ( $\varnothing$  0,7–0,8 m), so daß zugehöriges Niveau und Stratum nur indirekt erschlossen werden konnten: Obgleich im S Steine unter die FUK der Begrenzungsmauer (420,7) reichen, lag ein Randstein noch auf 421,0; damit ragte der Brunnenrand zumindest bis zum Lehniveau von 421,1. Dennoch muß eingeräumt werden, daß der Brunnen älter als die Begrenzungsmauer sein und so noch vor Stratum 2 angelegt worden sein könnte, freilich aber nach einem Brand, der auf 420,45 nördlich davon festzustellen war<sup>61</sup>.

Die Ausschachtung des Brunnens konnte nur bis in eine Tiefe von 1,7 m (= 419,0) vorgenommen werden, zunehmende Enge und die unsichere Wand ließen ein weiteres Abteufen nicht verantworten. Dennoch konnte gut datierendes Material zutage gefördert werden, mit dessen Hilfe Einschüttung und damit Aufgabe des Brunnens zeitlich erfaßbar sind. So tauchten hier zum ersten Male in der Geschichte der Ausgrabung St. Peter zwei *Münzen* auf, die mit 161 n. Chr. einen terminus post quem abgeben:

M 2<sup>62</sup> = As des Antonius Pius mit PIETAS, Rom 145–61; RIC 823.

M 3 = As des Antonius Pius mit FORTVNA, Rom 139–61.

Im Schutt über dem Brunnen wurden neben TS-Fragmenten des 1. Jh.s, gelbtoniger Haushaltsware und einem grautonigen Topffragment der 1. Hälfte des

58) vgl. VGB I 412 f.

59) Fund-Nrr. (FN) 15+16/83.

60) VGB I 413.

61) Dabei kann es sich nur um jenen Brand handeln, der im Kircheninneren Stratum I beschließt, s. VGB I 411.

62) M 1 ist ein Streufund, der im Frühjahr 1982 bei Arbeiten für eine Regenrinne in der S-Ecke des Klostergartens von H. Forsthuber entdeckt und treulich übergeben wurde: S des Nerva mit FORTVNA, Rom 98; RIC 98.

2. Jh.s<sup>63</sup> auch Stücke einer TS-Reliefschüssel des 2. Jh.s<sup>64</sup> (FN 24/83) gefunden. Aus all diesen Funden geht hervor, daß der Brunnen ab der 2. Hälfte des 2. Jh.s n. Chr. aufgegeben wurde.

## 2) *Stratum 2a* : Fig. 15

Diese Phase wird zunächst durch eine generelle Niveau-Anhebung gekennzeichnet (Fig. 9+11), wie schon oben festgehalten. In R 01 erreichte sie 421,96 (O) mit einem geringen Abfall nach W auf 421,91 und in R 02 422,06 (O) mit einem Abfall nach W auf 421,94. Dabei gab es jetzt in R 01 keinen Mörtelstrich, wenn nicht die harte vermörtelte Schicht auf 421,96 (Fig. 9) die Reste eines solchen darstellt<sup>65</sup>. Einen guten und bis zu 0,15 m = ½ Fuß starken Mörtelstrich (*Terrazzo*) erhielt dafür R 02 auf 421,95–422,06 (s. Abb. 22).

Gleichzeitig verschwand die Trennung zwischen R 01 und 02 unter dem neuen Niveau. Dafür wurde – um 0,75 m (min.) bis 1,3 m (max.) nach W versetzt – eine neue, 0,4 m = 1½ Fuß starke Trennmauer errichtet (Fig. 11), die von der S-Mauer ausgehend schräg von der alten Trennlinie fortläuft und auch zur stehengebliebenen W-Mauer von R 02 nicht parallel liegt : Diese neue Mauer wurde aber nur 0,65 m hoch als Fundament für eine im Aufgehenden höchstens 0,2 m starke Wand, also wohl für eine *Rutenputzwand* (?)<sup>66</sup> (Abb. 22), aufgeführt. Der *neue* Raum R 02 war jetzt im S 3,75 m breit und verjüngte sich nach N auf mindestens 2,85 m, er war außer mit dem Estrich auch mit Wandputz (0,05 m stark) versehen, wie der Befund vor der Rutenwand lehrt (Fig. 8). Der *neue* Raum R 01 war jetzt 3,15 m (S) bzw. 3,3 m (N) breit.

Da die Füllung in den Räumen ihre Wirkung auf die Außenmauern zeigte (s. o.), muß diese bei der O-Mauer von R 01, die ja nur 0,3 m stark war, wesentlich unangenehmer gewesen sein. Es ist daher anzunehmen, daß der Umbau von *Stratum 2a* zeitlich kurz vor *Stratum 3* erfolgte, da hier sonst alles auseinandergebrochen wäre (was im O von R 01 aber immerhin geschehen sein mag, wenn dies freilich auch nicht nachzuweisen war<sup>67</sup>).

63) Nach M. Grünwald, *Die Gefäßkeramik des Leg.lagers v. Carnuntum (Grabungen 1968–74)* (= RLÖ 20, 1979) Taf. 47/4.

64) An dieser Stelle ist anzumerken, daß eine detaillierte Bearbeitung und Publikation der Terra-Sigillata sowie übrigen römischen Keramik erst nach Vorliegen der Schaber'schen Arbeit (s. A) geplant ist.

65) Da diese Schichte mit ihrer UK nach N absinkt, sieht sie freilich weniger nach einer Estrichunterlage aus (auch im W bildet sie einen ‚Sack‘).

66) Hier besteht freilich die große Schwierigkeit, daß diese noch bis 422,94 hoch erhalten ist, also in jedem Fall über den späteren Böden von R 01a (s. *Stratum 5*) herausragte. Da der im W anschließende Estrich von R 02 aber nur für ein Aufgehendes von 0,3 m Stärke Platz läßt, bleibt keine andere Möglichkeit, als die Rutenwand für *Stratum 2a* als gegeben anzunehmen. Allerdings könnte sie beim Umbau in *Stratum 3* abgetragen und dann viel später, in *Stratum 5*, an der selben Stelle *noch einmal* aufgezogen worden sein (s. *Stratum 5* und A.77). Festzuhalten ist auch, daß der anschließende *Terrazzo* von R 02 hier zwar eine Putzkehlung aufweist, diese aber nicht mit dem Rutenputz zusammenhing, der einen Abstand von 0,06 m zur Kehle zeigt, was nicht mit Absitzen zu erklären ist.

67) Es bestünde die Möglichkeit, die Abfolge der Phasen auch anders zu sehen, nämlich *Stratum 2a* zu 3 zu ziehen, womit sich allerdings eine weitere Verschiebung

3) *Stratum 3* : Fig. 16

Wie im Kircheninneren nur an einigen Stellen eine *Brandstrate* angetroffen wurde, die *Stratum 2* abgrenzt<sup>68</sup>, war eine solche auch im Kreuzgang punktuell festzustellen : Sie liegt in R 01 auf 422,0 (Fig. 9, s. Abb. 28), und in R 02 waren Aschenreste auf dem Terrazzo II deutlich; auch im W, unter dem späteren R 6, wurde ein Brandhorizont auf 421,66 erfaßt, während weiter in O von einem solchen überhaupt keine Spuren angetroffen wurden. Aber wie im Kircheninneren wird *Stratum 3* besonders durch *neue Bautätigkeit* gekennzeichnet, weshalb – im Verein mit der aus dem Brunnen gewonnenen Datierung (s. o.) – dieses auch im Bereich von Objekt 3 mit den baulichen Aktivitäten nach dem *Markomannen-Sturm* von 171 in Zusammenhang zu bringen sein wird.

Die O-Mauer von R 01 wurde nun in geringem Abstand nach O verschoben, sie ist mit ihrer UK auf den Fundamentvorsprung der Begrenzungsmauer gesetzt. Da sie genau parallel zur Rutenwand verläuft (welche Richtung auch die übrigen Mauern im O bis zu der schon in *Stratum 2* erwähnten vor dem Kapitelsaal erhielten; ist letztere tatsächlich älter<sup>69</sup>, wäre die Einmessung von ihr aus erfolgt, d.h. nach ihr wäre dann auch die W-Mauer von R 01 in *Stratum 2a* ausgerichtet worden), ergibt sich für den *neuen* Raum *R 01a* eine regelmäßige Breite von 4,4 m im S und 4,25 m im N (damit von 15 Fuß). Die OK der O-Mauer von R 01 (Abb. 23) ist auf Höhe 421,8–85 glatt mit Mörtel abgestrichen, auf dem die Faserspuren und inkohlten Reste von Holz erhalten geblieben sind : Danach lagen hier Balken, aus denen sich ein *Fachwerk-Aufbau* Breite 0,3 m = 1 Fuß) ableiten läßt.

In R 01 wurde über dem Markomannen-Brand eine bis 0,08 m starke (rote) Lehmschichte (Fig. 9) aufgezogen<sup>70</sup>, die ein Niveau auf 421,97–422,06 ergab. In R 02 wurde knapp westlich neben der Rutenwand (die bis zum Steinfundament abgetragen worden sein muß, da ein Nebeneinander unmöglich gewesen wäre, vgl. A.66) eine parallele *Steinmauer* im Mörtelverband (0,9 m = 3 Fuß stark), mit einem Fundamentvorsprung von 0,3 m = 1 Fuß im W auf 421,65 eingebaut (Abb. 24), die den Terrazzo II durchschlägt und mit ihren FUK bis 421,3, also knapp über Terrazzo I reicht (Fig. 11, Abb. 22). Zu dieser neuen Mauer gehört ein verschieden starker Mörtelstrich (0,15 m im W, 0,05 m im O) auf 422,23 (O) mit Abfall nach W auf 422,08 : hier liegt ein Rest westlich der W-Mauer von R 02. Dies bedeutet, daß R 02 nun seine ehemalige Gestalt vollkommen verloren hatte, und an seine Stelle ein ganz *neuer* Raum, *R 02a*, getreten war : Dessen W-Mauer wurde, in einem Abstand von 0,7 m bis mindestens 1,1 m von der W-Mauer des R 02, von dieser in Richtung N fortstrebend, aber parallel zur neuen O-Mauer, mit FUK auf 421,09 errichtet (Abb. 25, Fig. 11); im S stößt diese Mauer an die Spannmauer zwischen R 02 und R 2 an (s. u.). Die Raumbreite von R 02a beträgt 3,9 m = 13 Fuß.

Die als S-Mauer von R 02a und 6 (s. u.) eingezogene Spannmauer zwischen der

---

ergäbe: Denn dann müßten R 01a+02a als zu *Stratum 4* oder *5* gehörig angesehen werden und damit auch R 6, wogegen aber deren Bauduktus spricht. Vor allem gäbe es beim Nachrücken der Folgestraten allergrößte Schwierigkeiten.

68) s. *VGB I* 414.

69) s.o. *Stratum 2* und A.49.

70) Wobei die rote Färbung auf den nachfolgenden Brand zurückgeht.

W-Ecke des ehemaligen R 02 und den R 2 von Haus I schuf in diesem Bereich eine einschneidende Veränderung: Hatte hier bisher ein Zugang zum Hof von Haus I bestanden, war dieser jetzt versperrt, und Objekt 3 war direkt an das Mosaikhaus herangerückt.

Das Niveau der Gasse erreichte jetzt beim Mauerknick 421,85, also etwa gleiche Höhe wie R 03–05 (s. u.). Das Hof-Niveau östlich R 2 stieg dagegen auf 422,65 an<sup>71</sup> und lag so um 0,9 m höher als der Boden von R 6.

Westlich von R 02a entstand ein weiterer *neuer* Raum, R 6, mit einem 0,1 m starken Mörtelstrich auf 421,76 (also 0,44 m tiefer als im Nachbarraum R 2). Die Zwischenmauer von R 02/6 ist zwar im Fundament 0,6 m = 2 Fuß stark, doch maß das Aufgehende nur 0,3 m = 1 Fuß, da die W-Seite (= O-Wand von R 6) nach allem mit einem Fuß-Sockel ausgestattet war (Abb. 25).

Nach O wurden 3 weitere Räume *neu* angeschlossen, nachdem auch hier eine entsprechende Anschüttung vorgenommen worden war: R 03–05. R 03 erhielt einen 0,12 m starken Mörtelstrich auf 422,04 (S), 421,99 (W) und 421,85 (O), ob er verputzt war, läßt sich nur vermuten; der Raum hat eine Breite von 4,15 m = 14 Fuß. Nach einer 0,45 m = 1½ Fuß starken Mauer (Abb. 26) folgt R 04 mit einem bis zu 0,18 m starken Mörtelstrich auf 422,2 (S), 421,9 (W) und 421,92 (O). Zu beiden Seiten der Zwischenmauer ist der Terrazzo-Boden gestört: in R 04 regelmäßig in einer Breite von 0,25 m, in R 05 unregelmäßig bis 0,3 m; ein Tiefenschnitt (Abb. 27) unter den Boden von R 04 zeigte, daß diese Störung nicht von einem sekundären Einbau der Mauer herrührt, da sie an dieser Seite senkrecht in den lehmigen Grund eingestochen ist<sup>72</sup>.

R 04, durch den einbezogenen Knick der Gassenmauer mit ungerader S-Mauer versehen, reichte ursprünglich bis an R 06, wurde aber durch Einzug einer *Rutenputzwand* auf eine Breite von 6,45 m = 21½ Fuß reduziert<sup>73</sup>. Diese Rutenwand wurde mit einer Stärke von 0,3 m = 1 Fuß direkt auf den Estrich gesetzt<sup>74</sup>. Der eingeschobene R 05 mit dem Estrich ex R 04 (Abb. 33) auf 421,82 ist 1,95 = 6½ Fuß breit. Der letzte Raum, R 06, der schon unter dem Kapitelsaal liegt, erhielt jetzt einen nur 0,04 m starken Mörtelboden auf 422,07.

Wiederum kann zur Verwendung von Objekt 3 während dieser Phase nichts Schlüssiges ausgesagt werden. Die in einer Reihe nebeneinander liegenden Räume waren zumindest im Grabungsbereich nicht durch Türen verbunden, was gegen Wohnräume sprechen könnte. Auch Hypokaustisheizung ist nirgends vorhanden, weshalb hier mit Vorbehalt an *Wirtschaftsräume* oder *Werkstätten* gedacht werden mag, was insbesondere für R 01a mit seinem Lehm Boden nahe liegt.

Ob im Kreuzgangbereich auch *Stratum 4* nachzuweisen ist, muß dahingestellt bleiben, wenn man auch den Einbau von R 05 hierherziehen könnte: In diesem

71) s. VGB I Fig. 69.

72) Die mit Kalk gefüllte Störung muß demnach von einer nur oberflächlichen Maßnahme stammen, deren Grund allerdings verborgen blieb.

73) Ursprünglich war R 04 8,7 m (= 29 Fuß) lang. Zu einer eventuellen Unterteilung dieses Bereiches s. A. 50.

74) Sie war nur noch in geringen Resten auszumachen und durch den Zerstörungsbrand eingeebnet.

Raum hatte sich vor dem Brand über dem Estrich, der sich übrigens gegen die O-Mauer hin verliert, eine 0,07 m starke Lehmsand-Strate gebildet, die hier mit 421,9 das letzte römische Niveau darstellt.

Das Ende von Stratum 3 wird jedenfalls wie im Kircheninneren durch eine *Brandschicht* angezeigt<sup>75</sup>, die überall angetroffen wurde: Während sie auf dem Boden von R 6 zwar überhaupt nicht und in R 02a kaum vorhanden, in R 01a mit bis zu 0,04 m (Fig. 9, Abb. 27) noch relativ dünn ist, erreicht sie in R 03+04 (Fig. 10) eine Mächtigkeit bis zu 0,15 m (hier mit Mauersturz vermischt); in R 05 hat sie noch eine Stärke von 0,06 m (Fig. 12). Da es sich nach den Spuren um ein verheerendes Feuer gehandelt haben muß, legt der Befund nahe, daß man danach teilweise zumindest die Terrazzo-Böden gekehrt (so in R 6 und 03 W) und damit überhaupt Aufräumarbeiten vorgenommen hat (andernfalls wäre die Brandstrata durchgehend erhalten geblieben).

Für eine direkte Datierung des Brandes kann unter den Funden kein einziges Stück herangezogen werden, weshalb hier also auch das Postulat gelten muß, wonach die Zerstörung um das Jahr 405/6 erfolgte<sup>76</sup>.

#### b. Periode II = Stratum 5 (Nachrömische Periode): Fig. 17

Etwas anders als im Kircheninneren bei Haus I wurden im Kreuzgang danach nicht nur wenigstens Teile von Objekt 3 weiterverwendet, sondern hier auch eine gewisse *neue Bautätigkeit* entfaltet.

Wieder- bzw. weiterbenutzt mag R 6 worden sein, dessen Boden so gründlich gereinigt wurde, daß keine Aschenreste zurückblieben; bestehen blieben auch die Begrenzungsmauer (bis 422,36 bei R 01) sowie die Zwischenmauern R 03/04 und 05/06 (höchster erhaltener Punkt auf 422,57). Nach der Vertikalstratigraphie ragte auch noch die Zwischenmauer R 01a/02a mit 422,28 über das Niveau von Stratum 5 hinaus:

Dieses fällt in R 01a mit dem letzten Brandboden zusammen (422,0), auf den jetzt im Abstand von 2,5 m von der S-Wand eine *neue Mauer* gestellt wurde (Abb. 30, Fig. 9): Diese ist aus großen Bruchsteinen in lockerem Mörtelverband vermutlich 0,65 m breit gesetzt und mit Schotter und rotem Lehm (dieser stammt wohl von Stratum 3) und Ziegelbruch (*tegulae*) gefüllt; sie bildet hier eine Ecke, von wo sie – leicht schräg zur Rutenwand – nach N läuft, während sie nach O über die Fachwerkmauer des R 01a reicht, wonach diese also unter Niveau verschwunden war. Ob die Ecke einen nach NO liegenden Raum anzeigt, muß vor einer Fortsetzung der Grabung im Klostergarten dahingestellt bleiben, ein *neuer* Innenraum entstand jedoch westlich und südlich der Mauer, die zumindest an ihrer W-Seite verputzt war: Dieser Raum, R 01b, reichte von der Rutenwand (die jetzt offenbar *neu* über der alten Trennmauer von R 01a/02a aufgerichtet wurde<sup>77</sup>) bis möglicher-

75) s. VGB I 420 f.

76) s. VGB I 421.

77) s. A. 66. Es ist jedenfalls darauf hinzuweisen, daß der Rutenputz (die Ruten selbst waren natürlich nur noch im Abdruck vorhanden) auf Brand- bzw. Holzresten sitzt, die nicht von den Ruten stammen (Abb. 22, Fig. 16). Außerdem ist der Brand von 405/6 genau vor dem Rutenputz gestört!

weise zur O-Mauer von R03. In diesem Bereich mag das alte Terrazzo-Niveau beibehalten worden sein (wie in R 01b und 6).

Auf dem Brandboden von R01b wurde vor der Mauerecke der Rest einer offensichtlich mehreckigen Setzung angetroffen, die aus Ziegelbruch in festem Mörtelverband gefügt war (Fig. 17, Abb. 28+29) : Hier ließe sich vielleicht eine sechseckige Form (Seitenlänge 0,65 m) rekonstruieren, mit einem bis zu 0,27 m breiten Rand und einem Innen-„Becken“ mit einer lichten Weite von bis zu 0,7 m. Das mit rotem Lehm gefüllte Innere reichte bis 422,04, also etwas unter den Brandboden; die OK lag auf 422,26. Aus dem rotem Lehm stammen mehrere Schlackenstücke (Eisen), wonach das ganze sich eindeutig als *Esse* deuten läßt<sup>78</sup>. Mit dieser in Zusammenhang stehen die Brandspuren ringsum sowie am Putz der Mauerecke, aber auch mehrere *Sandsteinplatten* mit starker Verrußung : Eine davon konnte zusammengesetzt werden und ergab ein Maß von 0,51 x 0,385 x 0,017 m (=  $1\frac{3}{4} \times 1\frac{1}{3}$  Fuß x 1 *digitus*); wahrscheinlich dienten sie als Feuerschutz, wobei sich aus der Grabungsevidenz der Hinweis darauf ergab, daß eine solche Barriere sich zwischen Esse und Mauerecke spannte (0,75 m lang).

An der S-Seite der Esse wurden im Brand die zerbrochenen Teile einer Amphoren-Schulter gefunden, zu der weitere in der SW-Ecke des Raumes liegende anpaßten (FN 55/83) : Unter dem Hals ist mit brauner Farbe die *Beschriftung* PLIIS / XI / .PXXXXIIS / . . . (Abb. 39) angebracht, eine Information über Inhalt und Menge desselben<sup>79</sup>; das Gefäß gehört eindeutig in die mittlere Kaiserzeit, gelangte aber, wie Mörtelspuren an den Brüchen beweisen, erst auf Umwegen an seinen Fundort<sup>80</sup>.

Beim Zerlegen des Esse-Restes wurden die Ziegel-Bruchstücke geborgen und später aufgelegt : Zur Überraschung stellte sich heraus, daß von den, zusammen mit FN 55/83 aufgefundenen, Fragmenten einige anpaßten; daraus ließ sich eine *Ziegelplatte* teilweise zusammensetzen (Abb. 41), die an sich nichts Außergewöhnliches dargestellt hätte, wenn auf ihrer Oberseite nicht vor dem Brand ein besonderes Zeichen sorgfältig angebracht worden wäre : Hier traten nämlich, mit einem

78) Das darin gehaltene Feuer hat auch den Lehm, der zur Auskleidung diente, rot gebrannt; darum hat er nichts mit dem roten Lehm unter dem Brand von 405/6 zu tun (s. A.70). Aufgrund der geringen Erhaltung ist über Aussehen und Technik des Ofens nicht auszusagen.

79) Erhalten ist eine dreifache Mengenangabe : *p(ondo) LIIIS / p(ondo) XI / .p(ondo) XXXXIIS*, die mit  $53\frac{1}{2} / 11 / 42\frac{1}{2}$  eine einfache Subtraktion darstellt :  $53,5 - 11 = 42,5$ . Daraus geht hervor, daß das Gesamtgewicht der gefüllten Amphore (*brutto*) 53,5 Pfund betrug, die Füllung (*netto*) 42,5 und das Gefäß (*tara*) 11 Pfund wog. Rechnet man die *libra* mit 322,5 g um, wog die Füllung 13,7 kg, was als Volumen eine Kugel mit  $\varnothing = 0,7$  m ergäbe. Das Bruchstück weist auf eine Amphore (die nach der Angabe 3,54 kg wog und damit nicht allzu schwer war) mit breitem Hals und kugeligem Bauch, der ein Inhalt von 13,7 l ( $0,137 \text{ m}^3$ ) gut zuzutrauen wäre : Daraus ließe sich eher auf Flüssiges schließen wie Wein (der im Gewicht bekanntlich dem Wasser fast entspricht) oder Olivenöl (das für 13,7 kg ein Volumen von 15,22 l benötigte); nicht in Frage zu kommen scheinen dagegen feste Waren wie Getreide (Gerste würde mit 13,7 kg nur 9,86 l, Weizen sogar bloß 8,22 l füllen; zu den Relationen s. Karwiese, *Festschr. R. Göbl* 1979 = *LNV* 1, S. 35), da sie auf ein zu kleines Gefäß führten.

80) Weiteres siehe unten S. 219.

30 mm breiten, regelmäßig gezähnten (6 stumpfe, 2,5 mm starke Zähne in gleich breiten Abständen) Gegenstand („Kamm“) gezogene, sich x-förmig kreuzende Linien zutage, in der Mitte von einer senkrechten Haste der gleichen Art nochmals gekreuzt; fürs erste beinahe geometrisch genau angebrachte Hafrillen, wie es schien.

Bei diesem  $\times$  kann es sich um gar nichts anderes handeln als ein *Christogramm*, wobei das Erhaltene nicht ausreicht, um auch den *P*-Bogen für  $\text{P}$  zu erschließen; doch scheint die Rekonstruktion dafür keinen Platz zu lassen. Christogramme ohne das *P* sind aber nichts Seltenes und kommen auch auf anderen frühchristlichen Ziegeln vor<sup>81</sup>. Auf jeden Fall steht damit außer Zweifel, daß wir hier ein frühes christliches Relikt vorliegen haben, das so nicht bloß auf St. Petrischem, sondern Salzburger Boden das erste seiner Art ist.

Wenn die Kammlinien einigermaßen ‚geometrisch‘ gezogen sind, wäre eine Platte von  $0,578 \times 0,388 = 2 \times 1\frac{1}{3}$  Fuß zu rekonstruieren; ihre Stärke beträgt 25–30 mm. Dem Fragment haftet noch eine weitere Besonderheit an: das Mittelstück ist nämlich nach dem Brand mit einer Säge(?) z.T. in geschwungenen Linien herausgeschnitten worden<sup>82</sup>, wobei der mit der Schnittfläche anpassende Rest nicht in der Esse, sondern außerhalb (FN 55/83) gefunden wurde. Gleichen Schnitt weist auch ein zweites, nicht zugehöriges Fragment auf, während zwei andere Plattenteile mit Linien vom selben ‚Kamm‘ ohne Schnitt die Evidenz dieser frühchristlichen Ziegel auf 4 Platten erweitern. Da zum Befund auch noch ein anderes Bruchstück (33 mm stark) mit – offenbar sternförmig zusammenlaufenden – Wellenlinien von einem 20 mm breiten Kamm mit 5 Zähnen gehört, darf wohl angenommen werden, daß es aus dem gleichen Kontext stammt wie die übrigen (Abb. 42); denn daß sie hier in der Esse nur sekundär nach Zerstörung des Gebäudes oder Objektes, wo sie angebracht oder eingebaut waren, verwendet wurden, braucht nicht betont zu werden.

Die Esse war ansonsten mit Bruchstücken von römischen Dachziegeln (*tegulae* und *imbrices*) aufgebaut, die also wohl von den eingestürzten Dächern der Umgebung aufgesammelt worden sind. Da man dafür weder weit zu gehen geneigt war noch brauchte, ergibt sich für die  $\times$ -Platten, daß auch sie von einem in der Nähe gelegenen Bau stammen müssen. Freilich läßt sich aus ihnen nicht auf die Art desselben schließen, doch ist zumindest klar, daß er zu einer Zeit gebaut wurde, als es nicht mehr inopportun war, christliche Symbole offen zur Schau zu stellen: Das Christogramm auf einer ganzen Ziegel-Produktion (um die es sich hier ja zu handeln scheint) anstelle der sonst üblichen ‚Markenzeichen‘ wie Hahnentritt und Hundepfote ist daher am besten in die Zeit nach 391 n. Chr. zu setzen, als das Christentum unter Theodosius I. zur Staatsreligion erklärt wurde. Ähnliche Ziegel mit z.T. viel stärkerer Symbolsprache wurden in Ungarn in spätrömischen Friedhöfen

81) z.B. *Dict.d'Arch.Chrét.* II/1 (1910) 1322 mit Abb. 1711. Benachbarte Beispiele bietet V. Milojević, *Ber. üb. d. Ausgr. u. Bauunters. in d. Abtei Frauenwörth auf d. Fraueninsel im Chiemsee 1961–64* (1966) Taf. 20/9 und S. 163, wo sie als „römisch“ klassifiziert sind.

82) Etwa, um damit für die Mauerung der Esse einen passenden „Baustein“ zu fabrizieren? Auf jeden Fall wurde der Ziegel an dieser Stelle geschnitten, die ‚Raute‘ kam in die Esse, der Rest wurde beiseitegelegt.

gefunden, wo sie schon vor 391 heimlich toten Christen in ihre Gräber gesteckt worden sein sollen<sup>83</sup>.

Daß diese Ziegelplatten nun für reine Ziegelmauern und damit für Schichtung bestimmt waren<sup>84</sup>, läßt sich zwar nicht ausschließen, erschiene jedoch nördlich der Alpen singulär und wegen der Kosten unrentabel (da für Mauern allerorten Steinmaterial im Überfluß vorhanden war). So ist vielmehr anzunehmen, daß sie als Wandverkleidungs- oder auch Bodenplatten hergestellt wurden, um irgendwelche Gebäude oder Teile davon innern oder außen zu schmücken. Daß dies natürlich nur Objekte sein konnten, die in irgendeiner Weise das Bekenntnis zum christlichen Glauben bzw. dessen Ausübung signalisieren sollten, läge auf der Hand, wenn man annimmt, daß die Flächen mit dem Christogramm dazu bestimmt waren, nach außen zu liegen.

Nun kann die Kritik zwar einräumen, daß mit den gekreuzten Linien tatsächlich das Christogramm gemeint, daß aber jedweder offizielle Charakter auszuschließen sei: Es handle sich hier nur um Haftrillen, die ein Ziegelei-Arbeiter zufällig oder absichtlich (dann aus seiner Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde heraus) auch schon vor 391 angebracht haben kann. Dagegen sprechen nun zwei gewichtige Beobachtungen: Einmal finden sich primäre Mörtelspuren nur auf der leeren Seite, und zum anderen wird diese eindeutig als *Unter- oder Rückseite* dadurch erkennbar, daß sie rau und mit Sand beworfen ist, wodurch die Haftbarkeit erreicht werden sollte. Die †-Linien sind also keineswegs Haftrillen, sondern waren a priori dazu bestimmt, als ein speezifisches Signal *nach außen sichtbar zu sein*.

Aus der gesamten Evidenz ergibt sich, daß zu irgendeinem Zeitpunkt nach 405/6 hier eine (Schmiede-?) Werkstatt eingerichtet wurde, wobei als Baumaterial Bauschutt aus der unmittelbaren Umgebung verwendet wurde, darunter auch von einem anscheinend christlichen (Zwecken dienenden?) Bau, der nicht weit weg lag.

Weitere Hinweise für die Datierung von R 01b fehlen, abgesehen von einem grautonigen Topffragment (FN 31/83) mit rosa Farbbrechen an der Innenseite<sup>85</sup>: Das Stück wurde zwischen Esse und Mauereck auf 421,8, also unter dem Brandniveau von 171 gefunden, wohin es aber durch eine Störung gelangt ist; als Datierung scheint das 4. Jh. n. Chr. möglich<sup>86</sup>. Jünger ist vielleicht ein rädchenverziertes, brantoniges Fragment (FN 22/83) aus der Esse (UK), möglicherweise auch mehrere grautonige, rädchenverzierte Bruchstücke (FN 26/83) vom Brandboden süd-

83) E. B. Thomas, in *Severin. Zwischen Römerzeit u. Völkerwanderung* 1982 (Ausst. ÖÖ) 284 f., bes. 587 f.

84) Wobei die Zeichnung jedenfalls nicht mehr sichtbar gewesen wäre, was ja das „Schicksal“ aller Stempel und Zeichen auf Mauerziegeln ist. Weiteres zu diesem Komplex habe ich *Sbg. Mus. bil.* 47/2 (1986) 13 f. ausgeführt.

85) Andere, ockerfarbene Reste ziehen sich (zusammen mit Mörtel) über die Bruchränder, haben also mit der ursprünglichen Verwendung für Farbenmischung nichts zu tun. Das Schüsselfragment wird, bevor es an den Fundort kam, in einer Mauer gesteckt haben. Da dies erst in der nachrömischen Periode wahrscheinlich ist, muß man wohl einen gewissen Zeitfaktor bis zur Deponierung hinzurechnen. Vgl. o. S. 217 zum beschrifteten Amphorenfragment.

86) Näheres dann bei Schaber.

lich der Esse. Auffällig ist hier jedoch, daß im zuletzt genannten Bereich geradezu Unmengen *römischer Keramik* lagen, die hauptsächlich aus dem 2. Jh. n. Chr. stammt (FN 26 + Kiste 6/83)<sup>87</sup>: Wie konnten diese Stücke so lange überleben, daß sie so spät – nämlich in Stratum 5 – noch vorhanden waren? Es wurden zwar keine ganze Gefäße vorgefunden, aber viele Fragmente paßten zusammen, wie dies in ‚guten‘ Abfallhaufen typisch ist; sie müssen lange und damit weit über ihre Zeit hinaus benützt worden sein, bevor sie hier – nun schon Bruchware – ausgestreut wurden. Es ist freilich denkbar, daß die Schüssel, Töpfe und Reibschalen bis 405/6 in Gebrauch standen und später, im Zuge der Aufräumarbeiten, ‚ausgegraben‘ wurden, wo man sie zusammen mit dem Ziegelbruch anhäuften.

Die Brandschichte, die sich über die Esse zieht (Fig. 9), muß nicht von einem Zerstörungsfeuer stammen, sondern kann auch zu deren Tätigkeit gehören. Eine deutliche *Brandstrate* gibt es jedoch 0,2 m über dem Boden von R 6 auf 421,98 über Schutt: Von hier kam eine halbe Backplatte mit Innenüberzug aus Pompejanisch-Rot (FN 54/83), damit wieder ein Stück der Frühzeit (1. Jh. n. Chr.). Und über dem ehemaligen R 05 liegt ein Brandniveau auf 422,3 (also 0,4 m über dem Brand von 405/6) über Mörtelschutt (Fig. 12). Da solcher auch über R 03 mit einer OK auf 422,32 (Fig. 13) festgestellt wurde, muß der aschenhaltige Mörtelschutt neben der Esse (OK auf 422,2) ebenso in diese Reihe gestellt werden.

Daraus geht hervor, daß Stratum 5, nachdem es von einer Schuttschichte zugeeckt worden war, mit einem Brand endete. Vergleichen wir mit den Verhältnissen im Kircheninneren, so kann nur jener Brand, der Stratum 6 zudeckte<sup>88</sup>, herangezogen werden. Da jedoch direkte stratigraphische od. a. Beziehungen fehlen, ist dieser letzte Brandhorizont im Kreuzgang verläufig nur schwer zu werten; klar ist bloß, daß er lange vor dem ‚Balderich-Brand‘ von 1127 stattfand: Darum könnte er mit größtem Vorbehalt auf die von den Annalen für 844-47 gemeldeten Feuersbrünste<sup>89</sup> zu beziehen sein.

Zu Periode II muß auch noch eine *Sandgrube* gehören, die zwischen den W-Mauern von R 02 eingetieft ist: Ihre OK wurde auf Höhe des Innenputzes von 02 bei 421,78 erfaßt<sup>90</sup>, ihre UK reicht bis 420,7; die Grube war so geformt, daß das östliche Drittel mit höherer UK (421,1) bogenförmig knapp vor dem NO-Profil der Sond. 6/83 endete (Fig. 17), um über eine wieder gekrümmte Stufe abzufallen und bis an die Spannmauer zwischen R 02 und 6 heranzugehen. Beim Aushub für diese Grube wurde auch die ältere W-Mauer von R 02 so gestört, daß zwar die Steinscharen bis 421,3 abgetragen wurden, der Innenputz jedoch stehenblieb (Abb. 17). In der aus ziemlich reinem Sand bestehenden Grubenfüllung wurden Schlackenreste (Bronze) und die zerschlagenen Reste eines tönernen *Gußmantels*

87) Es handelt sich um große Töpfe (z.T. mit Auerberg-Dekor), Deckel, Reibschalen u.a.m., insgesamt eine recht bedeutende Menge.

88) s. VGB I 437.

89) *Ann. St. Emmeran.* (MGH SS I) : *Salzpurc cremata est*; *Ann. Iuv. Max.* (SS 30/2) : 845. *Combustio ecclesie sancti Rudperti, 847. Item alia combustio ecclesie, sancti Petri.*

90) In diesem Bereich lag wieder starke Gräberstörung vor, so daß die OK ursprünglich vermutlich etwas höher lag.

zusammen mit römischer Keramik (darunter einer rätischen TS-Imitation der 2. Hälfte des 2. Jh.s n. Chr.) geborgen (FN 37/83).

Der Zweck dieser Sandgrube dürfte aus den Resten abzulesen sein, die eindeutig einen *Bronzeguß* verraten: Die offenbar auf einen *lost wax*-Gußvorgang zurückgehenden Stücke implizieren gleich auch die Herstellung eines größeren Objektes, das mit seinem Tonmantel wegen der Druckverhältnisse nur in einer mit Sand gefüllten Grube ausgegossen werden konnte<sup>91</sup>.

Die Stratigraphie lehrt, daß die Grube nicht nur nach der W-Mauer von R 02, sondern auch von R 02a (Stratum 3) angelegt wurde: Bei letzterer führte das Untergraben dazu, daß die unterste Fundamentschar an dieser Seite absackte und schließlich knapp über dem Boden der Grube zu liegen kam, während die Mauer ansonsten hielt. Somit kann die Grube nur Stratum 5 (oder 6 ?) zugewiesen werden, als hier ja auch sonst Werkstätten-Tätigkeit sich entfaltetete<sup>92</sup>. Was da allerdings in Bronze gegossen wurde, läßt sich aus den geringen Resten nicht mehr eruieren.

#### c. Periode II = *Stratum 6* (Vorbalderrich'sche Periode)

An nur ganz wenigen Punkten ist ein neues Niveau – mehr oder minder durch Zufall, da die späteren Gräber hier schon fast durchgehend stören – erhalten geblieben, das über Schutt, z.T. auf Rollierung, ein fester *Mörtelestrich* anzeigt: Sein östlichster Punkt liegt neben dem Gassenmauer-Knick auf 422,5 (Fig. 10), sein westlichster über dem W-Teil von R 02 auf 422,5, dazwischen über der Esse ebenfalls auf 422,5 (Fig. 9). Es handelt sich somit um einen sehr eben gegossenen Boden, der sich ehemals wohl über den ganzen Kreuzgangarm erstreckte. Damit waren alle bisherigen Bauten unter dem neuen Horizont verschwunden, einzig die W-Mauer des R 06 ragte mit mindestens 422,57 darüber hinaus (s. dazu Stratum 9).

Da dies Niveau weder für die Balderrichkirche noch den an diese angebauten Kreuzgang angelegt wurde, da es ca. 0,5 m unter deren Fundamentvorsprüngen liegt, muß es zu einem Bau vor 1127 gehören. Hier fällt sofort auf, daß die in der Mitte des linken Kirchenschiffes vor der Wand angetroffene beckenartige Anlage<sup>93</sup> mit ihrem Boden auf genau der selben Höhe, nämlich 422,51 liegt; da diese vom Boden der vorbalderrich'schen Kirche (423,15) absteigt, wird das Außenniveau auf 422,5 mit einiger Sicherheit damit in Zusammenhang zu bringen sein.

Während der Befund beim 'Becken' 1981 eine nischenartige Ausbuchtung der Seitenschiffwand an dieser Stelle zu ergeben schien<sup>94</sup>, da das Kirchenfundament südöstlich davor eine Trennfuge aufweist (was auf Schließung beim Bau nach 1127 deutete), konnte dafür im Kreuzgang keinerlei Bestätigung gefunden werden: Das von SO kommende Kirchenfundament endet hier mit senkrechtem Abschluß (Abb. 31) auf UK 421,98 und läuft nach dieser Fuge mit UK 421,87 (im Kircheninneren umgekehrt 421,79 und 421,91), ohne nach dem Becken eine weitere Trennfuge

91) Dies wurde mir von K. Herold bestätigt.

92) z.B. die Esse, s.o. S. 217.

93) VGB I 439.

94) s. VGB I Beil. 3b.

aufzuweisen, mit – bis über R6 auf 422,1 – ansteigender UK weiter. Die sich daraus ergebende Schwierigkeit könnte nur mit der Annahme behoben werden, daß das Balderich-Fundament bzw. die linke Seitenmauer ab dem Becken vollkommen neu gebaut, und damit ältere Teile verschwunden seien. Anders schiene die Existenz des ‚Beckens‘ jedenfalls nicht zu erklären, als daß es nach außen führte, wonach hier eine entsprechende Öffnung vorhanden gewesen sein muß.

Immerhin ist festzuhalten, daß das Balderich-Fundament dort, wo das ältere nach der Öffnung wieder beginnen müßte, auf die römische Gassenmauer trifft, die hier bis 422,39 ansteht, und diese nach NW mit z.T. sehr breitem Fundamentvorsprung (auf 422,89) überbaut und damit zur Fundierung einbezieht. Das ältere Fundament mit tieferem Fundamentvorsprung (eher noch etwas unter 422,5) wird somit nur an die römische Mauer herangerückt sein, ohne sie zu übergreifen. Gab es hier einen Fundamentkopf wie im SO, so liegt dieser hinter der Gassenmauer und unter dem Balderich-Fundament.

Auf diese Weise könnte hier sehr wohl eine etwa 6,5 m breite Öffnung im Fundament der älteren Kirche vorhanden gewesen sein, wobei allerdings noch zu klären wäre, wie diese große Spannweite im Aufgehenden überbrückt wurde: Sollte man an einen Mittelsteher denken dürfen? Oder gab es hier ein monumentales Tor mit entsprechender Seitengestaltung an den Fundamentenden (womit die Öffnung auch schmaler gewesen wäre)?

Der geringe erhaltene Rest des sog. Beckens ergibt einen sich ins Kircheninnere zu verjüngenden, trichterförmigen (?) Grundriß, wie er z.B. für eine Art von *Portal* passen könnte. Während nun die Seitenwände der Anlage mit ihren, zum Betreten anscheinend zu schmalen und hohen Stufen<sup>95</sup>, nicht gerade sehr stabil gebaut sind, ist der Boden aus einem festen und auf einer soliden Rollierung aufgezogenen Mörtelstrich gebildet; somit war er sehr wohl betretbar. Unterstellt man, daß an der Längsseite im SW breitere und sicherer gebaute Stufen vorhanden waren, erhielte man so einen durchaus vorstellbaren und sogar repräsentativen *Eingang* zur Kirche, dessen Aufgabe es gewesen wäre, die Niveau-Unterschiede zu überwinden.

Dieses Außenniveau hätte man nun ebensogut (ja besser) mit einer Treppe von innen nach außen erreichen können, wie es später weiter im SO in der Balderichkirche geschah (s. Stratum 8), weshalb die vorgelegte Hypothese auf unsicherem Boden steht. Dennoch sehe ich im Moment keine andere Lösung, um mit dem – keiner anderen Phase sonst zuweisbaren – ‚Becken‘ zurande zu kommen<sup>96</sup>.

95) s. VGB I Abb. 24 und Fig. 74

96) Es gäbe nur noch eine einzige andere Möglichkeit, diese vermörtelte Stufenanlage zu deuten: nämlich als eine große *cripta* oder *tumba* (mit immerhin 2,4 m Bodenhöhe), die als repräsentatives (Grab)Monument für eine sehr wichtige Persönlichkeit angelegt worden wäre. Dann wäre die Fuge im Fundament nur als ein Bauabschnitt innerhalb der Arbeiten an der Balderichkirche zu sehen, in deren Verlauf das – inzwischen schon leere und bedeutungslos gewordene – Grab teilweise kassiert wurde. Das ältere Kirchenfundament, vor dem dieses dann gelegen hätte, wäre nach 1127 somit vollständig abgetragen worden. Aber dazu hätte seine Innenkante

Da außen, anders als z.B. vor dem Turm<sup>97</sup>, ein Mörtelstrich vorliegt, dürfte dies eine schützende Überdachung implizieren: Darum ist anzunehmen, daß hier eine Vorhalle mit Pultdach sich längs der Kirche erstreckte, dessen vorderes Auflager wegen der großen Spannweite weniger außerhalb des Kreuzganges (in dem andererseits auch keine entsprechende Mauer liegt) lag als eher z.B. aus einzelnen Stützen bestand. Ein Nachweis war hier freilich hoffnungslos, da die späteren Gräber die zu postulierenden Pfostenlöcher allesamt zerstört haben.

In dieser hypothetisch erschlossenen Vorhalle nun einen frühen Kreuzgang sehen zu wollen, ist vor Fortsetzung der Grabung im anschließenden Klostergarten oder beim Kapitelsaal zumindest verfrüht. Wegen der noch stehenden Mauer von R 06 könnte man höchstens an eine Verbindung zu den dortigen Räumen (?) denken. Auf jeden Fall scheint der Befund auf eine auch baulich zum Ausdruck gebrachte Verbindung zwischen Kirche und Objekten im Nordosten zu weisen: Solche wären z.B. vor 987 die episcopalen Gebäude gewesen, von wo der Erzbischof, der auch Abt war, auf direktem Wege in die Klosterkirche zu gelangen Gelegenheit hätte haben müssen – woraus sich denn auch ein repräsentativer Seiteneingang zwingend ergäbe. Die eb. Residenz verblieb freilich bis ins 12. Jh. in enger Nachbarschaft, aber nach der Trennung von 987 wäre eine direkte Verbindung merkwürdig, denn danach konnte es auch für den Erzbischof nur einen Eingang, nämlich das Turmportal, geben. So scheint die Evidenz zu belegen, daß es schon vor 987 ein St. Peter an dieser Stelle gab und nicht erst im 11. Jh.<sup>98</sup>.

Die Möglichkeit, daß im Kreuzgangbereich schon während Stratum 6 *Bestatungen* vorgenommen wurden, impliziert, daß der Mörtelstrich auf 422,5 durchschlagen werden mußte (wovon wegen der geringen erhaltenen Reste keinerlei Spuren festzustellen waren), ergibt sich aber aus entsprechender Evidenz unter dem Balderich-Fundament (s. Stratum 8).

---

hinter der des Balderichbaues liegen müssen, um noch Platz für die NO-Seite des Grabes freizulassen; dafür wurden jedoch im Kreuzgang keinerlei stratigraphische Anhaltspunkte (z.B. Ausrißgrube) gefunden, außerdem scheint die ältere Innenkante im NW (Sond. 15/81, s. VGB I Fig. 69) als vor der jüngeren liegend gesichert. Als weitere Beobachtung muß aber angemerkt werden, daß im Fundament auf Höhe des Gassenknicks der Ansatz zu einer vertikalen Längsfuge (s. Fig 9) entdeckt wurde, aus der man auf eine schmalere Seitenwand der älteren Kirche (Fundament 0,75, Aufgehendes 0,6 m stark) schließen könnte, deren Innenkante dann in reichlichem Abstand von dem 'Becken'-Rest gelegen hätte. (Damit wäre der südwestliche Teil des Fundamentes balderichisch, das dann auch logisch die Verbindung des älteren zur linken Apside zerstören mußte, s. VGB I Beil. 1) Doch bliebe so ungeklärt, warum die Fundamentfuge im Kreuzgang, die danach vor 1127 anzusetzen wäre, beim Neubau im Inneren wiederholt wurde, selbst wenn man annehmen möchte, sie sei beim älteren Fundament entstanden, weil man hier etwa für das gleichzeitig geplante Grab einen Arbeitszugang freihalten habe wollen. Insgesamt scheint mir so mehr gegen die Grab-Lösung als das Portal zu sprechen.

97) s.o. Stratum 8 (I.d.). Ein Mörtelstrich konnte nicht einmal für das Innere der älteren Kirche nachgewiesen werden: s. VGB I 437 mit A.90, doch vgl. o. A.34.

98) Sennhauser a.o. (A.3) 75 f. weist die von mir sub. *St. Peter III* ins 9. Jh. datierte Vorgängerkirche ins 11. Jh.

## d. Periode V (Balderichkirche)

1) *Stratum 8*

Zum Balderichfundament ist sub. c. schon das meiste gesagt worden. Anzuführen ist noch, daß seine UK im SO beim Gassenknick auf 421,95 liegt<sup>99</sup>; seine OK (Fundamentvorsprung) beginnt hier mit 422,99 und sinkt nach NW auf 422,77 ab. Von dem ursprünglich zugehörigen Außenniveau haben Gräber und Epitaphien nichts mehr übrig gelassen, es lag jedoch gewiß etwa auf Höhe des Fundamentvorspranges.

In Sond. 7/83 wurde die, schon 1980 neben der Chortrennung im linken Seitenschiff entdeckte, Seitentüre von außen geöffnet. Dabei zeigte sich, daß das Niveau im Inneren (hier um 423,4) eben bis zur Außenkante reichte, von wo es nur mittels einer Holzterrasse eine Verbindung zum 0,4 m tiefer gelegenen Außenboden gegeben haben kann. An dieser Stelle fiel auch eine vertikale Fuge in der Kirchenmauer auf, die diese in zwei Schalen (äußere 0,6 m, innere 0,45 m breit) zu teilen scheint, aber nicht unbedingt in 2 Bauphasen (*Stratum 7* und *8*) zu trennen ist<sup>100</sup>.

Unter dieser Seitentüre (vgl. Fig. 10) fand sich, in das Fundament eingebaut (Abb. 32), ein großer bearbeiteter Marmorblock (Untersberger Marmor), der sich als *römisches* Architekturfragment herausstellte. Nach der Entnahme aus dem Fundament zeigte sich, daß der Block sogar ein *Relief* (Abb. 40) enthält: Er ist 0,81 m lang und 0,49 m breit erhalten und scheint ursprünglich doppelt so lang gewesen zu sein; es handelt sich dabei um den Eckstein eines vierbogigen Monumentes, dessen Innendecke kreuzgewölbt war. An den Außenseiten ist der Bogen mit einem Faszien-Profil versehen, das zur Ecke horizontal weitergezogen ist; die eine Bogenunterseite ist 0,15 m = 1/2 Fuß, die andere dagegen 0,27 m breit: während erstere glatt und schmucklos ist, weist letztere ein florales Relief auf. Im inneren Bogenzwickel steht auf leicht aufgewölbtem Untergrund (der als eine etwa 0,25 m lange Dreiecksfläche gebildet ist) eine nackte Jünglingsfigur, von der nur der Unterkörper ab der Beckengegend erhalten ist: Das linke Bein ist als Standbein gerade durchgestreckt und von vorne dargestellt, mit nach unten zeigenden Zehen; das rechte Bein ist leicht angewinkelt und nach außen ins Profil gedreht, so daß die Wadenmuskulatur deutlich wird (wie der Künstler dem Muskelspiel überhaupt Aufmerksamkeit geschenkt hat). Die Beinlänge ab der Hüfte beträgt 0,3 m = 1 Fuß.

Hinter der Figur hängt rechts und links je ein in eine Quaste endender Gewandzipfel schräg zur Seite herab, zwischen denen sich in flachem Bogen der Saum eines Mantels spannt. Auf Höhe der abgeschlagenen Brust ist links ein – sicher nicht zum Körper gehöriger – erhabener Gegenstand mit abgerundeter Ecke sichtbar, der wohl am ehesten einen Sack oder Askos darstellt. Diesen scheint die Figur, über die Schulter geworfen, zu tragen<sup>101</sup>.

99) s.o. S. 222 und A.96 am Ende.

100) s. dazu A.96 am Ende.

101) Die Interpretation hängt vollkommen davon ab, was man in dem polsterartigen Gegenstand sieht. Bis zu einer genaueren Bearbeitung kann nur vermutet werden, daß die Figur dem dionysischen Kreis zugehört.

Das ganze ist vielleicht ein Teil eines römischen *Aedicula-Graves*, wie sie etwa bei Šempeter (YU) aufgefunden worden sind<sup>102</sup>, und stammte demnach von einer der Iuvavenser Nekropolen, wo es – der ganzen Machart nach – im 2. Jh. n. Chr. aufgestellt war. Wiederum hat der Boden von St. Peter damit ein Stück römischen Friedhofes freigegeben<sup>103</sup>, ohne daß auch nur im geringsten behauptet werden dürfte, ein solcher habe hier gelegen<sup>104</sup>: Diese Spolien sind in mittelalterlicher Zeit im Sinne von althehrwürdigen Reliquien von außerhalb herbeigeschafft worden, um den Bauten (Kryptastufe, Balderichfundament) entsprechenden Alterswert zu verleihen und so über die Bauzeit hinaus in die Vergangenheit weisende Venerabilität zu attestieren<sup>105</sup>.

An mehreren Stellen wurden, in das Balderich-Fundament eingebackene, *Skelettknochen* angetroffen, die eindeutig auf ältere Bestattungen zurückgehen, die beim Bau nach 1127 gestört wurden. Somit steht auch das 1981 unter dem, für den vorbalderich'schen Bau erwogenen, Seiteneingang (s. Stratum 6) aufgefundene Skelett nun nicht mehr so isoliert da<sup>106</sup>.

Das Niveau von Stratum 6 verschwand mit dem Balderichbau, an seine Stelle trat ein um 0,5 m höheres, das der Fundamentvorsprung anzeigt, auch wenn davon nichts erhalten geblieben ist. Aus diesem Grunde war auch nicht mehr festzustellen, ob in diesem Bereich nach 1143 gleich wieder Bestattungen vorgenommen wurden.

## 2) Stratum 9 (Nachbalderichzeit)

Der Balderichkirche scheint ursprünglich kein Kreuzgang vorgelagert gewesen zu sein, da es auch nach dieser Seite Fenster gab<sup>107</sup>. Erst zu einem späteren Zeitpunkt wurden diese vermauert (nachdem sie vorher noch eine Malphase des 13./14. Jh.s mitgemacht hatten<sup>108</sup>), was nur mit dem Einbau des Kreuzganges in Zusammenhang stehen kann.

Dessen Fundament (Abb. 33+34) wurde in einem Abstand von ca. 3,5 m (= 10 karoling. Fuß) von jenem der Kirche parallel dazu angelegt, wobei die UK auf 422,26/50 relativ seicht liegt; die Fundamentkante verjüngt sich dabei mit jeder

102) s. J. Klemenc-V. Kolšek-P. Petru, *Ant.grobnice v Š.* 1972, Falttaf. Spectatier-Grab (Abb. bei Petru, in *ANRWII/6*, 1977, nach S. 528). Die Deckentonnen werden dort allerdings von Kassetten ohne figürliche Darstellungen gebildet.

103) vgl. *VGB I* 408 f. und 434.

104) Die starke Verbauung bis knapp an die Mönchsbergwand heran zeigt ja nur zu deutlich, daß wir uns in St. Peter noch inmitten der römischen Stadt befinden, s. auch *VGB I* 409.

105) s. dazu G. Bandmann, *Mittelalterl. Architektur als Bedeutungsträger*<sup>7</sup> (1981) 145.

106) s. *VGB I* 431, wo ich es versuchsweise unter Stratum 5 eingeordnet habe. Bezieht man das Grab auf die ältere Kirche, hätte man es mitten in einem Eingangsbereich, noch dazu sehr seicht (-0,35 m) angelegt.

107) Solche wurden im Zuge der Restaurierung im Frühjahr 1982 an 3 Punkten angetroffen, eines nicht wieder abgedeckt: es liegt im linken Seitenschiff knapp vor dem Psalterchor, mit UK 4,5 m über dem Boden (s. F. Fuhrmann, in *Festschr. St. P.* 614, Fig. 90). Auf Höhe des 2. Jochs ist ein halbes Fenster mit gotischer Malerei zum Vorschein gekommen, mit UK +2,7 m (Fuhrmann a.O.).

108) Es handelt sich um florale Muster; vgl. auch A.107.

Schar nach oben erreicht auf 422,83 (Mitte) und 423,08 (O-Ecke) den Vorsprung, von wo ein dünnes Mörtelniveau (Fig. 9) seinen Ausgang nimmt. Das Kreuzgang-Fundament ist innen in eine bis 0,5 m breite Baugrube gesetzt, die eine Schuttschicht schneidet, in der sich verworfene Skelettknochen fanden; die Schuttschicht war auf 422,9 (Sond. 4-8/83) mit einer dünnen Mörtelstrate abgedeckt: Danach gab es hier also schon vor Einbau des Kreuzganges Bestattungen, also etwa ab 1143; oder aber diese Reste gehören wie jene unter dem Balderich-Fundament (s. Stratum 8 am Ende) zu einer Gräber-Periode vor 1127.

Im Aufgehenden wurde der Kreuzgang auf eine Breite von 4,0–10 m (=12 karoling. Fuß) ziemlich regelmäßig angelegt, wobei nicht festgestellt werden konnte (was aber noch nachvollziehbar ist), ob die ‚romanischen‘ Arkaden der ursprünglichen Gestaltung angehören. Unter den *Kloster-Rechnungen* ließ sich nämlich eruieren, daß schon Abt *Otto I.* (1346-64) in diesem Bereich eine aufwendige Baumaßnahme in Auftrag gab<sup>109</sup>, ohne daß dabei der Kreuzgang *expressis verbis* erwähnt wurde; von diesem ist erst bei *Otto II.* die Rede, der dabei zwischen 1379 und 1399 immerhin 108 Pfund Silber ausgab<sup>110</sup>: Hätte der Kreuzgang erst jetzt sein archaischen Aussehen mit Bäschen, Säulchen und Kapitelchen so wie das Paradies erhalten (s.o. I.e.), so würde eine solche Summe recht gut für die Beschaffung dieser Marmorteile passen.

Viel älter sind allerdings die ältesten *Epitaphien* (Fig. 18), die bis 1983 den Boden des Kreuzganges schmückten, jetzt aber vor die Rückwand bis hin zum Ende des östlichen Armes gestellt sind: Der älteste datiert aus d.J. 1300 und lag im nord-westlichen Drittel in Reihe VI<sup>111</sup>, gefolgt von wenig jüngeren in R. XIII (1303) und nach R. XIV (1301). In den meisten Fällen lagen die Grabplatten zu dritt nebeneinander, vor den Fundamenten oft einen schmalen Streifen freilassend.

Vor Beginn der Grabung hatte sich naturgemäß die Frage eingestellt, ob hier auch entsprechend viele Bestattungen zu finden sein würden und ob man diese dann auch mit den Platten in Beziehung würde setzen können. Tatsächlich konnte nur an einer Stelle (nämlich in Sond. 5/83, Fig. 19) der Belag im Planum dargestellt werden (Abb. 35), doch galten die hier gemachten Beobachtungen auch für die übrige Fläche: So fiel sofort auf, daß die Skelette wirklich zu dritt nebeneinander ruhen, und meist auch einer der Epitaphien mehr oder minder ‚deckend‘ darüber lag; und in der Regel war auch ein Streifen vor den Fundamenten unberührt. Freilich handelt es sich in Sond. 5/83 um 5 ‚Generationen‘, die eine die andere stört, wobei Generation I ziemlich seicht (Fig. 9), V aber am tiefsten liegt. Außer 8 ganzen bzw. halben Skeletten (Abb. 35) konnten auch noch zwei Gruben (der Gen. II), somit also 10 Bestattungen an dieser Stelle erfaßt werden, für welches Areal

109) nämlich zwischen 1356 zwischen *pförtzach* und *siechhaus*, wo vier Mauern mit Pfeilern und Fenstern bis zum Dach und *pagstal*, also Gewölben, aufzubauen waren: St. P. Hs A 643 fol. 306 (Entdeckung L. Pomper).

110) St. P. Hs A 622 fol. 29. Auch diesen Hinweis verdanke ich Herrn Pomper. Mit 108 *dn lb* wurde also nicht ganz das Doppelte von den – zeitlich jüngeren – Arbeiten im Paradies und am Turm (s. A. 42) ausgegeben.

111) gezählt nach M. Walz - K. v. Frei, *Die Grabdenkmäl. v. St. P. u. Nonnberg zu Sbg.* 1867-75 (= *MSSGL* 7-8, 11, 14-15).

jedoch nur 6 Grabplatten vorhanden sind. Daraus folgt, daß nicht für jeden Toten eine solche angefertigt wurde, oder aber ältere wurden bei Neubelag entfernt bzw. verschoben. Insgesamt rät die Evidenz jedenfalls dazu, eine Identifizierung der Inschriften mit den darunter Liegenden nur sehr hypothetisch ins Kalkül zu ziehen (s. aber A. 115).

Die Skelette lagen alle parallel zur Kirche, mit den Schädeln im NW. In den meisten Fällen waren die Arme in den Schoß gelegt, aber auch eine rechtwinklige Beterstellung vor der Brust kam vor (Gräber 4 und 6). In einzelnen Gräbern kamen sogar ‚Beigaben‘ zutage: so in 5 (Abb. 36) und 6 jeweils vom linken Oberarm eine metallene *Armschließe*, die wahrscheinlich weniger mit der Kleidung als z.B. einer medizinischen Maßnahme zu tun haben könnten (s.u.). Erwähnenswert ist, daß das rechte Schienbein des Toten in Grab 4 nach einem Bruch verschoben mit starkem Kallus verheilte, und das Bein dabei um mindestens 3 cm kürzer wurde; der darüber liegende Grabstein (R.X) gehört dem 1520 verstorbenen eb. Decanus und Mag. dom. Kelner<sup>112</sup>, von dem allerdings nirgendwo eine solche körperliche Deformierung verzeichnet scheint.

Aus dem Gräberschutt konnte neben einem Keramikfragment der Zeit um 1300 (FN 42/83, von einem Grab der Gen. III in R.XII: 1424), glasierten Kacheln des 17. Jh.s (FN 17/83, R.X) und einem glasierten Bodenfragment der Zeit um 1600 (FN 12/83, Grab der Gen. III? in R.VIII: 1621) auch ein *Goldring* (FN 36/83, Abb. 44) gefunden werden, der zusammen mit einer weiteren bronzenen Armschließe und einem *Rosenkranz* (Holzkugeln auf Silbergliedern, silberner Anhänger, Abb. 45) aus einem Grab des 17. Jh.s in R.V zu kommen scheint<sup>113</sup>: In dieser Reihe liegen aber nur Datierungen von 1377 bis 1482 vor, während in R.IV immerhin der jüngste Grabstein im Kreuzgang mit 1627 liegt, wozu die genannten Objekte bestens paßten.

Hier kann nicht der Ort sein, auf die Epitaphien näher einzugehen<sup>114</sup>, es soll

112) Walz a.O. Nr. 138.

113) Der goldene Fingerring mißt 23 mm im Ø, er trägt an der Außenseite die applizierte Darstellung des Gekreuzigten (wobei die Enden des waagrechten Kreuzbalkens über den Ring hinausragen) und die gravierte Inschrift \*MARIA \*IOHANNES\*.

Das Rosenkranz-Medaillon mißt 18 x 14 mm im Oval und zeigt auf der Vs. die Legende .SA.CARO.BO, im Abschnitt ROMA mit der Büste re. des 1610 kanonisierten hl. Karl Borromäus vor dem Gekreuzigten; auf der Rs. die Loretto-Madonna mit Kind, gekrönt von dreistöckiger Tiara bzw. Krone, auf Flügelputto, von zwei Engeln umschwärmt. Die Einordnung der beiden Stücke habe ich A. Hahn zu verdanken.

Die Bronze-Schließe mißt 80 x 72 mm, sie ist der Länge nach bogenförmig gekrümmt mit leicht aufgebogenen Enden; 3 Reihen rechteckiger Öffnungen verlaufen quer, diese dienten zur Aufnahme je eines Hakens (alle 3 vorhanden): Das ganze war so konstruiert, daß von den beiden äußeren Öffnungen an einer Seite je ein Lederband (fest vernietet) zu einem Haken lief, während ein drittes von der mittleren Öffnung der anderen Seite zum dritten Haken geführt war; mittels der Öffnungen konnte der Zug auf die Lederbänder reguliert werden, woraus auf ein Gerät zum Aderabbinden geschlossen werden könnte.

114) s. zu diesen auch W. Koch, in *St. P. in Sbg.* (Ausst. Kat.) 75 ff. und 411 ff.

aber darauf hingewiesen werden, daß es sich dabei in keinem Fall um Angehörige des Klosters handelt, sondern um Freie (meist Ritter, Priester und Juristen), die sich mit entsprechenden Urkunden<sup>115</sup> das Begräbnisrecht an diesem Platz erworben haben. In einem einzigen Fall könnte es geglückt sein nachzuweisen, daß der Tote unter dem Stein auch tatsächlich auf diesem genannt ist: Unter der Platte in R.XI, die dem 1599 verstorbenen Gundhart v. Pünau gesetzt wurde, kam ein Skelett zutage, an dessen linker Seite ein 1,02 m langes *Eisenschwert* lag, das den Toten als Adeligen eben solcher Zeit auswies (Abb. 37).

Abschließend ist noch darauf hinzuweisen, daß der kurze, spitzwinkelige Kreuzgangarm vor dem Kapitelsaal eine NS-Ausrichtung aufweist, die von den umgebenden Baulinien vollkommen abweicht. Mit der Entdeckung der Trennmauer zwischen den römischen Räumen R 05 und 06 wurde aber klar, daß eben diese für die Ausrichtung Pate gestanden haben muß: d.h. es ist diese Mauer zusammen mit der rechtwinkelig dazu verlaufenden Gassenmauer, die die Achsen von Kapitelsaal und Marienkapelle samt angrenzendem Kreuzgangarm, aber auch des nordwestlichen Kreuzganges mit Brunnenhaus *vorbestimmt* haben<sup>116</sup>. Daraus folgt, daß eine Grabung unter Kapitelsaal und Marienkapelle aller Wahrscheinlichkeit nach parallel ziehende Römermauern ans Licht fördern wird, die möglicherweise bis ins Mittelalter in irgendeiner Weise verwendet wurden.

### III. Kreuzkapelle : Fig. 19

Dieser Bau liegt etwa auf Höhe der Mitte der Abteikirche, mit leicht nach SSO verschobener Achse in einem Abstand von 10–15 m zu dieser, auf höherem Grund direkt unter die fast senkrecht aufsteigende Mönchsbergwand gestellt. Das Bodenniveau liegt innen auf 427,7 (im Chor 428,0) und damit um 4,1 m höher als jenes der Abteikirche (3,9 m höher als Atrium).

#### a. Periode I (Römische Periode)

Wie in der Kirche wurden auch hier im Schutt immer wieder römerzeitliche Artefakte (Keramik und Ziegel) angetroffen, allerdings in viel bescheidenerem Umfange. Der Nachweis eines römerzeitlichen Horizontes war dagegen nicht vollkommen eindeutig zu führen:

- 
- 115) z.B. des Schreibers Flusthart und seiner Frau vom 30. 9. 1373: St. P. Hs B 572 fol. 33 f. Immerhin ergibt sich aus solchen Quellen einmal auch, daß der Epitaph tatsächlich dort lag, wo das Grab angegeben ist: nämlich des 1435 verstorbenen Gosolt (Walz *a.O.* Nr. 66) vor dem Kapitelsaal. Beide Hinweise verdanke ich I. Pomper.
- 116) Zu den römischen Achsen, die spätere Baulinien vorbestimmten bzw. beeinflussen, s. *VGB I* 426, 434 f. mit Beil. 5b. In diesem Zusammenhang muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß das Phänomen der Orientierungs-Übernahme nicht leichtfertig beiseite geschoben werden darf: Hätte es zwischen 405 und ca. 1000 hier ein Verbauungsloch gegeben, müßten dann die römischen Ruinen in dieser *Gstätten* am Ende noch so bedeutend gewesen sein, daß man beim Bau der vorbalderich'schen Kirche auf deren Ausrichtung Bedacht nahm. Dazu kann es dann aber keinen Anlaß mehr gegeben haben, während ein solcher vorher sinnvoller abzuleiten ist (*VGB I* 451).

Vor der sog. „Ölberg“-Grotte in der W-Ecke der Kapelle war der, wie überall seicht anstehende, Nagelfluhgrund künstlich bearbeitet (Abb. 46), so daß hier auf 426,66–70 eine Art von *Nische* (Fig. 22) entstand, im SO und SW bis 427,42 vom Felsgrund umgrenzt; nach NO endet dieser, das Niveau setzt sich aber nach einer Stufe von 0,26 m Höhe auf Schotter fort, um dann wieder auf ebeneren, festen Untergrund zu stoßen. Über dem Schotter wurde eine *Brandstrate* (max. 25 mm stark) angetroffen, unter der sich 2 römische Scherben fanden. Eine Niveau-Erhöpfung mittels schottriger Aufschüttung vor der ‚Nische‘ auf 426,65 mit Abfall nach NO auf 426,5 gehört ebenfalls in diese Periode. Dazuzurechnen dürfte wohl auch noch die *Felsgrube* etwas südöstlich davon sein (Abb. 47), die direkt vor der Felswand eingetieft wurde: Sie hat ovalen Grundriß und mißt außen 1,97 x 1,4 m, am Grunde (dieser erreicht 425,96) 1,13 x 0,9 m; sie war im unteren Teil mit fast reinem Sand gefüllt (bis 426,46), darüber mit lehmsandigem Steinschutt; von hier stammen mehrere *Geweihestücke* (Hirsch und Steinbock), die Bearbeitungsspuren aufweisen (K 4/84)<sup>117</sup>.

Das zu dieser Grube gehörige Außenniveau lag im SO auf 427,55 (schon damals eingeebnet?) bzw. 427,12, von wo es gegen die ‚Nische‘ und nach NO abfällt: Hier verläßt es die Kapelle eben auf 426,72 (Fig. 23). So gab es zunächst also nicht mehr als aus dem Fels gehauene Nischen und Gruben, mit Gelniveau auf z.T. eingeebnetem Nagelfluhgrund (Abb. 48) oder Mönchsbergschotter. Der Zweck dieser offenbar im Freien verbleibenden<sup>118</sup> ‚Anlage‘ war nicht mehr erkennbar, doch ließe sich wegen der Geweih- und der an mehreren Stellen im jüngeren Schutt sowie in der Grube gefundenen Schlackenresten an eine *Werkstätten-Tätigkeit* denken, wobei für deren Datierung vorläufig mit dem generellen Terminus „römisch“ operiert werden muß. Wahrscheinlich sind damals auch schon die natürlichen Grotten „Ölberg“ und St. Ägidius vorhanden gewesen und benützt worden.

#### b. Perioden II bis IV (Nachrömische bis vorbalderich'sche Perioden)

Nach neuerlichen Niveau-Erhöhungen, die allerdings nur im NW faßbar werden (Fig. 22), erreichte der Boden 426,96 (mit Abfall nach NO auf 426,72), schließlich 427,48 (mit Abfall nach NW auf 427,1). Erst jetzt erfolgte hier die erste Bautätigkeit in Stein, nämlich eine vermörtelte *Mauer* mit schüsselförmigen Querschnitt (Abb. 46, Fig. 25).

Ihre FUK liegt auf 426,95, der höchste OK-Punkt auf 427,5; diese 0,9 m breite Mauer geht von der SO-Ecke der „Ölberg“-Grotte senkrecht nach NO, vermutlich über die Kapelle hinaus. Es sieht so aus, als nähme sie Bezug auf die Grotte, wonach hier also eine Art von – allerdings NO-SW gerichtetem – *Kapellenbau* denkbar wäre. Zur Datierung können nur einige wenige Fragmente herangezogen werden, die direkt unter der Mauer in 426,45–70 gefunden wurden: Nach allem handelt es sich dabei um stark graphittonige Bruchstücke, meist scheibengedreht,

117) vgl. dazu *Severin* (wie A.83) 171 mit Abb. 16+17: *Intercisa*, 5. Jh.

118) Das bedeutet, daß man hier dem Steinschlag schutzlos ausgesetzt war, woraus man schließen mag, daß es ihn in diesem Sinne (vielleicht aufgrund starken Bewuchses) damals möglicherweise gar nicht gab.

darunter aber auch ein *handgeformtes* Stück (FN 6+/84), die nicht allzu früh angesetzt werden dürfen – W. Schaber plädiert vorläufig für das 11. Jh.

Für diese Zeit gibt es allerdings keinerlei Hinweis auf irgendwelche Bautätigkeit in diesem Bereich. Als ein terminus post quem sehr allgemeiner Art böte sich nur die Trennung von 987 an, wonach die Mönche bis an die Mönchsbergwand herangerückt sein und hier erste Anlagen errichtet haben könnten: Das wären dann, unter Einbeziehung der bereits vorgegebenen Grotten, freilich recht bescheidene Bauten (Steinfundamente mit Holzaufbau?) gewesen; diese hätten damals den ganzen Bereich, also auch die sog. Katakomben erfassen können und wären somit geradezu als *Eremitorien* jener zu bezeichnen, die hier zumindest temporär in vollkommener Ruhe und Zurückgezogenheit einem alten monastischen Ideal Folge leisten konnten.

Schließlich kam es beim „Ölberg“ zu einem (lokalen?) Brand, wie eine bis zu 0,08 m starke Aschenstrate verrät<sup>119</sup>, wonach die Mauer unter dem Schutt verschwand.

#### c. Periode V (Kapellenbau)

Nach einer applanierenden Anschüttung, mit deren OK die Felskrone im S und SO erreicht werden sollte (s. a.), und aus der der erste sichere *karolingische* Fund (Abb. 49) in St. Peter stammt<sup>120</sup>, wurde die Kreuzkapelle errichtet: Im NW ein einfacher, rechteckiger Laienraum mit den Maßen 9,0 x 7,7 m (26½ x 22½ karoling. Fuß) und einem schlichten Mörtelstrich (auf Bachstein-Rollierung); im SO, über Stufen wohl ähnlich der späteren Ausstattung erreichbar, der etwas höher liegende (427,83 gegenüber 427,4–55) quadratische Chorraum mit den Maßen 5,55 m = 16½ karoling. Fuß.

Der wesentliche Unterschied zum späteren Umbau bestand darin, daß die Kapelle praktisch keine eigene SW-Wand besaß, sondern hier die *Naturwand* einbezogen wurde, womit auch die beiden Grotten offen sichtbar waren. Man folgte dabei der vorgegebenen Form des Felsen, so daß in der S-Ecke des Laienraumes auch eine Verengung (Raumbreite hier 7,1 m = 21 karoling. Fuß) nicht verändert wurde. Besonders eindrucksvoll muß die mystische *Grotten-Atmosphäre* im Chor gewesen sein, da von diesem aus die ca. 2 m höher liegende Ägidius-Kapelle voll eingesehen werden konnte: Hier führten an der SW-Seite aus dem Fels gegeschlagene und verputzte Stufen (Abb. 50, Fig. 21) empor<sup>121</sup> (0,46 bis 0,58 breit). Die Grottenkapelle hatte damals schon ihre heutigen Maße von 6,9–7,0 x 3,35/4,1 m = 20½ x 10–12 karoling. Fuß und eine Mittelhöhe von 3,7 m; der Estrich lag auf 429,76–90<sup>122</sup>. Der Boden in der „Ölberg“-Grotte (die später an der Rückseite stark verändert wurde) lag um mindestens 0,2 m höher als der Estrich des Laienraumes.

Die architektonische Aufgabe der Kreuzkapelle war es also ganz offensichtlich, die beiden Grotten schützend zu fassen, wie man dies bei besonders wichtigen

119) Da sie über die OK der Mauer hinweggeführt, spricht dies für *Holzaufbau*.

120) FN 21/84 aus Untersberger Marmor: Bruchstück von einem *Flechtband*, klassifiziert von W. Schaber. Danebenzustellen ist ein Streufund vom Kreuzgang (SF 83).

121) In der W-Ecke des Chorraumes müssen diese Stufen im rechten Winkel umgeben haben (Fig. 21), da sie nur so den Boden erreichen konnten.

122) Davor war der Felsengrund, mehr oder minder eingeebnet, nackt gewesen.

oder heiligen Räumen erwarten würde. In der Tat zieht sich durch Mittelalter und Neuzeit hartnäckig als ein roter Faden, daß hier *Oratorium* und *Habitaculum* des hl. Rupert gelegen hätten<sup>123</sup>. Doch konnte derlei bei der Ausgrabung auch nicht in geringsten Spuren nachgewiesen werden. Immerhin steht aber fest, daß der Hochstift-Ministeriale Si(gi)bot v. Surberg zusammen mit seinem gleichnamigen Sohne hier aus eigenen Mitteln die Kreuzkapelle errichten ließ, die im Mai 1170 durch den Gurker Bischof Heinrich II. geweiht wurde<sup>124</sup>. Da in der Folge 1178 auch die übrigen Kapellen in den „Katakomben“ erbaut und geweiht wurden, haben die Surberg mit ihrer Stiftung sozusagen den Staatschuß dafür gegeben, daß hier die Grotten, Gänge und Höhlen in der Mönchsbergwand baulich neu geformt bzw. eingefast wurden: Dafür muß es denn freilich eine genügend starke *lokale Tradition* gegeben haben, die zwar in keinem Fall de facto auf dem Heiligen fußen konnte, aber doch wohl auf dem heiligmäßigen *Gebrauch* der Felslöcher durch die Mönche. Ob dieser nun auf die Zeit ab 987 oder noch weiter, etwa gar in die rupertinische Ära, zurückzuführen ist, bleibe dahingestellt (wenn Letzteres auch sehr wohl möglich erscheint): Auf jeden Fall muß aus all dem folgen, daß hier vor 1170 – besser vielleicht: vor 1110<sup>125</sup> – zumindest *eremitorische Mönchszellen* vorhanden waren, ehrwürdig genug, daß man sie in schützende Kapellen-Neubauten pietätvoll einbezog.

#### d. Perioden VI und VII (Barockisierung)

Nachdem die Naturwand südöstlich der „Ölberg“-Grotte mit einer (auf den Estrich von 1170 gesetzten) *Blendmauer* zumindest teilweise abgedeckt worden war (Fig. 23), wurde die Kreuzkapelle von P. Lodron noch vor seiner Erhebung zum Erzbischof zu einer Art von lodroinischen *Familiengruft* ausersehen und in diesem Zusammenhang 1615 bzw. kurz vorher renoviert<sup>126</sup>: Damals wurden die heute noch bestehende Mauer vor der Felswand aufgezogen, und die *Wandvorlagen* eingezogen; erst mit diesen hängt die Überwölbung der Kapelle zusammen, wonach hier vorher also nur eine Flachdecke bestand.

Nachdem im Chor schon 1598 eine Bestattung vorgenommen worden war (Epitaph P. Wassowitz), wurde 1615 Anton Graf Lodron direkt vor dem Altar beigesetzt, dem auch vor der – jetzt neu aufgezogenen SW-Wand – ein Wandepitaph dediziert wurde<sup>127</sup>. Damit war der alte Stufenaufgang zur Ägidiuskapelle verbaut, an dessen Stelle nun ein neuer von der S-Ecke des Laienraumes aus angelegt

123) Man vgl. dazu F. Dückher v. Hasslau zu Winkel, *Salzbg. Chronica* 1666 (Kreuzkapelle sei erste Wohnung Ruperts); noch deutlicher aber J. u. P. Mezger, *Hist. Salish.* 1692, 126 und 408, B. Seeauer, *Noviss. Chron.* 1772, 40, S. Brunner, *Ein Benediktinerbuch* 1880, 346; O. v. Wallpach, *Kurze Baugesch.* 1882, 60 (letztere freundlich zusammengestellt von I. Pomper).

124) s. dazu W. Hauthaler, *SUB* I 662a, St. P. Hs A 8 fol. 8r.

125) Also vor Überlassung des Bereiches nordöstlich der Peterskirche durch den Erzbischof.

126) *Diarium* des Abtes M. Hattinger, St. P. Hs A 9 fol. 380. Als terminus ante quem das Sterbedatum des A. v. Lodron.

127) Wassowitz: Walz *a.O.* Nr. 239; A. v. Lodron: Walz *a.O.* Nr. 301. Ein Bezug bei Hattinger *a.O.*

wurde. Eine große, für nachkommende Generationen vorgeplante, *Gruft* (Abb. 51) wurde im Zentrum des Laienraumes eingesenkt, die eine Fläche von 4 x 3 m bedeckt: sie ist ganz aus Ziegeln gefügt, mit gewölbter Oberseite, durch die eine 1,17 x 0,85 m große Einstiegsöffnung führt.

In diese Zeit gehört auch die Ausstattung des Bodens mit *Ziegeln* auf Mörtel-estrich (auf 427,58–60), von dem noch Spuren vorhanden waren. Auch die „Ölberg“-Grotte wurde neu gefaßt, und zwar erhielt sie einen gemauerten, aber nun viel schmälere (2,7 m, vorher 3,5 m breit) Zugang. Die Rückseite, also der Nagelfluh-Fels wurde bis 427,9 abgearbeitet (deutliche Schremmspuren vorhanden); der Boden wurde ebenfalls mit Ziegeln im Mörtelbett ausgekleidet (427,6), und vor der Wandnische stand vermutlich ein Altar, nach SO ausgerichtet.

In der Folge wurden auch andere Personen im Laienraum bestattet, so F.M. Trapp († 1634)<sup>128</sup>, für den eine sargförmige Grube hinter der ehemaligen Fels-„Nische“ vor der „Ölberg“-Grotte aus dem Grund geschlagen wurde (UK auf 426,35; 2,1 x 0,8 m; Fig. 22, Abb. 52). Neben dem nordöstlichen Mittelpfeiler wurde ein großer grautoniger Topf<sup>129</sup> geborgen (Abb. 53+54), der unter einer Kalkschicht offenbar die Reste von menschlichen Viscera od. ä. enthielt, mit UK auf 426,98 (Fig. 23).

Der „Ölberg“ wurde bald neuerlich verändert: 0,95 m über dem Ziegelboden wurde hier ein neues Ziegelniveau auf 428,64 auf Schutt angelegt, das eine Barriere gegen den Laienraum hin, aber auch Stufen von hier aus voraussetzt (Fig. 26). Die Wände der Grotte wurden verputzt und mit *Putz-Quadrierung* geschmückt (die Linien sind in den Putz gezogen), so daß der typische ‚heroische‘ Eindruck entstand, wie er für das 17. Jh. gut paßt. In welche Phase nun der isolierte Block in der W-Nische der Grotte auf 429,4 gehört (Abb. 55), der als reiner *Naturgips* mit ziemlicher Sicherheit aus der Gegend von Golling stammt<sup>130</sup>, ließ sich aus dem Gegebenen nicht klären, er muß aber auf jeden Fall vor 1692 schon an seinem Platz gelegen haben<sup>131</sup>. Der Zugang zur Grotte war jetzt auch nur noch 1,9 m breit, der Gipsblock damit verborgen.

Alles in allem zeigt sich hier in der Neuzeit ein ständiges Interesse an der kleinen Grotte (stärker anscheinend als an der St.-Ägidius-Kapelle), das freilich einzig und allein aus dem Glauben resultierte, hier hätte einst das Oratorium oder *Gebetshöllein* des Heiligen bestanden, und dies, obwohl z.B. die Notizen vom Ende des 12. Jh.s nur von der *ecclesia iuxta montem posita* sprechen<sup>132</sup>, zu welcher Zeit die Legende also noch nicht ausgebildet war.

128) Walz *a.O.* Nr. 355, andere s. sub Nrr. 239, 340.

129) Höhe 38,5 cm, unterer Ø 28,5 cm, oberer Ø 33 cm; auf den Henkeln je ein *Dedikationskreuz* in Schild; auf dem Lippenrand dazwischen je ein eingeschnittenes *Andreaskreuz*; stark (22 mm) überhängender Rand. 17. Jh. (FN 1/84).

130) Die mineralogische Bestimmung verdanke ich W. Vettors.

131) Denn auf ihn muß sich die Bemerkung im *Nov. Chron.* 40/2 (s. dazu *VGB I* 428, A. 52) beziehen, die auf *Mezger a.O.* (wie A.123) 125 zurückgeht.

132) *SUB I* 662a.

## IV. Michael-Haydn-Gedächtnisstätte : Fig. 27+28, Abb. 56+57

Vor Einrichtung dieses Memorial-Raumes ergab sich Gelegenheit, im Boden des ehemaligen Getreidespeichers 2 Sondagen abzuteufen, die überraschend ergiebig wurden.

## a. Periode I (Römische Periode)

Über dem Felsgrund auf 420,0 liegt auf einer blauen Lehmstrata eine 0,11 m starke Aschenlehmschicht (420,33), von einer grünen Lehmstrata überdeckt (OK 420,64). In diese ist eine 0,5 m = 1 $\frac{3}{4}$  Fuß starke vermörtelte Steinmauer gesetzt, die NW-SO zieht, mit einem 0,08 m breiten Fundamentvorsprung auf 420,42. Zu dieser Mauer gehört im SW ein, auf braunen Lehm gesetztes *Steinpflaster* auf 420,8.

Die Keramikfunde lassen für die Aschenstrata eine Datierung um 100 n. Chr.<sup>133</sup> am wahrscheinlichsten sein, weshalb sie also das Ende von *Stratum 1* anzeigt; Mauer und Pflaster gehören dann in *Stratum 2* und damit ins 2. Jh. n. Chr.

Die Mauer wurde spätestens jetzt an ihrer SW-(Berg-)Seite verputzt (25 mm stark), doch lag hier weniger ein Innenraum als ein gepflasterter *Hof*, dessen Niveau nach SW auf 421,16 anstieg. Darauf legte sich ein mörteliger Brandlehm-Horizont auf 420,97 (NO) bzw. 421,94 (SW), über den eine bis 0,4 m mächtige Schuttschicht (OK auf 421,36-42) anwuchs, die viel Tubulatur-Bruch und Freskenstücke enthielt. Nach allem handelt es sich hier um die Einwirkung des Markomannen-Sturmes von 171, wozu auch ein TS-Fragment gut paßt<sup>134</sup>, der wie unter der Abteikirche ein Haus zerstörte, das nach den Resten im Schutt ebenfalls luxuriös (Wandmalerei, Bodenmosaiken) und vor allem mit Hypokaüsis ausgestattet war<sup>135</sup>.

Über dem Brand bildete sich ein neues Niveau auf 421,55 (NO) bzw. 421,77 (SW), das dann wieder von Brandlehm zugedeckt wurde: Während dieser gegen die Mönchsbergwand hin sehr deutlich ist, wird er neben der Mauer durch eine eher humusartige Füllung ersetzt, mit OK auf 422,02 (NO) bzw. 421,97 (SO). Die Krone der Mauer verschwand auch unter diesem Niveau, das wegen seiner ebenen Oberfläche nichts mit der Zerstörung von *Stratum 3* (denn diese wird durch den Brand angezeigt<sup>136</sup>) zu tun haben kann, sondern aus einer später vorgenommenen Applanierung resultiert.

Die Funde aus dieser Schichte führen uns auch deutlich in die spätrömische Zeit, sie enthalten wieder Bauschutt (*tubuli* etc.), Freskenreste und Keramik (besonders TS)<sup>137</sup>.

133) FN 27+28/84 mit TS des 1. Jh. s n. Chr.

134) K 6/84 mit TS der 1. Hälfte des 2. Jh. s n. Chr.

135) Es ist demnach festzuhalten, daß anders als bei Haus 1, das erst nach 171 seine Heizung erhielt, es wie im Falle von Haus 2 (s. VGB I 412) mit seinem hypokausten Raum R IV auch sonst schon vor 171 Hypokaüsis gab. Danach hatte die städtebauliche Entwicklung im Iuvavum des 2. Jh.s dazu geführt, daß man jetzt auch mit den Villen an den Berg heranrückte.

136) Zerstörungs-Oberflächen sind ja naturgemäß eher nicht eben. Zu *Stratum 3* s.o. I. a. und II.3).

137) K 5/84: Fragmente von rosa Fresko, Rutenputz, viel Gebrauchskeramik und TS

Die Verhältnisse in diesem Bereich zeigen zunächst, daß das Gelände hier tiefer lag als unter der Kirche, und zwar wenig mehr als um 1 m. An der Verbauung zeigt sich, daß diese offenbar ohne Unterbrechung durchgeht und auch Richtung SW keinen ‚Respekt‘ vor der nahen Mönchsbergwand kundtut (der westliche Teil des untersuchten Areales liegt 18 m vor der Wand<sup>138</sup>). Allerdings scheinen sich Innenräume nach dem bisherigen Befund bloß nordöstlich der Mauer (also in einem Abstand von 30 m) zu befinden, wo der R 001 indirekt erschließbar war.

#### b. Periode II = *Stratum* 5 (Nachrömische Periode)

Die erwähnte applanierte Fläche auf ca. 422,0 erinnert in dieser Form ganz an die Verhältnisse, wie sie im Atrium angetroffen worden sind (s.o. I.b.), wo dieses Niveau zwischen 422,52 und 422,9 liegt. Aus diesem Grunde möchte ich sie dieser Periode zuweisen, woraus folgte, daß die Applanierung der römischen Ruinen eine offenbar größere Fläche erfaßte, was auf programmatische Ordnung und Nutzung des Areales hinweisen dürfte<sup>139</sup>.

#### c. Perioden III bis V (Mittelalterliche Perioden)

Nach einer Aufschüttung aus grauem Schutt mit Mörtel bis 422,23, der im SW eine helle, lehmige Strate auf 422,3 entspricht, wurde über einer Stein-Mörtel-Rollerung nun durchgehend ein bis zu 0,1 m starker beige-weißer *Mörtelestrich* vergossen, der auf 422,4 ein ziemlich regelmäßiges Niveau hält. Zu diesem Boden konnte im untersuchten Bereich keine zugehörige Mauer festgestellt werden, und für die Datierung dient nur als terminus ante quem das Fundament des Speichers, der vor 1577 errichtet wurde : Allerdings mußte dazu der Grund erst bis 423,3 ansteigen – da es sich hier um eine sehr ‚lebhaft‘e Stratigraphie handelt, die sich zwischen dem Estrich und dem Speicherbau aufbaute, wird man mit dem Estrich relativ-chronologisch in jedem Fall ins Mittelalter rücken können.

#### d. Jüngste Straten

Das Fundament des Speichers greift mit seiner UK im NO bis unter die MOK der römischen Mauer, es weist zwischen 422,5 und 422,9 einen Durchlaß nach NO auf (s. Abb. 56), zu dem ein von SW her streichender Kanal gehört, der nur noch als Geistergrube vorhanden war (1 m hoch, 0,7 m breit). Nach einer Bodenerhöhung mit Sanderde entstand auf 423,56 ein neues Niveau, das sich aufgrund seines starkem Ammoniakgehaltes als zu einem Stall gehörig herausstellte. Diese Stallstrate wurde gestört durch den Einbau des Fundamentes für die Mittelstütze, deren UK unter den Estrich bis 422,02 reicht. Erst um 1900 wurde der Boden mit Sandschutt aufgefüllt (darin lag ein Beichtbüchl von 1887), und ein Bretterboden eingegeben.

---

(darunter Westerdorf aus 1. Hälfte des 3 Jhs.), Reibschalen, 1 Fragment rädchenverziert; tubuli und Tierknochen.

138) Der südwestlichste Punkt von Haus 1 wurde mit R 7 in einem Abstand von ca. 25 cm erschlossen.

139) s. dazu schon oben S. 203 f.

## V. Alte Metzgerei : Fig. 29

Auch hier ergab sich vor einem Umbau die Gelegenheit zu einer Bodenuntersuchung, die aber nur bis 2 m unter den Marmorboden abgeteuft werden konnte, da ab -1,25 m Wasser von den nebenan vorbeifließenden Almkanal einzudringen begann.

Wenn auch keine Mauern, so wurden ab -1,25 m zahlreiche römische Artefakte (Keramik, TS, Ziegel, tubuli) angetroffen, die als offener Zerstörungsschutt ein nahes Gebäude vermuten lassen. Gleich darüber liegt auf guter Rollierung ein 0,07 m starker Mörtelstrich (OK in -1,07 m), von einer 0,17 m mächtigen Brandstrata zugedeckt: Aus dieser stammt ein Fragment der Zeit um 1400 (FN 36/84). Auf eine 0,13 m starke lehmige Strata folgt ein weiterer Brand (0,08 m) mit OK in -0,7 m, in den eine 3,4 x 2,3 m große, aus Ziegelbruch gemauerte Fundamentplatte gesetzt ist, die sich nach oben stufenförmig verjüngt (0,33 m hoch) und vermutlich für einen Herd diente (2,0 x 1,05 m).

## 4. Zusammenfassung

Die Grabungsperiode 1983/4 hat zur Geschichte des Bodens, auf dem die Erzabtei St. Peter liegt, mosaiksteinhaft weitere wertvolle Evidenzen geliefert, die das 1980-82 gewonnene Bild ergänzen und im wesentlichen bestätigen. So ist jetzt damit zu rechnen, daß ab einem gewissen Abstand zur Mönchsbergwand, der immer noch reichlich abenteuerlich ist, überall römische Verbauung anzutreffen ist, und zwar nicht bloß minderer Qualität, sondern luxuriös ausgestattete Häuser. Selbst an der Mönchsbergwand, wo zwar nicht mehr gewohnt wurde, scheinen römische Spuren nachzuweisen zu sein, die Werkstatttätigkeit verraten dürften. Werkstätten oder zumindest sehr einfache Wohnzimmer liegen nordöstlich der Häuser 1 und 2 an der OW-Gasse, die diesen, am Stadtrand gelegenen, Bereich erschließt. Dieser bauliche Wechsel, der zu implizieren scheint, daß es in Juvavum keine planerische Verbauung und strenge Einteilung in Wohn- und Fabriks-Viertel gab, ist wohl weniger darauf zurückzuführen, daß in den Häusern etwa die Besitzer der Werkstätten wohnten, als auf den Umstand, daß die spezifische Situation in dem, von Fluß und Mönchsberg eingeschlossenen, Stadtteil die Verbauung gemäß dem Grunderwerb sich entwickeln ließ: So konnte es geschehen, daß jemand, der ein Wohnhaus bauen wollte, nur noch hinter einer Werkstattzeile (und damit näher an der Felswand) Baugrund fand.

Nach der Zerstörung, die am besten in das Jahr 405/6 zu datieren ist, kam es zu einer Neubesiedelung in der Form, daß einzelne römische Häuser bzw. Teile davon wiederverwendet wurden, was eine entsprechende Renovierung impliziert: Allerdings wurden dabei die Hypokausen - vermutlich weil man deren Zweck nicht mehr kannte - zugeschüttet und geschlossen; ansonsten scheint eine großflächige Abtragung der Ruinen und Applanierung des Geländes Platz gegriffen zu haben. Während eine absolute Datierung dieser Phase noch immer nicht gelungen ist, dürfte stratigraphisch zumindest sicher sein, daß sie nicht kurz nach 405/6 anzusetzen ist. Neben offensichtlichen Wohnbereichen gab es aber auch

Werkstätten, so daß für diese Phase ein regelrechter Siedlungsbetrieb zu erschließen ist. Ein solcher dürfte immer noch am besten mit der Tätigkeit des hl. Rupert in Verbindung zu bringen sein, die gemäß den ältesten Quellen ja auch de facto in dieser Art beschrieben wird.

Für die Zeit zwischen Rupert und dem Jahre 987 gibt es nach wie vor keinen festeren Grund, nur die Möglichkeit, daß die – später lokal so sehr hochgespielten – Mönchsberg-Grotten damals schon als Eremitorien verwendet worden sein könnten. Immerhin scheinen die Verhältnisse im Kreuzgang eine bauliche Verbindung zwischen der voralderich'schen Kirche und dem Areal nordöstlich davon anzuzeigen, wie sie in dieser Form allein vor 987 sinnvoll wäre; an dieser Seite gab es damals offenbar auch schon Bestattungen.

Vielleicht um 1000 wurde unter der Kreuzkapelle zum ersten Male ‚richtig‘ gebaut, möglicherweise schon eine kleine Kapelle. Daß dann 1170 an dieser Stelle ein größerer Bau eindeutig die beiden Grotten „Ölberg“ und St. Ägidius schützend einschloß, muß darauf zurückzuführen sein, daß die Grotten – und damit auch die „Katakomben“ – vorher wohl als heilige Mönchszellen Bedeutung erlangt hatten.

Für Atrium und ältesten Kreuzgangteil konnte mit einiger Sicherheit erschlossen werden, daß diese trotz ihres gut-romanischen Aussehens viel jünger sind und von kaum einem anderen Bauherrn als Abt Otto II. um 1400 in bewußt archaisierendem Stile geschaffen worden sein können.

Unter den zahlreichen Funden, die nun insgesamt bereits ein beachtliches Material ergeben, ist neben dem römischen Relief, den Terra-Sigillata-Scherben und den Edelmetall-Objekten aus den späten Gräbern der aufregendste wohl der unauffällige Ziegelrest mit dem verbrochenen Christogramm, der uns zum ersten Male in Salzburg ein authentisches Stück Frühchristentum in die Hände gelegt hat.

### C. Ausblick

Die Fortsetzung der archäologischen Grabung und Untersuchung auf St. Petrischem Grund und Boden hat gezeigt, daß unser Wissen um die Geschichte dieses Platzes noch lange nicht vollständig ist. Bisher sind kaum mehr als einzelne Mosaiksteine, wenn auch manchmal schon zusammenhängend, ans Licht gekommen, die allerdings auf ein großes und für die Salzburger Frühgeschichte bedeutendes Bild schließen lassen. Dieses möglichst umfassend zu heben, wird das Ziel weiterer Arbeiten sein. In diesem Sinne bin ich auch überzeugt, daß sich in Zukunft bessere Belege für die Abfolge der Bauten unter der Erzabteikirche, nämlich St. Peter I–III, werden finden lassen, und daß die Interpretation, wie ich sie vorgelegt habe, keineswegs so fehlgegangen ist wie manche es seit 1983 sehen.

Das Areal, das es zu erforschen gilt, ist groß genug, der Wissenschaft noch auf lange Jahre immer neue Evidenzen zu liefern. So kann hier eine weite zusammenhängende Fläche luvavums wie nirgendwo sonst in der Stadt Salzburg untersucht werden, und damit auch jenes Stratum 5, das in nachrömischer Zeit sich in den Ruinen ausbreitete, dieselben programmatisch applanierend oder wiederverwendend.

Weiterhin als vielversprechender Bereich ist der Klostergarten anzusehen, daneben natürlich auch der Kreuzgang vor Kapitelsaal und Marienkapelle sowie das Brunnenhaus. Sondagen in der Hl.-Geist-Kapelle und in und um Margarethenkirche könnten auch noch für Überraschungen sorgen.

So ist St. Peter nach wie vor ein Schlüssel. Und was dann letztendlich auch für ein Bild durch die archäologische Bearbeitung seines Bezirkes entstehen mag, wird es monastischer Boden sein, aus dem es gefördert wurde, und monastisches Wollen, das dies förderte.



**Abbildungen  
zu Karwiese,  
Ausgrabungen**



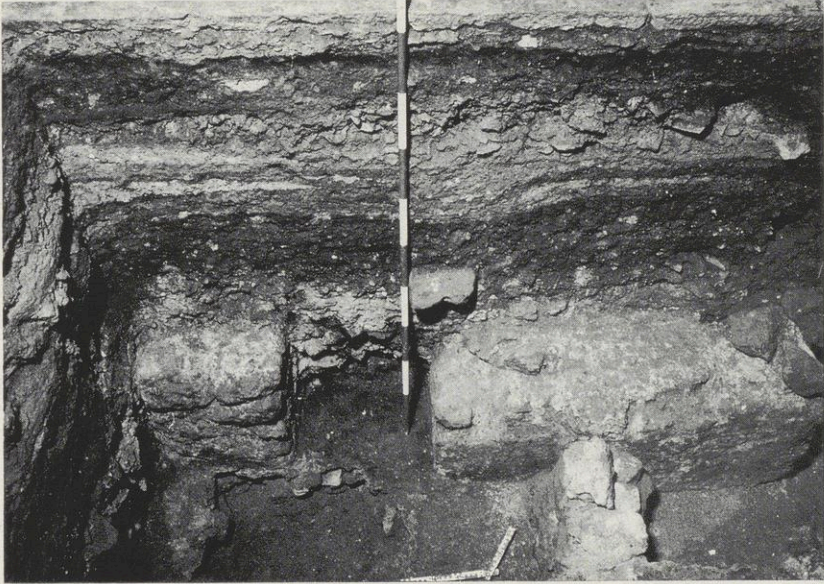


Abb. 1 St. Peter, Salzburg, Atrium, Stratigraphie über der Hypokausis von R 8 (Alle Fotos Verfasser)

Abb. 2 Atrium, N-Ecke von R 8: Suspensuren mit vermauerten Durchlässen



Abb. 3 Atrium, NW-Teil von R 8, darüber Atrium-Fundament, rechts Turmfundament





4



5



Abb. 4 Atrium, SW-Teil von R 8 mit Zungen-Suspensuren; im Profil vor dem Turm die dunkle Füllung der „Geistermauer“ (Stratum 6)

Abb. 5 Atrium, W-Ecke von R 8 mit dem anschließenden Praefurnium, dessen Abdeckung (D) aus einem Nagelfluhblock besteht.

Abb. 6 Atrium, Heizdurchlaß von R 10 nach 11



Abb. 7 Atrium, Mosaikrest unter dem Atrium-Fundament, davor Mauerecke R 10/10a

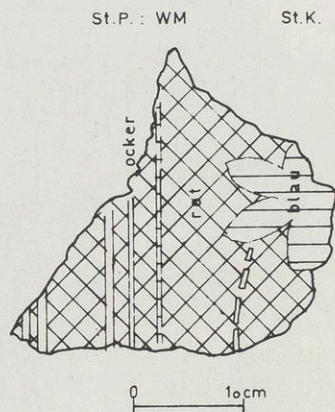


Abb. 9 Atrium, Umzeichnung eines Freskenstückes aus der Hypokaunis von R 10.

Abb. 8 Atrium, Stuckleiste aus der Hypokaunis-Füllung von R 10: 9 cm lang, Profilhöhe 5 cm.

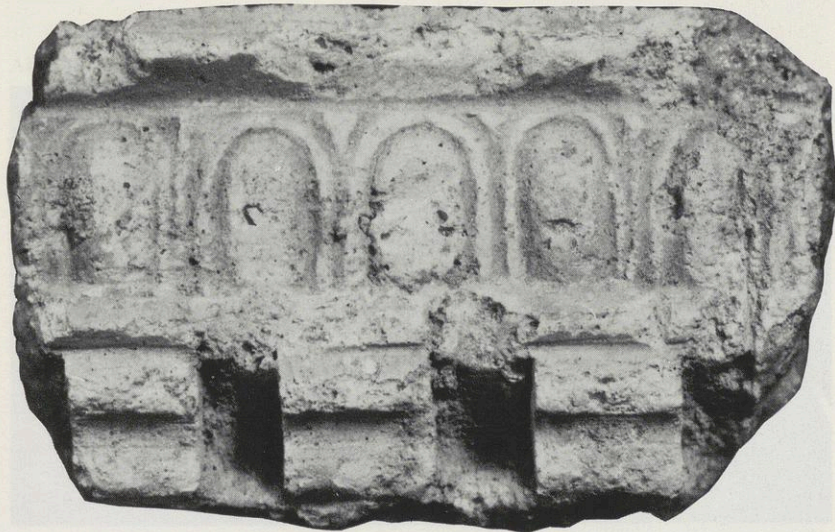




Abb. 10 Atrium, Blick über W-Ecke von R 8 auf die Stratigraphie über R 10 (mit „Geistermauer“ wie in Abb. 4).

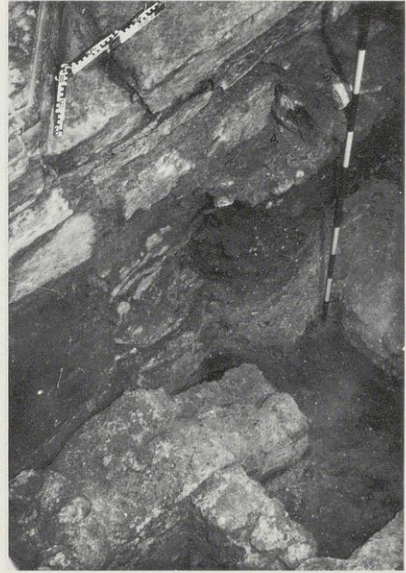


Abb. 11 Atrium, Turmfundament unter dem linken Portalort, darunter Hypokaüsis von R 8; am Fundament eine vorspringende Stufe (St) mit Ausnehmung (A).



Abb. 12 Atrium, Pfostenloch vor linkem Portalort

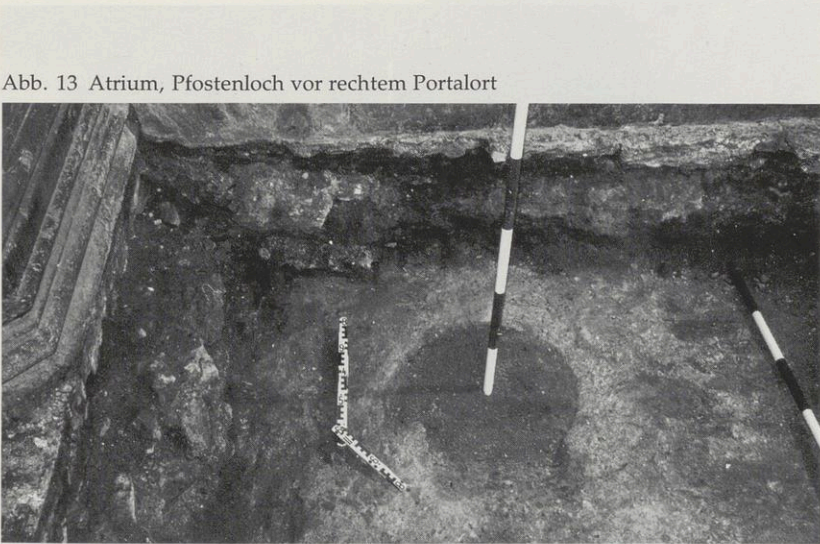
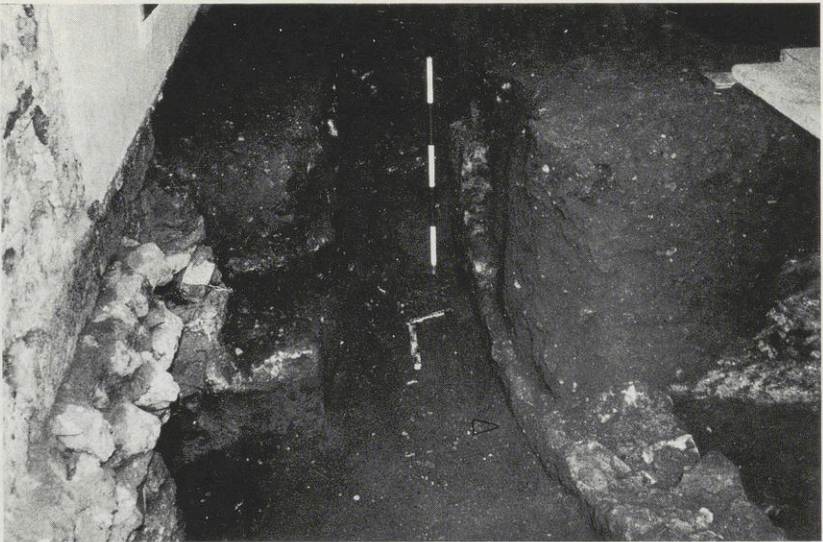


Abb. 13 Atrium, Pfostenloch vor rechtem Portalort



Abb. 14 Atrium, marmorner Profilsokkel beim linken Portalort; der Sockel reicht weiter nach NO, ist aber von der Atriumwand überbaut; aus dem Spalt stammt spätmittelalterliche Keramik (s. Fig. 7).

Abb. 15 Kreuzgang, Südflügel, NW-Teil der So. 7/83 mit der Gassenmauer beim Knick (Pfeil), links das Kirchenfundament.



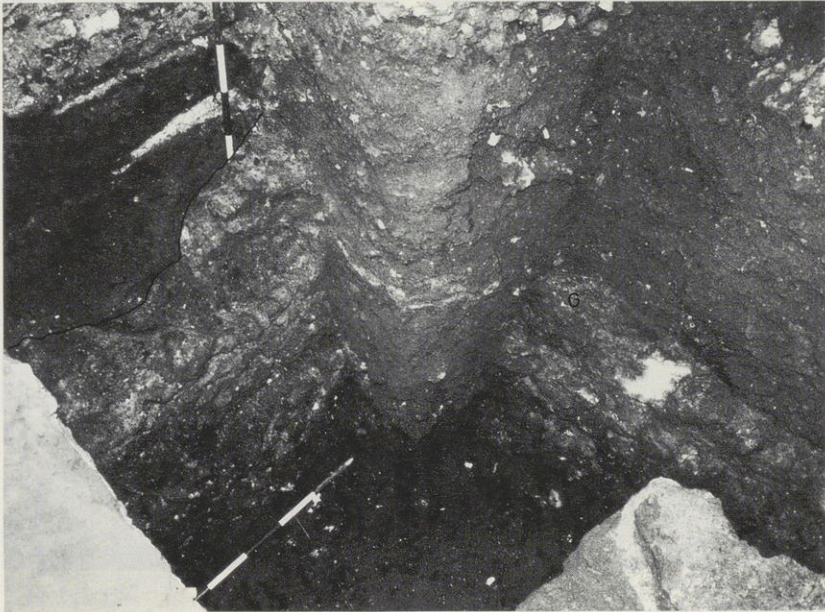


Abb. 16 Kreuzgang, S-Ecke von So. 10/83, rechts Gassenmauer (G), links die römische Mauer, die die Flucht des Kapitelsaales vorgibt.

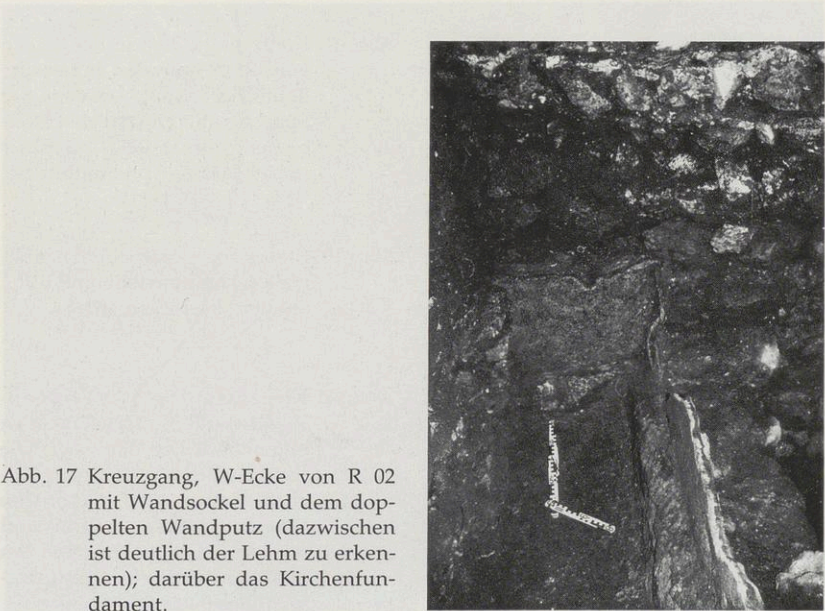
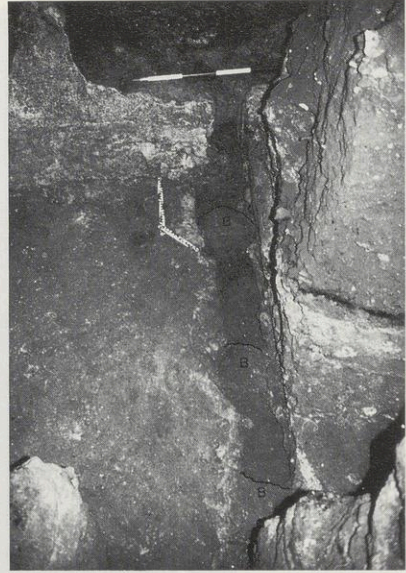


Abb. 17 Kreuzgang, W-Ecke von R 02 mit Wandsöckel und dem doppelten Wandputz (dazwischen ist deutlich der Lehm zu erkennen); darüber das Kirchenfundament.



18



19



Abb. 18 Kreuzgang, Ofen in der S-Ecke von R 02 (an der Innenseite deutlicher Ruß), davor der Spalt für die ehemalige Trennmauer von R 01/02, darüber (rechts) Mauer von Stratum 2a.

Abb. 19 Kreuzgang, Spalt für die ehemalige Trennmauer von R 01/02 mit den ‚Basis-Steinen‘ (B)

Abb. 20 Kreuzgang, So. 4/83 mit S-Wand von R 01 (Sockel deutlich erkennbar). Das Bild zeigt, wie die spätmittelalterlich-neuzeitlichen Gräber in das römische Stratum eingesenkt sind und wie sie sich überlagern. Im Hintergrund das Kirchenfundament des Baldarichbaues.

Abb. 21 Kreuzgang, oberer Rand des Tiefbrunnens vor der Gassenmauer, darüber die jüngere O-Mauer von R 01 (vgl. Abb. 23).



Abb. 22 Kreuzgang, Steinmauer (SM) mit aufgesetzter Rutenputzwand (RP), davor Terrazzo-Estrich (T); dahinter Trennmauer von R 01a/02a von Stratum 3 (3).



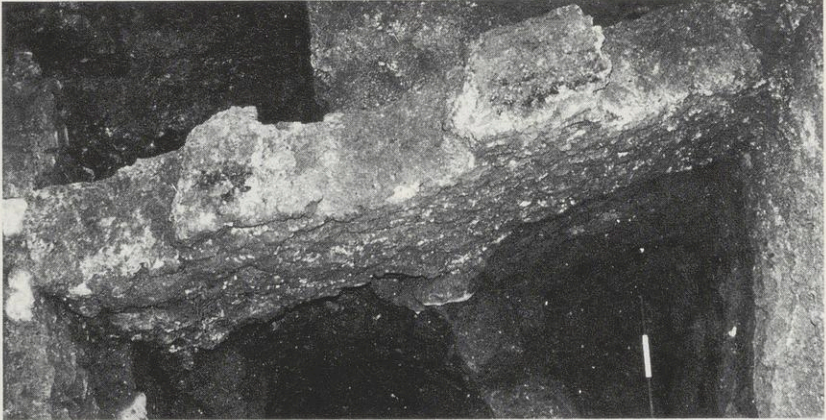


Abb. 23 Kreuzgang, jüngere O-Mauer von R 01 mit den inkohlten Spuren eines Fachwerk-Aufbaues (die Wannen in der Mauerkrone stammen von Gräbern); unter der FUK der Tiefbrunnen (vgl. Abb. 21).

Abb. 24 Kreuzgang, Trennmauern von R 01/02 (links) und R 01a/02a (rechts)





Abb. 25 Kreuzgang, So. 6/83 mit der jüngeren W-Mauer von R 02, deren FUK in die spätere Grube (G) abgesunken ist (Pfeil).

Abb. 26 Kreuzgang, So. 9/83 mit Trennmauer von R 03/04 (vgl. Abb. 34)





Abb. 27 Kreuzgang, Stratigraphie unter und über R 03, darüber Kreuzgang-Fundament

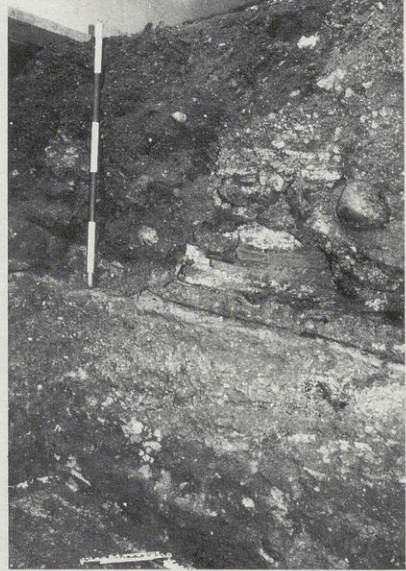


Abb. 28 Kreuzgang, Stratigraphie über R 01 mit dem Rest der Esse (vgl. Fig. 9)

Abb. 29 Kreuzgang, Ansicht der Esse, rechts (Pfeil) ein eingemauertes Fragment von einem Christogram-Ziegel

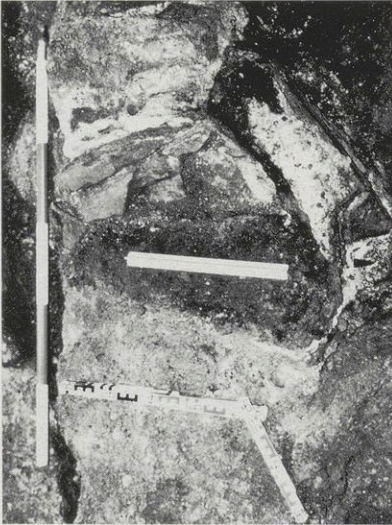


Abb. 30 Kreuzgang, Mauerecke neben Esse unter Kreuzgang-Fundament

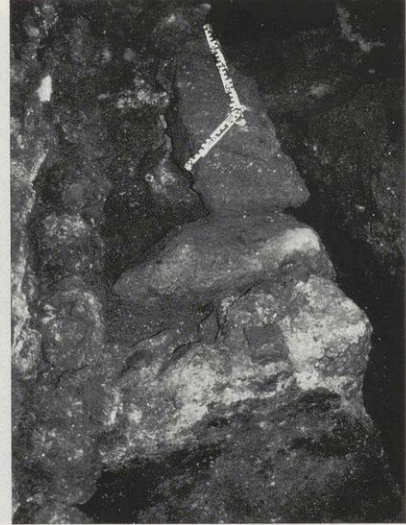




Abb. 31 Kreuzgang, So. 5/83: Fuge im Kirchenfundament mit z. T. eingebackenen Skelettknochen



Abb. 32 Kreuzgang, So. 7/83 mit Gasenmauer (G) und Kirchenfundament, darin römische Spolie

Abb. 33 Kreuzgang, So. 10/83 mit Kreuzgang-Fundamentecke (F), darunter römischer Estrich von R 05 (vgl. Fig. 12)

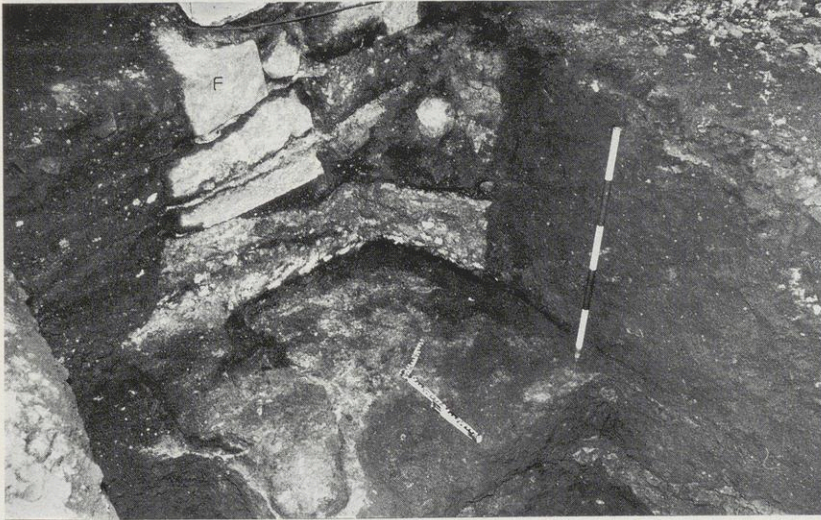




Abb. 34 Kreuzgang, So. 9/83 mit Kreuzgang-Fundament (vgl. Abb. 26)

Abb. 35 Kreuzgang, So. 5/83 mit Gräbern 1–7

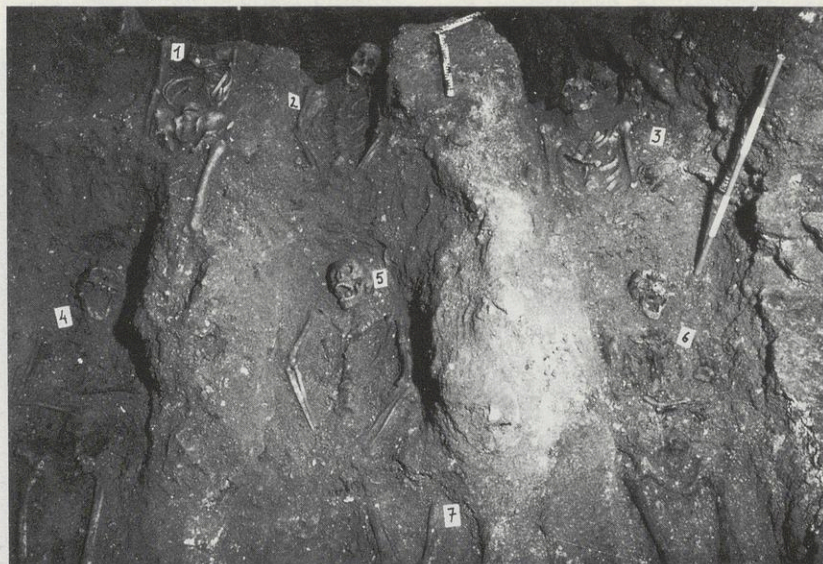




Abb. 36 Kreuzgang, Grab 5 mit kleiner „Armschließe“ auf linkem Oberarm



Abb. 37 Kreuzgang, Skelett eines Adligen mit Schwert unter der Grabplatte des Herrn von Pünau



Abb. 38 Fragmente von TS-Reliefschüsseln: 1+2 = 1. H. 1. Jh. n. Chr., 3 = 2. H. 1. Jh. n. Chr. (FN 28, 28, 27/84), 4 = 1. H. 2. Jh. n. Chr. (K 6/84), 5 = 1. H. 3. Jh. n. Chr. (K 5/84)



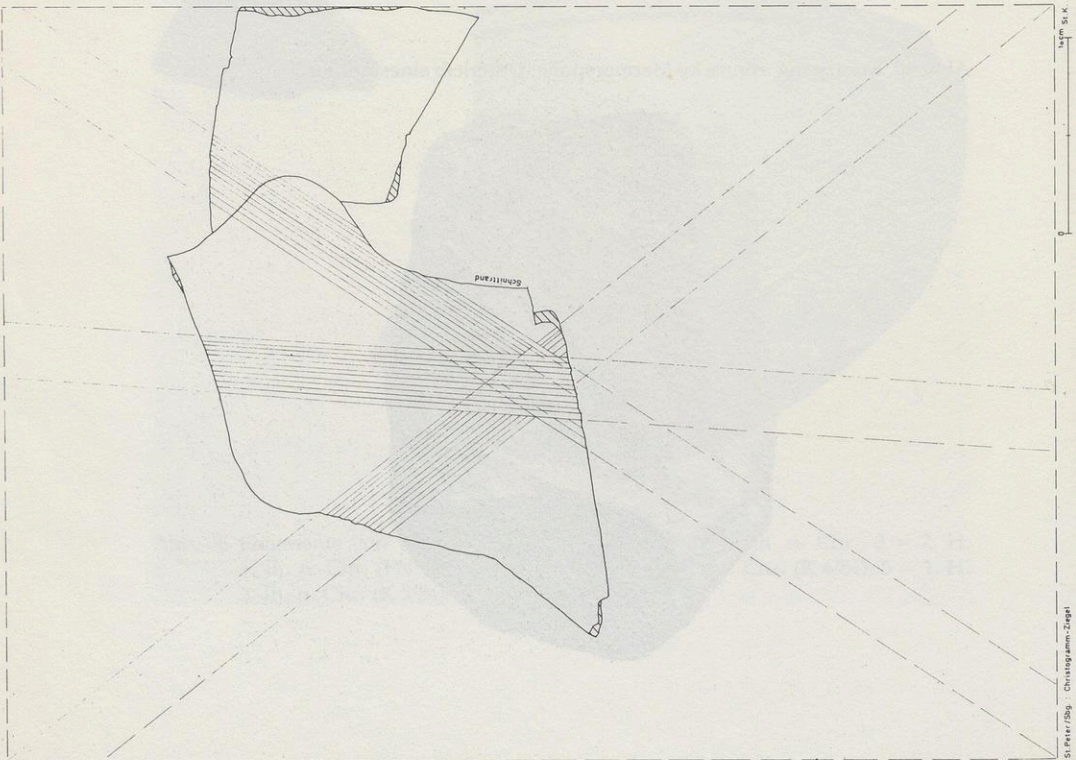
Abb. 39 Kreuzgang, Fragment von Amphorenschulter mit aufgemalter Beschriftung

Abb. 40 Kreuzgang, römische Marmorspolie, Unterleib eines Genius?





Abb. 41 Kreuzgang, Fragmente einer Ziegelplatte mit Christogramm, unten Rekonstruktion



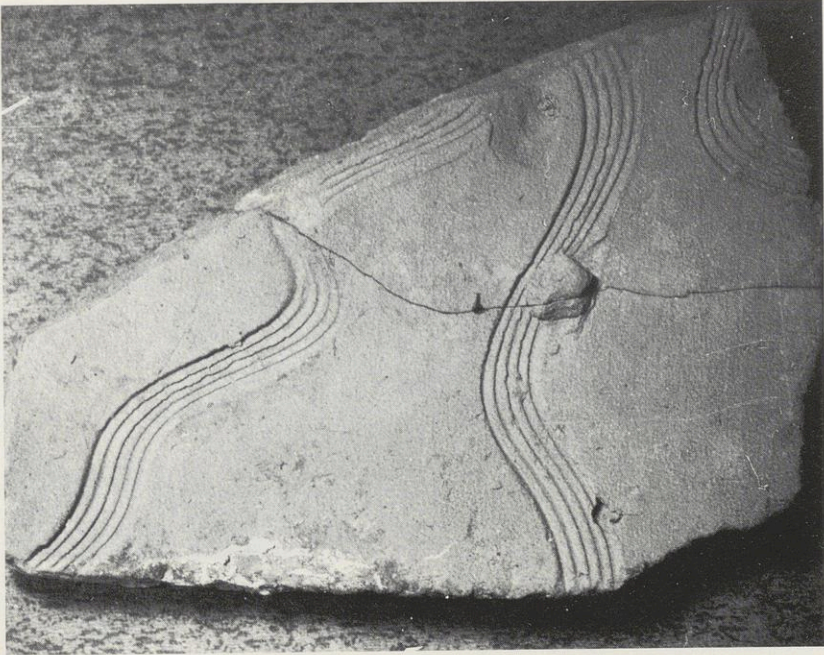


Abb. 42 Kreuzgang, Fragment einer Ziegelplatte mit Wellenlinien

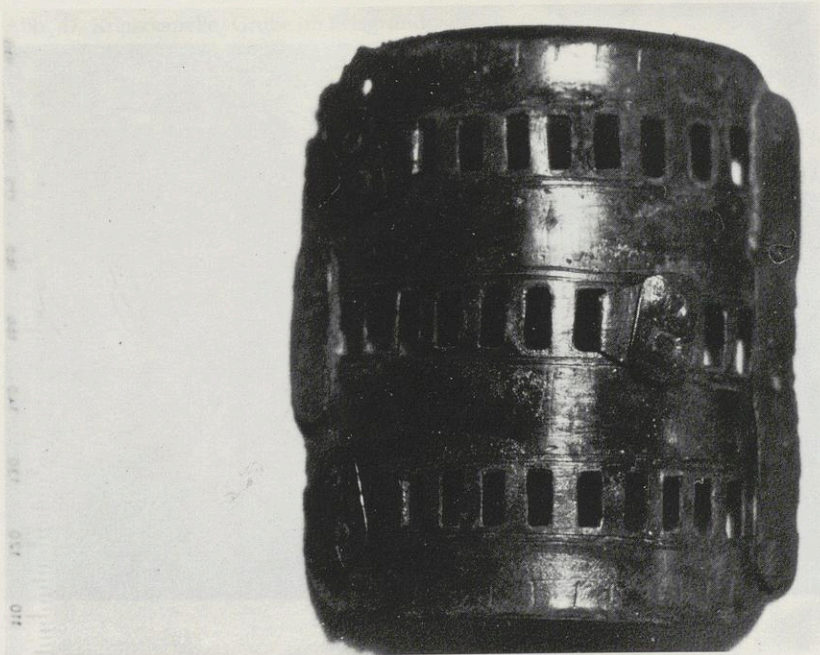


Abb. 43 Kreuzgang, „Armschließe“

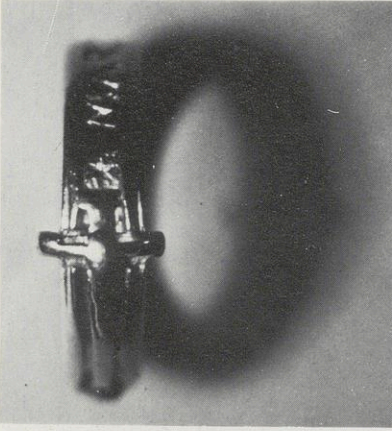
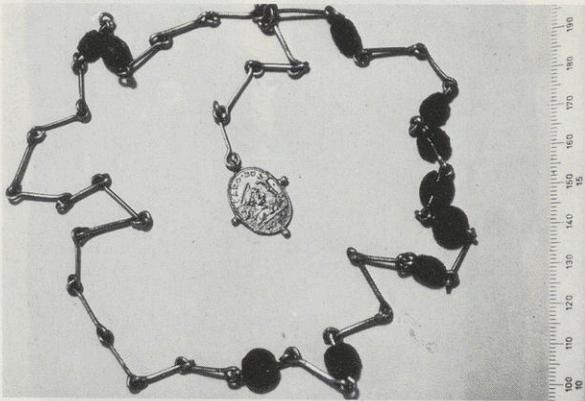


Abb. 44 Kreuzgang, Goldring

Abb. 45 Kreuzgang, Rosenkranz mit Medaillon



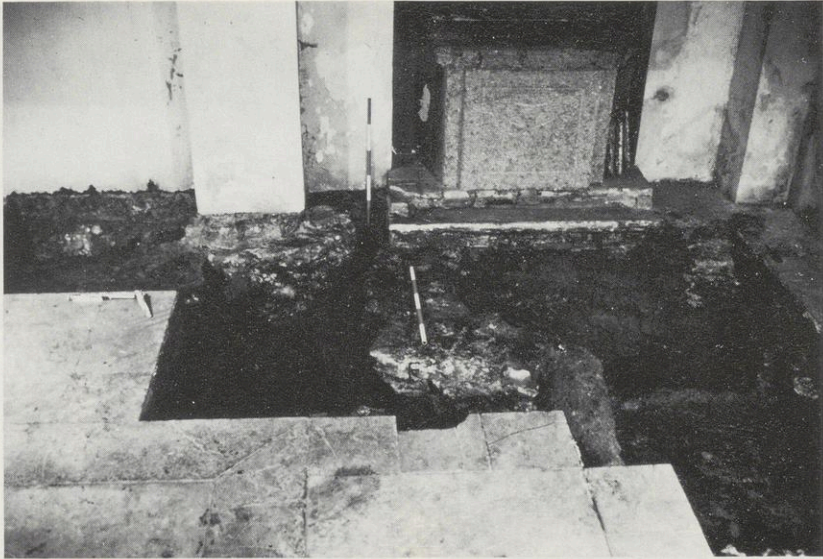


Abb. 46 Kreuzkapelle (St.-Peters-Friedhof), W-Ecke vor „Ölberg“, in der Mitte Fundament (F) des 11. Jh.s (?)

Abb. 47 Kreuzkapelle, Grube im Felsgrund

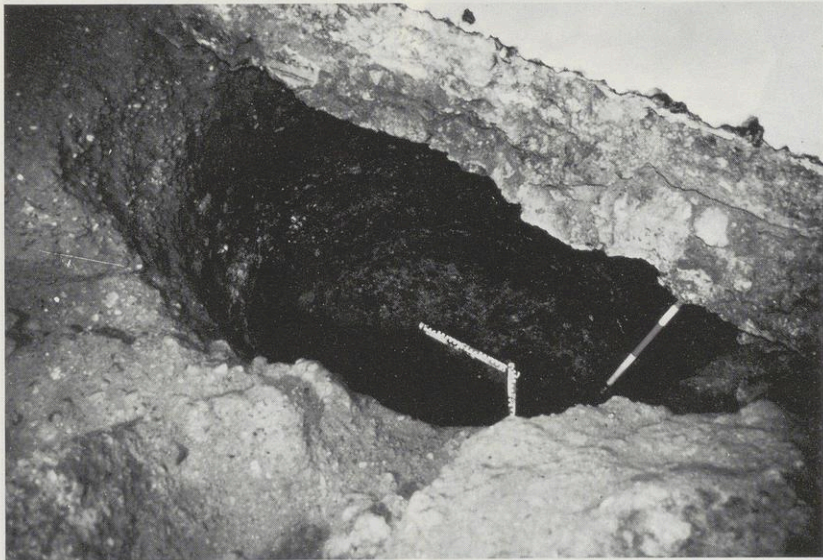




Abb. 48 Kreuzkapelle SO, eingebneter Felsgrund (Löcher und Spalten mit Nagelfluh-Schotter gefüllt)

Abb. 49 Fragmente von karolingischem Flechtwerk (Untersberger Marmor) von Kreuzkapelle und Kreuzgang

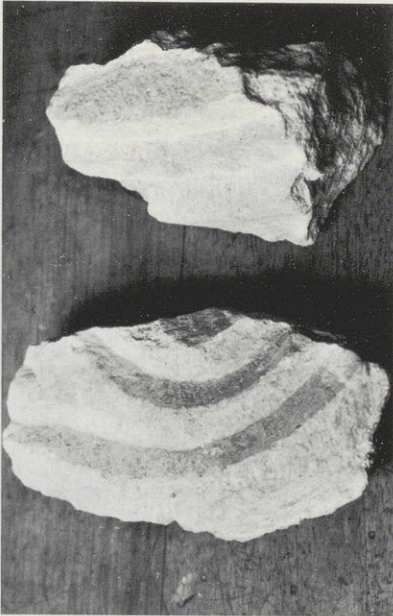


Abb. 50 Ägidius-Kapelle an der Kreuzkapelle: ehemalige Stufen von der Felskapelle zum Chor

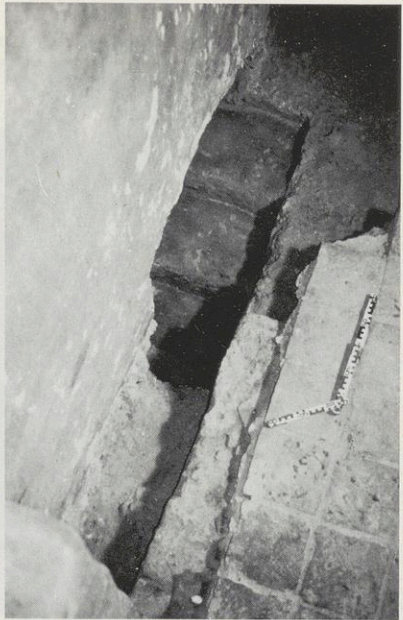




Abb. 51 Kreuzkapelle, nördliche Außenseite der Lodronischen Gruft



Abb. 52 Kreuzkapelle, Skelett des Herrn von Trapp



Abb. 53 Kreuzkapelle, Urne mit Kalkabdeckung in Fundlage



Abb. 54 Kreuzkapelle, Ansicht der Urne

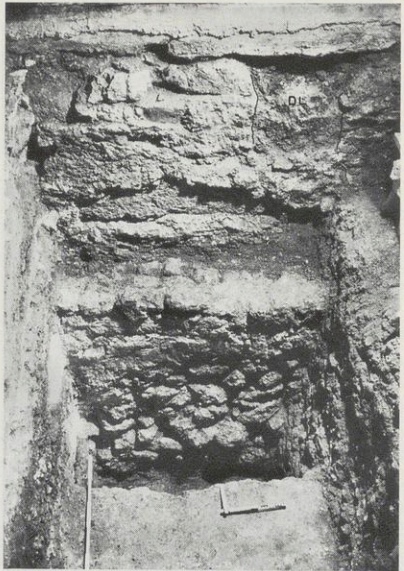


Abb. 57 M.-Haydn-Gedächtnisstätte, NW-Profil der So. 5/84 (vgl. Fig. 28)

Abb. 55 Kreuzkapelle, „Ölberg“-Grotte: zuunterst der Ziegelboden (Z), oben die Nische mit dem Gipsblock

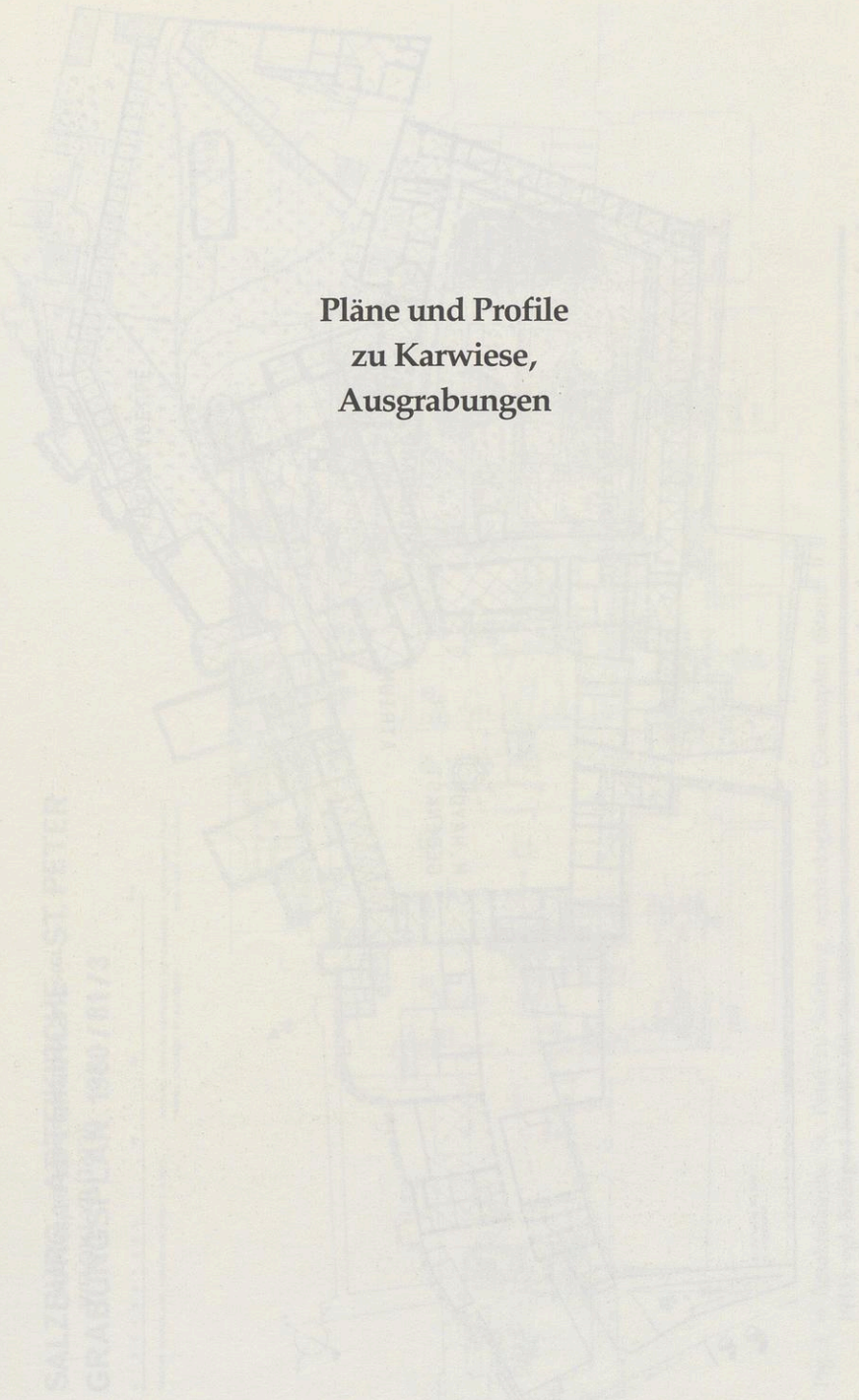


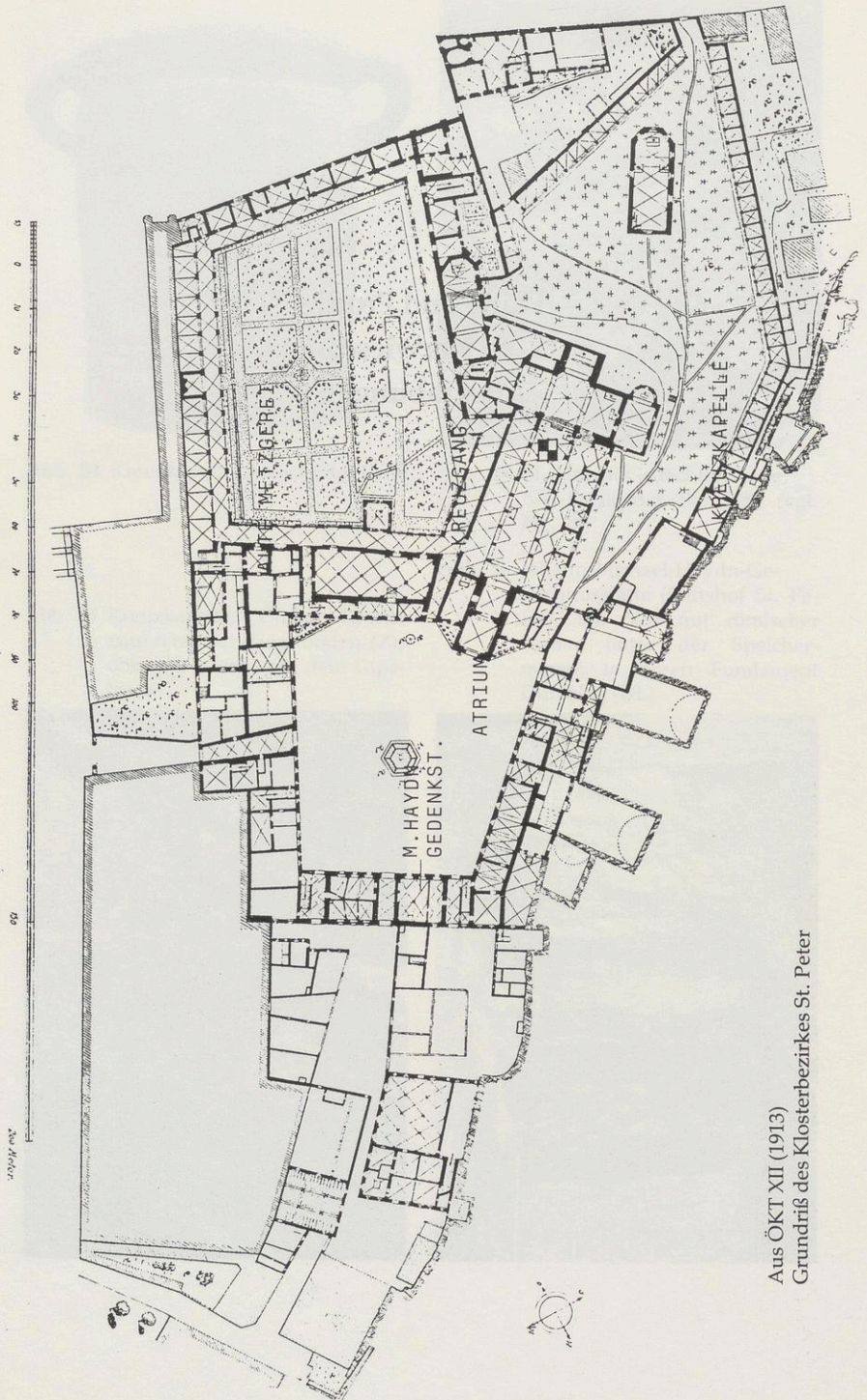
Abb. 56 Johann-Michael-Haydn-Gedächtnisstätte (Stiftshof St. Peter), So. 5/84 mit römischer Mauer unter der Speichermauer; in deren Fundament Durchlaß (DL)



**Pläne und Profile  
zu Karwiese,  
Ausgrabungen**

SALZBURG, ABBATEINWICHE von ST. PETER  
GRABUNGSPLAN 1980 / 81 / 3





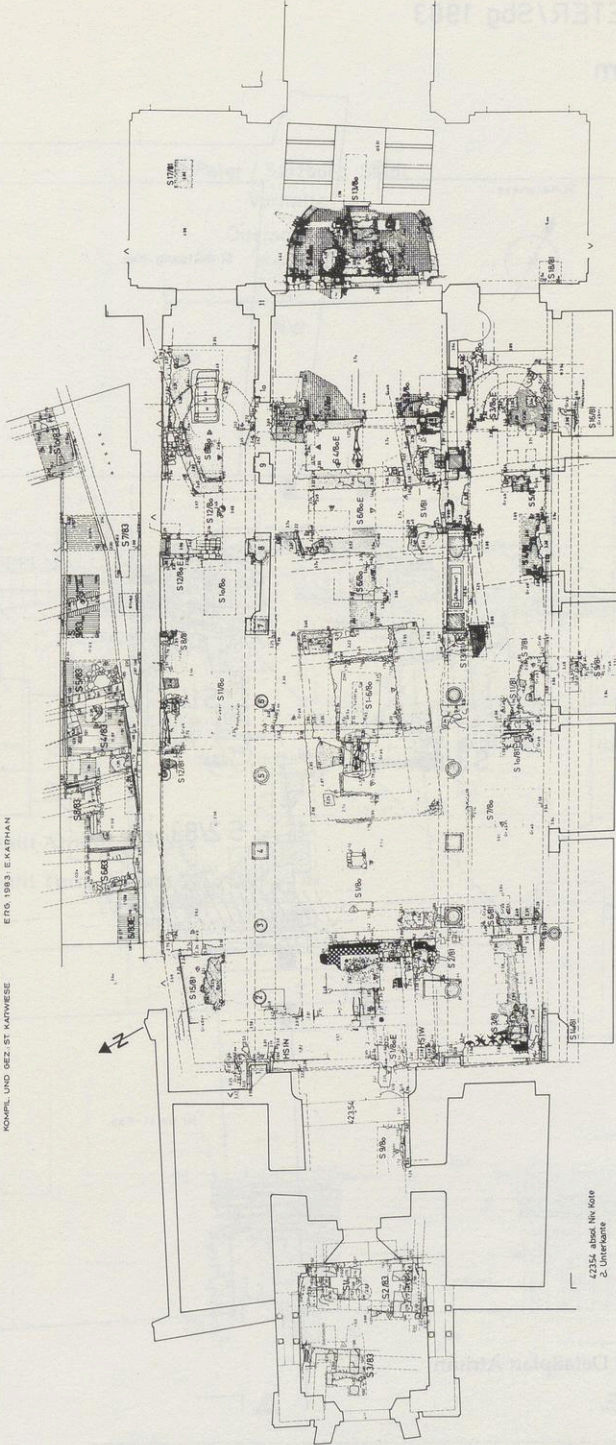
Aus ÖKT XII (1913)  
Grundriß des Klosterbezirkes St. Peter

# SALZBURG, ABTEIKIRCHE ST. PETER GRABUNGSPLAN 1980/81/3

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 15 20 30/4

GEDAT GRUNDLAGE: H. WIMONREUTHER / H. ROTH

ARCHÄOL. PLAN, ST. KARWESE / W. WOLLMAYR / F. DICK  
KOPPL. UND GEZ. ST. KARWESE  
ETG. 1983 / E. KATHAN



42354: abstr. Nr. 402  
2. Unterecke

Fig. 1 = Erzabteikirche St. Peter zu Salzburg, archäologischer Gesamtplan (Stand 1983); vgl. Beilage 1 StMBO Bd. 93, 1982





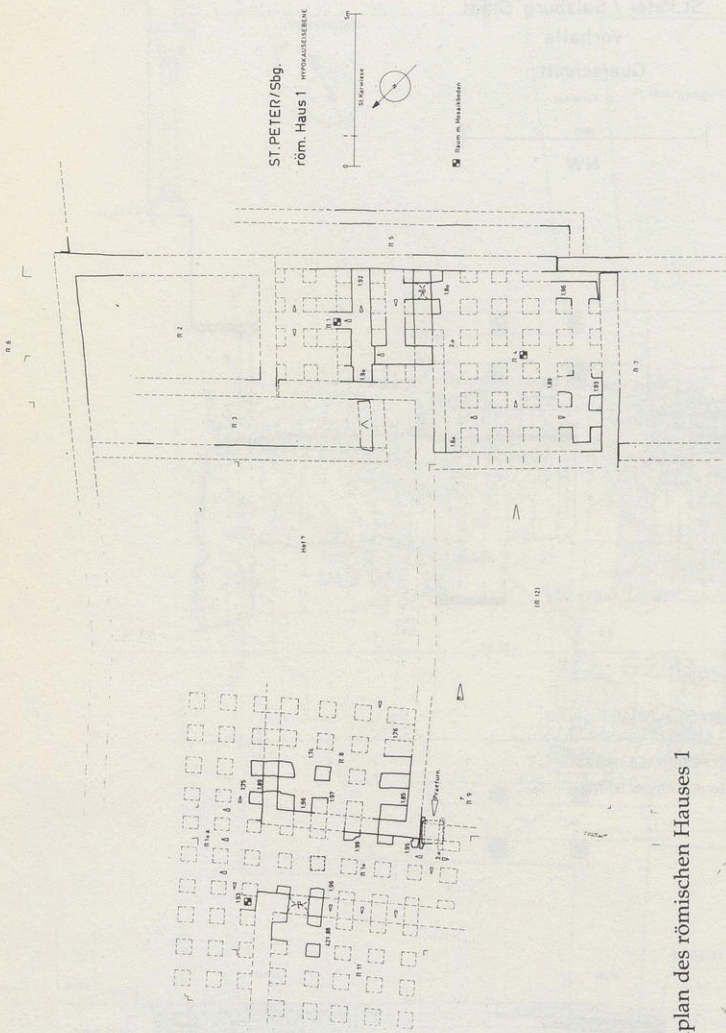
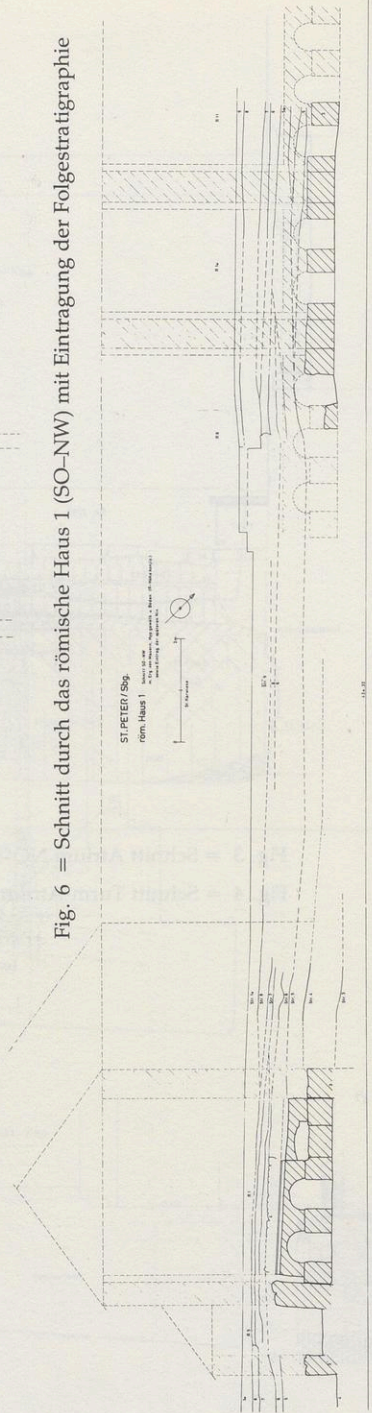
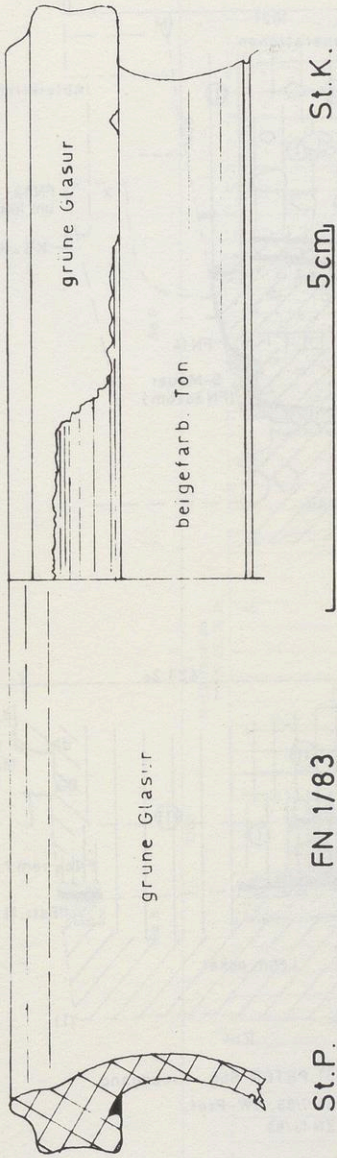


Fig. 5 = Detailplan des römischen Hauses 1

Fig. 6 = Schnitt durch das römische Haus 1 (SO-NW) mit Eintragung der Folgestratiographie





FN 1/83

St.P.

Fig. 7 = Keramikprofil FN 1/83

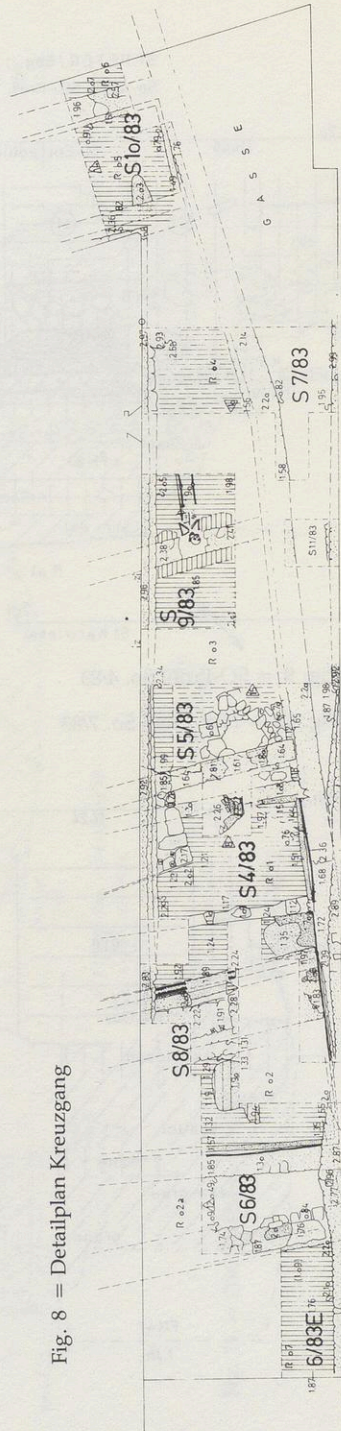


Fig. 8 = Detailplan Kreuzgang

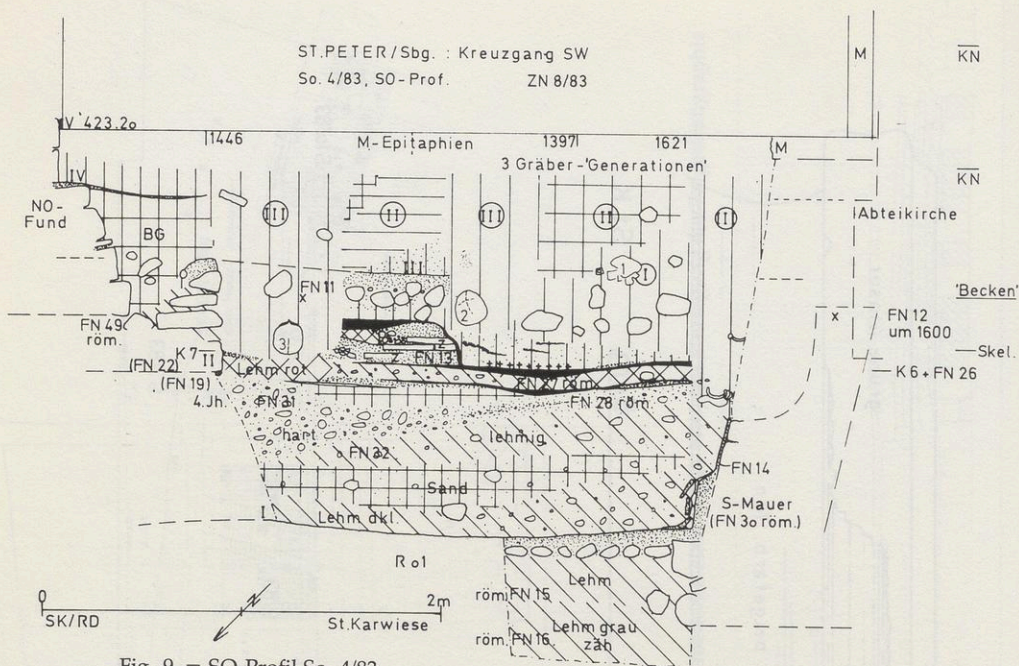
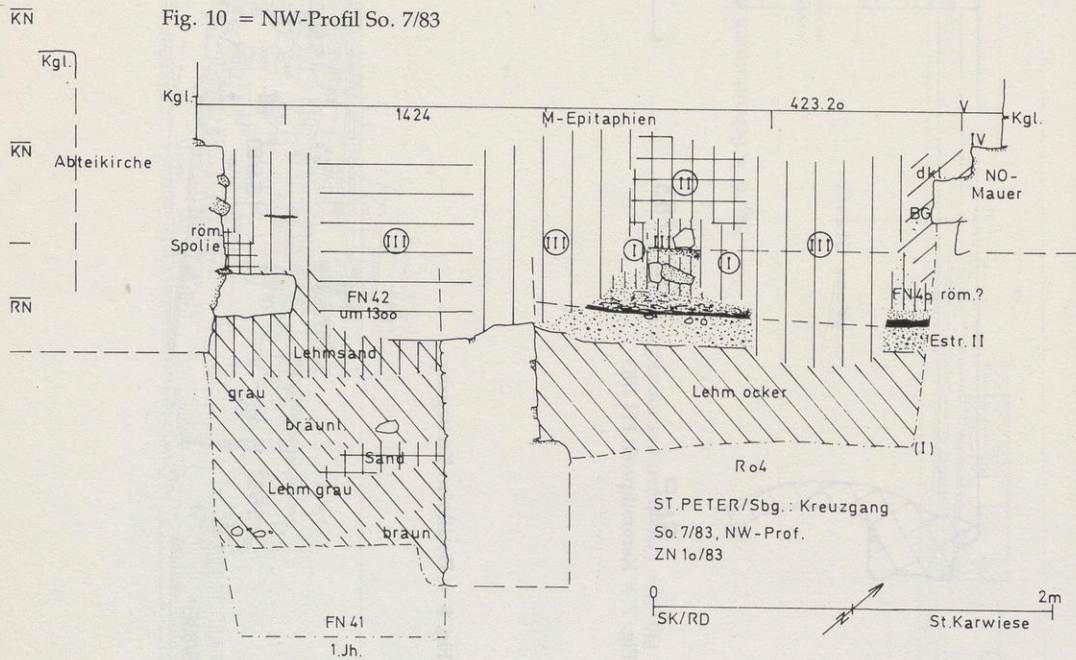


Fig. 9 = SO-Profil So. 4/83

Fig. 10 = NW-Profil So. 7/83



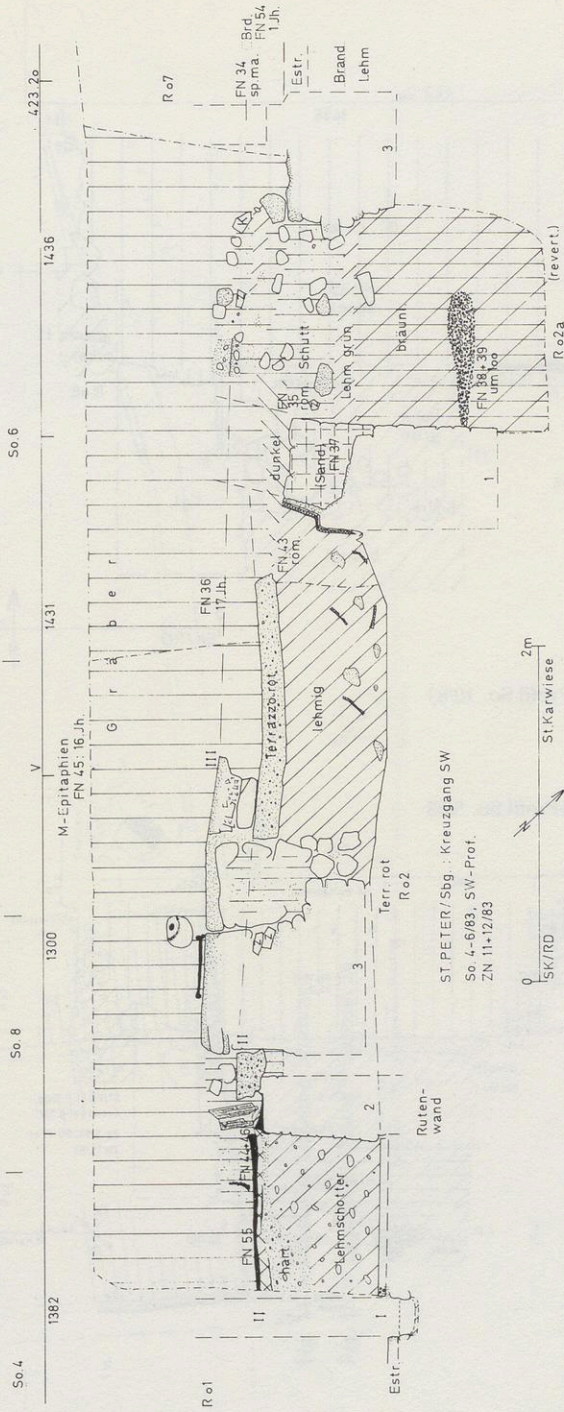


Fig. 11 = OW-Profil So. 4-6/83

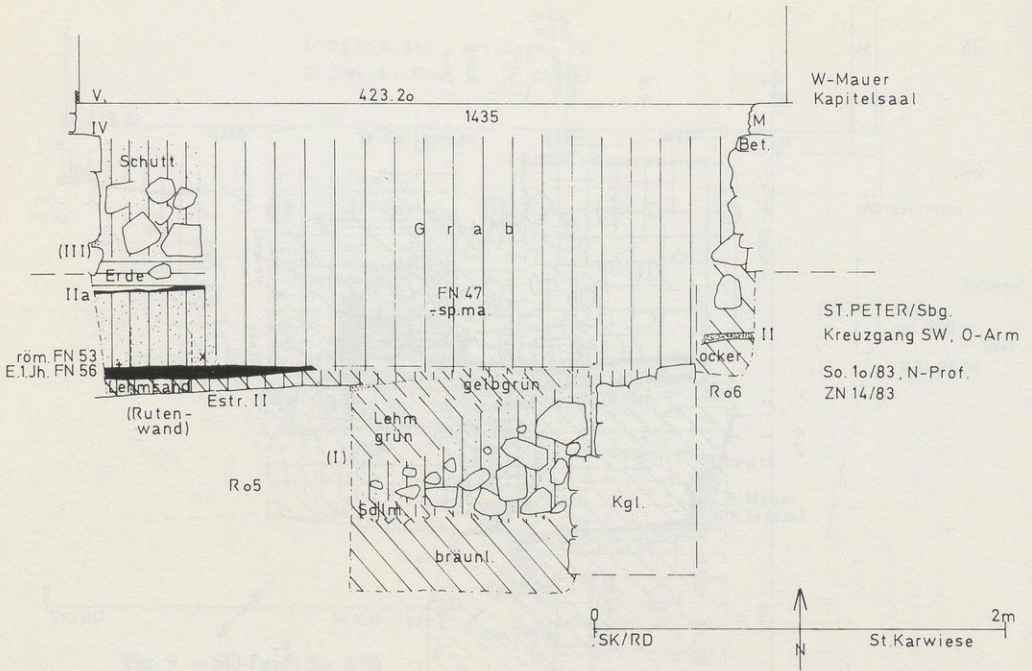
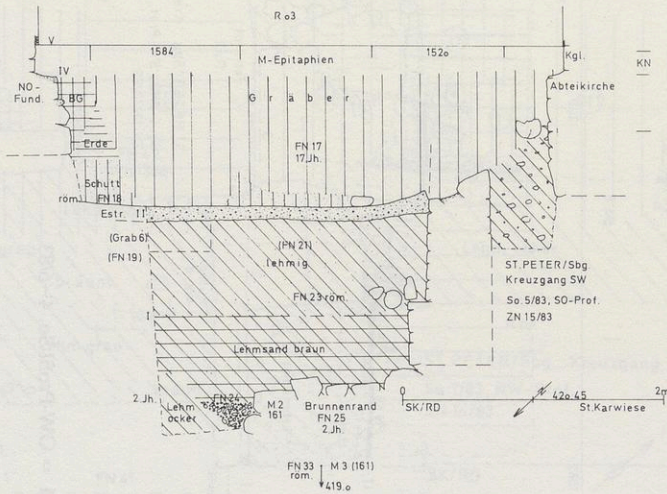


Fig. 12 = N-Profil So. 10/83

Fig. 13 = SO-Profil So. 5/83



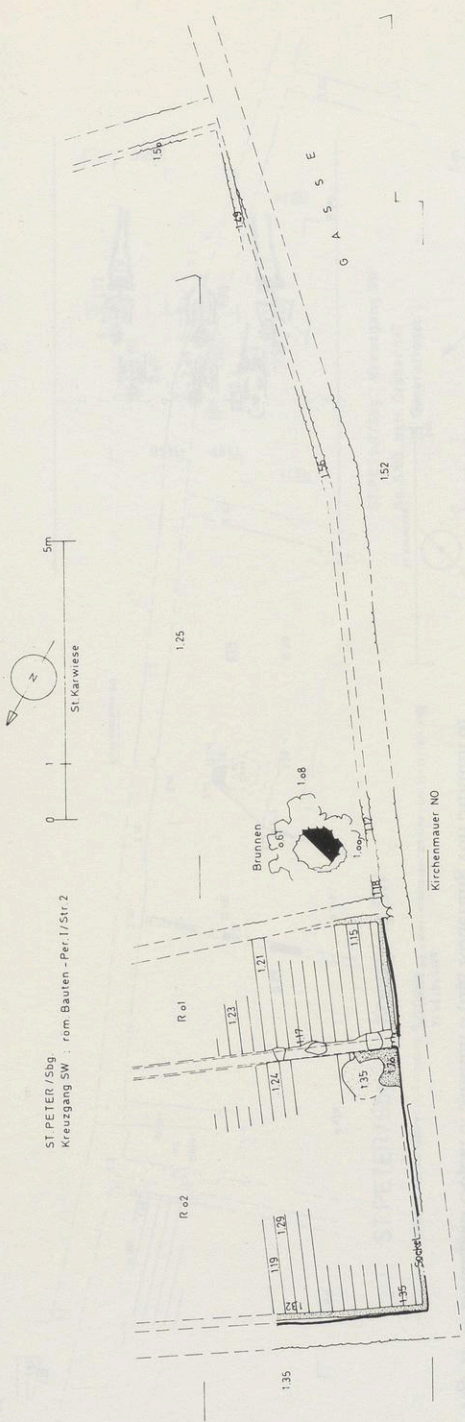
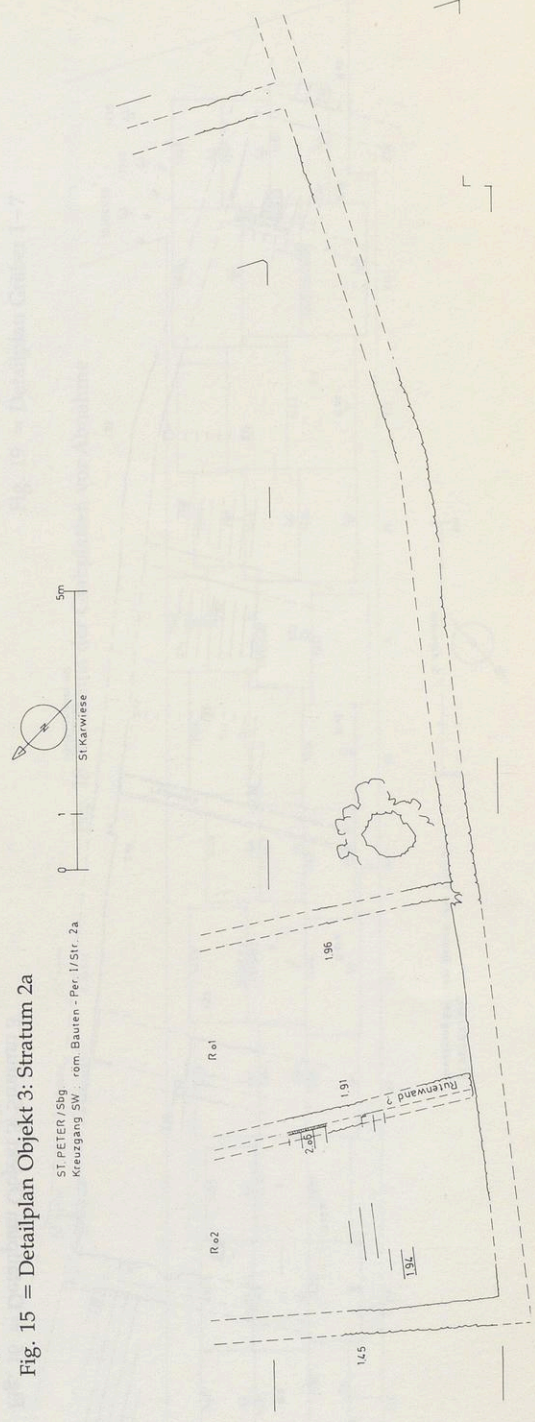


Fig. 14 = Detailplan Objekt 3: Stratum 2

Fig. 15 = Detailplan Objekt 3: Stratum 2a



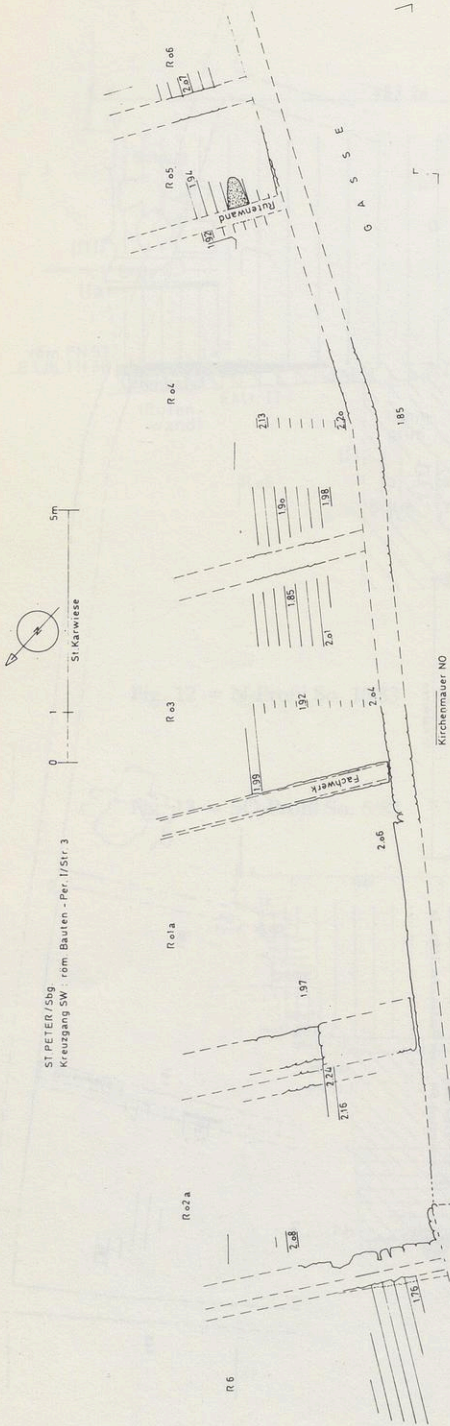
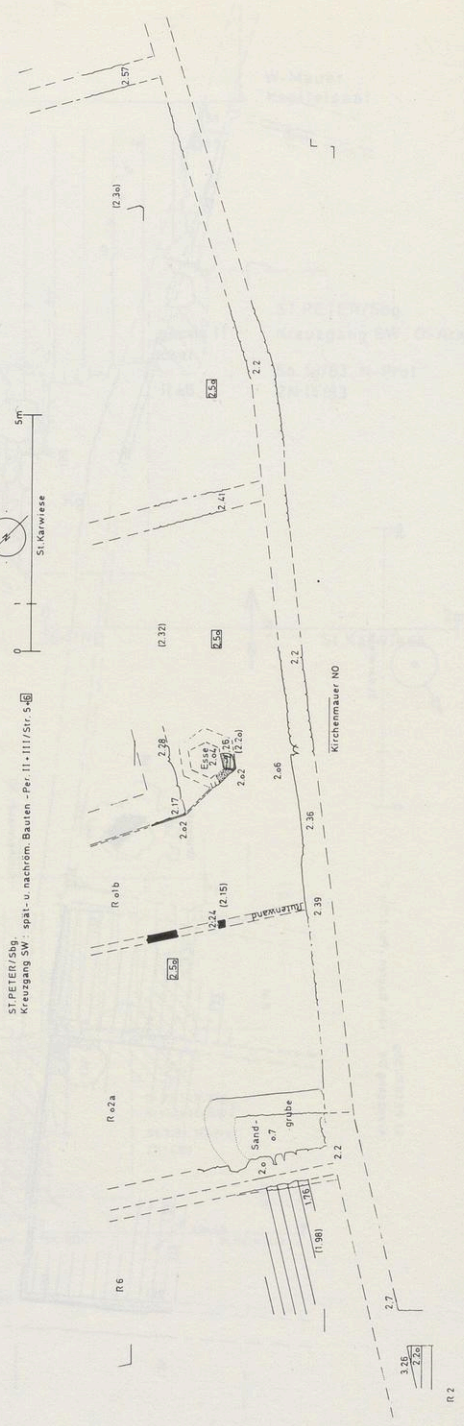
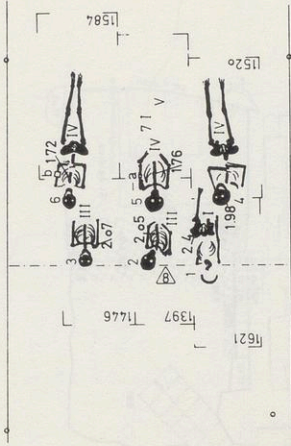


Fig. 16 = Detailplan Objekt 3: Stratum 3

Fig. 17 = Detailplan Objekt 3: Stratum 5 (mit Kotierung von Stratum 6)

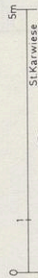




ST.PETER/Sbg.: Kreuzgang SW  
So. 5/83, nztll. Gräber 1-7  
(5 'Generationen')

ST.PETER/Sbg. Kreuzgang SW

Schema der Epitaphien n. Aufmessg. R. Juffinger



♣ Ritter  
♣ Priester  
♣ Schreiber  
† v. Pinnau  
/ Schreiber  
Dr. Jurist  
J. Jahre

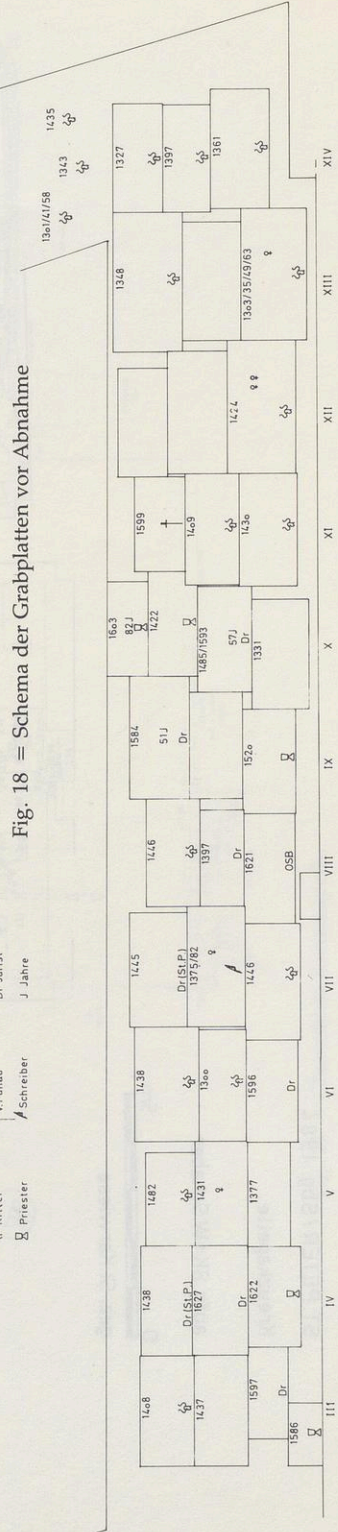


Fig. 18 = Schema der Grabplatten vor Abnahme

186-20 - Christiania - Kreuzgang

ST. PETER / Sbg. 1904  
Kreuzkapelle

aufg. SK + W. Schaber



gez. St. Karwiese

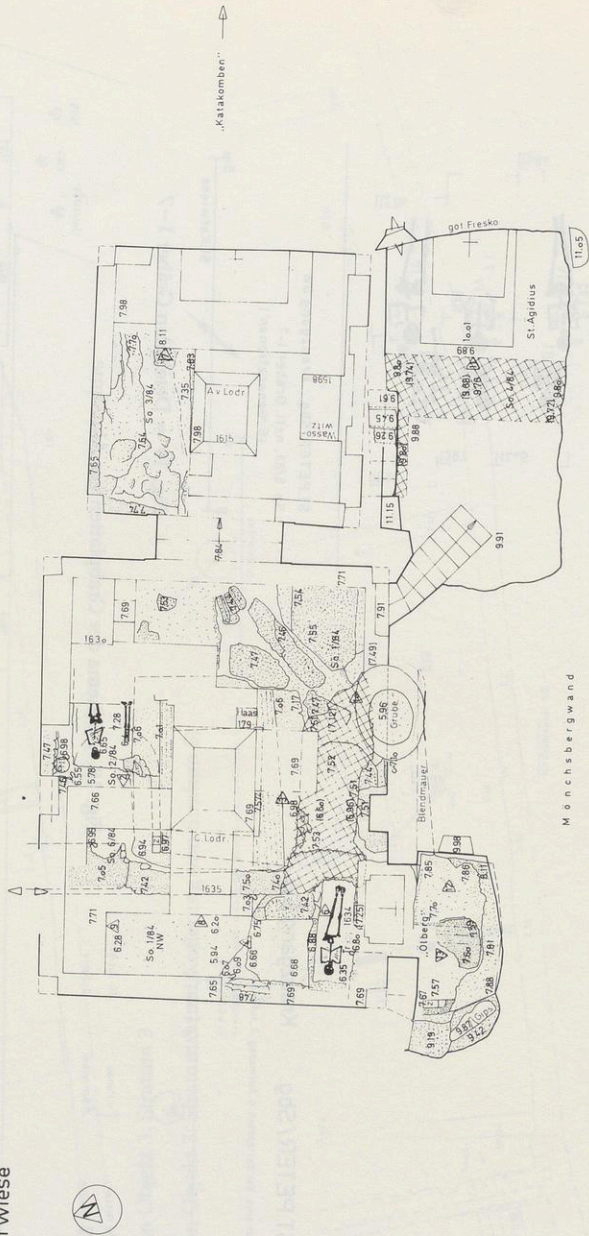


Fig. 20 = Gesamtplan Kreuzkapelle



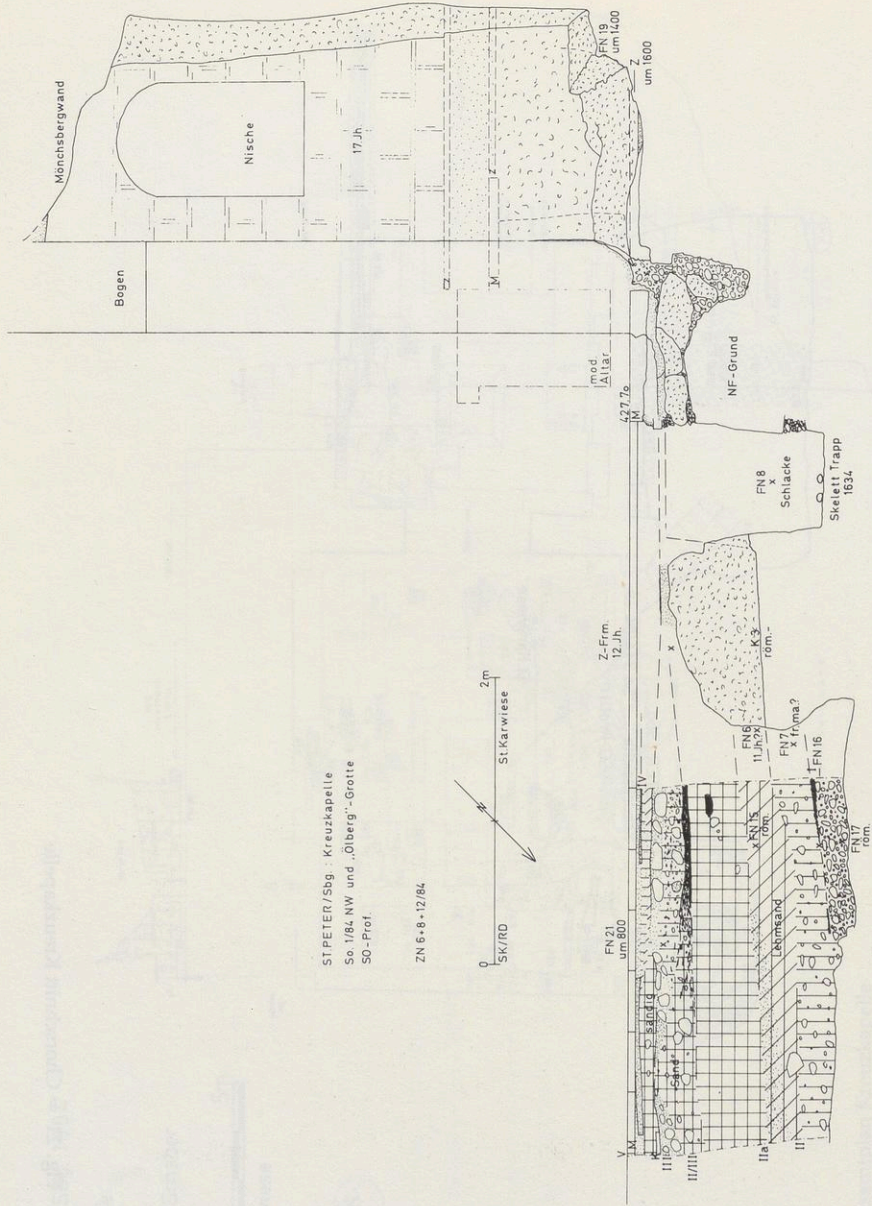


Fig. 22 = Kreuzkapelle, St.-Peters-Friedhof, Schnitt vom „Ölberg“ nach NO

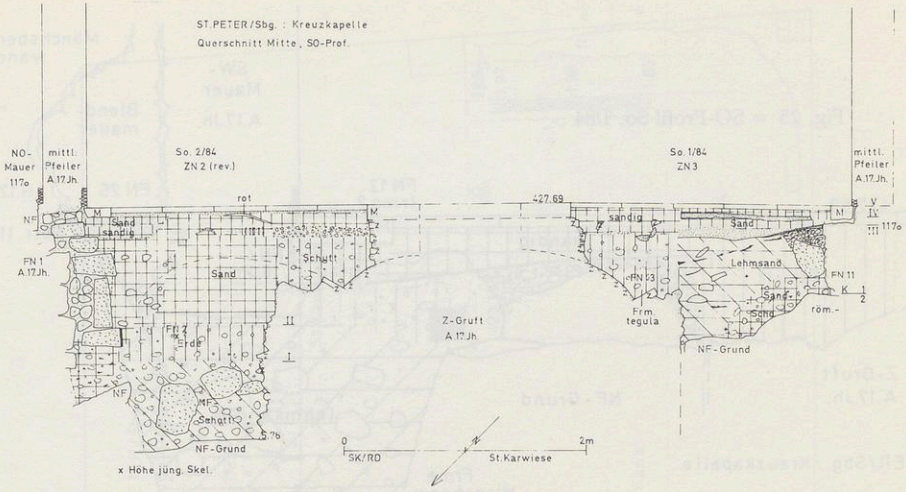


Fig. 23 = Mittelschnitt Kreuzkapelle

Fig. 24 = NO-Profil So. 1/84 (NW-Teil)

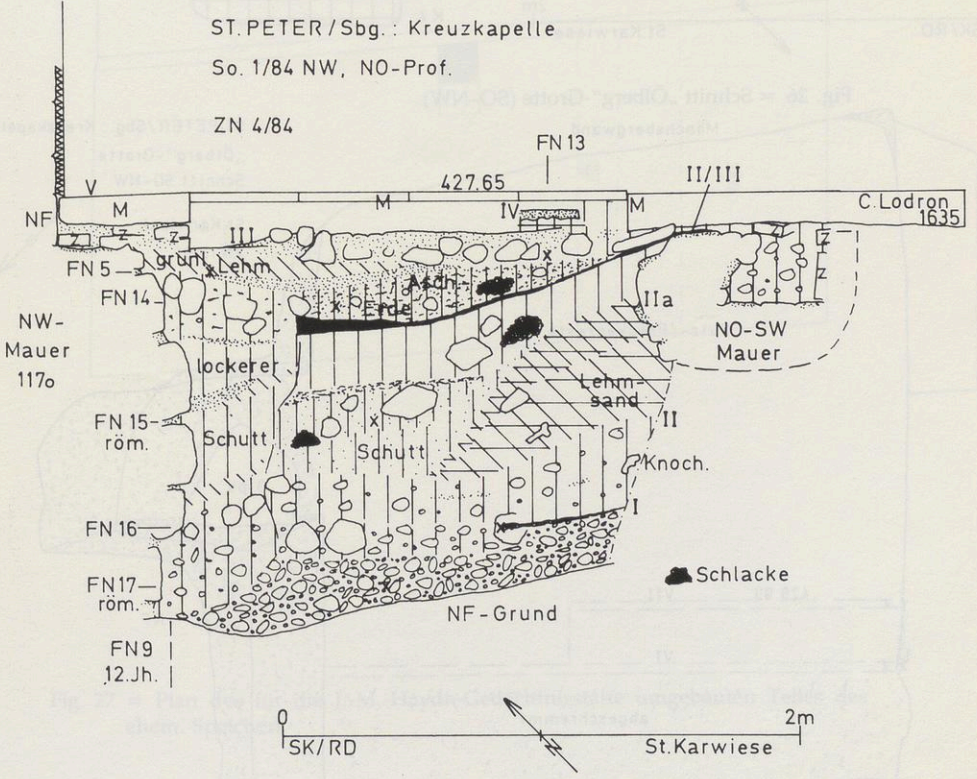
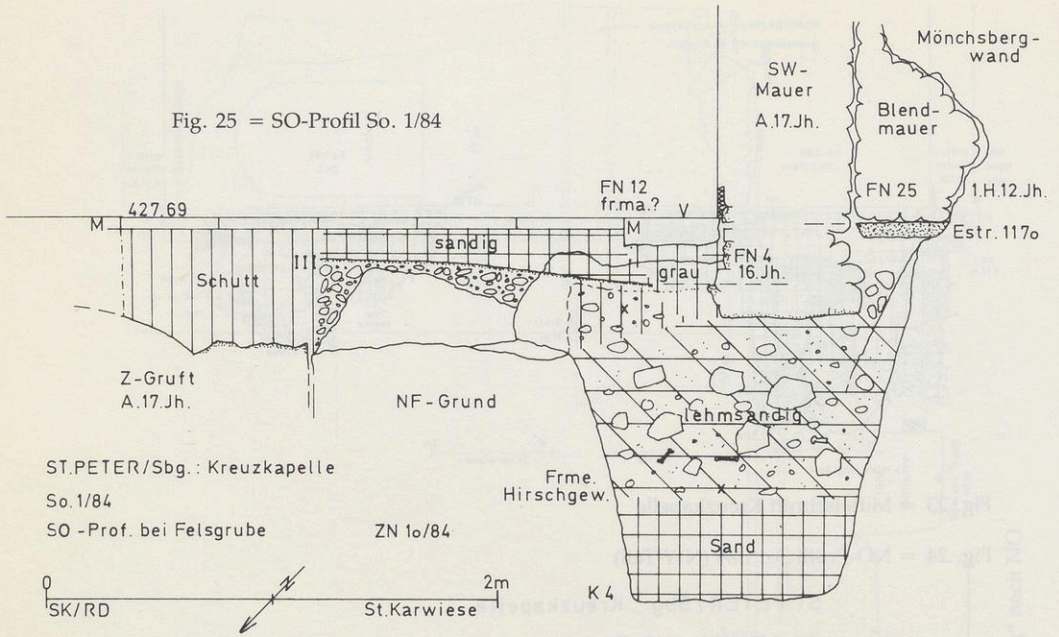


Fig. 25 = NO-Profil So. 1/84 (SW-Teil)

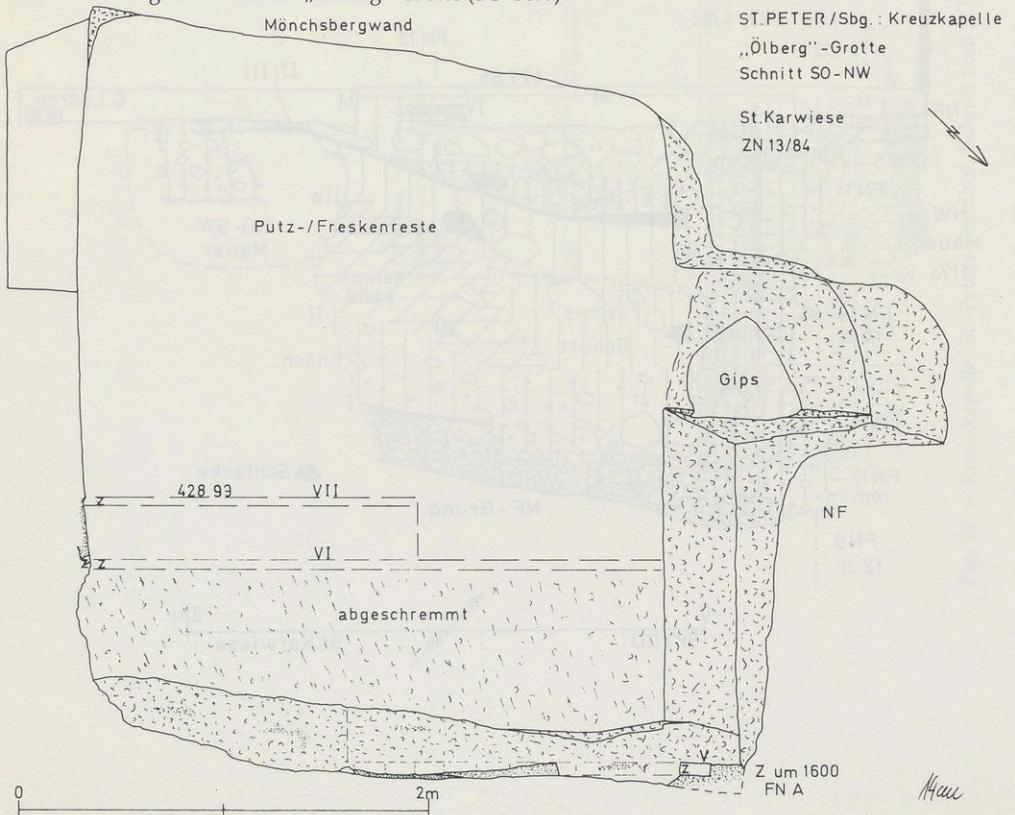
Fig. 25 = SO-Profil So. 1/84



ST.PETER/Sbg.: Kreuzkapelle  
 So.1/84  
 SO -Prof. bei Felsgrube

ZN 10/84

Fig. 26 = Schnitt „Ölberg“-Grotte (SO-NW)



ST.PETER/Sbg.: Kreuzkapelle  
 „Ölberg“-Grotte  
 Schnitt SO-NW

St.Karwiese  
 ZN 13/84

*Mau*

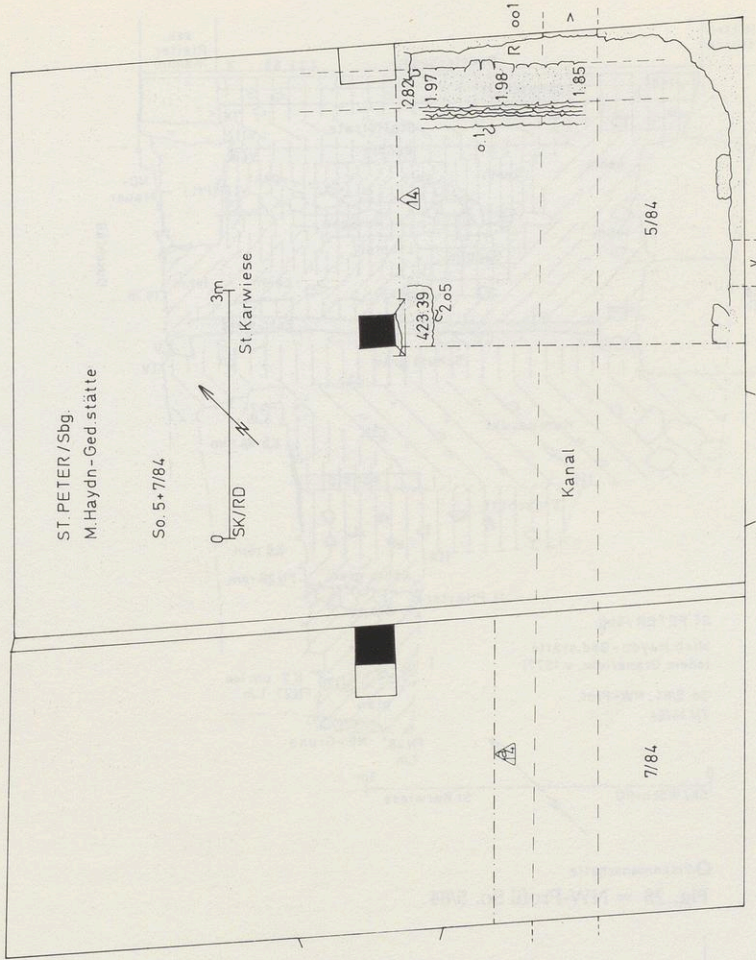
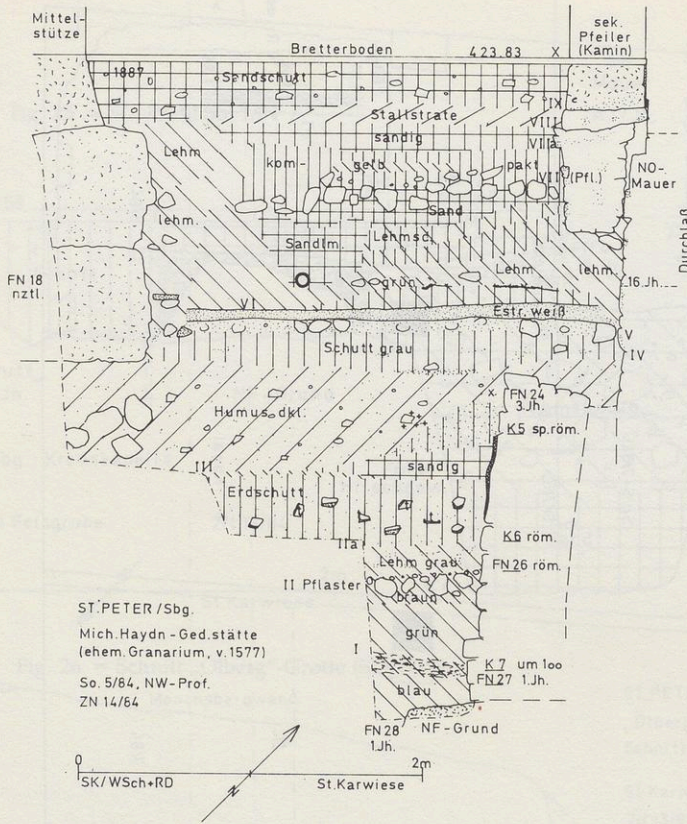


Fig. 27 = Plan des für die J.-M.-Haydn-Gedächtnisstätte umgebauten Teiles des ehem. Speichers

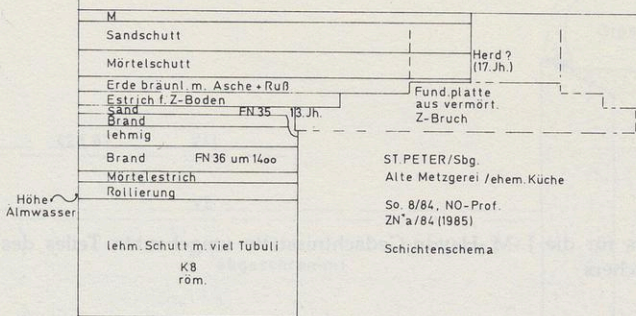


ST PETER /Sbg.  
 Mich Haydn - Ged.stätte  
 (ehem. Granarium, v. 1577)  
 So. 5/84, NW-Prof.  
 ZN 14/64

○ Eisenmanschette

Fig. 28 = NW-Profil So. 5/84

Fig. 29 = Kreuzgang, Westflügel, alte Metzgerei, Schichtenschema



ST PETER/Sbg  
 Alte Metzgerei /ehem. Küche

So. 8/84, NO-Prof.  
 ZN'a/84 (1985)

Schichtenschema







## Benediktinische Medizin

Von Karin Figala und Gerhard Pfohl — München

### I.

#### Ordo Sancti Benedicti. Discretio Benedictina.

Der Orden war eine der bedeutendsten Kulturinstitutionen des lateinischen Europas; er wurde — vor allem in den deutschsprachigen Ländern — zum ersten europäischen Schulorden. Der Einfluß der Kultur, hier der abendländischen, auf die Wissenschaft, wie unserer europäischen, ist eminent. So wurden nicht nur Geisteshaltung, Kultur- und Kirchengeschichte des Abendlandes vom Benedictus-Orden geprägt, sondern gerade auch die wissenschaftliche Medizin. Noch heute wirkt glücklicherweise die Regula Sancti Benedicti auf die Medizin, da diese ansonsten nur von Vorschriften und Normen geknechtet wäre.

Wohl ist Benedikt kein ‚Physiologe‘ und nicht ‚Naturkundler‘; er wollte ein Regelwerk für die religiöse Deutung der alltäglichen Arbeit, für das Gebetsoffizium der Tageszeiten, für Ritual wie Liturgie, das monastische Leben, die Askese sowie für die geistlichen Exerzitien geben. Da aber nicht nur das Heil der Seele, sondern auch Heilung im Mittelpunkt stehen, zeigt sich hier eine erstaunliche Entwicklung von katholischer Philosophie, von Geistigkeit und Geistesgeschichte zur Naturgeschichte hin. Benedikt verfaßte nur eine Anleitung zu christlichem Leben, per ducatum Evangelii, und doch entstand dabei etwas typisch ‚Benediktinisches‘. Obwohl die Benedikt-Regel gerade kein medizinisches Fachbuch sein wollte, enthält sie doch die Beschreibung des kranken Menschen schlechthin. Der Abt ist zwar kein Arzt, aber er handelt wie ein Arzt: *abbas ut sapiens medicus*. Das Bild von Christus als ‚*medicus coelestis*‘ mag auch hier vorbildlich gewesen sein.

Da die Regel so weitherzig (*dilatato corde*) angelegt ist, umfaßt sie auch z. B. Benedikts große Sorge um die körperliche Enthaltsamkeit sowie die asketischen Forderungen allgemein, wobei eben die Sorge auch um das Kleine und täglich Notwendige, was dem Körper guttut, wichtig ist, damit Beruf und Berufung bei all dem hohen Ideal nicht krank machen. Menschsein und Mönchsein sollen sich nicht etwa voneinander unterscheiden. Aus diesem Grund sollte das Regelstudium auch noch den modernen Arzt interessieren. Denn hier findet er den Gedanken der Zuordnung von Gott und Welt, der Ordnung innerhalb der Welt und im Leben des Einzelnen: *serva ordinem et ordo te servabit*. Die berühmte ‚*discretio Benedictina*‘ ist ‚*via media*‘, fern der überspannten Askese, dem spirituellen Fanatismus, gekennzeichnet von offener Geistesfreiheit und ‚*modesta hilaritas*‘, maßvoller Lustigkeit, welche die Fehler der Menschen haßt, die Menschen selber aber liebt.

Da sie jede Verallgemeinerung und Normierung vermeiden will, bietet die Regula geistige Hygiene und die beste Prophylaxe vor körperlicher Erkrankung: sie ist eine einzige Präventivmedizin. Ihr Verbot der ‚murmuratio‘ soll Querulanten erst gar nicht aufkommen lassen, auch dann nicht, wenn sie die ‚iusta murmuratio‘ wieder zuläßt. Weiterhin enthält sie den Gedanken des Ausgleichs zwischen eremitischem Alleinsein und mönchisch-zönobitischer Gemeinschaft. Vor allem wirkt die überaus spezifische ‚stabilitas loci‘ der Benediktiner kulturstiftend in ganz Europa, man könnte sagen: sogar europastiftend – in erster Linie aber heilend; denn Heimat ist wesentliches Element von Heilung, gerade wie auch Kultur eines Lokalkolorits bedarf.

Benedikt geht vom Einfachen aus, das tägliche Einerlei obwaltet und das Konkrete wird geregelt.<sup>1</sup> ‚Das einfache Leben‘<sup>2</sup> ist ganz einfach. In allem wird Maß gehalten, aber neu ist der Regel „Ehrfurcht, die sie allem Geschaffenen entgegenbringt“: „alle Geräte und alle Güter des Klosters sind wie heilige Altargefäße zu behandeln“ (Kap. 31).<sup>3</sup> „Gewiß, die Regula hat kein Gefälle und kann ihrem Wesen nach keines haben. Aber sie besitzt eine christliche Melodie, die vom Dauernden in der Zeit redet“.<sup>4</sup> Aus der allgemein aufgetragenen Sorge für die Kranken unter den Mitbrüdern und den Gästen entstehen vor allem die Medizin, Pharmazie und Botanik – diese physische Sorge gründet aber immer in der geistigen Fürsorge, nach der „der Abt wisse, daß er die Sorge für kranke Seelen, nicht die Gewaltherrschaft über gesunde übernommen hat“ (Kap. 27). Collegium pietatis et sapientiae. Man kann hier an Kardinal Faulhabers Wort denken: „Die Seele aller Kultur bleibt die Kultur der Seele“.<sup>5</sup> Benedikt wollte, daß seine Schule nichts Rauhes, nichts Schweres an sich haben solle (Prologus 108).

Das derart sich begründende Humanum trägt *in sich* die Kraft zu einem erstaunlichen Universum großer sich entfaltender Kulturgeschichte des Geistes<sup>6</sup> und des Körpers.<sup>7</sup> Die Paideia Benedictina wirkte so aufgrund ihres Familienprinzips, mit den ethischen Grundhaltungen von Klugheit, Wahrheitsliebe, Ehrfurcht und Discretion, mit dieser das Individuum behütenden Pädagogik und der sozialen Verständigung, europastiftend.<sup>8</sup>

Die Hygiene um die Cura corporis ist immer mit geistiger Hygiene verbunden, die eben auch dem Sinn und der Sinnhaftigkeit von Krankheit nachspürt. Gleich-

1) Nach Adalbert Stifter gibt es auch „ein Einerlei, welches so erhaben ist, daß es als Fülle die ganze Seele ergreift, und als Einfachheit das All umschließt“. E. Staiger, Stifter als Dichter der Ehrfurcht, Zürich 1952, S. 47; W. Nigg, Vom Geheimnis der Mönche, Zürich 1953, S. 167, 169.

2) E. Jungclaussen, Worte der Weisung. Die Regel des heiligen Benedikt als Einführung ins geistliche Leben, Freiburg i. Br. 1980, S. 89–99.

3) W. Nigg, Geheimnis, S. 174 f.

4) W. Nigg, Geheimnis, S. 170.

5) M. von Faulhaber, Rufende Stimmen in der Wüste der Gegenwart, Freiburg i. Br. 1931, S. 62.

6) Intellektuelle, ästhetische, emotionale Geistespflege.

7) Nahrung, Kleidung, Bad, Wohnung, Hygiene, Schlaf, Lebensrhythmus, Klima, Krankenzelle, Krankenbruder. Vgl. G. Aulinger, Das Humanum in der Regel Benedikts von Nursia. Eine moralgeschichtliche Studie, St. Ottilien 1950.

8) Vgl. G. Aulinger, Das Humanum.

sam unmerklich wandelt sich die Medizin des 6. bis 12. Jahrhunderts zur mönchischen Klostermedizin mit Klostergarten, Klosterapotheke, Hospital.<sup>9</sup> Solche Entwicklung und solcher Austausch finden sich noch heute: die katholische Soziallehre steht dem benediktinischen Arbeitsethos überaus nahe, selbst die Soziologie<sup>10</sup> greift darauf zurück. Und selbstverständlich zeugen auch die Statuten der Bayerischen Benediktinerkongregation bei ihrer Gründung im 17. Jahrhundert<sup>11</sup> – und noch heute<sup>12</sup> – davon.

Eine weitere Wechselwirkung zwischen Ärztlichem und Spirituellem zeigt sich z. B. darin, daß die medizinische Sprache auch in die Regula Eingang findet; Kapitel 28 weist den Abt an, mit denjenigen, „die sich trotz öfterer Zurechtweisung nicht bessern wollen“, „wie ein erfahrener Arzt“<sup>13</sup> zu verfahren: „Wenn er alles versucht hat: Umschläge, Salben und Ermahnungen, das Heilmittel der göttlichen Schriften, zuletzt das Brennmittel der Ausschließung und der Stockschläge, dann aber sieht, daß seine Mühe nichts fruchtet, so greife er zu einem wirksameren Mittel: Er selbst und alle Brüder sollen für ihn beten, damit der Herr, der alles vermag, den kranken Bruder wieder gesund macht. Erst wenn auch so keine Heilung eintritt, greife der Abt zum Messer, um abzuschneiden“.<sup>14</sup>

Benedikt schützt Schwächen nicht, wohl aber die Schwachen, die Greise und Kinder, die Armen und Kranken. Für sie gibt es Ausnahmen bei Speisen und Essenszeiten; generell sind z. B. zwei Speisen vorgesehen, wer eine nicht essen kann, nimmt die andere (Kap. 39, 2); den jüngeren Knaben wird bei Tisch weniger vorgesetzt (Kap. 39, 11). Kranke erhalten Dispens vom Küchendienst (Kap. 35, 1). Den Kranken und Schwachen solle geholfen werden, damit sie ohne Überanstrengung arbeiten können, ohne mutlos zu werden (Kap. 35, 3; 48, 24). Eine gewisse Lektüre sei schwachen Gemütern zur Abendstunde nicht bekömmlich (Kap. 42, 4).

Im 64. Kapitel über die Einsetzung des Abtes wird dieser als Pontifex verpflichtet, daß er eine Brücke baue den Starken und den Schwachen, den einen, daß sie

- 
- 9) J. Pagel, Die Mönchsmedizin vom 6.–12. Jahrhundert, in: Th. Puschmann, M. Neuberger, J. Pagel, Handbuch der Geschichte der Medizin, Jena 1902, S. 624–637; R. Schnabel, Die Klöster Altbayerns als Stätten praktischer und wissenschaftlicher Pharmazie. Von den Anfängen bis zur Aufhebung der Klöster durch die Säkularisation (1802–1804), Diss. München 1964; D. Jetter, Geschichte des Hospitals, Bd. 4: Spanien von den Anfängen bis um 1500, Wiesbaden 1980, S. 12–131; ‚Hospitaler der benediktinischen Reformklöster‘; S. 160–164; ‚Hospitaler der Benediktiner‘; ders.: Geschichte des Hospitals, Bd. 1: Westdeutschland von den Anfängen bis 1850, in: Sudhoffs Archiv, Beiheft 5 (1966) S. 11–13; ‚Hospitaler der Ordensgemeinschaften‘; B. Milt, Geschichte des Zürcher Spitals, in: Zürcher Spitalgeschichte, Zürich 1951, S. 2.
  - 10) A. Blazovich, Soziologie des Mönchtums und der Benediktinerregel, Wien 1954.
  - 11) W. Fink, Beiträge zur Geschichte der bayerischen Benediktinerkongregation, Metten, München 1934, S. 117.
  - 12) Die Satzungen der Bayerischen Benediktiner-Kongregation, St. Ottilien 1979, S. 47–50; ‚Die Sorge für die Kranken und Alten‘.
  - 13) E. Molland, Ut sapiens medicus. Medical vocabulary in St. Benedict’s Regula Monachorum, in: Studia monastica 6 (1964), S. 273–296.
  - 14) B. Steidle, Die Benediktus-Regel. Lateinisch-deutsch, Beuron 3. Aufl. 1978. Zu ‚ferum abscisionis‘ vgl. Kap. 64, 14.

etwas leisten, den anderen, daß sie nicht verdrossen seien. Das zweite Kapitel (Qualis debeat abbas esse = Die Eigenschaften des Abtes) mahnt den Abt, er solle bald den Ernst des Meisters zeigen, bald die Güte des Vaters. Die Discretio besteht darin, daß man gerade die Ungleichheit der Menschen achten müsse, wenn man sie gleich behandeln wolle. Der hl. Benedikt trägt dem Abte auf, nicht Normen wie Mauern zu bauen, an denen der einzelne Mönch zerbrechen muß, er trägt dem Abte vielmehr auf, die ‚virtus‘ des Einzelmönches zu ermitteln und diese in Würdigung der Individualität zu fördern, sich einzufinden in die Eigenart der Vielen<sup>15</sup>. Das 64. Kapitel ‚de ordinando abbate‘ verpflichtet den Abt: prodesse magis quam praeesse — plus amari quam timeri, „mehr beistehen als vorstehen — mehr geliebt als gefürchtet werden“; eben diese ‚discretio‘ verwirft eine allgemein verbindliche Norm zugunsten der Eigenart des Einzelmönches als eines Eigengutes (Kap. 2, 32). Benedikt offenbart die ausgleichende Versöhnung zwischen dem Vollkommenheitsideal und der menschlichen Schwäche der ‚astheneia physeos‘, Schwäche seiner Natur. Der benediktinische Mensch hat am besten verstanden, was die hellenische Philosophie von ‚men‘ und ‚de‘, ‚zwar-aber‘, von der Syntax über alles Leben bis hin zu jedermanns Lebensende und Tod will; hat am besten Geist und Gesinnung des hippokratischen Eides verstanden, der die menschliche Schwäche in Schutz nimmt: kata dynamin kai krisin emen „nach meiner Kraft und meinem Urteilsvermögen“. Und von der benediktinischen Discretio, ‚mater virtutum‘, in Spiritualität und Askese, profitiert der Schwache wie ein Kranker, der aber auch seinerseits Maß zu halten hat: „Aber auch die Kranken selbst müssen bedenken, daß man ihnen Gott zuliebe dient, und sie dürfen nicht durch übertriebene Ansprüche die Brüder, die ihnen dienen, verärgern“ (Kap. 36,4). Kein Fanatismus, kein Zelotismus, keine Kraftmeierei: „Wenn du ein Diener Gottes bist, kette dich nicht an dieses Eisen, sondern an Christus“ (Greg. Dial. III 16). Die Discretio ist Herzstück und Herzwort der Ordensregel, sie ist in der beeindruckenden Gemessenheit und Zurückhaltung der Söhne des hl. Benedikt ein wirkmächtiger Topos: mæze, aurea mediocritas, in medio stat virtus, goldene Mitte, Mittelmaß; Hildegard von Bingen (1098–1179 n. Chr.) faßt dies schon ganz und gar medizinisch auf. Der Discretio-Gedanke lebt noch in Adalbert Stiffers ‚sanftem Gesetz‘, im Rosenhaus seines „Nachsommers“; der Gymnasiast der oberösterreichischen Abtei Kremsmünster lernte solchen Kosmos.<sup>16</sup>

Als wahrhaft großes pädagogisches Meisterstück<sup>17</sup> hat die Regel in ihrer unparlamentarischen Welt das abendländische Vaterbild geprägt. Der vortreffliche Ordnungsgedanke kennt Autorität und Gehorsam und auch einen Strafenkodex. Das ist „die metaphysische Bedeutung der Ordnung“, denn der „Bureaukratismus ist nicht Ordnung, sondern mit seinem Schematismus Pseudoordnung. Er kennt nur die niedere und nicht die höhere Ordnung, die eine religiöse

15) Unsere moderne Didaktik wirkt demgegenüber wie musealer Schrott, sie täuscht einen über die Wahrheit des zu Lehrenden und über die eigentliche Kraft des Aufnehmenden.

16) Zur Fernwirkung vgl. F. Parpert, *Der monastische Gedanke*, München, Basel 1966.

17) Modern wässrig benannt, sind hierunter psychopädagogische Leitlinien zu verstehen.

Bedeutung in sich schließt".<sup>18</sup> Derlei Ordnung blüht in der Dauerhaftigkeit des Ortes, die sich aber ihrerseits ins Geistige vertieft: *stabilitas et loci et mentis*.<sup>19</sup> „Die äußere *stabilitas* ist ein Zeichen für den zur innern Ruhe gekommenen Mönch. Walter Dirks hat das Wort *stabilitas loci* weltgeschichtlich gedeutet: es heißt ‚Schluß mit der Völkerwanderung‘.“<sup>20</sup> „Alles Unglück kommt daher, daß der Mensch nicht in seinem Zimmer bleiben kann.“<sup>21</sup>

Den Anfang der abendländischen Medizin aber bildet das 36. Kapitel der heiligen Regel, das mit ‚*de infirmis fratribus*‘ überschrieben ist und ganz eigentümlich zwischen Kapitel 35 (*De septimanariis coquinae* ‚der Wochendienst in der Küche‘) und Kapitel 37 (*De senibus et infantibus* ‚die Greise und Kinder‘) steht: *Infirmorum cura ante omnia et super omnia adhibenda est, ut sicut revera Christo ita eis serviat, quia ipse dixit: Infirmus fui et visitastis me, et: Quod fecistis uni de his minimis, mihi fecistis.* „Die Sorge um die Kranken geht allem vor und über alles, daß man ihnen wirklich wie Christus diene. Denn er hat gesagt: Ich war krank und ihr habt mich besucht, und: Was ihr einem meiner Geringsten getan habt, habt ihr mir getan.“

## II.

### Naturwissenschaftliche Forschung, Lehre und Praxis der Benediktiner von den Anfängen bis zur Frühzeit des Humanismus

An dieser Stelle seien kurz die naturwissenschaftlichen Forschungen der Benediktiner von den Anfängen bis zur Zeit des frühen Humanismus umrissen, wobei der in der Frühzeit des Ordens allgemein üblichen theoretischen Grundausbildung und Lektüre die praktische Tätigkeit der Benediktiner gegenübergestellt werden soll. \*)

Da bei diesem umfassenden Gebiet die Gefahr besteht, sich auf allzu viele Einzelheiten einzulassen, sei exemplarisch die Heilkunde herausgegriffen. Dieser wichtige Bereich naturwissenschaftlicher Theorie und Praxis wird im folgenden anhand einzelner herausragender Gelehrter und ihrer Leistungen erläutert.

Wenn man von den Anfängen einer benediktinischen Wissenschaftslehre sprechen will, denkt man zunächst an das zur Zeit des hl. Benedikt (480–543 n. Chr.) allgemein gültige Grundschema der gesamten Wissensbildung, an die sogenannten ‚*Septem artes liberales*‘. Vergeblich sucht man allerdings im Lehrgebäude dieser ‚*Sieben freien Künste*‘ nach einer eigenen Disziplin der Naturwissenschaften. Denn spätestens seit Platons ‚*Staat*‘ waren diese ‚*Artes*‘ nur als Grundlagenstudium der Philosophie gedacht. War sogar schon beim späten Platon (427–347 v. Chr.) Philosophie identisch mit Theologie, so wurde erst recht in der benedikti-

\*) Die folgenden Ausführungen liegen einem Vortrag zugrunde, den K. Figala auf der Jahresversammlung der Bayerischen Benediktiner-Akademie in Irsee 1982 gehalten hat.

18) W. Nigg, *Geheimnis*, S. 171 f.

19) Reg. Kap. 4, 78; 60, 9. ‚*Stabilitas in congregatione*‘.

20) W. Nigg, *Geheimnis*, S. 164.

21) B. Pascal, *Gedanken und Religion*, Paris 1914, Fragment 139.

nischen Klosterschule das Endziel der Ausbildung eines jeden Schülers die christliche Theologie. In diesem Zusammenhang ist nochmals darauf hinzuweisen, daß die ‚Septem artes‘, die sieben propädeutischen Fächer also, die Natur nicht im modernen Sinn erforschen wollten; vielmehr dienten sie ausschließlich der ‚Theoria‘, d.h. der bewundernden Schau der göttlichen Schöpfung. Hierbei wurden im sogenannten ‚Trivium‘, im Dreiweg, die drei Disziplinen Grammatik, Rhetorik und Dialektik zusammengefaßt.

Die *Grammatik*<sup>22</sup> als „Mutter und Fundament aller Wissenschaften“ umfaßte das weiteste Gebiet. Sie lehrte zunächst Lesen und Schreiben, dann den Gebrauch der lateinischen Sprache und schließlich die Lektüre der Bibel sowie der Autoren: in diesem Rahmen wurden neben den Kirchenvätern auch die heidnischen Dichter gelesen, ja, es entstanden sogar, dadurch angeregt, eigene Dichtungen innerhalb der Klostermauern.

Das zweite Fach im ‚Trivium‘, die *Rhetorik*<sup>23</sup>, übte den Schüler im sprachlichen Ausdruck. Eine Steigerung bot dann die *Dialektik*<sup>24</sup>, in der zwei oder mehrere Schüler ihre Redekunst im Wortgefecht erproben mußten. Allerdings beschränkte sich die Lektüre der Bibel und der heidnischen sowie christlichen Autoren keineswegs nur auf den Anfangsunterricht, sondern sie füllte das ganze Leben eines Klostergeistlichen aus; dies um so mehr, als die geistliche Lesung nach der Regel des hl. Benedikt neben der Handarbeit als erste und wichtigste Übung im monastischen Bereich galt.<sup>25</sup>

In den vier weiteren Fächern der ‚Sieben freien Künste‘, denen der römische Patrizier Boethius (ca. 480–524 n. Chr.), der „letzte Römer und erste Scholastiker“, wie er auch genannt wird, um das Jahr 500 n. Chr. in seiner „Arithmetik“ die Bezeichnung ‚Quadrivium‘, d.h. ‚Vierweg‘, gab<sup>26</sup>, galt die *Arithmetik*<sup>27</sup> als Funda-

22) Vgl. z. B. H. Wolter, Geschichtliche Bildung im Rahmen der Artes Liberales, S. 50–83, insbes. S. 70–74, in: Artes Liberales. Von der antiken Bildung zur Wissenschaft des Mittelalters. Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters, Bd. V, hg. von J. Koch, Leiden, Köln 1959; H. Schipperges, Die Benediktiner in der Medizin des frühen Mittelalters, Leipzig 1964, S. 39–48: Der Einbau der Klostermedizin in die „Artes liberales“.

23) Vgl. H. Wolter, Geschichtliche Bildung, S. 74–78.

24) Vgl. H. Wolter, Geschichtliche Bildung, S. 78 f.

25) Otiositas inimica est animae et ideo certis temporibus occupari debent fratres in labore manuum, certis iterum horis in lectione divina (Reg. Kap. 48, 1–4). Vgl. hierzu allgemein H. Grünewald, Die pädagogischen Grundsätze der Benediktinerregel, in: Forschungen zur Philosophie- und Geistesgeschichte, hg. von A. Baeumler, Bd. II, München 1939, S. 54–65. Die dazugehörigen Anmerkungen (S. 162–165) bringen u. a. ausführliche lateinische Passagen derjenigen Kapitel, in denen der hl. Benedikt auf die geistliche Lesung eingeht.

26) Boethius, De institutione arithmetica, ed. G. Friedlein, Leipzig 1867, I, 1 p. 7,25 und 9,28; W. Bergmann, Innovationen im Quadrivium des 10. und 11. Jahrhunderts. Studien zur Einführung von Astrolab und Abakus im lateinischen Mittelalter, Stuttgart 1985.

27) Zum kosmologischen Gehalt der boethianischen Arithmetik vgl. W. Batschelet-Massini, Zur kosmologischen Arithmetik des Boethius, in: Arithmos-Arrythmos. Festschrift für J. O. Fleckenstein zum 65. Geburtstag, hg. von K. Figala und E. H. Berninger, München 1979, S. 9–28.

ment aller Gelehrsamkeit; bildete doch ihre Lehre von den Zahlenproportionen die Grundlage für die drei übrigen Fächer: hierbei stellte die *Geometrie* die Zahlen in Figuren dar, während die *Astronomie* die Zahlenverhältnisse am Himmel verfolgte und das Fach *Musik* nichts anderes als ‚tönende‘ Arithmetik lehren wollte. Die Arithmetik führte also in die Geheimnisse der Schöpfung ein, wobei entsprechend der Lehre des Boethius die Zahlen das Urmodell sind, das der Schöpfer bei der Erschaffung der Welt vor sich hatte.

Somit beschränkten sich auch diese vier mathematischen, zunächst scheinbar so ‚naturwissenschaftlich‘ anmutenden Fächer des Quadriviums, d.h. Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, völlig abstrakt auf eine, aus unserer heutigen Sicht reichlich spekulative, ‚Theorie‘ (‚Schau‘) und schlossen an sich jegliche Praxis aus. Demzufolge wurde hier kein bürgerliches Rechnen, keine Landvermessung, keine Auswertung neu aufgefundener astronomischer Beobachtungsdaten sowie auch keine auf den tagtäglich geübten monastischen Chorgesang bezogene praktische Musikunterweisung gelehrt. Geometrie, Astronomie und Musik, lediglich als variable Anwendungsgebiete der arithmetischen ‚Schau‘ der Zahlen, dienten also genau wie das Trivium ausschließlich der Bewunderung von Schöpfung und Ordnung des göttlichen Kosmos.

Den Höhepunkt dieser spekulativen Kosmologie sah das klassische ebenfalls von Boethius nach griechischer Vorlage verfaßte Lehrbuch „De musica“ im Wissen um die sogenannte *Sphärenharmonie*<sup>28</sup>. So sehr nach der damaligen geozentrischen Auffassung die Planeten gegenüber dem ruhigen Sternenhimmel in die Irre gehen, so harmonisch kehre der Kosmos immer wieder zur vollen Ordnung zurück. Diese kosmische Harmonie, glaubte man, erklinge im Akkord der Sphärenharmonie, dessen realen Klang nach Cicero (106–43 v. Chr.) die Menschen aus alter Gewöhnung jedoch nicht mehr hören, sondern nur noch wissen können.<sup>29</sup>

Die 1978 erschienene international allgemeines Aufsehen erregende Arbeit des Schweizer Philologen W. Batschelet-Massini ist nun zu dem überraschenden Ergebnis gekommen, daß es ein bislang im Dunkel des Geschichte namenlos gebliebener Benediktiner gewesen sein muß, der als erster die kosmische Sphärenharmonie auch für das Auge mit Hilfe einer geometrischen Figur sichtbar und erfaßbar machen wollte<sup>30</sup>. Angeregt vom Bericht des spätantiken Grammatikers Marius Victorinus<sup>31</sup>, der um 350 n. Chr. in Rom das Trivium lehrte, und beeinflusst von überlieferten Zeichnungen, deren Sinn unbekannt war, stellte dieser benediktinische Mönch das letztlich harmonische, nur scheinbar irreführende Hin- und Herlaufen der Planeten in vollendeter geometrischer Scheinsymmetrie dar, und zwar in der überlieferten Figur des Labyrinths; genau wie die kosmische Bahn der

28) H. M. Klinkenberg, *Der Verfall des Quadriviums im frühen Mittelalter*, in: *Artes Liberales. Von der antiken Bildung zur Wissenschaft des Mittelalters*, hg. von J. Koch, Leiden, Köln 1959, S. 23–27.

29) Cicero: *De re publica*, liber IV (Somnium Kap. 19), ed. Müller 374,30.

30) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen in Handschriften*, in: *Codices manuscripti*, Zeitschrift für Handschriftenkunde 4, Wien 1978, S. 33–65.

31) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 60 f.

Planeten verläuft auch hier der Weg in wiederholten Vorwärtsschritten, Stillständen und Rückläufen in vollkommener Harmonie.

Zur Untermauerung dieser neuen überzeugenden Hypothese führt Batschelet-Massini unter anderem an, daß die Labyrinthdarstellung der Sphärenharmonie fast ausschließlich in Handschriften der Benediktiner tradiert worden sei<sup>32</sup>. Als ältesten Beleg kennen wir das Vorsatzblatt der ersten althochdeutschen Evangelienübersetzung von Otfried aus dem elsässischen Kloster Weißenburg<sup>33</sup>. In einer von ihm selbst korrigierten Reinschrift aus der Zeit um 870 n. Chr. illustriert das Labyrinth des Vorsatzblattes den Schlußgedanken der Evangelienauswahl, nämlich die kosmische Harmonie in der Welt und die ewige Freude im Himmelreich<sup>34</sup>. Ähnliche Labyrinthzeichnungen finden sich in drei St. Galler Handschriften, die früheste aus dem 9. Jahrhundert ist sogar ein Autograph des hochgelehrten und in fast allen Wissensgebieten wohlbewanderten Abtes der Reichenau Walahfrid Strabo (ca. 809–849 n. Chr.)<sup>35</sup>.

Überliefert sind ferner eine Beda-Handschrift (672–735 n. Chr.) des 9. Jahrhunderts aus dem Pariser Kloster Saint-Germain-des-Prés<sup>36</sup>, ein Manuskript aus Monte Cassino des vom karolingischen Gelehrten Hrabanus Maurus (760–856 n. Chr.) verfaßten Werkes „De universo“<sup>37</sup> sowie Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts aus norditalienischen und spanischen Klöstern, aus den österreichischen Klöstern Göttweig<sup>38</sup> und Zwettl<sup>39</sup> sowie aus Freising<sup>40</sup> und St. Emmeran in Regensburg<sup>41</sup>. Gerne brachte man übrigens solche Labyrinthzeichnungen in sogenannten Computus-Handschriften, die der Berechnung des Osterdatums dienten, an<sup>42</sup>. An diesem Tag, in dem sich der erste Sonntag der Schöpfungsgeschichte spiegelt, wird mit Christi Auferstehung die Erneuerung der Schöpfung gefeiert. Deren Harmonie sollte eben das geometrisch stilisierte Labyrinth sichtbar machen.

Außer den (wie eingangs erwähnt) höchst theoretisch konzipierten Handbüchern der Sieben freien Künste waren in jedem größeren Kloster jedoch noch zwei

32) Inzwischen ist eine aus der Zisterzienserabtei Pontigny stammende Labyrinthdarstellung aus dem 9./10. Jh. bekannt geworden. Vgl. H. Kern, *Labyrinthe*, München 1982, S. 164.

33) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 61.

34) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 61: Widmung an König Ludwig den Deutschen; einige Renaissance-Labyrinthzeichnungen sind weltlicher Herkunft.

35) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 46, 59.

36) Th. Meyer-Steineg, K. Sudhoff, *Illustrierte Geschichte der Medizin*, Stuttgart 1965, S. 118.

37) H. Schipperges, *Benediktiner*, S. 34–36; S. Arlt, *Heil und Heilung im mittelalterlichen Mönchtum* (Diplomarbeit kath.-theol. Fakultät Regensburg 1983), S. 39–44.

38) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 47.

39) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 51.

40) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 47. Das Labyrinth im Servius-Kommentar Clm 6394 stammt aus dem Domstift Freising und seine nur wahrscheinliche klösterliche Abkunft läßt sich nicht nachweisen.

41) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 47 f.

42) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 59.

weitere Quellen vorhanden, mit deren Hilfe die Mönche erst etwas unseren modernen Naturwissenschaften Vergleichbares entwickeln konnten. Die natürlichste und lebendigste dieser beiden Quellen entsprang dem Gebot ‚labora‘ und bestand in der praktischen Arbeit der Benediktiner zum Erwerb des Lebensunterhalts. Zunächst soll allerdings von der zweiten Quelle, die literarischer Art war, die Rede sein.

Es muß geradezu als Sternstunde für die geistige Weiterentwicklung des Mönchtums bezeichnet werden, als sich um 540 n. Chr. der römische Staatsmann und Gelehrte Fl. M. Aurelius Cassiodorus (ca. 490–583 n. Chr.), ein Zeitgenosse Benedikts von Nursia, auf das väterliche Gut in eine von ihm geschaffene klösterliche Lebens- und Studiengemeinschaft Vivarium zurückzog. Denn schon nach kürzester Zeit galt seine aus der weltlichen Umgebung mitgebrachte umfassende und sachlich geordnete Bibliothek für das Mönchtum der Benediktiner als beispielhaft und wurde von der Mitte des 6. Jahrhunderts an auch von jeder größeren Benediktinerbibliothek als Grundbestand übernommen. Was das hier behandelte Gebiet der Heilkunde betrifft<sup>43</sup>, empfahl Cassiodor den Mönchen vor allem die pharmazeutisch-medizinischen Werke der griechischen Klassiker zu studieren: allen voran das Herbarium des Dioskorides, da gerade in diesem Werk die Pflanzen des Feldes mit überraschender Richtigkeit beschrieben und abgebildet seien; des weiteren hebt er das hippokratische Werk über den „Nutzen der Kräuter für die Arzneikunst“ sowie Galens „Therapeutica“ hervor<sup>44</sup>.

Eine entscheidende Bereicherung erfuhr dann diese bereits in der Frühzeit des Ordens allgemein geschätzte medizinische Literatur allerdings erst im 11. Jahrhundert, und zwar durch die Übersetzungen des Mönches Constantinus Africanus (gest. 1087 n. Chr.)<sup>45</sup>, der auf dem Monte Cassino, dem 529 n. Chr. von Benedikt gegründeten Mutterkloster, erstmals die Werke arabischer Mediziner ins Lateinische übersetzte und sie dadurch der gebildeten Welt des Abendlandes, insbesondere aber den Benediktinern erschloß. Durch diese Wissensbereicherung gelangte übrigens auch die nahe gelegene Schule von Salerno erst zur vollen Blüte (Beginn ca. 900 n. Chr.)<sup>46</sup>. So wurde das dort im 12. Jahrhundert entstandene Lehrgedicht „Regimen sanitatis Salernitanum“ bereits innerhalb kürzester Zeit zum populärsten und weitverbreitesten Handbuch der Arzneikunde, z. B. war es spätestens im Jahre 1241 im bayerischen Kloster Scheyern bekannt<sup>47</sup>.

Für den zweiten Grundpfeiler einer naturwissenschaftlichen Forschung, d. h. die praktische Tätigkeit der Mönche, seien nur einige wenige Beispiele aus der

43) Bezüglich Cassiodors Beziehungen zur Wissenschaft vgl. R. Schnabel, Pharmazie in Wissenschaft und Praxis, München 1965, S. 30; H. Schipperges, Benediktiner, S. 25–28; J. Duft, Notker der Arzt, St. Gallen 1975, S. 27 f.; Th. Meyer-Steineg, Illustrierte Geschichte, S. 116; S. Arlt, Heil und Heilung, S. 27–33.

44) Vgl. auch Cassiodor, Institutiones I,31: De medicis, 2.; Ph. Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens, Bd. II, Einsiedeln, Zürich 1948, S. 190 f.

45) R. Schnabel, Pharmazie, S. 33; Ph. Schmitz, Geschichte, S. 191; Th. Meyer-Steineg, Illustrierte Geschichte, S. 125–139; G. Baader, Zur Terminologie des Constantinus Africanus, in: Medizinhistorisches Journal 2 (1967) S. 36–53.

46) H. Schelenz, Geschichte der Pharmazie, Berlin 1904, S. 303.

47) R. Schnabel, Pharmazie, S. 31.

Botanik, der Pharmazie und der Medizin mit besonderer Berücksichtigung des süddeutschen Raumes genannt<sup>48</sup>. Diese Auswahl erscheint um so mehr gerechtfertigt, da es vom 6. bis zum 12. Jahrhundert ausschließlich die Klöster der Benediktiner waren, in denen die Medizin sowie die ihr verwandten Zweige gepflegt wurden. Nicht zu Unrecht bezeichnet man ja auch diese Periode als die der ‚Mönchsmedizin‘.

Im 36. Kapitel seiner Regel gebot Benedikt den Mönchen, „vor allem und über alles um die kranken Mitbrüder besorgt zu sein“; daneben, gemäß Kap. 53, sich auch der kranken Pilger anzunehmen<sup>49</sup>. Um zur damaligen Zeit eine wirksame Krankenpflege betreiben zu können, benötigte man nicht zuletzt auch Medikamente; diese wurden hauptsächlich aus Kräutern hergestellt. Zum Anbau der Heilpflanzen mußten folglich die Mönche einen besonderen Kräutergarten anlegen. So kann man schon im 8. und 9. Jahrhundert diesen klösterlichen Arzneigärten überall im süddeutschen Sprachraum begegnen, z.B. auf der Reichenau, in St. Gallen, Tegernsee und Benediktbeuren<sup>50</sup>. Der sogenannte Idealplan von St. Gallen<sup>51</sup>, der als Urbild eines großen fränkischen Benediktinerklosters gedacht war und im Aachener Statut von 817 n. Chr. allen fränkischen Klöstern von Karl dem Großen (768–814 n. Chr.) als verpflichtende Norm auferlegt wurde<sup>52</sup>, nennt sogar die 16 Pflanzen namentlich, die in keinem größeren Klostergarten fehlen durften.

In dem St. Gallen benachbarten Kloster Reichenau wurden dann die im ‚Herbularius‘ des Sankt Galler Klosterplanes um 820 n. Chr. erwähnten Pflanzen, um mit den Worten von J. Duft zu sprechen<sup>53</sup>, geradezu „dichterisch verklärt“, und zwar um 842 n. Chr. im sogenannten „Hortulus“ des Abtes Walahfrid Strabo. In seiner in 444 lateinischen Hexametern „den Gartenbau“ besingenden Dichtung preist Walahfrid über die trockene Aufzählung des St. Galler Klosterplanes hinaus auch die Heilkräfte der Pflanzen<sup>54</sup>: So helfe der *Salbei* (*Salvia*) bei zahlreichen Krankheiten, hauptsächlich gegen Entzündungen; *Raute* (*Ruta*) und *Andorn* (*Marrubium*) gegen Gifte; *Lilie* (*Lilium*) speziell gegen Schlangengifte; *Eberraute* (*Abrotanum*) bei Fieber und Gichtanfällen; *Melone* (*Pepones*) bei erhitzten Eingeweiden; *Wermut* (*Absinthium*) ebenfalls gegen Fieber sowie gegen Kopfweh und Schwindel; *Fenchel* (*Foeniculum*) gegen Blähungen und sonstige Verdauungsbeschwerden, aber auch gegen Keuchhusten; *Schwertlilie* (*Gladiola*) gegen Blasen-

48) H. Fischer, Mittelhochdeutsche Receptare aus bayerischen Klöstern und ihre Heilpflanzen, S. 83–94, in: *Medizin im mittelalterlichen Abendland*, hg. von G. Baader und G. Keil, Darmstadt 1982.

49) H. Schipperges, *Benediktiner*, S. 21; J. Duft, *Notker*, S. 14.

50) Ph. Schmitz, *Geschichte*, S. 193, führt in diesem Zusammenhang fälschlich auch das Kloster Ettal an. Dieses wurde allerdings erst wesentlich später (1330) von Ludwig dem Bayern gegründet.

51) Vgl. u. a. J. Duft, *Notker*, S. 32; K. Hecht, *Der St. Galler Klosterplan*, Sigmaringen 1983; S. Arlt, *Heil und Heilung*, S. 44–55.

52) Vgl. R. Schnabel, *Pharmazie*, S. 14.

53) Vgl. J. Duft, *Notker*, S. 35.

54) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus des Walahfrid Strabo*, Sigmaringen 1978, S. 20 ff.; S. Arlt, *Heil und Heilung*, S. 55–63.

schmerzen; *Mohn* (Papaver) gegen bitteres Aufstoßen; *Gartenkerbel* (Cerfolium) wird zur Blutstillung empfohlen und *Frauenminze* (Costus), *Poleiminze* (Puleium) sowie *Sellerie* (Apium) zur besseren Verdauung; *Pfefferminze* (Menta) sei gut gegen Heiserkeit; *Rettich* (Rafanum) gegen Husten; *Betonie* (Vettonica) sowie *Odermenig* (Agrimonia) lindern und heilen Wunden; *Rainfarn* (Ambrosia) diene der Säftevermehrung; *Katzenminze* (Nepeta) erneuere die Haare, während man schließlich die *Rose* (Rosa) gegen die verschiedensten Krankheiten einsetzen könne.

In diesem „mauerumgebenen klösterlich verschlossenen“ Garten kam übrigens allein den beiden Marienblumen Rose und Lilie neben der pharmazeutischen Heilwirkung auch symbolische marianische Bedeutung zu.<sup>55</sup>

Bemerkenswert ist weiterhin, daß sich im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Werken kaum abergläubische Vorstellungen in Walahfrids Kräutergedicht finden<sup>56</sup>, desgleichen, daß den hier genannten Arzneipflanzen, die nebenbei gesagt meist heute noch als Schmuck von süddeutschen Bauergärten und in der Volksmedizin weiterleben<sup>57</sup>, auffallend wenige und ziemlich undifferenzierte Krankheiten zugeordnet werden. Dies erklärt sich einerseits durch die recht spärlichen anatomischen Kenntnisse der damaligen Zeit und andererseits durch die seit dem griechisch-römischen Arzt Galen (129–200 n. Chr.) in der Medizin allgemein anerkannte Viersäftelehre.

Der Ursprung dieser galenischen Humoralpathologie<sup>58</sup> geht auf die antike Lehre von den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer zurück. In der Medizin wurden nun diesen vier Elementen jeweils ein Körpersaft, ein Körperorgan sowie der entsprechende Menschentyp zugeordnet: der Erde die schwarze Galle, die Milz und der Melancholiker, dem Wasser der Schleim, das Gehirn und der Phlegmatiker, dem Element Luft das Blut, das Herz und der Sanguiniker und schließlich dem Feuer der Körpersaft der gelben Galle, die Leber und der Choleriker. Gesundheit wurde als ein vollkommenes Gleichgewicht dieser vier Säfte definiert. Ziel des Arztes konnte es daher nur sein, das im kranken Körper gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen. Entsprechend einfach war die Therapie, da dem Kranken entweder überschüssige Säfte entzogen oder fehlende zugeführt wurden, meist durch Brechen erregende, abführende, Harn und Schweiß treibende oder Blut entziehende Arzneien.

Trotz dieser pauschalen Krankheits- und Therapiebestimmung entsprechend der Viersäftelehre tauchen in der Überlieferung immer wieder vereinzelte Fälle von ausgezeichneter Diagnostik und Heilung auf, die deutlich zeigen, daß Mönchsärzte gegebenenfalls ihre eigene Erfahrung und Praxis der starren Schulmedizin und dem dort fast zum Dogma erhobenen galenischen Schema vorzogen. Als Beispiel sei der Sankt Galler Arzt Notker II. (gest. 975 n. Chr.)

55) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus*, S. 29, 32, 46, 55.

56) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus*, S. 40.

57) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus*, S. 19.

58) E. Schöner, *Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie*, in: *Sudhoffs Archiv*, Beiheft 4 (1964); W. Schneider, *Geschichte der pharmazeutischen Chemie*, Weinheim 1972, S. 15 f.

genannt, von dem uns der anekdotenreiche Annalist Ekkehard IV. (ca. 980–ca. 1060 n. Chr.) einige besonders spektakuläre Fälle seiner Diagnose und Heilung berichtet. Hier sei nur kurz ein derartiger Fall erzählt:

*Obwohl dem Arzt Notker der reichhaltige, sozusagen stets auf dem neuesten Wissenschaftsstand gehaltene medizinische Bücherbestand seines Heimatklosters zur Verfügung stand und er sich daher in den allgemein anerkannten medizinischen Lehrmeinungen bestens auskannte, folgte er diesen Doktrinen dennoch nicht in blindem Autoritätsglauben. Vielmehr verdankte er es vor allem seiner präzisen Beobachtung und der schlüssigen Diagnose, daß er beispielsweise auf das schlaue Täuschungsmanöver des Herzogs Heinrich I. von Bayern (948–955 n. Chr.) nicht hereinfiel. Der offenbar recht skeptische Herzog hatte ihm nämlich ums Jahr 950 n. Chr. anstelle des eigenen Urins den eines schwangeren Kammerfräuleins zur Untersuchung zugesandt. Notker nahm eine Harnbeschau vor (wie man damals sagte) und diagnostizierte völlig richtig, daß der Herzog nach dreißig Tagen ein Kind gebären und an die Brust setzen werde, falls der Harn von ihm stamme. Der nunmehr vom fachlichen Können des Mönchsarztes völlig überzeugte Herzog sandte ihm daraufhin Geschenke, damit er ihm auch in Zukunft seine ärztliche Behandlung nicht verweigere.<sup>59</sup>*

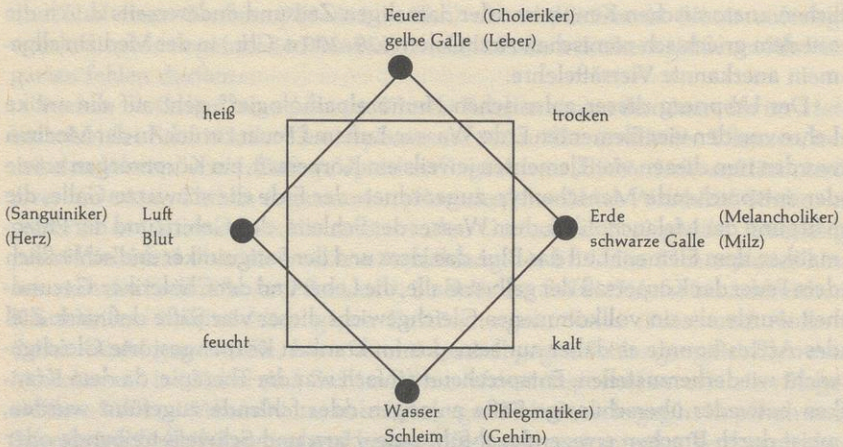


Diagramm zur Illustration der antiken Viersäftelehre

Den literarischen Höhepunkt und zugleich auch den Ausklang der frühmittelalterlichen Klostermedizin bildet dann das Werk der Benediktinerin Hildegard von Bingen<sup>60</sup>, die nicht zu Unrecht allgemein als die erste deutsche Naturforscher-

59) J. Duft, Notker, S. 45 f.

60) H. Schipperges, Benediktiner, S. 48–54; Eine ausführliche Einführung zur Praxis der Pflanzenheilkunde Hildegards von Bingen findet sich bei I. Müller, Die pflanzlichen Heilmittel bei Hildegard v. Bingen, Salzburg 1982. Vgl. ferner M. A. Hönnmann, Die Regula Sancti Benedicti (RB) im Kommentar der heiligen Hildegard von Bingen, in: Arzt und Christ 27 (1981), S. 32–45; W. Schönfeld, Frauen in der abendländischen Heilkunde, Stuttgart 1947, S. 58; Hildegard von Bingen, Naturkunde, übers. und erl. von P. Riethe, Salzburg 1959; S. Arlt, Heil und Heilung, S. 63–78; E. Gronau,

rin und Ärztin gilt. Obwohl sie mit dem Wissen der alten Autoren noch durchaus vertraut war und dieses auch anerkannte, übernahm sie es ebenfalls keineswegs blindlings, sondern ergänzte es durch eigene Pflanzenbeobachtungen und Pflanzenbeschreibungen aus ihrer engeren rheinischen Heimat. Hierbei hielt sie sich auch häufig genug an das volksmedizinische Wissen der Kräuterweiblein, ein für die damalige Zeit völlig neuartiges und erstaunlich aufgeschlossenes Verhalten. Noch wesentlich deutlicher als ihre Vorläufer, z.B. der Abt Walahfrid Strabo, stellte die Äbtissin Hildegard in ihren Schriften präzise Pflanzenbeschreibungen und medizinische Indikation in den Vordergrund. Da in ihrer Heilkunde die Einheit von seelischer und körperlicher Gesundheit unabdingbare Voraussetzung war, begriff sie das Heilmittel (remedium) nicht nur als Träger von medizinischen Wirkstoffen, sondern zugleich auch als Mittler göttlicher Kräfte.

Besondere Bedeutung kamen weiterhin der Diätetik, dem rechten Maß in Speise und Trank sowie der ‚moderatio‘ beim Fasten, beim Gebet und in der Hinwendung zu Gott zu.

In ähnlicher Weise wie Hildegard haben allerdings auch andere heute meist vergessene benediktinische Ordensleute das überlieferte Wissen durch eigene botanische, pharmazeutische und medizinische Beobachtungen in ihren Klöstern erweitert und in Kräuterbüchern festgehalten. Solche Werke, die in Bayern schon im 12./13. Jahrhundert entstanden sind, nahmen sich zunächst gerne einen alten Text oder ein berühmtes Lehrgedicht als Vorlage. Durch die hinzugefügten vielen selbständigen Glossen und ergänzten deutschen Pflanzennamen erhielten sie dann durchaus den Wert eigenständiger botanisch-pharmazeutischer Arbeiten. Manuskripte solcher Art wären hier vor allem aus Tegernsee, Benediktbeuren und Ebersberg zu nennen<sup>61</sup>.

Der bisher in der Literatur zwar öfters erwähnte, jedoch noch nie gründlich bearbeitete „Herbarius“ des Vitus Auslasser, eines Benediktinermönches, Professes und Presbyters des Klosters St. Sebastian in Ebersberg bei München von 1479 n. Chr. (Cm 5905) führt bereits in die Frühzeit des Humanismus. Dieses handschriftliche Kräuterbuch, dessen vollständiger Titel lautet:

„Herbarius iste depictus est p (per) frēm (fratrem) Vitum Auslasser de  
Fūmpp ppe (prope) Swacz mo<sup>n</sup>chum (monachum) pfessū (professum)  
ppiterū (prespiterum) mo<sup>n</sup>sterij (monasterii) Scti Sebastiani In Ebersperg  
Anno d<sup>m</sup> (domini) 1479“

zeigt in knapp zweihundert aquarellierten Pflanzenbildern zum ersten Mal statt der im Spätmittelalter üblichen naturfremden und symbolhaften Illustrationen wieder verhältnismäßig naturgetreue Darstellungen. Selbst angesichts der beginnenden Dürer-Zeit einer realistisch-bürgerlichen Kunst muß das als eine ganz

Hildegard von Bingen 1098–1179, Aschaffenburg 1985; H. H. Lauer, Lebenswelt und Gesundheit bei Hildegard von Bingen, Bonn 1986; G. Hertzka, W. Strehlow, Die Edelsteinmedizin der heiligen Hildegard, Freiburg i. Br. 1985; E. Breindl, Das große Gesundheitsbuch der hl. Hildegard von Bingen, 1986; H. Schipperges, Hildegard von Bingen, in: Frauen der Kirche, hg. von E. Lorenz, V. Straub, München 1986, S. 11–34; G. Hertzka, Die Küchengeheimnisse der Hildegard-Medizin, Freiburg i. Br. 1984.

61) R. Schnabel, Pharmazie, S. 31 (Tabelle).

besondere Leistung hervorgehoben werden. Da dieser Codex nur für den engeren monastischen Lebensraum bestimmt war, wurde der Herbarius des aus Vomp bei Schwaz/Tirol gebürtigen Benediktiners Auslasser nicht durch den damals noch verhältnismäßig jungen Buchdruck verbreitet. Vielleicht müßte man sonst diesen biographisch kaum faßbaren Mönch aus Ebersberg und nicht die Verfasser der über zwanzig Jahre später in diversen gedruckten Ausgaben erschienen ebenfalls schon recht naturgetreu illustrierten Kräuterbücher, d.h. Hieronymus Bock (ca. 1498–1554 n. Chr.), Otto Brunfels (ca. 1489–1534 n. Chr.), Leonhart Fuchs (1501–1566 n. Chr.), als Vater einer modernen Botanik bezeichnen<sup>62</sup>.

- 62) Von K. Figala wird derzeit eine Dissertation über den Pflanzencodex des Benediktiners Vitus Auslasser unter besonderer Berücksichtigung der in dem Ms. eingestreuten Rezepte betreut.

*Kurze Bibliographie zum Herbarius des Vitus Auslasser*

*Primärquelle:*

Codex des Vitus Auslasser, Ebersberg 1479, Bayerische Staatsbibliothek Clm 5905.

*Sekundärliteratur:*

H. Fischer, Vitus Auslasser, der erste bayrische Botaniker und die Beziehungen seines Herbarius von 1479 zu den Anfängen der Bayerischen Botanik, in: Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora, Bd. 18, München 1925, S. 1–31; Ders., Vitus Auslasser, der erste deutsche Florist und sein Kräuterbuch vom Jahre 1479, in: Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Bd. 42, Berlin 1924, S. 156–163; Ders. Mittelalterliche Pflanzenkunde, München 1929, S. 56 ff.

R. Schnabel, Pharmazie in Wissenschaft und Praxis, München 1965, S. 31, 43, 55.

H. Marzell, Einige Bemerkungen zu den Pflanzennamen im Herbarius des Vitus Auslasser von Ebersberg (1479), in: Mitteilungen der Bayerischen Botanischen Gesellschaft Bd. IV, München 1926, S. 75 ff.

L. Behling, Die Pflanze in der Mittelalterlichen Tafelmalerei, Weimar 1957, S. 85 ff.

J. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860, München 1875.

K. E. Heilmann, Kräuterbücher in Bild und Geschichte, München Allach 1966.

A. Arber, Herbals, their origin and evolution. A. chapter in the history of botany 1470–1670, Cambridge 1938.

Verfasserlexikon – Die deutsche Literatur des Mittelalters, hg. von W. Stammerl, Bd. 1 (1978) Sp. 552 zu Clm 5905 fol. 83r–198v; Sp. 456 zu Clm 5905 fol. 42r–43v.

G. Eis, Forschungen zur Fachprosa, Bern–München 1971, S. 223.

L. Mac Kinney, Medical illustrations in medieval manuscripts, London 1965, S. 154.

H. Simon, Der Löwenzahn in der Geschichte der Botanik, in: Natur und Volk 70,5 (1940), S. 219.

R. Bauerreiß, Das „Chronicon Eberspergense posterius“, in: Studien und Mitteilungen OSB. (1931), Jg. 49, Heft 4, S. 396.

B. Riehl, Studien zur Geschichte der bayerischen Malerei des 15. Jh., München 1895, S. 156.

J. Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1862, S. 647.

H. Amsler, Ein handschriftlich illustrierter Herbarius aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und die medizinisch-botanische Literatur des Mittelalters, Diss. Med. Universität Zürich 1925.

E. Landgraf, Ein frühmittelalterlicher Botanicus, Leipzig 1928, Diss. Med. Universität Leipzig 1927.

Bezüglich einer allgemeinen Gesamtdarstellung der Pflanzenkunde vgl. z. B. K. Mägdefrau, Geschichte der Botanik, Stuttgart 1973.

Die Zeit des Frühhumanismus, in der das inhaltlich überholte Lehrgebäude der antiken ‚Artes liberales‘ endgültig einer auf den menschlichen Nutzen gerichteten Forschung und Lehre weichen mußte, ist allgemein gekennzeichnet durch das immer deutlicher werdende Hervortreten einzelner herausragender Gelehrter. Dies kommt auch in der benediktinischen Naturforschung zum Ausdruck. Die mittelalterliche noch ganz im klösterlichen Gesamtverband geschaffene Mönchsmedizin wird nicht nur in Italien und Frankreich, sondern auch in Deutschland verhältnismäßig früh durch die Leistungen einzelner ‚Wissenschaftler‘ abgelöst. Die für das Zeitalter der Renaissance so typische Stimmung der Zerrissenheit und des Aufbruchs spiegelt sich übrigens auch häufig genug in diesen Persönlichkeiten wider, die, zwischen Okkultismus und exakter Naturforschung hin- und herschwankend, meist ein unstetes Abenteuerleben führten. Allen voran wäre hier vielleicht Johannes Trithemius (1462–1516 n. Chr.), Abt des Benediktinerklosters Sponheim in der Pfalz anzuführen, der nicht nur als Lehrmeister des berühmten medizinischen ‚Revolutionärs‘ Theophrastus Paracelsus (1493–1541 n. Chr.) sowie des wohl bekanntesten Okkultisten dieser Epoche, Agrippa von Nettesheim (1486–1535 n. Chr.)<sup>63</sup>, Ruhm und Ansehen erlangte. So hebt noch im 18. Jahrhundert der benediktinische Geschichtsschreiber Magnoald Ziegelbauer aus Zwiefalten (1689–1750 n. Chr.) in seiner „Historia rei litterariae“ des Trithemius Meisterschaft in Medizin und Chemie besonders lobend hervor, kann aber auch als wahrheitsliebender Berichterstatter die okkult-alchemischen Interessen des Sponheimer Abtes nicht ganz verschweigen. Gewissermaßen zur Rechtfertigung des Trithemius grenzt er jedoch deutlich dessen „Magia naturalis“, die nur bislang verborgene Naturgesetze erforschen will, von der profitgierigen und betrügerischen (den Benediktinern übrigens strengstens verbotenen) Goldmacherkunst ab.<sup>64</sup>

Beim Thema Alchemie darf schließlich keinesfalls der legendäre Benediktiner Basilius Valentinus (geb. vermutl. 1394 n. Chr.)<sup>65</sup>, nach vielen Berichten der bedeutendste Alchemist des 15. Jahrhunderts, vergessen werden. Seine Gestalt stellt immer noch eines der wenigen großen ungelösten Rätsel der Alchemiegeschichte dar. Angeblich hat er 1413 n. Chr. im Kloster St. Peter in Erfurt gelebt. Der Beweis seiner historischen Existenz wäre vor allem hinsichtlich einer objektiven Beurteilung der paracelsischen Verdienste um die Naturwissenschaft interessant, da die unter des Basilius Valentinus Namen veröffentlichten alchemischen Schrif-

63) W. Pagel, Paracelsus. An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of Renaissance, Basel, New York 1958, S. 295 f.

64) M. Ziegelbauer, Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti, 2. Teil, Augsburg 1754, S. 320 f.

65) M. Ziegelbauer, Historia, S. 311, 318; F. Fritz, Basilius Valentinus, in: Das Buch der großen Chemiker, hg. von G. Bugge, Bd. I, Weinheim 1929, S. 125–141; J. R. Partington, A History of Chemistry, Vol. II, London 1961, S. 183 ff; A. G. Debus, Valentine Basil, or Basilius Valentinus, in: Dictionary of Scientific Biography, Bd. 13, New York 1981, S. 558–560; C. Priesner, Johann Thoenle und die Schriften des Basilius Valentinus, in: Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, hg. von Ch. Meinel (Wolfenbütteler Forschungen Bd. 32) Wiesbaden 1986, S. 107–118.

ten die revolutionäre Metalltherapie des großen Paracelsus vorwegnehmen. Allerdings kennen wir die Theorien des Erfurter Benediktiners nur aus seinen gedruckten Werken (ca. 1600 n. Chr.), die fast 200 Jahre nach seiner vermeintlichen Lebenszeit und rund 60 Jahre nach dem Tod des Paracelsus erstmals veröffentlicht wurden. Käme nur ein einziges seiner alchemischen Autographen zum Vorschein, dann müßten wir nämlich ihm, dem Benediktinermönch Basilius Valentinus, anstelle des bislang so hochgeschätzten Paracelsus den Ruhm eines Begründers der modernen pharmazeutischen Chemie zuerkennen.

Zum Schluß sei noch auf einige bayerisch-schwäbische Benediktiner, die hauptsächlich vom Augsburger oder Münchener Humanistenkreis beeinflusst waren, hingewiesen.

Die weltweiten Handelsbeziehungen und die Nähe des kaiserlichen Hofes öffneten den süddeutschen Benediktinern den Weg zum Studium in Italien und Wien und förderten dadurch nicht unerheblich ihre Interessen für Naturwissenschaft und Technik im weitesten Sinne. So finden wir an der Universität Pavia unter anderen deutschen Humanisten auch Ulrich Ellenbog (1435–1499 n. Chr.). Der Sohn dieses später bedeutenden Biberacher Arztes, Nikolaus Ellenbog (1481–1543 n. Chr.) verkehrte seinerseits ebenfalls mit einflußreichen und allen Neuerungen aufgeschlossenen Humanisten und spezialisierte sich auf Astronomie und Medizin. Nach seinem Eintritt in das Kloster Ottobeuren gelang es ihm, die humanistische Bildung im Kloster zu fördern, indem er die Bibliothek auf den neuesten Wissenstand brachte, eine vielgerühmte Schule mit Hebräischunterricht gründete und eine eigene Klosterdruckerei ins Leben rief<sup>66</sup>. Zu erwähnen sind hier ferner der Benediktiner aus Tegernsee und Prediger zu München Wolfgang Seidel (1492–1562 n. Chr.)<sup>67</sup>, der Füssener Prior Gallus Knöringer (gest. 1532 n. Chr.) oder der Benediktiner Vitus Bild (1481–1529 n. Chr.) von St. Ulrich in Augsburg<sup>68</sup>, die sich neben ihrem theologischen Hauptwerk alle recht intensiv und kreativ mit Astronomie, Mathematik, Geographie, Chemie und Medizin beschäftigt haben.

- 66) H. Pöhlein, Wolfgang Seidel 1492–1562. Benediktiner aus Tegernsee, Prediger zu München. Sein Leben und sein Werk, München 1951, S. 44 ff.; F. Zoepfl, Kloster Ottobeuren und der Humanismus, in: Ottobeuren – Festschrift zur 1200-Jahr-Feier der Abtei, hg. von A. Kolb und H. Tüchle, Augsburg 1964, S. 189–267. Eine ausgezeichnete Darstellung der alchemischen Interessen des Vaters von Nikolaus Ellenbog findet sich bei: G. Schnitzlein, Der Codex Vadiana 429 und Ulrich Ellenbog (1435–1499), naturwissenschaftshist. Diss. Technische Universität München 1983.
- 67) Z. B. H. Pöhlein, Seidel; E. Ploss, Kunststoffe – ein alter Traum!, in: Die BASF 9 (1959), S. 185–188; Ders., Wolfgang Seidel aus Tegernsee und sein Kunstbuch, in: Et Multum et Multa. Beiträge zur Literatur, Geschichte und Kultur der Jagd. Festgabe für K. Lindner zum 27. 11. 1971, hg. von S. Schwenk, G. Tilander, C. A. Willemsen, Berlin, New York 1971, S. 289–296; G. Schnitzlein, Wolfgang Seidel – ein bayerischer Benediktinerpater im 16. Jahrhundert, in: Kultur & Technik 5 (1981), S. 57–60; N. Paulus, Der Benediktiner Wolfgang Seidel. Ein bayerischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts, in: Historisch-politische Blätter 113 (1894), S. 165–185; W. Müller, Die Anfänge der Humanismusrezeption im Kloster Tegernsee, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, Bd. 92 (1981) S. 28–89.
- 68) H. Pöhlein, Seidel, S. 48; F. Zoepfl, Kloster Ottobeuren, S. 201 ff.

## III.

Exkurs über das „Kunstbuch“ des Benediktiners  
Wolfgang Seidel (1492–1562 n. Chr.)

Um 1491/2 in Mauerkirchen bei Braunau am Inn (Oberösterreich) geboren, besuchte Seidel die Lateinschule in Landshut und studierte nachweislich 1516 gegen Entrichtung der Armegebühr an der Universität Ingolstadt. Im selben Jahr trat er in das damals wohl berühmteste bayerische Benediktinerkloster Tegernsee ein; nach Studienjahren in Ingolstadt und wahrscheinlich auch an der Universität Wien wurde er um das Jahr 1522 n. Chr. zum Priester geweiht. Nach 1528 begann für ihn eine Zeit der Wanderschaft, das Kloster Ottobeuren und das Stift Andechs waren die ersten Stationen, gefolgt von München, wo er mit Unterbrechungen zwischen 1532 und 1560 n. Chr. als herzoglich-bayerischer Prediger an der Augustinerkirche tätig war. Im Jahr 1562 n. Chr. ist Seidel in seinem Heimatkloster Tegernsee gestorben. Neben seinem Amt als Prediger und theologischer Lehrer, galt sein besonderes wissenschaftliches Interesse der Mathematik und Astronomie. Mit chemischen, medizinischen, metallurgischen und handwerklichen Themen befaßte er sich in seinem „Kunstbuch“<sup>69</sup>. Es handelt sich hierbei einerseits um eine Sammlung von Texten, bei denen Seidel sich häufig auf Gewährsleute beruft oder auch auf eine Vorlage aus einem alten Codex oder einer Bibliothek hinweist. Zum anderen finden sich auch durchaus eigenständige Traktate darunter, die deutlich genug die Erfahrung eigener praktischer Arbeit widerspiegeln. Dieses „Kunstbuch“ umfaßte ursprünglich drei Bände, wovon nach H. Pöhleins Ansicht<sup>70</sup> nur noch zwei (genauer gesagt der zweite und dritte) erhalten sind (=Cgm 4117, verfaßt 1540–1543 n. Chr. und Cgm 4118, verfaßt um 1550 n. Chr.) — eine Meinung, die auch E. Ploss vertritt<sup>71</sup>. Diese Angaben sind aber der Korrektur bedürftig, denn der angeblich verschollene erste der drei Bände befindet sich heute als Manuskript Nr. 404 in der Kantonsbibliothek Vadiana in St. Gallen<sup>72</sup>. Durch das dort genannte Datum 1532 wird bestätigt, daß es sich tatsächlich um den ersten, d. h. frühesten und verschollen geglaubten Band handelt. Ein Handschriftenvergleich weist diesen Band zudem eindeutig als Autographen Seidels aus. Und noch eine andere Handschrift aus der Vadiana deutet wohl auf den Benediktiner Seidel hin und verdient erwähnt zu werden: Vadiana Nr. 407, Pap. 1522.313 Bll. 8<sup>o</sup><sup>73</sup> enthält u. a. Rezepte „Horn gyssen sic. Item Nym fail spen“. Vorschriften, welche die Herstellung einer formbaren durchsichtigen und farblosen Hornmasse beschreiben, finden sich auch in Seidels eigenem „Kunstbuch“ (Cgm 4117), wobei er ausdrücklich erwähnt: „Und diese gelernte Kunst habe ich von dem ehrsamem Mann Bartholomäus Schobinger, Bürger zu St. Gallen in Schweiz empfangen“<sup>74</sup>

69) H. Pöhlein, Seidel.

70) H. Pöhlein, Seidel, S. 108.

71) E. Ploss, Wolfgang Seidel und sein Kunstbuch, S. 290.

72) G. Scherer, Verzeichniss der Manuscripte und Incunabeln der Vadianischen Bibliothek in St. Gallen, St. Gallen 1864, S. 116 f., Nr. 404, Pap. 1532.297 Bll. 8<sup>o</sup>: „Collectaneum Vuolfgangi Sedelii continens flosculos diuersarum artium.“

73) G. Scherer, Verzeichniss der Vadianischen Bibliothek, S. 117.

74) H. Pöhlein, Seidel, S. 159.

Bekanntlich stammt die außerordentlich reichhaltige alchemistische Sammlung der Vadiana größtenteils aus der Schobingerschen Bibliothek, die sich der Freund, Bewunderer und Förderer des Paracelsus, Bartholomäus Schobinger (1500–1585 n. Chr.)<sup>75</sup> anlegte. Obwohl ein erster recht cursorischer Textvergleich darauf hindeutet, daß die von Seidel in den Jahren 1540 bis 1543 n. Chr. in Cgm 4117 angegebenen Rezepte zur Herstellung einer formbaren Hornmasse nicht identisch sind mit denen, die in dem um 1522 n. Chr. niedergeschriebenen Ms. 407 aus der Vadiana enthalten sind (die Handschrift kann also *nicht* als *direkte* Vorlage gedient haben), wird hier doch ein weiteres Mal auf Schobingers offensichtlich recht lebhaftes Interesse an den durchsichtigen Kunstmassen, einer zu dieser Zeit noch kaum erforschten chemischen Stoffklasse, hingewiesen. Die persönliche Bekanntschaft Seidels mit diesem zeitweilig reichsten und mächtigsten eidgenössischen Handelsherrn von Eisen, Stahl und Kupfer – der als ein in der Stadtgeschichte St. Gallens wohlbekannter Mann auch mit dem dortigen humanistisch hochgebildeten Stadtarzt Johann Vadian (1484–1551 n. Chr.) freundschaftlichen Umgang pflegte – erklärt auch, warum dieser bislang verloren geglaubte früheste Band des „Kunstbuches“ des Tegernseer Benediktiners Seidel in die Vadiana gelangen konnte.<sup>76</sup>

- 75) J. Dierauer, Schobinger, Bartholomäus, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 32, Leipzig 1891, S. 209 f.; [D.S.], Schobinger, in: Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6, Neuenburg 1931, S. 227 f.; B. Milt, Chemisch-alchemistische Heilkunde und ihre Auswirkungen in Zürich, in: Vierteljahrschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, Bd. 98 (1953) S. 178–215, insbesondere S. 186; P. Jung, Der Stadtarzt Dr. Sebastian Schobinger in St. Gallen (1579–1652), in: Gesnerus Bd. 5 (1948) S. 57–64; V. Schobinger, Die Schowinger – ein Überblick, in: Geschichte der Schowinger, Heft 7, Wädenswil 1975; V. Schobinger, Die Münchner Schobinger im 16. Jahrhundert. Von der Schobingerschen Handelsgesellschaft, in: Geschichte der Schowinger, Heft 2, Wädenswil 1969; K. Sudhoff, Paracelsus, Leipzig 1936, S. 102–123.
- 76) Eine gründliche inhaltlich-thematische Analyse des ersten Teils von Seidels „Kunstbuch“ (Vadiana Nr. 404) wird derzeit von K. Figala, die auch das Manuskript wiederentdeckte, erarbeitet.

# Ergänzungen der Disentiser Klostergeschichte

Von Iso Müller OSB † – Disentis

*Wenige Tage vor seinem 85. Geburtstag am 13. Dezember 1986, auf den Abt Mauritius Fürst von Mariastein in der Zeitschrift hinwies (StMB 97 [1986] 499 f.) übergab P. Iso Müller das druckfertige Manuskript der Redaktion. Es sollte sein letzter Beitrag an StMB sein – echt zeichnerhaft: handelt er doch über sein Kloster Disentis, dessen Geschichte in der Mitte seiner eingehenden und ertragreichen Forschungen steht. Noch war kein Monat vorüber, als der hochgelehrte Verfasser am 11. Januar 1987 vom Herrn heimgeholt wurde. – Voll tiefer Dankbarkeit für die Mitarbeit des stets hilfsbereiten und selbstlosen Mitbruders werden die StMB das Andenken an P. Iso Müller in hohen Ehren halten. Vivas in Christo.*

## I. Der Name Placidus

Die Geschichte des Ortes Disentis beginnt mit Placidus und Sigisbert, die um 700 lebten und als Heilige verehrt wurden. Während man aus Sigisbert, einem fränkischen Königsnamen, leicht dessen Herkunft erschließen kann, ist Placidus viel schwieriger zu lokalisieren. Zunächst sei festgestellt, daß der Name Placidus lautet, nicht Placitus. So schreibt schon die Sequenz des 10. Jh. Placidus, deren Text freilich erst aus dem 17. Jh. überliefert ist. Vier Hymnen der Zeit vom 10.–11. Jh. kennen nur Placidus, einzig einer (Eterne Jesu) schreibt Placidus und Placitus.<sup>1</sup> In der Eingabe der Mönche wie in der Urkunde Friedrichs I. von 1154 selbst entdecken wir nur Placidus.<sup>2</sup> Das Disentiser Brevier in Cod. Sang. 403 aus dem 12. Jh., notiert stets Placidus (S. 152, 178, 572).<sup>3</sup> Ekkehard IV. († ca. 1060) schreibt in seiner Umdichtung des Gallusliedes von Ratpert: Placidus und Placitus. Den gleichnamigen Schüler des hl. Benedikt bezeichnet er als Placitus.<sup>4</sup> Das ist umso merkwürdiger, als der als Quelle dienende Gregor d. Gr. († 604) in seiner Benediktusvita stets Placidus schrieb.<sup>5</sup>

Die Passio Placidi aus dem 12. Jh. oder doch von ca. 1200 weist nach der Rheinauer Handschrift aus der 1. Hälfte des 13. Jh. durchgängig Placidus auf, erst die Handschrift von Dalpe (Leventina) aus der 1. Hälfte des 14. Jh. schreibt immer Placitus.<sup>6</sup> Dabei mag italienischer Einfluß mit im Spiele sein. Goffredo da Bussero, gestorben nicht lange nach 1289, notierte in seinen Mailänder Patrozinien über die Disentiser Patrone: Memoria sancti Platii et Sigiberti.<sup>7</sup> So scheint Placitus als

- 1) I. Müller, Disentiser Klostergeschichte 700–1512. 1942 S. 254–260. Bündner Monatsblatt 1959 S. 264–265.
- 2) E. Mayer-Marthaler-F. Perret, Bündner Urkundenbuch 1 (1955) S. 11 Nr. 16 und S. 241 Nr. 331.
- 3) Disentiser Klostergeschichte 1942 S. 79–80, 106–108, 262–265. Archiv für Liturgiewissenschaft 11 (1969) S. 110, 139–141.
- 4) J. Egli, Der Liber Benedictionum Ekkehardus IV. 1909 S. 74, 130, 384–385 (=St. Galler Mitteilungen Bd. 31). Dazu vgl. Peter Osterwalder, Das althochdeutsche Galluslied Ratperts und seine lateinischen Übersetzungen durch Ekkehart IV. 1982 S. 80, 86 (Placitus), 125, 130–131, 191, 193.
- 5) Gregorii Magni Dialogi ed. Umberto Moricca. Rom 1924 S. 86, 88–89.
- 6) Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 46 (1952) S. 167, 169–172.
- 7) Liber Notitiae Sanctorum Mediolani ed. M. Magistretti / U. Moneret de Villard. Mailand 1917 Sp. 310. Placi betrachtet Huber S. 360 als der „Kirchensprache angenäherte Form“. Sie war im 17. Jh. sehr verbreitet, wie das sog. Plazilied belegt.

fremde Form das einheimische echte Placidus beeinträchtigt zu haben. Im Altertum war ja auch Placidus die gebräuchlichste Form. Das ist an 17 Namen nachprüfbar, während Placitus nur bei drei Personen erscheint, die dazu noch eher in die ausgehende Antike gehören.<sup>8</sup> Es handelt sich hier um 17 Namensträger von Rang und Stand, was freilich nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß Placidus auch zu den häufigsten römischen Soldatennamen zu rechnen ist.<sup>9</sup> Doch um den churrätischen Placidus, den Opponenten des Praeses in Chur, zu erklären, genügen uns römische Soldatennamen nicht. Kommt dazu, daß sich im ganzen Churrätien des 8.–9. Jh. nach Ausweis des jüngeren Verbrüderungsbuches des späten 9. Jh. nur zwei Personen mit dem Namen Placidus belegen lassen, ohne daß wir wüßten, wo und wann sie genau lebten.<sup>10</sup>

Durchgehen wir die Liste der wichtigsten Namensträger.<sup>11</sup> Schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert begegnet uns ein Placidus tribunus militum (zum Jahr 68). Das Konsolat bekleidete Placidus, clarissimus vir, 343 Stadtpräfekt von Rom. 481 waltete Flavius Rufus Placidus, von Ennodius als berühmt erwähnt, als Konsul. Als Prokurator in Ravenna ist ein Placidus zu melden, dessen Heilung durch den hl. Martin geschah, wie Gregor von Tours († 594) berichtet. Die höchste Ehre erstieg Placidus Valentinianus (III.), Sohn der Galla Placidia, der 424–455 als Kaiser regierte.<sup>12</sup>

Bedeutende Vertreter gab es auch sonst noch. 499 finden wir in Lyon die aktholischen Bischöfe Placidus und Luxanus gegen die Arianer versammelt.<sup>13</sup> Ein Rufius Achileus Maecius Placidus, vir clarissimus, ist gemäß einer Inschrift des ausgehenden 5. Jh. im Flavischen Amphitheater festzustellen. Ein Placidus aus Gratianopolis (Grenoble) wird als Kenner des literarischen Werkes des Bischofs von Clermont Sidonius Apollinaris (5. Jh.) überliefert. Placidus, Bischof von Mizigi (Nordafrika), nahm an der Synode von Karthago im Jahre 525 teil. Placidus, Bischof von Mâcon, unterschrieb die Konzilien von Orléans (538, 541, 549) und von Paris (552).<sup>14</sup>

Die Liste unserer Belege ist noch keineswegs zu Ende. Wir nennen weiter Placidus, Vater des Bischofs Sepaudus von Arles, den Papst Pelagius I. 556 (557) als magnificentissimus filius noster bezeichnet. Im 5./6. Jh. lebte Placidus Grammaticus, ein lateinischer Glossograph, wahrscheinlich Christ.<sup>15</sup> Im 6. Jh. wirkte auch Lactantius Placidus, ein lateinischer Grammatiker.<sup>16</sup> Durch die Dialoge Gregors

8) Pauly-Wissowa, Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Bd. 20 (40. Halbband) 1950 Sp. 1934–1944 (Placidus, Sp. 1944–1947, Placitus).

9) So Konrad Huber, Die Personennamen Graubündens I (1986) S. 16.

10) MGH Libri Confraternitatum ed. P. Piper 1984 S. 56–57 (= Sang. 150, 21 und 156, 16). Dazu jetzt St. Galler Kultur und Geschichte 16 (1986) S. 269–270 (= Subsidia Sangallensia I.) Huber S. 47 denkt an eine Herkunft von Kempten, ohne nähere Gründe anzugeben.

11) Wo keine besonderen Quellen angegeben sind, findet man man die nötigen Belege im angeführten Artikel Placidus bei Pauly-Wissowa.

12) Ernestus Diehl, Inscriptiones Latinae Christianae Veteres 3 (1970) S. 214.

13) MGH Auctores antiquissimi VI/2 (Neudruck 1961) S. 163.

14) MGH Concilia 1 (1956) S. 84–85, 96, 99, 109, 117.

15) Lexikon der alten Welt 1965 Sp. 2335.16) Lexikon der alten Welt 1965 Sp. 1665.

d. Gr. ist uns Placidus, Sohn des Tertullus, als Schüler des hl. Benedikt bekannt. Im 7. Jh. ist Placidus, 676 Senator in der Auvergne, zu melden.<sup>17</sup> Ungefähr in diese Zeit gab es in Autun einen Priester und Abt Placidus, der an der Ende des 5. Jh. gegründeten Kirche des einheimischen Martyrers Symphorian amtete.<sup>18</sup> Gregor d. Große schreibt 601 an den Bischof von Messina von einem Placidus vir magnificus.<sup>19</sup>

Der Name unseres Disentiser Placidus ist zu den alträtoromanischen Namen zu stellen. Inhaltlich bezeugt er eine Charaktereigenschaft, die später vielleicht auch christlich gedeutet wurde. Auf welchem Wege er nach Churrätien kam, wissen wir nicht, doch dürfte er von den Namensträgern in Italien beeinflusst sein, aber auch des Frankenreiches, zu dem das Gebiet am Vorderrhein seit dem 6. Jh. gehörte.<sup>20</sup>

## II. Ergänzungen zur Abtsreihe

Bereits die *Helvetia Sacra* brachte in Band I „Die Orden mit Benediktinerregel“ Kurzbiographien aller Äbte. Da das Werk jahrelang in Manuscript oder Druck vorlag, indes erst 1986 herauskam, waren die Aussagen schon in mehreren Hinsichten veraltet bzw. überholt. Daher unsere Kleinbeiträge.

*Ursicinus episcopus und Agnellus abbas.* Diese beiden Klosteräbte sind schon im Reichenauer Verbrüderungsbuch genannt. Deren Zeitstellung hat sich deshalb verändert, da die Disentiser Mönchsliste jetzt mit dem Gebetsbund von Attigny von 762 verbunden wird, der zur Zeit des Abtes Agnellus stattfand. Daher muß sein Vorgänger und eigentlicher Klostergründer Ursizin früher angesetzt werden. Ferner haben die großen Ausgrabungen unter der Leitung von Professor H. R. Sennhauser von 1980–1983 die dreischiffige Pfeilerkirche St. Maria (II.) ans Licht gebracht, die 765 durch ihr Patrozinium belegt ist, aber Jahrzehnte früher von Bischof Ursizin errichtet sein dürfte. So haben wir für Abtbischof Ursicinus ca. 720–730 und für Agnellus ca. 762 als Zeitansatz angesehen. Die näheren Begründungen, die hier nur kurz erwähnt werden, sind veröffentlicht.<sup>21</sup>

*Prestantius abba (s).* Nach dem Liber Viventium von Pfäfers gab es einen Disentiser Konvent unter Abt Prestantius, der zuerst auf ca. 840 datiert wurde. Man verlegte dann die Prestantius-Liste auf ca. 880–885, weil man im alten St. Galler Verbrüderungsbuch aus dem Anfang des 9. Jh. eine Mönchsreihe mit Richinzo an der Spitze und vielen rätoromanischen Namen entdeckte, die scheinbar unter dem Namen des Klosters Gegenbach stand, aber nun Disentis zugesprochen wurde. Es konnten aber nicht beide Disentiser Konvente, der im Pfäferser und der im St. Gal-

16) Lexikon der alten Welt 1965 Sp. 1665.

17) Karl Fr. Stroheker, *Der senatorische Adel im spätantiken Gallien* 1970 S. 205 Nr. 308.

18) *Martyrologium Hieronymianum*. Brüssel 1931 S. 237 (= ASS Nov. II. 2).

19) MGH *Epistolae* 2 (1978) S. 302.

20) Unsere Liste ist nicht vollständig, da auch noch z.B. Placitus und Placida zu erwähnen wären (Pauly-Wissowa), ebenso Eustachius Placidus. *Bibliotheca Hagiographica* I (1899) S. 414 usw.

21) I. M., *Das Reichenauer Verbrüderungsbuch und der Klosterkonvent von Disentis*. Schweizerische Zs. f. Geschichte 35 (1985) S. 369–388. Dazu: *Die Frühzeit des Klosters Disentis*. Forschungen und Grabungen. Bündner Monatsblatt 1986 S. 1–45.

ler Gedenkbuch, gleichzeitig um 840–850 existiert haben. Daher die Verschiebung des ersteren auf ca. 880–885.<sup>22</sup> Wesentliche Klarheit hat Karl Schmid in diese Frage gebracht. Die Richinzo-Liste gehört gar nicht zu Gegenbach, sie steht allein da als „Liste mit rätischen Namen“. Sie ist späteren Datums und bezieht sich auf ein Kloster mit romanischen Mönchsamen.<sup>23</sup>

Unabhängig davon kehrte Dieter Geuenich schon 1975 bei der Disentiser Liste von Pfäfers zu dem früheren Zeitansatz zurück, indem er von der Tatsache ausging, daß im Jahre 846 St. Gallen unter Abt Grimoald (841–872) mit Bobbio, Disentis und Schienen die Confraternitas, die das Steinachkloster und die Reichenau im Jahre 800 geschlossen hatten, übernahm und sie 865 auf Kempten ausdehnte. Zur Zeit des Abtes Grimoald, „sind vermutlich auch die Listen aus Disentis und Schienen in Pfäfers eingetragen worden“. Im Taminakloster regiert Abt Silvanus (840–ca. 861), der wohl zu Anfang seines Abbatates die verschiedenen Listen in den Liber Viventium eintragen ließ.<sup>24</sup>

Geuenich erwog, ob nicht der in Pfäfers unter Abt Crespio (ca. 800) lebende Mönch Praestantius mit dem Disentiser Abt Prestantius (ca. 840–846) personen-gleich wäre. Möglich ist diese Postulation, aber positive Hinweise fehlen. Der Vorschlag ist einzig auf die Namensgleichheit aufgebaut. Da damals die Einnamigkeit bis zur Jahrtausendwende herrschte und es an solchen Namensträgern nicht fehlte, wie gleich auszuführen ist, ist diese Hypothese doch sehr gewagt. Selbst Geuenich gibt zu: „doch ist dies nicht zu erweisen“.<sup>25</sup>

Wie Konrad Huber nachweist, gehört Praestantius zu den bevorzugten sog. rätoromanischen Namen, den er im 8. und 9. Jh. 36 Mal vorfand. Mönche dieses Namens gab es auch schon in Disentis Anfang und Mitte des 8. Jh. unter Abt-bischof Ursicinus und Abt Agnellus. Mehrfach entdeckt man ihn im sog. Testament vom Churer Bischof Tello im Jahre 765, ferner auch im Kloster Pfäfers und dessen Bereich. Weitere Belege sind in Gams, Grabs und Rankweil festzustellen.<sup>26</sup> Außerhalb der Raetia Curiensis gibt es fast keine Träger dieses Namens. Der Mönch Prestantius im 9. Jh. in St. Gallen gehört wohl geistig wegen der geographischen Nähe zu Rätien.<sup>27</sup> Unter den Mönchen der Abtei Murbach diente im 9. Jh. ein Prestantius.<sup>28</sup> Nicht vergessen wollen wir einen Prestanzo zu Gengenbach um 840.<sup>29</sup> Die übrigen Belege sind alle zu spät, so etwa in Remiremont im 10. Jh. und

22) I. M., Die Anfänge des Klosters Disentis. Jahresb. der Histor.- antiquarischen Ges. von Graubünden 61 (1931) S. 22–31 zu 880–885.

23) K. Schmid in *Subsidia Sangallensia* I (1986) S. 86, 88, 107 (= St. Galler Kultur und Geschichte Bd. 16) zu Richinzo bzw. Gengenbach.

24) D. Geuenich, Die ältere Geschichte von Pfäfers im Spiegel der Mönchslisten des Liber viventium Fabariensis, in: *Frühmittelalterliche Studien* 9 (1975) S. 234–235, 250–251. Auf S. 240 wird die Gleichung Richinzo-Liste = Disentiser Konvent abgelehnt.

25) Geuenich im Parallelregister zum Pfäferser Konvent im 9. Jh. m. 8 und S. 240 Anm. 92.

26) Huber S. 6, 19, 48 (Nr. 208).

27) MGH *Libri Confraternitatum* s. Galli, Augiensis, Fabariensis ed. P. Piper 1884 S. 124 (= Sang. 388,5).

28) Piper S. 209 (= Aug. 174,6).

29) Piper S. 32 (= Sang. 64,22).

im Liber Viventium im 11. Jh.<sup>30</sup> Abt Prestantius von Disentis dürfte daher aus dem rätoromanischen Kerngebiet stammen und um 840–846 regiert haben.

*Abt Martin de Sacco.* Von dessen Existenz berichten uns nur chronikalische Quellen des 17. Jh., so die Chroniken von Bundi und Sprecher, das 1624 zusammengestellte oder abgeschriebene Disentiser Jahrzeitbuch und eine Notiz von Augustin Stöcklin. Daran reiht sich die Synopsis Annalium von 1696.<sup>31</sup> Die Datierungen 1327 bei Stöcklin und 1331–1334 in der Synopsis lassen sich nicht halten, da damals Abt Thüring von Attinghausen-Schweinsberg den Abtsstab innehatte (1327–1353). Nachher ist 1357–1367 Abt Jakob von Buchhorn nachgewiesen.

In einer zu Disentis ausgestellten Urkunde vom 16. Dezember 1357 ist Jakob von Buchhorn als Abt bezeichnet, aber auch ein Herr „Martin von Sax“ als Kustos des Klosters genannt.<sup>32</sup> Die Vermutung drängt sich auf, daß die Chronisten für die Jahre 1353–1357, in denen kein Abtsname erhalten ist, einfach den Kustos zum Regenten der Abtei erhoben. Das ist freilich nicht zu beweisen, sondern nur als Möglichkeit anzusehen.

Im Ilanzer Klosterhof notierte sich Oberst Rudolf von Hess-Castelberg 1883 ein viergeteiltes Wappen, Feld 1 und 4 Klosterkreuz, Feld 2 und 3 Sax, darüber eine Helmzier, keine Mitra oder Abtsstab und Schwert.<sup>33</sup> Die fachgemäße neueste Restauration brachte aber nur ein Sax-Wappen mit Helmzier an den Tag (Photo 1984). Wohl aber ist das Wappen des Churer Bischofs Johann IV. Naso (1418–40) erkennbar. So stammt auch das Sax-Wappen erst aus dieser Zeit, nicht schon im 14. Jh. Für einen Abt Martin von Sax ist heraldisch im Ilanzer Klosterhof nichts zu finden.<sup>34</sup>

*Abt Adalbert II. de Medell 1655–1696.* Seine Regierungszeit ist genügend erhellt, doch wird die Geschichte des Landrichters Clau Maissen noch verschieden beurteilt. Er war vom Disentiser Gericht, zuletzt nach dessen versuchtem Staatsstreich gegen die Landsgemeinde der Cadi, als geächtet und vogelfrei erklärt worden. Ein solches Urteil hätte nur im Gebiete des zuständigen Gerichtes durchgeführt werden dürfen, doch brachten die beiden Tavetscher Beer und Zain ihn bei Ems auf Rätziänsischem Boden um (26. Mai 1978), wofür sie daselbst hingerichtet wurden (23. Juli 1678).<sup>35</sup>

Ein neues interessantes Buch über die Familie Maissen berichtet ausführlich von einer angeblichen Mitwissenschaft des Abtes am Tode Maissens. Man stützt

30) MGH Liber Memorialis von Remiremont ed. E. Hlawitschka-K. Schmid-G. Tellenbach 1970 S. 135 und Piper S. 368 (= Fab. 49,22).

31) Näheres Bündner Monatsblatt 1948 S. 195–207, bes. S. 204.

32) H. Wartmann, Rätische Urkunden 1891 S. 82–84 Nr. 42.

33) Alfons Raimann, Gotische Wandmalereien in Graubünden. Disentis 1983 S. 246–247.

34) Siehe Bruno Hübscher, Wiederentdeckte Wappen im Disentiser Klosterhof zu Ilanz, in: Geschichte und Kultur Churrätens. Fs. Iso Müller 1986 S. 559–580

35) Zur Diskussion steht hier nur die Beziehung zum Abte, nicht die ganze Maissen-Geschichte, die schon zu Worte kam in: Die Abtei Disentis 1655–1696. Fribourg 1955 S. 145–209, 529–535 (Beiheft 15 der Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte). Dazu unten Anmerkung 16.

sich auf angebliche Aussagen der genannten beiden Tavetscher.<sup>36</sup> Wir haben hier kein unmittelbares Zeugnis vor uns, auch keine beeidigte Aussage, sondern einen Bericht von Weibel Christian Girieth, der dies von den beiden Gefangenen gehört haben soll. Diese zwei Schuldigen waren vorher gefoltert worden, um sie zum Sprechen zu bringen. Angaben unter solch gewaltigem Druck und in Erwartung ihrer eigenen Verurteilung können nicht einfach als Wahrheit genommen werden. In solchen Fällen ist alles gut, was retten könnte, wie ja auch Belege aller Zeiten dartun.

Zwar behauptete Maissen 1676, der Abt hege gegen ihn Mordgedanken, worin er sich aber nur auf einen toten Zeugen stützen konnte.<sup>37</sup> Der unglückliche Somvixer selbst beschuldigte den Abt weder 1676 in seinem Manifest noch 1677 in seiner Rechtfertigung. Ein leichtfertiges Gerede genügt nicht, um einen bedeutenden Abt, der ja auch als Fürst politisch tätig sein mußte, mit so schweren Anschuldigungen zu belasten.

### III. Sind fünf Pfarrer des Klostergebietes 1572 in die Zwinglistadt gepilgert?

#### 1. Die konfessionellen Verhältnisse im Bündnerland

Die Reformation hatte in den vielen und eigenartigen Tälern nicht leicht, sich durchzusetzen. Darum auch das späte Aufkommen in einigen Gemeinden, so in Seewis im Prätigau (1581–87), in Bergün (1562–77) und Filisur (1590) im Albula-gebiet und schließlich in St. Moritz und Celerina (1577) im Oberengadin, wodurch nun das ganze Engadin neugläubig wurde.<sup>37</sup> Dabei sind die angeführten Jahreszahlen im Sinne eines ersten Belegs aufzufassen, der meist lange vorbereitet war.

Diese Verbreitung im ganzen Bündnerlande setzte den ungebrochenen Eroberungswillen der Reformierten voraus. Statt vieler Hinweise genügt uns hier die Tatsache, daß der Churer Prediger Egli am 5. 12. 1569 an Antistes Bullinger in Zürich schrieb, er wünsche den Tod des Churer Bischofs (*episcopi utinam interitus*).<sup>38</sup>

Der Angriff traf die alte Kirche keineswegs in einer genügend starken Abwehrstellung. In seinem Bericht über seine Schweizerreise vom 30. September 1570 spricht *Carlo Borromeo* nicht allgemein vom Grauen Bund, sondern von dessen oberen Teil, also von der Cadi oder Surselva, wo die Bevölkerung wohl katholisch geblieben sei, aber die Priester schweres Ärgernis geben.<sup>39</sup> Es dürfte sich meistens

36) Felici Maissen-Aluis Maissen, Landrehter Nicolaus Maissen. Disentis 1985. S. 91–92, 130. Auf S. 92. Anm. 139 Zeile 7 vermissen die Leser die Bezeichnung „Praelath“, was man ja schon aus dem Kontext erwarten muß und was auch im Original nicht fehlt. Die gut gemeinte, aber problematische Auslassung erreicht das Gegenteil. 37) Abtei S. 151–153.

38) Emil Camenisch, Bündnerische Reformationsgeschichte. Chur 1920 S. 249–250, 463–469, 471–475, 481–482.

39) Tr. Schiess, Bullingers Correspondenz mit den Graubündnern 3 (1906) S. 174 Nr. 186. Vgl. Reinhardt-Steffens, Die Nuntiatur von Giovanni Francesco Bonhomini 1579–1581. Einleitung 1910 S. 309.

um das Konkubinat der Geistlichen handeln. Man überlege, daß Pius V. am 6. September 1569 ein Schreiben gegen die Priesterehe an die VII katholischen Orte erließ.<sup>40</sup>

Die Priester, die nicht gehorchten, begaben sich in andere Orte, wo das Breve nicht ausgeführt wurde. Deshalb forderte Carlo Borromeo, laut seines Berichtes vom 30. Sept. 1570, die Bischöfe zum gemeinsamen Vorgehen in dieser Sache auf, wobei er einzig ausdrücklich den Churer Bischof erwähnt. Die Oberhirten mögen solche Konkubinarier nicht annehmen, auch wenn diese zu den Haeretikern übergehen.<sup>41</sup> Bischof Beat von Chur erließ auf das Schreiben des Papstes von 6. September 1569 und wohl auch auf die Mahnung Borromeos hin, den er im Herbst 1570 in Ursern getroffen hatte, eine Verordnung gegen die Priesterehe (vor 21. Nov. 1570).<sup>42</sup>

Wie Pius V., Carlo Borromeo und Bischof Beat von Chur, so trat auch *Giovanni Francesco Bonhomini*, der erste ständige Nuntius in der Schweiz (1579–81), für die Reform des Weltklerus ein. Im Juli 1580 besuchte er das Kloster Disentis. Dabei diskutierte er mit dem Abt Christian von Castelberg über die priesterliche Amtsführung. Kaum war der päpstliche Gesandte über die Oberalp in Uri (Altdorf) eingetroffen, als er am 29. Juli 1580 dem Abte ein Schreiben an vierkonkubinarische Priester übersandte, wonach diese nach einer bestimmten Zeit ihre Konkubinen zu entfernen hatten. Wenn auch ein Konkubinarier an sich kein Neugläubiger sein muß, so war dies doch vielfach ein Zeichen für die Hinneigung zur Reformation. Die fehlbaren vier Priester waren wohl Priester der Cadi oder dann der Surselva; wo der Abt noch Einfluß hatte und das Mandat des Nuntius urgieren konnte.<sup>43</sup>

Abt *Christian von Castelberg* (1566–84) war der richtige Mann für diesen Auftrag, hatte er doch eine Gegenbewegung gegen das Eindringen der Neurer in die Wege geleitet. Eigentlich Weltgeistlicher, der 1570 die benediktinische Profese ablegte und die Abtsweihe erlangte. Schon 1571 ließ er vom Kaiser Maximilian II. die Reichsunmittelbarkeit des Klosters erneuern und im gleichen Jahre seine früheren

40) Steffens-Reinhardt, Die Nuntiatur von G. Fr. Bonhomini I (1906) S. 16 Nr. 2: nella parte superiore della Lega Grisa ... erano più i più catholici, ma li preti scandalosissimi. Dazu Joh. Cahannes, Das Kloster Disentis vom Ausgang des Mittelalters bis 1584. Brünn 1899 S. 81–82.

41) Steffens-Reinhardt I (1906) S. 14 Anm. 4. Über die Beurteilung der Priesterehe siehe O. Vasella, Reform und Reformation in der Schweiz Münster/Westfalen 1958 S. 26–31, 60–62.

42) Steffens-Reinhardt I (1906) S. 14. Cahannes S. 82. Hier sei noch der Bericht von Clemente da Brescia F., *Istoria delle Missioni de' Frati Minori della Provincia di Brescia nella Rezia, Trento* (1702) S. 8 angefügt. Danach verließen italienische und deutsche, spanische und französische Priester, Welt- und Ordenskleriker, Religion und Heimat, um in Rätien frei und zügellos zu leben. Sie wiesen sich durch wahre und falsche Zeugnisse als Priester aus. Aus Mangel an Geistlichen stellten die Gemeinden solche in ihren Dienst. Nach Camenisch S. 472 wurde in Bergün ein italienischer Geistlicher samt seiner Weibsperson 1577 aus der Gemeinde verjagt.

43) Zum Treffen in Andermatt ca. 2. Sept. 1570, siehe Reinhardt-Steffens, Einleitung 1910 S. 322.

Privilegien für die Erteilung der Firmung sowie für die Weihe von Gotteshäusern und Altären vom Bischof bestätigen.

Das galt bisher nur für das äbtliche Gebiet, doch erlaubte dies der Oberhirte am 7. Februar 1572 auch außerhalb dieser Grenzen, also außerhalb der Cadi.<sup>44</sup> Wie sehr er bemüht war, das Eindringen der Neuerer in das Oberland zu verhindern, wird dann deutlich die Tatsache beleuchten, daß er in Danis 1581 auf eigene Kosten die Trinitätskapelle errichten ließ, um die dortigen Katholiken gegen die neugläubigen Waltensburger zu schützen.<sup>45</sup>

## 2. Die Berichte der Barockchronisten

Während wir aus den Quellen des 16. Jh. nichts über einen Exodus von Pfarrern nach Zürich erfahren, änderte sich dies seit dem ausgehenden 17. Jh. An die Spitze stellen wir den *Catalogus abbatum*, den Abt Adalbert II. de Medell (1655–96) verfaßte, der indes nicht mehr vorhanden ist und wahrscheinlich beim Klosterbrand 1799 zugrunde ging.<sup>46</sup> Indes gibt das *Chronicon Disertinense*, das auf den Materialien des Klosterarchivars P. Augustin a Porta († 1795) und der Überlieferung von P. Moriz van der Meer († 1795) beruht, darüber einen wortwörtlichen Bericht.<sup>47</sup> Danach waren fünf Pfarrer nach Zürich gegangen, um die neuen Lehren und die nötigen Einführungsbücher kennen zu lernen und dann die zurückgebliebenen Interessenten danach zu instruieren. Unterdessen eilte Abt Christian von einem Dorf zum anderen und hielt sogar an einem Tag in verschiedenen Pfarreien fünf Predigten. Seinem Gebet ist es auch zu verdanken, daß die erwähnten Apostaten 1572 im Walensee, offenbar auf der Rückreise, ertranken und somit ihr Vorhaben, weitere Anhänger zu gewinnen, nicht ausführen konnten.<sup>48</sup>

Das *Chronicon* glaubte, der *Catalogus* hätte gute alte Quellen vor sich gehabt und schrieb daher: *Retulit hoc nobis ex Antiquioribus Monasterii Chartis*. Der Abt mußte ja für seine Liste des Mittelalters mittelbar oder unmittelbar alte Urkunden verwenden, vielleicht auch erst aus den Chroniken von Jakob Bundi († 1614) oder von Augustin Stöcklin († 1641). Der *Catalogus* selbst spricht davon, daß der Untergang auf dem Walensee durch „*Schriften und Zeugen*“ überliefert sei und nach frommen Glauben (*merito creditur*) auf das Gebet des Abtes Christian erfolgt sei. Näheres gibt der *Catalogus* nicht an, weder die Namen der fünf

44) Text in C. Decurtins, *Die Disentiser Klosterchronik des Abtes Jakob Bundi*. Luzern 1887 S. 55, *Regest Steffens-Reinhardt* 2 (1917) Nr. 761 S. 264–265 *accipiet praeceptum quattuor illis sacerdotibus concubinariis tradendum, quod quidem tua dominatio singulis tradi curabit eosque ut omnino concubinas prestito eis tempore eiciant omni ratione compellet.*

45) Darüber siehe Joh. Cahannes, *Das Kloster Disentis vom Ausgang des Mittelalters bis 1584*. Brunn 1899 S. 76–86.

46) *Stiftsarchiv Disentis: Synopsis Annalium* (1709) zu 1581. Dazu E. Poeschel, *Die Kunstdenkmäler des Kt. Graubünden* 4 (1942) S. 372.

47) I. M., *Die Abtei Disentis 1655–96*. Fribourg 1955 S. 522–23, ferner *Die Abtei Disentis 1696–1742*. Fribourg 1960 S. 666–667.

48) *Chronicon Disertinense*, *Stiftsarchiv Einsiedeln* R 91 S. 110–10. Kopie *Stiftsarchiv Disentis* von P. Placidus Müller († 1925).

Wallfahrer noch der Zeugen bzw. Schriften. Der Text über die Gebetserhörung ist zu allgemein und zu verschwommen und könnte höchstens auf eine schon bestehende Vermutung oder ein Gerücht gedeutet werden. Vielleicht ist überhaupt nur an den Bericht Campells über das Schiffsunglück gedacht. Die ernststen Zweifel an der Erzählung kann dieser Passus nicht beheben (Vgl. Kap. 3).<sup>49</sup>

In welcher Hinsicht die ganze Episode für Abt *Adalbert II.* wichtig war, verrät uns sein Brief vom 28. März 1681 an die Propaganda in Rom, worin er von einer Fahrt von fünf Priestern der Cadi nach Zürich spricht und die Gegenaktion des Abtes Christian meldet: „Ersetze sofort die Mönche auf die Seelsorgeposten und zwar so, daß er daher für die Klosterkirche italienischen Geistliche anstellen mußte.“ Unser Briefschreiber nennt in diesem Zusammenhang Giovanni Nazaro.<sup>50</sup>

Damals behauptete auch eine Eingabe der Abtei an den Bischof, daß die Mönche die Pfarreien Tavetsch, Somvix, Truns, Brigels und Medels übernommen hätten, nachdem die Pfarrer der Cadi, ausgenommen von Disentis, vom Glauben abgefallen und nach Zürich gezogen seien. Die Konventualen hätten viele Jahre diese Posten versehen und so den katholischen Glauben erhalten.<sup>51</sup> Während dieser Bericht keine Jahresangabe gibt, datiert eine fast gleichzeitige Überlieferung „circiter 1584“. Damals seien alle Pfarreien der Cadi von den Patres betreut worden.<sup>52</sup>

Die beiden letzteren Belege, die Eingabe an den Bischof (1686) und die Übersicht über die Entwicklung der Disentis Pfarreien aus der gleichen Zeit, führen als Zeugen für die Fahrt der Pfarrer nach der Limmatstadt *P. Mathias Edelhauser* an, der dies 1648 vor Fürstabt Placidus Reimann von Einsiedeln und Fürstabt Adalbert I. Bridler, Altlandammann Jakob Berther und andern sub fide sacerdotali beteuert habe. Zeit und Zeugen dafür sind insofern glaubwürdig, als im Juni 1648 in Muri die Streitigkeiten zwischen Kloster und Cadi geschlichtet wurden und die

49) (S. 100) satis dici non potest, quantum hic praesul Christianus abbas pro domo Dei et orthodoxa fide tuenda in contrarium laboraverit, et quidem in tantum (S. 101), ut cum quinque ex sacerdotibus parochis novis Dogmatibus librisque instructi Tigurum avolassent, reliquis, qui remanserant, paribus meditantibus eosdem reduces praestolantibus, Ipse Abbas interea de Parochia in Parochiam excurrans, in una die et in diversis Parochiis, quinque concionnes ad populos habuisse, et scriptis et testibus perhibetur, quibus impetrasse apud Deum merito creditur, ut dicti Apostatae in lacu Wallenstadiano anno 1572 dignas suae digressionis poenas ad profunda demersi exsolventes, votorum suorum impotes facti fuerint.

50) Joh. Cahannes, Das Kloster Disentis vom Ausgang des Mittelalters bis 1584. Brünn 1899 S. 84 Anm. legt den Worten des Chronicon wie des Catalogus volles Gewicht bei und glaubt, Adalbert II. habe nur diese Nachricht schriftlich fixiert.

51) Abt Adalbert II. an Propaganda. Scrit. rif. Elvezia vol. 2 f. 424 v. Photokopie im Stiftsarchiv Disentis, Schachtel PA. Erwähnt in I. Müller, Die Abtei Disentis 1655–1696. Fribourg 1955 S. 240. Ein Giacomo Nazaro, Priester, mußte 1581 Borromeo im Auftrage des Abtes Christian nach Disentis einladen. Er lebte noch 1604. Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 18 (1924) S. 144. Cahannes S. 85 Anm. 1 und 4.

52) Bischöfliches Archiv Chur. Zehn Artikel über die Pfarreien Truns und Somvix. 8. November 1686. Erwähnt auch in: Abtei Disentis 1655–96 S. 294.

genannten Personen dabei mitwirkten.<sup>53</sup> P. Mathias erweist sich indessen nicht als ganz zuverlässig. Geboren 1558 in Feldkirch, legte er 1579 ohne vorheriges Noviziat die Profeß unter Abt Christian von Castelberg ab und amtierte unter Abt Nicolaus Tyron (1584–93) als Kustos der Kirche. Die meiste Zeit verbrachte er indes auf Pfarreien, auf denen er nicht den besten Ruf hatte (Vagabundieren, Besuch von Gaststätten, Verkehr mit Andersgläubigen). Im Kloster, wo er seit Ende 1623 kurze Zeit zubrachte, stellte er sich gegen die Reform. Seit 1625 verweilte er in verschiedenen Klöstern der Kongregation; seit 1631 bis zu seinem am 18. April 1650 erfolgten Tode verblieb er in Einsiedeln. Er war mithin 1648, da er ein Zeugnis für die Pfarreien ablegte, 90 Jahre alt, was zusammen mit seiner sonstigen Einstellung seine Zuverlässigkeit nicht erhöht.<sup>54</sup>

Nicht nur Abt Adalbert II., auch sein Nachfolger *Abt Adalbert III. Defuns* berichtet uns darüber in seiner 1696 abgefaßten Synopsis *Annalium*. Die Welt-priester seien von ihren Pfarreien der Cadi und der Surselva oft abwesend, ungebildet und von beweinenenswerten Sitten gewesen. Da sie schon lange auf die Neugläubigen hin tendierten, wäre der Abt Christian genötigt gewesen, mehrfach Seelsorgeposten, die meistens dem Kloster inkorporiert waren, durch Mönche versehen zu lassen. Darauf erzählt der Barockabt, auf Grund einer früheren Quelle (*verbis antiqui scriptoris*), die Fahrt der fünf Pfarrer nach Zürich und die Gegenreaktion des Abtes Christian, der an einem Tage fünf Predigten in verschiedenen Pfarreien hielt. Schließlich folgt die Episode auf dem Walensee 1572.<sup>55</sup>

Der antiquus scriptor, auf den sich Defuns beruft, ist kein anderer als der Verfasser des *Catalogus Abbatum*, dessen Bericht wortwörtlich wiederholt wird, so wie er uns durch das *Chronicon Disertinense* überliefert ist.

Auch P. *Ambros Eichhorn*, der Gelehrte von St. Blasien, stützte sich ebenfalls auf den *Catalogus*, nur in etwas freierer Art und mit Hinzufügungen.<sup>56</sup>

### 3. Kritik der Nachrichten

Erstens fällt einmal das *Schweigen der Quellen des 16. Jh.* auf. Wir finden keine diesbezüglichen Hinweise in den Werken oder Briefen der Reformierten, so besonders nicht in Ulrich Campells sog. *Historia Raetica*, 1577 vorgelegen, und in dessen Beschreibung Rätians, vollendet 1579. Diesem Engadiner Reformier wären doch Belege über die Fahrt nach Zürich sehr gelegen gewesen. Weil die Nachricht nicht aus dem 16. Jh. stammt, daher das Fehlen der Namen sowohl der Pfarrer wie der sie ersetzenden Mönche. Und schließlich fällt es auf, daß nicht immer die Jahrzahl 1572 erscheint, sondern auch „circiter 1584“ oder überhaupt keine.

53) Kongregationsarchiv Einsiedeln A SF (5) 2 = Stiftsarchiv Disentis (ED S. 145.) *Brevis Informatio*, wohl 1685 dum interea singuli parochi saeculares Tigurium discesse-runt ad nova dogmata haurienda. Erwähnt Abtei Disentis 1655–96 S. 236.

54) I. M., *Die Abtei Disentis 1634–1655*. Fribourg 1952 S. 91, 94.

55) I. M., *Die Mönche von Disentis im 15.–17. Jh.*, in: *Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte* 64 (1970) S. 293–294.

56) Synopsis zu 1571.

Zweitens entstanden die Berichte erst *ein Jahrhundert später* und zwar im Kloster, das damit seine Ansprüche auf die Besetzung der Pfarreien gegen das Bistum und den Weltklerus erklären und bekräftigen wollte. Die Kämpfe um die dem Kloster inkorporierten Pfarreien begannen schon unter Abt Augustin Stöcklin (1634–41) und Josef Desax (1641–42) sowie Adalbert I. Bridler (1642–55) und erreichten ihren Höhepunkt, als Abt Adalbert II. de Medell mit den Pfarreien des Bistums ein Quasi-Bistum errichtete (1655–60) und die Pfarrei Somvix besetzte (1680–87), nicht zur Freude des Weltklerus und des Bistums.<sup>57</sup> Es war gerade ein Jahr nach dem Beginn dieses Streites, daß Adalbert II. 1681 von der Zürcher Fahrt der Pfarrer berichtete, die Anlaß gewesen wären, die vakanten Posten mit Mönchen zu besetzen.

Drittens ist auch die *Fünffzahl* problematisch. Es sollen fünf Pfarrer nach Zürich gepilgert sein und der Abt soll in fünf Dörfern gepredigt haben, und zwar an einem Tage. Deren Namen berichtet Adalbert II. 1681 noch nicht.<sup>58</sup> Eine Eingabe des Klosters um diese Zeit an den Bischof glaubte, es seien alle Pfarrer, mit Ausnahme desjenigen von Disentis, vom Glauben abgefallen, weshalb ihre Posten von Mönchen besetzt worden seien.<sup>59</sup> Erst Ambros Eichhorn nennt am Ende des 18. Jh. Disentis (Pfarrkirche), Medels, Somvix, Truns und Brigels. Es scheint, daß sich der Chronist auf den heute nicht mehr vorhandenen Abtskatalog von Adalbert II. bezieht. Danach hätte dann Abt Christian weder in Tavetsch noch in dem damals schon selbständige Schlans gepredigt.<sup>60</sup>

Tatsächlich stand ja Tavetsch außerhalb der Diskussion, denn dort pastorierte Nikolaus Tyron (1566–74), der spätere Pfarrer von Truns und Abt von Disentis (1584–93).<sup>61</sup> Der Abfall des Disentiser Pfarrers ist zumindest unwahrscheinlich, denn um 1571 ließ Abt Christian von Castelberg Priester oder Mönche kommen, um in der Klosterkirche und in den „umliegenden Pfarreien“ die Sakramente zu spenden. 1571 wird Jakob Wezeler aus Einsiedeln als Klostermitglied erwähnt, der dann 1584–87 als Pfarrer in Disentis wirkte und sich in der damaligen Pestzeit als guter Hirte auswies.<sup>62</sup>

Die sonstigen Pfarrer der Cadi kennen wir um 1572 nicht. Überhaupt weisen die Listen große Lücken auf. Infolge von öfterer Vereinigung von zwei Seelsorgeposten, aber auch zum Studium an einer Universität, ließen die Geistlichen ihre Herden im Stich. Deshalb verpflichtete der Abt von Disentis bei Neubesetzungen die Kirchherren zur persönlichen Residenz, so bei Ruis 1477, bei Ursern 1484 und

57) Synopsis zu 1572: Factim hisce verbis antiqui scriptoris refertur: Interea usw.

58) Ambros Eichhorn, *Episcopatus Curiensis*. 1797 S. 255: Refert Adalbert II. in suo abbatum catalogo usw. Zu den Beziehungen von St. Blasien mit Disentis siehe Bündner Monatsblatt 1958 S. 102–136.

59) I. M., *Geschichte der Abtei Disentis* 1971 S. 101–102, 105–107, 115–117, 120–122. Ausführlichere Darstellung in I. M., *Die Abtei Disentis 1655–1696*. Fribourg 1955 S. 1–98 (Bistumsstreit), S. 231–328 (Somvixer Handel) (= Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, Beiheft 15).

60) Siehe oben Anm. 12.

61) Siehe oben Anm. 15. Abgefallen seien Tavetsch, Somvix, Truns, Brigels, Medels.

62) Siehe oben Anm. 21. Eichhorn meinte irrtümlich, daß die Cadi acht Pfarreien zählte, was im 16. Jh. nicht der Fall war.

bei Brigels 1506.<sup>63</sup> Es war dann das Konzil von Trient, das 1563 die Residenzpflicht und die Führung der Pfarrbücher einschränkte.<sup>64</sup> Es dauerte indes noch Jahrzehnte, bis dies verwirklicht war.

Endlich fragen wir uns, ob Abt Christian fünf seiner Mönche auf Pfarreien abgeben konnte. Wir kennen nur sechs Konventualen, die Priester waren, so Benedikt Maschin, der schon 1566 im Kloster war (Synopsis 1566), dann Mathias Edelhäuser, Kustos, ferner Berchtold und Joh. Tscheppius, dazu Jakob Wezeler und Johann Moschin. Alle diese sechs überliefert uns nun die Synopsis zu 1571 ohne sie genauer zu charakterisieren, als daß sie der Abt für die Liturgie und Musik kommen ließ. Von anderen Mönchspriestern im Kloster kann keiner für 1572 in Anspruch genommen werden. P. Johannes Heldt war erst 1581 in Brigels tätig. P. Georg Holl kam erst 1582 an die Klosterschule und machte 1588 Profeß, um später 1593 als Seelsorger in Somvix und 1595–1604 im Tavetsch zu wirken. Wollte der Abt nicht den Gottesdienst und das pastorelle Wirken in Disentis selbst unterbinden, so konnte er keine seiner eigenen Leute in die Cadi hinausschicken.<sup>65</sup>

Die Disentiser machten das bischöfliche Chur auf den Abfall der fünf Diözesanpriester 1686 aufmerksam, erhielten indes keine zustimmende Antwort und den Hinweis auf die Apostasie des Abtes Martin Winkler.<sup>66</sup> Siehe zuerst den Balken im eigenen Auge und dann erst den Splitter in dem des Nächsten, so wird man gedacht haben, zumal man vermutlich keine Belege für die Zürcher Reise der Pfarrer in Händen hatte. Merkwürdigerweise waren es gerade fünf Mönche, die zum Protestantismus übertraten:

1526 Mathias Russ, später Prädikant in Rueggisberg,

1536 Abt Martin Winkler, später in Ilanz als Bauer tätig

1536 Johann Fabricius (Schmid), Pfarrer in Davos

1536 Johann Piscator (Fischer), Pfarrer in Trins

1536 Donatus, Pfarrer in Milta (?)<sup>67</sup>

Der Abfall von fünf Mönchen blieb selbstverständlich im Gedächtnis des Klerus und des Volkes haften. Das Ereignis konnte ja die Existenz der Abtei in Frage stellen. Ob nicht das Verhalten von fünf Konventualen irgendwie die Erzählung von den fünf Pfarrern veranlaßte oder doch beeinflusste? Das Bistum wie die Abtei hätten einander nichts mehr vorzuwerfen. Die Behauptungen der Kurie waren indes auf viel gesicherterem Boden als die des Klosters.

#### 4. Die Walensee-Episode

Die Rückkehr der fünf Pfarrer und deren Tod in den Wellen des Walensees berichten uns die Synopsis Annalium von Abt Adalbert III. (1709) zu 1572, sich

63) Pfarrarchiv Tavetsch, Jahrzeitbuch fol. 39 separat. B. Berther, Baselgias, Capluttas e Spiritualesser de Tujetsch. 1924 S. 12.

64) Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 64 (1970) S. 292–293, 307–308 (Quelle: Synopsis zu 1571).

65) Th. von Mohr, Die Regesten der Abtei Disentis. Chur 1853 Nr. 216, 224, 1506.

66) Konzil von Trient: Sessio XXIII cap. 1–2; Sessio XXIV. cap. 1–2, 12.

67) Zs. f. Schweiz. Kirchengeschichte 64 (1970) S. 291–293, 295–296. Über P. Joh. Heldt siehe H. Bissig, Das Churer Rituale 1979 S. 43.

wohl auf den Äbtekatalog des zweiten Adalbert stützend. Vermutlich in Abhängigkeit davon meldet uns auch P. Ambros Eichhorn 1797 die gleiche Episode.<sup>68</sup> Für diese Erweiterung der Erzählung bildet ein historisches Unglück den Ausgangspunkt. Nach Campell ging im Januar 1570 ein Schiff mit Salz und anderen Frachtgütern sowie mit fast 80 Menschen, darunter auch rätische Getreidehändler, nicht weit vom Hafen von Walenstadt unter. Kaum 20 Menschen konnten dem drohenden Tode entrissen werden. Dabei soll auch viel Geld verloren worden sein. Man fand nacher lange nicht alle Gegenstände und auch nicht alle Leichen.<sup>69</sup> Aus anderen Quellen wissen wir, daß Bündner Kaufleute 1569/70 auf den Märkten der Eidgenossenschaft alles Korn aufkauften, um es nach dem Herzogtum Mailand zu bringen. Daher ihre großen Getreidevorräte in den Susten von Weesen und Walenstadt, welche Schwyz und Glarus in Beschlag nahmen, indes noch im gleichen Jahre 1570 ihr Sequester aufhoben. Überliefert ist ferner, daß bei dem Unglück vom 11. Februar 1570 46 Personen und 6 Pferde ertranken. In der Geschichte des Walensee-Verkehrs war dies das größte je in Erfahrung gebrachte Unglück.<sup>70</sup>

Wären unter den 46 ums Leben gekommenen Personen auch die fünf Pfarrer gewesen, so hätte uns dies Campell wohl überliefert, da dies für Bünden doch sehr bemerkenswert gewesen wäre. Dann fragt man sich mit Recht, warum darüber weder in Zürich noch in Chur, weder in Glarus noch Sargans diesbezügliche Berichte fehlen.<sup>71</sup>

Nun ist die Bestrafung von Feinden und Übeltätern ein *Gemeinplatz der Geschichte*. Man spricht von der „Rache der Geschichte“ und zitiert das Wort Schillers: „Weltgeschichte ist Weltgericht“.<sup>72</sup> Gewiß, geschah dies oft, aber man darf es nicht zu einem sicheren und notwendigen Axiom machen, denn vieles rächt sich erst in der jenseitigen Welt. Ganz darauf eingeschworen, daß schon im Diesseits alles sich rächt, war Abt Adalbert III. in seiner Synopsis. So ging es schon dem *Praeses Victor* schlimm, dem Mörder des Placidus, der von einer Brücke in den Rhein stürzte und versank (621).<sup>73</sup>

Am meisten sieht Defuns in den Ereignissen seiner Zeit die „Rache der Geschichte“. 1655 begründete der Abt de Medell, nicht zuletzt auf äußeren Druck hin, ein Quasibistum, wodurch das Kloster Pfarreien des Bistums erhielt, dafür aber ihm finanziell helfen mußte. Gegen dieses von Rom durch eine Bulle (Breve) approbierte Vorgehen erhob sich der starke Widerstand der Weltgeistlichen, der sich an der Landsgemeinde am 5. Juni 1656 zeigte und dann in der Folge zur Zu-

68) Bischöfl. Archiv Chur. Zehn Artikel über die Pfarreien in Truns und Somvix. 8. Nov. 1686. Dazu Entwurf zur Antwort betreff Artikel 4.

69) Näheres Zs. f. Schweiz. Kirchengeschichte 64 (1970) S. 288–290.

70) Siehe Anm. 12, 20–21.

71) Ulrici Campelli Raetiae Alpestris Topographica Descripto ed. C. J. Kind. Basel 1884 S. 389.

72) Josef Meinrad Gubser, Geschichte des Verkehrs durch das Walenseetal, in: St. Galler Mitteilungen 27 (1900) S. 337–338, 340.

73) So schon Alexander Pfister, *Il temps dellas partidas ella Ligia Grischa 1600–1639*. Chur 1931–35 S. 45.

rücknahme des ganzen Handels führte. Die Chronik von Defuns meinte irrtümlich, der *Mistral Jakob Berther* habe an der genannten Landsgemeinde sich die Bulle geben lassen und sie öffentlich mit einem Messer zerschnitten. Später sei Berther verarmt, sodaß er an der Klosterpforte betteln mußte und schließlich in der Fremde umkam. Weder die Mißhandlung des römischen Dokumentes noch die Verarmung Berthers sind irgendwie historisch.<sup>74</sup>

Der schlaue Hauptagent des Bischofs auf der erwähnten Landsgemeinde war der Churer *Domherr Dr. theol. Mathias Sgier*, der später 1674–78 als kaiserlicher Sachwalter der Herrschaft Rüzüns so selbstherrlich und schroff auftrat, daß ihn die Drei Bünde 1678 gefangen nehmen ließen. Der weltlich-kirchliche Prozeß endete 1679 mit seiner lebenslänglichen Verbannung aus dem Gebiete der Bünde und einer hohen Geldbuße. Fast alle Gemeinden sprachen sich stets für die Entfernung des Domherrn aus. Abt Adalbert III. erinnert an diese Taten (*homo vaferrius, gravissimorum criminum convictus*). Durch die Vermittlung Österreichs und Roms wurde er 1683 rehabilitiert, durfte indes nicht mehr Politik treiben wie früher. Nach drei Jahren starb er schon 1687 im Alter von 65 Jahren.<sup>75</sup>

Kanonikus Sgier war der intime Freund von *Nikolaus Maissen*, beides Freunde Spaniens und Gegner des Pfarreienvertrages, der 1651/53 die Würde eines Mistrals der Cadi erreichte. Die Synopsis wirft dem Somvixer Politiker niedrige Herkunft vor, offensichtlich weil er nicht aristokratischer, sondern geachteter bürgerlicher Herkunft war.<sup>76</sup> Wenn sich Maissen bei seiner Wahl schlechter Machenschaften erlaubte, so war dies damals nicht ungewöhnlich, aber nicht weniger zu tadeln.<sup>77</sup> P. Adalbert Defuns berichtete weiter, Maissen sei später vom Magistrat der Cadi verbrecherischer Taten wegen geächtet und schließlich zwischen Ems und Chur seines Lebens beraubt worden.<sup>78</sup> Der Passus der Synopsis ist kurz gefaßt, weil der Verfasser einfach die „Nemesis der Historia“ in Erinnerung bringen wollte.

- 
- 74) H. Günter, *Psychologie der Legende*. Freiburg/Breisgau 1949 S. 165–171, 173–174.  
 75) *Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte* 46 (1952) S. 160, dazu *Zeitschrift f. Schweizerische Geschichte* 19 (1939) S. 354–356.  
 76) Synopsis zu 1656. B. Berther, *II Cumin della Cadi de 1656*. Disentis 1911 S. 22–36. Zur ganzen Frage ausführlich I. Müller, *Die Abtei Disentis 1655–1696*. Fribourg 1955 S. 12–64.  
 77) Synopsis zu 1656. Dazu die Arbeiten von Felici Maissen im *Bündner Monatsblatt* 1952 S. 41–52 und besonders 1953 S. 205–219, 225–256.  
 78) Synopsis zu 1655: *nuper e vili conditione ad supremum Communitatis magistratum non sine trupi factione evectus*. Dagegen richtig Felici und Alois Maissen, *Landrehter Nicolaus Maissen*. Disentis 1985 S. 3–6, 49, 114–116. Zur aristokratischen Einstellung der Synopsis siehe *Geschichte der Abtei Disentis* 1971 S. 150.  
 79) I. M., *Die Abtei Disentis 1655–96*. Fribourg 1955 S. 541 (Register unter Cumin). Vgl. auch Paul Eugen Grimm, *Die Anfänge der Bündner Aristokratie im 15. und 16. Jh.* Zürich 1981 S. 172–174.  
 80) Synopsis zu 1656: *Nicolaus quoque Maissen post paucos annos in odium magistratus Desertinensis incidit enormium et ipse criminum reus, a quo proscriptus eademque exilii poena mulctatus, taxa pecunia in ejus caput constituta, a sclopetario medio itinere Amedes inter et Curiam iteremptus fuit*.

Nun zurück zur Walensee-Episode, die ja Defuns deshalb glaubte oder sogar postulierte, weil er den Abfall der fünf Pfarrer historisch hielt und gleich auch die Rache anfügte, wozu er sich durch die Darstellung des Schiffsunglücks durch Campell berechtigt hielt. Die Fehlverknüpfung zweier Ereignisse war unsern Berichterstattem offenbar nicht klar.

### 5. Ergebnisse

Auszugehen ist davon, daß um 1572 wirklich eine gefährliche Lage im Bündner Oberland bestand, da die Reformierten mit aller Kraft einen Vorstoß machten. Das bezeugt schon die gleichzeitige unermüdliche Gegenarbeit des Abtes Christian von Castelberg, die sonst unverständlich wäre (Negativbild).<sup>81</sup> Daß es schwankende Priester gab, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Carlo Borromeo schildert ja nach seiner Schweizerreise in seinem Bericht vom 30. September 1670 die Geistlichen des Oberlandes als *preti scandalosissimi*.<sup>82</sup> Daß indes der eine oder andere von ihnen nach Zürich ging, um sich dort in die neue Lehre einführen zu lassen, könnte möglich sein, doch fehlt uns jeder Hinweis dafür. Das gilt vollends für die fünf Pfarrer der Cadi.

Es macht den Eindruck, daß diese Erzählung erst durch den Abtskatalog des Abtes Adalbert II. und durch die Synopsis *Annalium* von Abt Adalbert III. aufkam und dies gerade in den Jahren, da der erbitterte Streit um die Pfarrei Somvix (1680–87) tobte. Die Meldung diente als treffendes Kampfmittel, um dem Kloster die Pfarrei Somvix zu sichern, was indes nicht gelang. Wesentlich bestand sie aus der Tatsache, daß damals 1572 die Lage der Kirche sehr in Frage stand. Vielleicht waren sogar darüber schon lange Mutmaßungen angestellt worden (Zur Fünffzahl siehe Kap. 3). Weil indes der Abfall der Mehrheit der Pfarrer der Cadi ein Ärgernis für die Gläubigen darstellen mußte, ergänzte man die Nachricht durch die Walensee-Episode. So war dem Skandal wenigstens die Spitze abgebrochen, und zwar durch ein Gottesurteil.

Da der ganzen Erzählung von der Pilgerfahrt der Oberländer Pfarrer nach Zürich der notwendige Beleg fehlt, ist sie aus den Geschichtsbüchern zu streichen.<sup>83</sup>

81) Auf diesem Zusammenhang wies schon Joh. Cahannes, *Das Kloster Disentis vom Ausgang des Mittelalters bis 1584*. Brünn 1899 S. 84 hin, ebenso Emil Camenisch, *Bündnerische Reformationsgeschichte*. 1920 S. 280.

82) Steffens-Reinhardt, *Die Nuntiatur von Giov. Francesco Bonhomini*. *Documente I* (1906) S. 16 Nr. 2.

83) Zu Cahannes S. 84 siehe Kap. 2 und Anm. 13. J. G. Mayer, *Geschichte des Bistums Chur 2* (1914) S. 228 stellt die Überlieferung als unsicher hin („Im Jahre 1572 sollen ...“). Schlechthin als historisch betrachtet Camenisch S. 281 die Nachricht.



# Mystik in der benediktinischen Tradition\*)

Corona Bamberg OSB – Herstelle

## I.

Um zunächst klarzustellen, was „Mystik“ in unserem Zusammenhang meint, zwei Vorfragen:

- Was sagt die Frömmigkeitsgeschichte über Mystik?
- Wo stehen hier die Benediktiner?

### 1. Frömmigkeitsgeschichte und Mystik

Im Anschluß an Mt. 13, 11: „Euch ist es gegeben, die Mysterien des Himmelreiches zu erkennen“ läßt sich mit Hans Urs von Balthasar über die ursprüngliche, d. h. biblisch-neutestamentliche Bedeutung von Mystik sagen, daß „es einem von Gott gegeben sein (muß), dem objektiv geoffenbarten Mysterium irgendwie, stufenweise, zu entsprechen“. *Mystik ist m.a.W. das gelebte christliche Mysterium*. Insofern ist sie nichts anderes als „der von Gott verliehene lebendige Glaube, der jedem Getauften und im Glaubensleben eifrig strebenden Christen verliehen“ wird (Zur Ortsbestimmung christlicher Mystik, in: Grundfragen der Mystik, 1974 41). Der Glaube mit seinem Offenbarungsinhalt: Gott in Jesus Christus, ist der theologische Ort mystischer Erfahrungen. Ob man diese Erfahrungen im Paradigma der kontemplativen Schau (Butler 1922) oder der Gottesgeburt im Herzen (H. Rahner 1964) beschreibt, bleibt sekundär. Entscheidend ist die jede Begrifflichkeit und kategoriale Aussagemöglichkeit übersteigende Vertrautheitserkenntnis des Glaubenden, die „im tiefsten ein Sich-Ergreifenlassen von einer unbegreiflichen Liebe“ (F. Wulf) ist. Paulus nennt sie „Gnosis“ oder, voller, „Epignosis“ und sagt von ihr, daß sie, als vom Geist geschenkte Erfahrungserkenntnis der Liebe Christi, alle Erkenntnis übersteigt (Eph. 3, 19). Die Intensität des religiösen Verlangens nach Unmittelbarkeit wird in ihre tiefste Wahrheit eingeführt in Christus, dem Menschgewordenen und Gekreuzigt-Erhöhten (Inkarnations-, Leidens-, Lichtmystik): einmal, insofern in Christus unübersehbar deutlich wird, daß nicht beim Menschen, sondern *bei Gott die Initiative* liegt; zum andern, insofern mit der Fleischwerdung des Wortes „endgültig das Schwergewicht vom Schauen (theoria) auf das Wirken, sogar vom Wort auf die Tat verlegt ist“ (v. Balthasar, 57): *ohne Änderung des Lebens keine christliche Mystik*. Nicht die Erfahrung: der Glaubensgehorsam bis in die Gottverlassenheit bietet den Maßstab der höchsten Stufe christlicher Mystik.

Alles sonst: besondere Charismen oder auch „Entrückung in den dritten Himmel“ (2 Kor. 12, 4) „gehört zunächst in die umfassende Klammer hinein“ (v. Balthasar, 41).

\*) Text eines am 15. 11. 1986 vor der Bayr. Benediktinerakademie in München gehaltenen Referates.

So bleibt es in der gesamten Väterzeit, der 1. großen Periode christlicher Mystik, deren Ursprünge, geschichtlich gesehen, im Orient liegen, bei den großen Alexandrinern, bei den Kappadoziern und, im 6./7. Jh., bei Evagrius Pontikus, Maximus Confessor und Pseudo-Dionysius.

Dann aber, im Mittelalter, der 2. großen Periode christlicher Mystik, tritt, wenigstens in der abendländischen Kirche, der seinshafte theologische Untergrund zugunsten einer mehr psychologischen Betrachtungsweise, d. h. des mystischen Erfahrens zurück. Gegenüber der in der Taufe grundgelegten, im sakramentalen Leben und im Wort zum Ausdruck kommenden realen Gemeinschaft der Christen mit Christus und durch ihn mit Gott, die den Glauben und die Liebe nährt, interessieren nun immer stärker die Stufen mystischen Erlebens. Ein differenzierter, auch regional unterschiedlich verlaufender Prozeß, der noch genauer zu erhellen wäre, den zu schildern nicht meine Aufgabe ist. Nur so viel: Der Umschwung von der Mystik als Mysterium zur Mystik als Erfahrung wird dort am greifbarsten, wo man sich in Reaktion gegen den im 12./13. Jh. aufkommenden Aristotelismus und den damit verbundenen Vormarsch der ratio unterschiedener und verschärft auf den vor allem durch Gregor den Großen vermittelten Augustinus beruft. Schon vor der Zeit des klassischen Augustinismus (13. Jh.) machen sich dessen Kennzeichen bemerkbar: Höherbewertung der Liebe, des Willens gegenüber dem Verstandesdenken; Wahrheitserkenntnis aufgrund von Erleuchtung im Geist Gottes; relative Eigenständigkeit der Seele gegenüber dem Leib; gegenseitige Durchdringung von Glaube und Wissen; Unwiderstehlichkeit und Unverdienbarkeit der göttlichen Gnade. Von daher die Hinneigung der personalen (unmittelbaren) Begegnung des Einzelnen mit seinem Gott; von daher auch das Streben nach Erleuchtung und Erfahrung. In diesem Sinn wird nun Ps.-Dionysius als Kronzeuge der Mystik interpretiert und geht so ins Mittelalter ein (Bernhard, Viktoriner). Durch die wachsende Menschheit-Jesu-Frömmigkeit (Bernhard, Franz v. Assisi) wird das Gewicht noch stärker verlagert auf die subjektive Seite mystischer Begnadung. Dem ist gewiß der Reichtum und die Innigkeit mittelalterlicher Spiritualität zu verdanken; doch unübersehbar ist das Auseinanderbrechen von Theologie und Mystik, die François Vandenbroucke „divorce“, „Ehebruch“ nennt. Die Folge ist ein Verblässen des ekklesialen Charakters der Mystik; es wird oft schwer, Mystik von nur persönlicher Affektion zu unterscheiden. – Zu einer letzten Ausfaltung kommt die psychologische Perspektive und Beschreibung mystischer Phänomene bei Teresa von Avila; sie ist darin bis heute unübertroffen.

In der Moderne hat sich die bewußtseinsmäßige, psychologisch erfassbare Seite der Mystik, verbunden mit außerordentlichen Begleiterscheinungen (Auditionen, Visionen, Ekstasen usw.) – trotz bedeutender theologisch fundierter Mystik, wie in der Schule von Bérulle – immer stärker durchgesetzt, so daß seit der Jahrhundertwende fast nur noch davon die Rede ist. Nennen wir nur zwei Namen: den Jesuiten Augustin Poulain mit seinem erstmals 1901 erschienenen Werk „Des grâces d'oraison“ (dessen Unterscheidung von beschreibender und spekulativer Methode für die Mystologie bedeutsam wurde) und den Benediktiner Alois Mager mit seinem Buch „Mystik und Lehre“, 1934. – Erst nach dem Ersten Welt-

krieg zeichnet sich wieder die Wende zu einer theologischen Grundlegung und Deutung der Mystik ab. Wegweisend waren hier der französische Dominikaner R. Garrigou-Lagrange (u. a. „Perfection chrétienne et Contemplation“, 1927) und der Gerlever Benediktiner Anselm Stolz („Theologie der Mystik“, 1936). Sie bringen die Sicht der Väterzeit wieder zur Geltung, wonach Mystik nicht außer- oder oberhalb des allgemein Christlichen anzusiedeln ist, sondern als Höchstentwicklung der Taufgnade gilt, „insofern der Mystiker erfahrungsmäßig erfaßt, was auch der einfache Gläubige in der Gnadengabe besitzt“ (Stolz a.a.O. 95).

Beide: Stolz wie Garrigou-Lagrange erfuhren den Widerspruch der älteren Schule, der sich aber längst wieder gelegt hat. Heute ist ein Ausgleich zwischen beiden Perspektiven selbstverständlich geworden: *Mysterium und Erfahrung* müssen in der Frage der Mystik ineinander verschränkt sein. Karl Rahner hat darum mit Recht versucht, das wesenhafte Geheimnis mit dem existentiell Erfahrungshaften zu verbinden. Gleichwohl gibt es einen zeitgenössischen boom zu innerer Erfahrung, der oft ins Okkulte, Esoterische, Sektiererische abzugleiten droht und in sehr sublimen Spielarten (etwa bei Graf Dürckheim) nur um so gefährlicher werden kann. Wir werden vor ihm nicht die Augen verschließen können, wenn wir nun fragen, wo in dieser Entwicklung die Benediktiner stehen.

## 2. Wo stehen die Benediktiner?

Schon die beiden benediktinischen Autoren Mager und Stolz, die als Vertreter unterschiedlicher Strömungen zu nennen waren, machen deutlich, daß die Benediktiner dort stehen, wo wir alle stehen: nämlich in der geschichtlichen Entwicklung und Auseinandersetzung. Es gibt m.a.W. *keinen benediktinischen Sonderweg* im Festhalten an einer säuberlich zu definierenden Eigentradition, an einer spezifisch benediktinischen Zielsetzung in Bezug auf christliche Mystik, was nicht ausschließt, daß es auch in der monastischen Tradition Zeiten einer besonderen Hineigung zur Mystik gegeben hat. Von einem Programm kann man allenfalls bei den Karmeliten sprechen, aber auch da ist man heute vorsichtiger geworden. „Wie es keine benediktinische Schule der Theologie gibt, noch irgendeine besondere Andachtsübung, in deren Dienst die Benediktiner als solche sich gestellt haben, ebenso gibt es keine besondere benediktinische Lehre vom geistlichen Leben“ schreibt Abt Cuthbert Butler (*Wege christlichen Lebens* . . . S. 25). Wohl gibt es nach dem kundigen englischen Abt „eine gewisse Art der Geisteshaltung, die eine natürliche Frucht der Regel ist“ (ebd.).

Eine benediktinische Mystik läßt sich also nicht ausmachen, wie es eine Mystik des Karmelitenordens gibt oder gab und wie man von der Mystik der großen Teresa, des hl. Ignatius, des hl. Franz oder – nach Gregors Dialogen – auch des hl. Benedikt sprechen kann. In der RB kommt das Wort „Mystik“ ebensowenig vor wie das Wort „Kontemplation“ (das doch in der Väterzeit so geläufig war). Das Hauptgewicht liegt auf dem Stundengebet. Daß dafür das innere Gebet unabdingbare Voraussetzung darstellt, daß das Offizium nicht lebt ohne Herzensgebet, scheint für Benedikt selbstverständlich. Nichts weniger als eine Anleitung zu mystischer Erfahrung. Wohl zurückhaltende, im eigentlichen Sinn „keusche“

Angaben, worin dieses Gebet bestehen soll: Nicht in einem Wortschwall, sondern „in der Reinheit des Herzens und in Tränen der Zerknirschung“ (Kp. 20); „nicht mit lauter Stimme (zu verrichten), sondern unter stillen Tränen und aus der Tiefe des Herzens“ (Kp. 52). Ja es finden sich Anklänge an das „Glutgebet“ Kassians, diesen plötzlichen „inneren Aufschwung zu einem Gebet, das ganz Feuer ist“ (Coll IX, 25), wenn es da heißt (Kp. 20): das innere Gebet solle ganz kurz und lauter sein, „es sei denn, es werde ausgedehnt unter dem geistgewirkten Antrieb der Gnade Gottes“. Auch der Hinweis auf die „culmina perfectionis“, „die Gipfel der Vollkommenheit“ am Ende der Regel und die Zielangabe im Prolog: „... ut mereamur eum, qui nos vocavit, ... videre“, „damit wir ihn, der uns gerufen hat, ... schauen dürfen“ (Prolog 21), können nicht vorbeihören lassen an der mystischen Dimension, die christliches Leben nach der Regula, wie alles Christsein aus der Taufe, enthält. Benedikt verbreitet sich nur nicht darüber. Woran ihm ausdrücklich liegt, ist das Leben in Gottes Gegenwart, das Fliehen der Gottvergessenheit, das Gottgedächtnis (Kp. 7). Wer daher seiner Regel folgt, den wird mit innerster Konsequenz die Entfaltung der Taufgnade dahin führen, daß er in irgendeiner Weise Gott erfährt, in einer Erfahrung jedenfalls, die nicht nur Affektion, auch nicht nur Willensakt, sondern Gnade ist.

Wenn vorhin von einem nicht ungefährlichen Erfahrungsboom die Rede war, so muß jetzt hinzugefügt werden: Heute, in einem nicht mehr kirchlichen und immer weniger religiös geprägten Umfeld, besteht ein lebensnotwendiger Bedarf an innerer Erfahrung für jeden Christen. So stellt sich dringlich die Frage: Wie können auch wir Benediktiner zu einer Glaubens- und Gotteserfahrung kommen, wie kann uns speziell die Regula wie überhaupt das monastische Leben – im Offizium, als Gemeinschaft, als Kirche – dazu führen, „Mystiker“ zu sein, um – nach Karl Rahner – überhaupt noch Zukunft zu haben?

Eine Antwort sei im folgenden gesucht bei drei benediktinischen Gestalten, die wohl im engeren Sinn Mystiker waren: Johannes von Fécamp (990–1078), Gertrud von Helfta (1256–1301/2) und David Augustine Baker (1575–1641). Alle drei sind zu ihren Erfahrungen gekommen auf dem Weg des monastischen Lebens und der Regula. In aller Zeitgebundenheit kann an ihnen deutlich werden, daß Mystik jener gewissen Art von Geisteshaltung keineswegs widerspricht, „die eine natürliche Frucht der Regel ist“ (Butler). Es „liegt drin“!

## II.

### 1. Johannes von Fécamp (990–1078)

Johannes von Fécamp, rund hundert Jahre vor Bernhard von Clairvaux in der Nähe von Ravenna geboren, wurde – auf den Spuren der Forschungen André Wilmaris OSB – in unserer Zeit vor allem von Jean Leclercq OSB wiederentdeckt und neu gewürdigt (vgl. J. Leclercq / Jean Paul Bonnes, *Un maître de la vie spirituelle au XI<sup>e</sup> siècle*, in: *Études de Théologie et d'Histoire de la Spiritualité*, ed. É. Gilson / A. Combes, t. IX, Paris 1946). Sein Name kommt in den Chroniken des 11. Jhs. so gut wie nicht vor. Aber seine Schriften fanden weite Verbreitung und gehörten zu den meistgelesenen Texten vor der „Imitatio Christi“. Allerdings unter fremden

Namen: als Werke Joh. Kassians, des hl. Ambrosius, Alkuins, Anselms und Bernhards, vor allem als „Meditationen des hl. Augustinus“. In fast 20jähriger Forschung hat A. Wilmart den wahren Verfasser identifiziert und über ihn so geurteilt: „Zwischen dem hl. Gregor und dem hl. Bernhard hat sich im Mittelalter niemand mit mehr Überzeugung zu den Gipfeln des mystischen Lebens forttragen lassen als dieser vergessene Mönch“ (in: *Revue d'ascétique et de mystique*, XVIII [1937], 7).

Das Leben des Johannes von Fécamp, der sich selbst „*misellus ioannes*“ (armer, „mieser“ J.), französisch Jeannelin nannte, womit wohl auf seine kleine Gestalt, sicher aber auf seine Selbsteinschätzung angespielt wird, scheint an außergewöhnlichen Ereignissen nicht besonders reich gewesen zu sein. Sehr früh, vielleicht schon als Kind, wurde er Mönch (Conf. theol. II, 290; Lamentatio, 30). Bald entdeckte ihn sein Onkel, der bedeutende Reformabt Wilhelm von Volpiano, der in Norditalien, Burgund, Lothringen und in der Normandie die Erneuerung des Mönchtums energisch vorantrieb. Als sein bevorzugter Schüler ging Johannes mit ihm von Fruttuaria nach Dijon, Saint-Bénigne und blieb unter ihm als seinem Abt bis gegen 1017. Von dort wurde er nach Trinité/Fécamp in der Normandie geschickt, zuerst als Prior, ab 1028 als Abt, 50 Jahre lang, bis zu seinem Tod am 22. Februar 1078. – 1054 war er in England, wo seine Abtei Besitzungen hatte. Ob er auf einer Heilig-Land-Fahrt in die Hände der Sarazenen geriet, ist nicht sicher. Fest steht sein gerütteltes Maß an Sorgen, Unruhen, öffentlichen Verpflichtungen in dieser von Krieg und Hungersnot, Seuchen und Teuerung geschüttelten 1. Hälfte des 11. Jhs. Fécamp gehörte zu den bedeutendsten Klöstern der Normandie, es war für diesen stillen Mann mit einer eremitischen Berufung ein exponierter Posten. Aber nicht nur Leid, sondern Fruchtbarkeit brachte das mit sich. Die Fruchtbarkeit fand ihren Niederschlag in seinen Schriften.

Sehen wir ab von der Korrespondenz im Zusammenhang mit der Leitung seiner Abtei, so kann man sein Werk in zwei Gattungen einteilen: in *Bücher des Gebetes* und in *geistliche Schriften*, unter denen die „Lamentatio pro desiderio solitudinis amissae“ die persönlichste sein dürfte. In den geistlichen Schriften, zu denen Briefe an Agnes, die Witwe Kaiser Heinrichs III., an eine ungenannte Nonne, an Johannes von Fruttuaria und an eine Gruppe unbotmäßiger Mönche aus dem eigenen Kloster zählen, kommt die ganz unrhetoische Sprache und Kultur des Abtes, kommen aber auch seine starken, heftigen Gefühle weit mehr zur Geltung als in den Büchern des Gebetes. Hier nimmt er sich, geschult an der Liturgie, gesättigt mit Bibel- und Väterworten, zurück, er „macht sich zart“, will nur da sein vor Gott. Erst beim Übersetzen merkt man, was alles in diesem scheinbar leicht verständlichen Latein steckt. – Das hat zur Folge, daß die Chronologie schwierig, zum Glück aber auch zweitrangig ist. Wichtiger als die Datierung dürfte das literarische Genre sein.

Die drei Bücher des Gebetes – eine „*Confessio theologica*“, ein „*Libellus de scripturis et verbis patrum*“ und eine „*Confessio fidei*“ – lassen kaum eine Entwicklung im Denken des Verfassers erkennen. So hat er auch gelebt. Johannes ist gleichsam eine Seele ohne Geschichte. Sie „oszillierte zwischen zwei Polen: zwischen der Kontemplation Gottes und der Hingabe an die Brüder, zwischen seiner

persönlichen Berufung und seinem Dienst in der Öffentlichkeit; sie findet ihr Gleichgewicht in der Ausrichtung auf Gott allein . . . Dieses Sich-Gott-Überlassen verbürgt die grundlegende Einheit seiner verschiedenen Schriften“ (Leclercq, a.a.O. 28). Es erklärt auch deren breites Echo, da viele sich in der oszillierenden Polarität seiner Gebete wiedergefunden haben, obschon Johannes sich ausdrücklich nur von „kontemplativen Seelen“ verstanden glaubt.

Für diese theozentrische Ausrichtung nun ist die *Confessio*, das preisende Bekenntnis, das entsprechende Genus. Im Lobpreis bekennt Johannes die Freude über seine Glaubenserfahrung. Er betet in jener „nüchternen Trunkenheit“, die inspiriert und daher nicht zu trennen ist von Gottes Gegenwart. So sehr Augustins *Confessiones* sein Prototyp sind: Johannes ist nicht der Bischof von Hippo. Er hat keine Bekehrung erfahren; er hält sich nicht lange auf bei seinen Sünden, der Dank für die Gnade ist ihm wichtiger. Auch muß er sich seinen Glauben nicht ständig neu erobern. Er weigert sich keineswegs, zu erkennen; er will sogar sehr erkennen. Aber sein Erkennen ist mehr ein Zustimmung und Eindringen in die schon gefundene Offenbarung als ein mühsames Ausfalten und Verteidigen. Sicher ist er kein spekulativer Kopf, Augustin ist ihm an Geisteskraft weit überlegen. Dafür findet man in seiner Sprache kaum einen Niederschlag der neuplatonischen Philosophie. Er meidet die *Abstracta*, er denkt und spricht mit dem Herzen. Er sucht nicht zu erklären oder anzugreifen: ihm ist es genug, zu verehren, anzubeten. Er transponiert sozusagen Augustin in die lyrische Tonart.

Natürlich verdankt er Augustin viel an Einsichten in Gottes Wesen und in die Grundreaktionen des Menschen vor ihm; aber er imitiert ihn nicht. Seine Originalität besteht im Grund darin, daß er eine spirituelle Synthese herstellt zwischen Augustin und Gregor. Nach J. Leclercq hat Augustin, „wenn man so sagen darf, die augustiniische Kontemplation mehr formuliert als praktiziert“. Anders ausgedrückt: Es läßt sich an vielen Stellen schwer entscheiden, ob Augustin das Christliche neuplatonisch oder das Neuplatonische christlich deutet, ob etwas rein philosophisch oder „mystisch“ gemeint ist (vgl. Viller-Rahner S. 259). Johannes läßt jedenfalls beiseite, was dem christlichen Wesen des augustinischen Bekenntnisses fremd ist und verbindet mit der so geläuterten Grundhaltung die Kontemplation Gregors, der wie Johannes eine Vertrautheitserkenntnis Gottes sucht, eine mysteriöse Erfahrung der göttlichen Wahrheit in Christus. „*Te Christe, te volo*“ (Conf. theol. III, 146) ist sein innerstes Anliegen. Mit Gregor teilt er das Verlangen, sich von allem Irdischen, allem Schein zu lösen – in den ihn, wie den hl. Papst, seine Amtspflichten immer wieder zurückfallen lassen –; er will allein Gottes Süße (*douceur*) kosten. Sehnsucht und Erfahrung kommen zum Ausdruck in dem unübersetzbaren Ausruf, den er von Gregor (und zuvor von Ennius und Cicero) übernommen hat: „*O vita vitalis!*“ Solche Fülle des Lebens gibt es für jetzt nur im glaubenden Loben: „*Corde credo, ore confiteor*“. Ja: *Glauben ist Bekenntnis und Lobpreis, weil* Gott sich schon zu erfahren gibt: „*Et ita est, Domine, et vera esse sine dubio verba tua iam ipsa nos experientia docuit*“ – „die Erfahrung lehrte uns schon jetzt, daß Deine Worte ohne jeden Zweifel wahr sind“ (Conf. III, 1153). Wobei die ursprünglichste Erfahrung für Johannes wohl in den inneren Wandlungen besteht, die Christus in der Seele wirkt: durch seine Anziehung, sein Heilen,

seine Kraft, die Herzensreinheit und Frieden schenkt. In Christus begegnen sich Gott und Mensch. In seiner verherrlichten Menschheit beschaut Johannes Gottes Schönheit, in der Liebe des fleischgewordenen Wortes kommt ihm Gottes Güte nahe.

Gerade so vergißt Johannes nicht die Not der ihm Anvertrauten. Er schreibt *auch*, um zu trösten. Die starke Resonanz zeigt, daß ihm das gelungen ist. Und er hat viel zu vermitteln. Die großen Strömungen abendländischer Spiritualität – hier wären viele Namen zu nennen, die ihm von der gut ausgestatteten Bibliothek in Fécamp her vertraut waren – haben sein Leben gespeist und sein Werk geprägt. Dennoch ist er kein Kompilator. Er kannte die Quellen, und er wurde selber eine Quelle. An der Neige der patristischen Tradition stehend, vereint seine Kontemplation den trinitarischen Aspekt der Antike (des Ostens) mit der christozentrischen Strömung, die so tief das Werk Bernhards, der hl. Gertrud und ganz allgemein die mittelalterliche Spiritualität prägen sollte. Insofern ist Johannes nicht nur Traditionsträger, sondern auch Vorläufer.

Ist er auch Mystiker?

Gewiß nicht im Sinn einer spektakulären Mystik. Visionen und Ekstasen sind ihm fremd. Ein stufenhafter Aufstieg ist nicht sichtbar. Die Gleichsetzung der spanischen Teresa von *contemplatio infusa* und Mystik lag nicht in seinem Horizont. Soviel läßt sich aber sagen: Er war einer, der in all seinen Verpflichtungen eine wahrnehmungsmäßige, ihn kaum ganz verlassende Erfahrung Gottes hatte und von daher eine Liebe, die sich weniger in der Leidenschaft eines Bernhard als in einer ständigen Sehnsucht nach der wahren Schau und im oftmaligen Dank zeigt, der in das Schweigen der Anbetung mündet.

Johannes ist *unterwegs*, sein ganzes Leben ist Vorbereitung auf die ewige Kontemplation. Zugleich *ruht* er aber im gegenwärtigen Heilsmysterium, im Kosmos der Sakramente, des Wortes Gottes, der Kirche. Daher das literarische Genus der Confessio, daher zugleich seine mystische Lehre der „*lectio divina*“. Neben der selbstverständlichen *actio=Aszese* des monastischen Lebens, aber auch des ihm auferlegten Wirkens als Reformabt umfaßt die „göttliche Lesung“ nach Johannes die drei Stufen der Beschauung, die bei Gregor eine so große Rolle spielen: *recollectio* (Sammlung), *introversio* (Einkehr) und *Extra-Bewegung*, in der „die Seele sich über sich selbst hinaus erhebt und sich kraftvoll müht, sich in der Beschauung des unsichtbaren Schöpfergottes zu verlieren“ – „*ut super semetipsam surgat ac se contemplationi auctoris invisibilis intendendo subiciat*“ (Hom. in Ez. II, hom. 5, n. 9; zit. Viller/Rahner 271). Bei Johannes gibt es noch keine mehrstufige Übung (*lectio-meditatio-oratio-contemplatio*), wie sie seit dem 14. Jh. geläufig und durch die *Devotio moderna* weiter ausgeformt wurde. Lesen-Meditieren-Beten sind noch eins; nicht als Aufstieg zur Beschauung, sondern als Verweilen bei Gott schon jetzt, wie es dieser Erde entspricht. In der Erwartung der ewigen Schau ist dies sein Leben, „über Dich, Gott, zu reden, von Dir zu hören, über Dich zu schreiben, über Deinen Frieden und Deine Stille täglich Lesung zu halten und das Gelesene häufig im Herzen zu bewegen, *ut tua memoria sit inter hos turbines aliqua repausatio mea*“ – „daß das Gedächtnis Deiner inmitten dieser Wirbel eine Windstille sei für mich“ (Lam. 42–46). Dieses Aufkeimen einer innigen, den Mönch ganz

durchdringenden, blütenhaft frischen Frömmigkeit hat etwas Frühlinghaftes in der Geschichte der mittelalterlichen Spiritualität. Man kann dabei den Unterschied zwischen diesem einfachen Konzept, das so sehr der RB entspricht, und den differenzierten Übungen des späten Mittelalters nicht genug betonen. Man begreift: Johannes träumt nicht nur von der „vita vitalis“, er lebt sie schon jetzt. Was J. Leclercq unter den Stichworten „Wissenschaft und Gottverlangen“ über eine „monastische Theologie“ herausgearbeitet hat, findet hier exemplarischen Ausdruck.

Dazu die eschatologische *Sehnsucht*. Kaum ein mittelalterlicher Autor hat dieses urmonastische Motiv mehr entfaltet als Johannes. „Sein ganzes Werk ist sozusagen eine einzige Sehnsucht nach Gott“ (J. Leclercq, *Wissenschaft und Gottverlangen* 1963, 74). Hierin steht er ganz in der Nachfolge Gregors; umgekehrt finden sich bei Bernhard entsprechende Anklänge an den Abt von Fécamp.

Johannes war kein Weltflüchtiger, so sehr seine Neigung in die Stille ging. Freilich kannte er auch nicht einen Weltveränderungsdrang im Sinn der folgenden Jahrhunderte; was den Bettelmönchen als missionarische Verpflichtung aufliegt, war für ihn noch kein Thema. Was er ins Werk setzte – und es kann im innermonastischen Reformbemühen seiner Zeit nicht wenig gewesen sein –, tat er nicht in der Dialektik von Weltverachtung und Gottverlorenheit, sondern im Gehorsam. Daß er auf diesem paradoxen Weg zu immer tieferem Frieden kam, ist der Erweis für die Echtheit seiner mystischen Frömmigkeit.

## 2. Gertrud von Helfta

(6. Januar 1256 – 17. November 1301 oder 1302)

Gertrud von Helfta kann biographisch kaum vorgestellt werden; nicht einmal über ihre Familie wissen wir etwas. Vom 5. Lebensjahr an weilte sie ausschließlich im zisterziensisch beeinflussten (nicht inkorporierten) Kloster Helfta bei Eisleben, wo sie 1301 oder 1302 starb. Sie erlebte eine geistlich-geistig hohe Zeit ihres Klosters inmitten politischer Auseinandersetzungen im Reich (Interregnum, Untergang der Staufer) und des Machtkampfes zwischen Kaiser und Papst. Neben Mechtild von Hackeborn und Mechtild von Magdeburg, die etwa 20 Jahre dort als Gast verbrachte, wird die Kleinste von ihnen später die Große genannt.

Gertrud lebte – anders als Johannes von Fécamp – *nach* Bernhard von Clairvaux, in einer noch vom Minnesang geprägten Kultur. Ihre Mystik ist weit individueller als die Jeannelins; man kann sie nicht einfach Brautmystik nennen, doch spielt das Brautmotiv seine Rolle. Gertrud, die ein äußerst temperamentvolles, begabtes und charmantes Mädchen gewesen sein muß, erlebt nach 20 Jahren nicht unfrohen, aber doch eher oberflächlichen, schönggeistigen Klosterjahren – sie hatte sich eine für damals hohe Bildung erworben – eine „Bekehrung“, nicht unähnlich der großen Teresa. Von da an ist auch ihr Leben in die Tiefe verwiesen. Da sie häufig krank war und zunehmend kränkelte, konnte sie, sehr gegen ihre Neigung, nur unregelmäßig am Stundengebet teilnehmen. Auch bekam sie keine nennenswerten Ämter übertragen. Ihr Weg verlief, so gesehen, umgekehrt wie der

des Johannes von Fécamp: sie, von ausgesprochen geselliger Natur, wurde in die Einsamkeit geführt.

Einsamkeit bedeutet für Gertrud freilich nicht Absonderung. Schon ihre erste Vision läßt sie *begegnen*: Christus spricht zu ihr mit den Worten der Adventsliturgie und des Psalters und hebt sie als höfisch gekleideter junger Mann, an den Wundmalen erkennbar, über eine endlos lange, trennende Hecke zu sich hinüber. Das spontane Durchscheinen ihres natürlichen Einbildungsvermögens steht der übernatürlichen Verursachung ihrer Schauung nicht entgegen. Was sie seitdem an ähnlichen Gnaden erfahren hat, sah sie zu keiner Zeit als Eigenbesitz an, so lange sie auch darüber schwieg; erst auf einen heftigen Antrieb des Hl. Geistes begann sie mit der Niederschrift ihrer Begnadungen. So wurde sie, entsprechend dem Titel ihres Hauptwerkes, zum „Sendboten“ (legatus) der göttlichen Liebe.“

Welche Botschaft hatte sie auszurichten? Es war zunächst die Botschaft der Liturgie, die ihr persönliches Gebet bis zur Ununterscheidbarkeit von Göttlichem und Menschlichem durchdrang. Es war darin das Übermaß der göttlichen Liebe, das sie zum „Sendboten“ eben dieser Liebe am Kreuz, im Lanzenstich symbolisiert, werden ließ.

Ein Beispiel für die Durchdringung von Liturgie und persönlichem Gebet: Während der Weihnachtsnacht – Gertruds Erfahrungen sind genau datierbar, nicht geschichtslos wie die des Johannes von Fécamp (vgl. Leg. II, 2, 6) – empfängt sie eine „revelatio“. Das heißt: Es wird ihr etwas enthüllt, was sie bis dahin lediglich geglaubt hat. Diese unmittelbar unter die Haut gehende, umwandelnde Gegebenheit „wird eingeleitet und dann formuliert mit Hilfe von Texten, die in der Festliturgie – als Responsorium, Sequenz und Oration – vorkommen . . . Gertrud versucht, meditierend sich der göttlichen Geburt gegenwärtig zu machen, sich auf sie einzulassen in einer ganz wachen Hingabe. Und ihre Bemühung wird belohnt durch die Gnade. Plötzlich nimmt sie wahr. Und sofort analysiert sie den Inhalt der blitzartigen Wahrnehmung. Ihre Seele ist wie verwandelt, sie schmeckt das unsagbare Einssein in den Worten: ‚Gott alles in allem‘. Sie ist ganz erfüllt von einem stillen Jubel, und sie sagt es Gott – sie betet“ (J. Leclercq, *Méditation et Célébration. À propos du Mémorial de Ste Gertrude*, in: *Lex Orandi* 36, Kp. 13, 295 ff.). Wohl keine Ekstase, sondern eine „einbildhafte“ Schauung, die ihr die eigenen Kräfte beläßt, eine Schauung, die – entsprechend ihrer Veranlagung – in sehr tiefer und gnadenhafter Weise als eine Betätigung ihrer inneren geistlichen Sinne anzusehen ist. Wenn man dem Mémorial (also dem authentischen Buch II des „Legatus“) glauben darf, geschieht Gertrud solche Erfahrung nicht selten. Sie fällt ihr zu als Frucht einer täglich gefeierten Liturgie, von der sie sich verwandeln läßt. Sie lebt und erfährt, was sie feiert. Ihr „Herz steht in Einklang mit (ihrer) Stimme“, wie Benedikt das vom psallierenden Mönch verlangt (RB 19, 7). Man wird natürlich nicht immer eindeutig unterscheiden können, was gottgewirkte Schauung und was menschliche spontane Affektion ist. Eines aber ist nicht zu bezweifeln: So persönlich, individuell ihre Gebeterfahrung ist, sie bleibt eingebettet in den Dialog der betenden Kirche. Sie verliert nicht die umfassende Heilsdimension Und: Ihre Mystik ist immer Christuserfahrung und nur so Erfahrung Gottes; Christuserfahrung als wahrzunehmende Vereinigung mit Christus, die die Eingliederung in die

Kirche und so in das Leben des dreifaltigen Gottes prägt. Nichts anderes ist der Grund des liturgischen Mysteriums, gefeiert im Rhythmus des Tages, der Jahre. Datierungen von Gertruds Gebetserfahrungen beziehen sich immer auf dieses Mysterium: auf die Messe, die Kommunion, die Zeiten des Kirchenjahres, die Stille vor der Prim im Garten usw. Der vorgegebene Rahmen ermöglicht ihr die ganz persönliche Identifizierung mit der Kirche, die Bernhard meint, wenn er sagt: „Wir einzelnen, die wir alle Kirche sind“ – „singuli nos, qui simul ecclesia sumus“ (Super Cant. 57, 3). So als einzelner hatte sich Johannes von Fécamp noch nicht erfahren. Jetzt bei Gertrud stehen wir in der Zeit der Gotik. Um so wichtiger, daß es die Realität der Inkarnation ist, die sich ihr als persönliche Gnade so mitteilt: „Das Wort nimmt die Seele in den göttlichen Rhythmus seines Lebens hinein und richtet so ihren Blick auf den Gegenstand seiner eigenen Schau, auf die Schönheit der strahlenden und ganz stillen Dreifaltigkeit, fulgidae et semper tranquillae Trinitatis“ (P. Doyère in seiner Einleitung zum „Legatus“ (SC 139).

Mit der ekklesialen Dimension hängt ihre Sendung zusammen. Gertrud weiß: Das ihr Widerfahrende geht alle an. Darin folgt sie dem Verlangen Christi selbst, der sich allen schenken will (vgl. Leg. IV, 21). So entsteht wider alle Scheu, das Unsagbare zu sagen, das II. Buch des „Legatus“, das für die mittelalterliche Verehrung des „Herzens Jesu“ eine so große Rolle spielen sollte. Auch ihr Apostolat ist also christozentrisch. Die Menschen, für die Christus sein Herz durchbohren ließ, sollen auch durch sie seine Liebe erfahren. Mystik (ihr Persönlichstes) und Gemeinschaft sind für sie kein zermürendes Problem, wenn es auch nicht ohne Spannungen abgeht. Mag diese Haltung des „Sendboten“ auch auf der Linie ihrer kommunikativen Natur liegen, sie ist darum nicht weniger spirituell. So kann sich Gertrud im schriftlichen Wort, aber auch im Dienst an Ratsuchenden innerhalb wie außerhalb des Konvents geistlich wie menschlich entfalten. Vielen wird sie zu einer ebenso bescheidenen wie sicheren Führerin zum Gebet und zum Leben im Geist. Mystagogie im diskreten Darreichen des Selbsterfahrenen mit allem, was das an Selbstentäußerung verlangt, so läßt sich ihr Dienst umschreiben. Sie bekennt es (im Anschluß an Röm 9, 3): „Du hast mir gezeigt, daß es etwas Großes ist für die Seele, um Deinetwillen die Süße zu lassen, die das Herz empfindet, um . . . sich den Werken der Liebe und dem Heil des Nächsten mit Eifer zu widmen“ (Leg. II, 15). Das ist ihre Variante des „guten Eifers“, von dem im 72. Kp. der RB die Rede ist.

Die Begabung Gertruds ist erstaunlich vielfältig: Phantasie, Kommunikationsfähigkeit, Ausdrucksmöglichkeit – das alles wird vom spirituellen Impuls in Anspruch genommen. Ihre Mystik (Schauungen, geistlicher Spürsinn und Empfänglichkeit für gnadenhafte Anstöße, Anwendung der geistlichen Sinne usw.) macht den Eindruck einer breiten Orchestrierung der Mitteilungen des innerlich Erfahrenen. Es quillt aus ihr hervor, als ob sie hier und jetzt spräche. Dabei ist die Tiefe ihrer Mystik stark an ihre frauliche Imagination gebunden, ohne irgendwo (so weit die Texte das erkennen lassen!) den Grad der „Verlobung“ und „Vermählung“ Teresas zu erreichen. Aber ihr Einfluß gleicht für das Mittelalter und bis in die beginnende Neuzeit dem Teresas.

Und ein Letztes: Da Gertrud nicht biographisch, sondern aufgrund ihres un-

vergessen gebliebenen Zeugnisse überlebt hat, liegt der historische Grund für den Titel „die Große“ in ihrer einzigartigen Fruchtbarkeit: Der „Legatus“ ist in der Spiritualität wirksamer geworden als die Schriften Hildegards.

### 3. David Augustine Baker (1575–1641)

Und schließlich David Augustine Baker, in zeitlicher Nähe zu den spanischen Mystikern, nach D. Knowles der Initiator und Wortführer einer englischen Schule der Spiritualität in der letzten Phase der katholischen Reform (152). Am 9. Dezember 1575 in Abergavenny geboren, unternimmt der Volljurist, Konvertit und Priestermonch drei Anläufe – er nennt sie „Bekehrungen“ – zum mystischen Leben, zuletzt 1620, 44jährig. Von da an blieb sein innerer Weg konstant, sehr im Gegensatz zu seinem unruhigen äußeren Lebenslauf, der ihn nach Padua ins Noviziat von Santa Giustina führte und, nach neuerlichem Aufenthalt in England, wo er Profeß machte, als geistlichen Berater zu den englischen Benediktinerinnen im französischen Cambrai (1624–1633; Ordensleben war während der englischen Katholikenverfolgung ja nur im Exil möglich). Von dort wurde er, nach dem frühen Tod seiner bedeutendsten Schülerin Gertrude More, einer Urenkelin des heiligen Lordkanzlers, zu den Benediktinern nach Douai versetzt, um 1638 in die Englandmission geschickt zu werden, wo er 1641 starb.

Bakers Lehre ist am besten greifbar in über 40 Traktaten zum inneren Gebet, meist in Cambrai verfaßt; bereits 1657 wurden sie von dem Benediktiner Serenus Cressy gesammelt und unter dem Namen „Sancta Sophia“ – „Holy Wisdom“ veröffentlicht. Wer darin Außerordentliches, Esoterisches sucht, wird enttäuscht. Schon der Stil ist nüchtern, die Weisungen sind schlicht, man merkt ihnen die Erprobung im eigenen Leben an. In ein modernes Englisch übersetzt, so ein Mitbruder, könnte „Holy Wisdom“ zum „Leitfaden des Gebetes für den einfachen Mann“ werden (Fr. Meredith). Dafür würde sprechen Bakers Überzeugung, daß jeder, ob Priester, Ordenschrist oder Laie, ob gebildet oder nicht, zur Kontemplation gelangen könne, wenn er nur Gott aus ganzem Herzen suche. In diesem Sinn hat Baker viele beeinflußt, nicht zuletzt ganze Generationen englischer Benediktinernovizen, für die sein Hauptwerk zur Pflichtlektüre wurde.

Was Baker vor allem am Herzen liegt: er will die sich ihm Anvertrauenden zu „docibiles Dei“ (Joh 6, 45) machen, zu solchen also, die gelehrig sind gegenüber den inneren Weisungen des Hl. Geistes. Wer *sie* hören, unterscheiden und verfolgen lernt, kann nicht in die Irre gehen. Alle notwendigen Einzelheiten seien in dieser allgemeinen Lehre enthalten (More 41). Damit greift Baker das Grundanliegen der Regula auf, die steht und fällt mit dem inneren Hören auf die Stimme des Geistes, der zu den Gemeinden spricht (RB Prol 11). Freilich befürchtet Baker, daß nach Zeiten legalistischer Regelauslegungen diese Lehre „bei uns selbst und bei anderen Orden so weit in Vergessenheit geraten ist, daß eine große Zahl von ihnen – Gott gebe, daß es nicht die größere Zahl ist – weder praktisch noch theoretisch wissen, was göttliche Eingebungen überhaupt sind“ (More 16). Und er fährt fort: „Ich meine, wenige verstehen, daß die äußere Beachtung der Regel nur dazu da ist, uns zu befähigen, die inneren göttlichen Weisungen gebührend zu befolgen“ (ebd.).

Ganz schriftgemäß und regeltreu nennt er als einzigen Zugang zu dieser Lehre das Tun. „First do and then know“, heißt die entscheidende Devise. Daraus ergibt sich schon, daß Baker – wie Johannes von Fécamp und Gertrud – kein bloßer Theoretiker des mystischen Lebens war. Das hindert nicht, daß sich der Entwurf einer mehrstufigen Vorbereitung auf das eigentlich beschauliche Gebet findet, ein Entwurf, der nicht nur Anfang und Ziel, sondern gerade auch die Zwischenstufen berücksichtigt. Bakers Weg beginnt mit dem mündlichen Gebet und der diskursiven Betrachtung und führt über unmittelbare Akte des Willens zur Übung der „aspirations“ und der aktiven Vereinigung mit Gott. Ein auf sämtlichen Stufen selbst erprobter Weg, wie wir wissen. Nach seiner 2. „Bekehrung“ 1608, als die Betrachtung für ihn in seiner damaligen Verfassung nicht so förderlich war, hat Baker mehr als ein Jahr lang (man beachte die lange Übezeit) die unmittelbaren, d.h. ohne Zwischenschaltung von Vorstellungen oder Gedanken auf Gott gerichteten Willensakte geübt, oft mühsam und nicht ohne Zwang („forced acts“), bis er ganz von selbst zu jenem spontanen Gebet der Sehnsucht und Liebe kam, das er „aspirations“ nannte. Wenn er dabei, so weit er nur konnte, gegangen war, kam über ihn dann und wann „der Geist des Gebetes“ – „und was kann die Seele da tun, als sich Gott . . . ganz und gar überlassen?“ (Cressy 77). Ob es sich dann um eine „aktive mystische Kontemplation“ handelte oder um die höchste kontemplative Stufe, „die passive rein geistige Vereinigung“ („the passive union purely intellectual“), wird nicht immer deutlich. Baker kannte sie beide. Er kannte die „große Verlassenheit“, die Johannes vom Kreuz „Nacht des Geistes“ nennt, er kannte auch den „Zustand der Vollendung“, der nichts anderes ist als Teresas 7. „Wohnung“, von Johannes vom Kreuz als „geistliche Hochzeit“ gedeutet. So wenigstens meint Abt Butler (anders D. Knowles, Englische Mystik, besonders S. 166). Butler ist der Überzeugung, daß Baker in den drei Schlußkapiteln der „Sancta Sophia“ von den gleichen Höhen handelt, von denen Teresa, Johannes vom Kreuz und Ruysbroek in ihren überwältigendsten Texten stammeln – ein Beweis dafür, wie falsch es wäre, den Weg zum Gottesberg genau zu markieren, als gebe es nur einen einzigen Zugang zu seinen Höhen.

Jedenfalls war Baker mit diesen Texten vertraut. Besonders bezieht er sich auf Walter Hiltons „Stufenleiter der Vollkommenheit“ und noch mehr auf die „Wolke des Nichtwissens“. Diese frühenglische, heute wieder sehr beachtete Schrift eines unbekanntenen Verfassers aus dem 14. Jahrhundert, in der die negative Theologie des Pseudo-Dionysius mit der Liebe zum Mensch gewordenen Gott verbunden ist, in der das mystische „Werk“ ein von Gott stammendes „Etwas“ genannt wird, das doch wiederum nicht zustande kommt ohne das begnadete Wirken des Menschen, hat Baker kommentiert und den Benediktinerinnen von Cambrai zur alljährlichen Lektüre empfohlen. Neu ist bei Baker vielleicht das differenziertere Instrumentar der Gebetsübungen, neu auch seine relecture der Regula. Er bezieht sich immer wieder auf sie, besonders wo es um die Notwendigkeit geht, auf die Weisungen des Geistes zu achten oder wo er die diskrete Sorge beschreibt, mit der ein geistlicher Führer sich den ihm Anvertrauten anpassen muß – ein wesentlicher Zug in Benedikts Abtsbild. Mit Nachdruck verweist er auf das 20. Kapitel der RB, was das innere Gebet angeht. Ob kurz, ob in Ausnahmefällen verlängert: immer

muß es „gemäß göttlicher Erleuchtung und Einsprechung verrichtet werden“ (More 59 f). Benediktinische Maßhaltung ist hier auf den Grund der *discretio* zurückgeführt: Es geht um nicht mehr und um nicht weniger, als wozu die göttliche Einsprechung jeweils einen Menschen antreibt und befähigt (More 60). Das gilt auch von Entsagung und Selbstverleugnung, ohne die es kein Leben der Kontemplation, der Mystik gibt. Nur durch Aszese im Gehorsam gegen den Geist kommt der Mensch zu jener Sammlung und Stille, in der die leise innere Stimme überhaupt gehört werden kann. Aszese und Mystik bilden eine Einheit, ebenfalls ganz auf der Linie der *Regula*, die erst am Ende ihres zentralen Kapitels über die Demut das geistgewirkte Ziel und Urmotiv der Aszese nennt – „wie wenn man ein mystisches Geheimnis verrät“, sagte Abt Holzherr (zSt.) –, nämlich die Liebe. Sie, die Gottesliebe, ist dann „vollkommen und vertreibt die Furcht“. „Das wird der Herr durch seinen Heiligen Geist gnädig an seinem Arbeiter erweisen“ (RB 7,70).

Daß Baker, so vom Geist belehrt und durchdrungen, nicht auf seinem Konzept beharrt, daß er sich jeweils der Gangart dieses wahren Meisters des Gebetes anpaßt, erklärt in etwa seinen außerordentlichen Einfluß, macht aber auch die Vorbehalte und Verdächtigungen verständlich, denen er – trotz offizieller Gutheißung durch das Generalkapitel – ausgesetzt blieb.

Die Einheit von Aszese und Mystik zeigt sich auch in der von Baker so bezeichneten „aktiven mystischen Kontemplation“. Über sie noch kurz einige Sätze. Diese Art von Gebet steht den „ungelenken und blinden Regungen (stirrings) der Liebe“ sehr nahe, die „aspirations“ genannt werden. „Aspirations“ (Erhebungen), sagt Baker, „sind ein ganz bestimmtes Sich-Sehnen, ein Dürsten nach Gott; aber wenn die Seele zur Vereinigung kommt (mit Gott), hören sie auf... Wenn die Einigung aber endet – sie dauert nicht immer lang –, erneuert die Seele ihre ‚Erhebungen‘, sie dürstet in ihnen nach neuerlichem Einssein... Besagte Vereinigung möchte ich ‚aktive mystische Vereinigung oder Kontemplation‘ nennen“ (Kommentar zur „Wolke“ 314 ff; vgl. „Sancta Sophia“ 50 ff). Johannes vom Kreuz spricht vom „Gebet liebender Aufmerksamkeit“ („Gebet des Glaubens“), und Baker scheint das gleiche zu meinen, wenn er diese Art von Kontemplation so beschreibt: „Die Seele müht sich ab, Gott zu schauen in der Dunkelheit und Finsternis eines blinden Glaubens, leer von allen... Bildern“. Wiederum: „Eine Seele ohne diskursive und wißbegierige Spekulation, ohne irgendeinen wahrnehmbaren Gebrauch der inneren Sinne oder sinnenhafter Bilder, *schaut* einfach auf Gott durch ein reines, einfaches und ruhevolles *Tun des Geistes* (operation of mind), in der Dunkelheit des Glaubens, schaut auf Gott als unendliche und unbegreifliche Wahrheit, und mit der ganzen Hinneigung des Willens ruht sie in Ihm als ihrem unendlichen, allumfassenden und unfaßbaren Gut“ („Sancta Sophia“ 400 f; 503 f). Der Akzent liegt, so sehr Gott hilft und bewegt, auf dem Wirken der Seele: sie ist der Beweger („agent“: Kommentar zur „Wolke“ 296 ff). Das widerspricht jedem Quietismus. Es hebt sich auch ab von der „passiven Vereinigung“. Was diese angeht, lesen wir in Bakers „Kommentar zur Wolke des Nichtwissens“, „so bekennt unser Autor, daß er darüber nicht handeln will, da die Sache für ihn zu erhaben ist, als daß er es wagen könnte, sie auszudrücken“ (vgl. auch Butler XXXV f). Ganz ähnlich äußert sich Baker selbst. Er nennt die „passive Kontemplation“ „eine

andere Art, Gott im Innern zu finden, weit erhabener als die gewöhnliche Kontemplation. In ihr enthüllt sich Gott klarer als in der gewöhnlichen Beschauung, wo er es nur im Licht des Glaubens tut. In der passiven Kontemplation offenbart er sich mit Hilfe besonderer, geschaffener Ideen, von denen ich nichts weiter sagen kann, denn es geht über meine Fähigkeit hinaus, und ich bin nicht würdig, davon zu reden“ (More 54). Wie immer man über Baker als „Mystiker“ denken mag: dies klingt echt.

Für den Gebrauch des Wortes „mystisch“ ist jedenfalls wichtig, wie selbstverständlich Baker von einer aktiven mystischen Kontemplation spricht. (Hier scheint uns D. Knowles Urteil zu stark von der Autorität der spanischen Mystiker beeinflusst zu sein; vgl. a.a.O. 180 ff) Erst unter Teresas Einfluß wurde und wird „mystisch“ synonym gebraucht mit den höchsten Gebetsstufen im strikt passiven Sinn. Ursprünglich war es nicht so. Auch hier liegt Baker auf der Linie der Regula Benedicti, die das Kloster als Übungsstätte für den Herrendienst will, in der Instrumente guter Werke von Anfängern gehandhabt werden sollen im Umgang mit Gott. Aber auch wo einer „zu den Gipfeln der Vollkommenheit weiterreilt“ (RB 73, 2) will, gilt für ihn, was Bischof Hedley von Newport über die Kontemplation in diesem Leben schreibt: sie „ist ‚vollkommenes Gebet‘, verglichen mit den Stufen ihrer Vorbereitung. Sie selbst aber ist lediglich der erste Rastplatz in einer Gebirgslandschaft, in der Gipfel über Gipfel aufsteigen, bis menschliches Denken sich weigert, zu folgen“ (zit. Butler XXXIII).

Mag ein abschließendes Urteil über Bakers Lehre und Person erst nach gründlicher Überprüfung seiner Schriften, die bislang noch nicht erfolgt ist, möglich sein (vgl. Knowles 153): ein Echtheitskriterium ist die Zahl der von ihm zum Glauben Bekehrten, von denen nicht einer in der Verfolgung rückfällig wurde. Ein weiteres Zeichen der Echtheit ist sein Leben; am meisten vielleicht, als er, krank und alternd, von mißgünstigen Mitbrüdern nach England geschickt wurde. Er überstand in unablässigem Gebet die beschwerliche Überfahrt, blieb freundlich und gelassen in aller Ungewißheit, weilte verwundet im Haus von Freunden und durchlitt die Verlassenheit, von der er geschrieben hatte. Er dachte nicht daran, sich zu verteidigen oder, was ihm ein Leichtes gewesen wäre, andere aufzuhetzen. Er ging willig dem Tod entgegen, der ihn schließlich am 9. August 1641 in London erlitt.

Vielleicht gibt es keine bessere Würdigung David Augustine Bakers als das Wort Peter Salvins, der bei der Nachricht vom Tod des verehrten Meisters und Mitbruders schrieb: „Dieses Leben war eine einzige *Inspiration* von Gott und eine einzige *Aspiration* zu Gott, in ständiger, zumindest virtueller Kontemplation. So war sein Tod nichts anderes als eine süße und selige *Expiration* in Gott und auf Gott hin, auf daß er sich der visio facialis erfreue, die er zuvor nur im Glauben erfuhr“ (Salvin 37).

## Schluß

Rückblickend sehen wir eine Climax, auf der zuoberst, zweifellos am besten konturiert, David Augustine Baker steht. Von ihm haben wir nicht nur Texte, sondern deren Interpretation durch ihn selbst wie durch Schüler, die uns auch sein

Leben, z.T. als Augenzeugen, detailliert schildern. Vergleichbares fehlt bei Gertrud wie vor allem bei Johannes von Fécamp. Insofern ist hier größere Vorsicht geboten bei der Wertung und Einordnung ihrer mystischen Texte. Was alle drei aber bezeugen, ist die Tatsache, daß auf dem Weg des monastischen Lebens, wenn er in Treue gegen den Geist gegangen wird, Gott sich zu erfahren gibt, auch über das Alltägliche hinaus. Das müßte uns Heutige korrigieren, die wir oft geneigt sind, in Aktivismus aufzugehen oder aber auf Wegen einer subjektiv interiorisierenden Bewußtseinsweiterung zu suchen, was benediktinische Tradition uns vorzuenthalten scheint. Der Schein trügt. So sehr wir neue Wege zum Gebet finden müssen: der schweren Erkrankung unserer Zeit, die darin besteht, daß der Mensch nicht mehr sein Gedächtnis, sondern sein Experiment ist, sollten gerade wir Benediktiner nicht verfallen.

### Literatur

- Grundfragen zur Mystik (W. Beierwaltes, H.U.v. Balthasar, A.M. Haas), Einsiedeln 1974, Kriterien Bd. 33.
- Friedrich Wulf, Mystik, in: HThG (hg. H. Fries) dtv München 1970, 189–200.
- Dietmar Mieth, Mystik, in: NHTHG (hg. P. Eicher), Kösel München 1985, 151–163.
- Josef Sudbrack (hg.), Das Mysterium und die Mystik. Beiträge zu einer Theologie christl. Gotteserfahrung, Reihe „Geist und Leben“, Studien zur Verwirklichung der christl. Botschaft, hg. O. Knoch u. Fr. Wulf, Echter Würzburg 1974.
- Louis Bouyer, Mysterion, Paris 1986.
- Anselm Stolz, Theologie der Mystik, Pustet Regensburg 1936.
- Marcel Viller / Karl Rahner, Aszese und Mystik in der Väterzeit. Ein Abriß. Freiburg / Br. 1939.
- J. Leclercq, Wissenschaft und Gottverlangen, Patmos Düsseldorf 1963.
- J. Leclercq / Jean Paul Bonnes, Un maître de la vie spirituelle au XI<sup>e</sup> siècle, in: Etudes de Théologie et d'Histoire de la Spiritualité, éd. E. Gilson / A. Combes, t. IX, Paris 1946.
- Gertrude d' Helfta, Oeuvres Spirituelles I (Les Exercices, Sources Chrétiennes Nr. 127, Paris 1967), II (Le Héraut, I–II, Sources Chrétiennes Nr. 139, Paris 1968, eingeleitet usw. v. Pierre Doyère, Wisques).
- P. Doyère, Sainte Gertrude et les sens spirituels, in: Revue d'ascétique et de mystique, 36 (1960), 429–446.
- Sancta Sophia, or Directions for the Prayer of Contemplation etc. Extracted out of more than XL Treatises written by the late Ven. Father, Fr. Augustine Baker OSB and methodically digested by the R. Fr. Serenus Cressy OSB, 2 vols. Douay 1657.
- A. Baker, Die inneren Weisungen des Hl. Geistes oder das geistl. Leben der Gertrude More. Zusammengestellt, übertrag. u. eingel. von Lilo Ebel. Zeugen des Wortes (hg. K. Schmidhüs / R. Scherer), Freiburg/Br. 1955.
- Peter Salvin OSB / Serenus Cressy OSB, The Life of Fr. Augustine Baker OSB (1575–1641), ed. by Justin Mc Cann OSB, London 1933.
- Frances Meredith, „Forced Actes“. A Study of Dom Augustine Baker's Doctrine of Prayer, Ampleforth Journal 76 (1977), 62–69.
- Cuthbert Butler, Western Mysticism. The teaching of SS Augustine, Gregory and Bernard on Contemplation and the contemplative life. Neglected Chapters in the History of Religion. London<sup>2</sup> 1927.
- Cuthbert Butler, Wege christl. Lebens. Alte Frömmigkeit in neuer Zeit. Reihe „Licht vom Licht“, hg. F. X. v. Hornstein / M. Roesle, Bd. I, Benziger Einsiedeln / Köln 1944.
- David Knowles, Englische Mystik, Patmos Düsseldorf 1967.



## Die Regula Benedicti in der deutschen juristischen Literatur des 20. Jahrhunderts

Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Regula Benedicti-Forschung

Von Uwe Kai Jacobs – Frankfurt

Die interdisziplinäre Regula Benedicti-Forschung kann mittlerweile auf eine beachtliche, teilweise stürmische Wissenschaftsgeschichte zurückblicken.<sup>1</sup> Auf dem großen Strom dieser Wissenschaftsgeschichte haben auch Juristen ihre Segel gesetzt. Teilweise bevorzugten sie zwar das ruhige Gewässer eines Seitenarmes, andere wagten sich jedoch in die Strommitte, ja vereinzelt boten sie der Forschung sogar Lotsendienste an. Dieses facettenreiche Bild im einzelnen etwas aufzuhehlen, sollen die nachfolgenden Zeilen dienlich sein.

Wie eine intensive Forschung zur und über die Regula Benedicti erst im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert einsetzte, so begannen die Rechtswissenschaftler, namentlich die Rechtshistoriker, offensichtlich auch erst ab jener Zeit, bezüglich der Regula Benedicti verstärkt aufzumerken.<sup>2</sup> Im Grundsatz wollen wir auf die fachliterarische Tätigkeit zünftiger Juristen eingehen, doch sollen juristisch gebildete Historiker oder Theologen, soweit sie als Regelforscher auftraten, nicht unbeachtet bleiben. Da ein genauer Überblick hinsichtlich des *ausländischen* juristischen Schrifttums zur Regula Benedicti schwer zu erhalten ist,<sup>3</sup> schließlich auch die fachliche Profession so manchen überseeischen Autors zu ermitteln auf Grenzen stößt, erscheint es ratsam, die Untersuchung jedenfalls zunächst auf deutsche Literatur zu beschränken.<sup>4</sup> Eine weitere Vorbemerkung sei gestattet: Daß die

- 1) Ein besonders bewegter Teil dieser Wissenschaftsgeschichte ist aufgearbeitet bei B. Jaspert, *Die Regula Magistri – Regula Benedicti – Kontroverse*, Hildesheim <sup>2</sup>1977 (RBSSuppl. 3).
- 2) Zum juristischen Umgang mit der Regula Benedicti unter eher rechtspraktischen Gesichtspunkten wie etwa der Normfortbildung oder der Normrezeption benediktinischer Vorschriften seit dem Frühmittelalter vgl. den Vf., *Die juristische Wirkungsgeschichte der Regula Benedicti*. Studie zu einer umfassenderen Darstellung, RBS 15 (1986), im Erscheinen.
- 3) Die bekannte Bibliographie des Amerikaners O. L. Kapsner ist nicht immer zuverlässig.
- 4) Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sei wenigstens auf das folgende auswärtige Schrifttum hingewiesen: J. Hourlier (Jurist und Benediktiner), *La règle de saint Benoît, source du droit monastique*, in: *Etudes d'histoire du droit canonique, dédiées à G. Le Bras*, t. I, Paris 1965, S. 157–168; M. P. Blecker (Jurist?), *Roman Law and „consilium“ in the regula Magistri and the Rule of St. Benedict*, Sp 47 (1972), 1–28; T. P. Mc Laughlin (Theologe, Kanonist), *Le très ancien droit monastique de l'Occident* (Archives de la France monastique, 38), Paris 1935.

Regula Benedicti in Darstellungen zur Kirchenrechtsgeschichte<sup>5</sup> oder zum benediktinischen Verbandsrecht („Ordensrecht“)<sup>6</sup> Erwähnung findet, mutet selbstverständlich an. Unser Interesse gilt eigenständigen, monographischen Forschungen oder Überlegungen deutscher Juristen zur Regula Benedicti; um im Bilde zu bleiben: Wer hat auf dem Strom der Regula Benedicti-Forschung eigene Segel gesetzt und sie dem Wind des Rechts zugekehrt? Wer hat sich im Strom rechtswissenschaftlicher Forschung von der Regel Benedikts antreiben lassen?<sup>7</sup>

Der erste „einschlägige“ Name, der an dieser Stelle fallen muß, ist der eines bedeutenden Maria Laacher Abtes: Ildefons Herwegen OSB (1874–1946). Herwegen war um 1904 Schüler des Rechtshistorikers und damaligen Bonner Ordinarius Ulrich Stutz (1868–1938)<sup>8</sup> gewesen, mit dem Herwegen bis kurz vor dessen Tode verkehrte. Herwegen, von Hause aus nicht Jurist,<sup>9</sup> hat in seinem Weitblick und seinem durch Stutz geschärften Scharfsinn wohl als erster in der neueren Wissenschaftsgeschichte den juristischen Gehalt der Regula Benedicti teils entdeckt, teils erahnt.

Bereits Herwegens frühe Schrift *Der hl. Benedikt* (Düsseldorf 1917) stellt die Regula Benedicti als eine durchaus auch juristisch, und zwar überwiegend römischrechtlich, konzipierte Mönchsregel dar. Die genannte Schrift Herwegens hat bis heute fünf Auflagen erlebt (1917, 1922, 1926, 1951, 1980) und dabei stets, auch unter dem Herausgeber der letzten beiden Auflagen, P. Emmanuel von Severus OSB, ihre Hochachtung vor dem Recht in der Regula Benedicti bewahrt.

Tiefer schürfend ist die juristische Analyse in Herwegens Kommentar zur Regula Benedicti angelegt, *Sinn und Geist der Benediktinerregel*, Einsiedeln/Köln 1944. Dieses Werk ist noch heute grundlegend für Regelexese und Regelverständnis, trotz seiner zeitbedingten Züge. Mag man inzwischen auch mancher juristischen Interpretation der Regel, wie sie Herwegen vornahm, nicht folgen oder auch weitergehende juristische Analyse, namentlich aus dem Bereich des Kirchenrechts, in Herwegens Kommentar vermissen, so wird man doch respektvoll verstehen, daß der Laacher Abt den juristischen Ehrendoktor erhielt; dies geschah

- 
- 5) Vgl. R. Sohm, *Kirchengeschichte im Grundriß*, Leipzig <sup>19</sup>1917 S. 59; W. M. Plöchl, *Geschichte des Kirchenrechts I*, Wien/München <sup>2</sup>1960, S. 184, 193–195, 201, 203, 205 f.; H. E. Feine, *Kirchliche Rechtsgeschichte. Die katholische Kirche*, Köln/Wien <sup>5</sup>1975, S. 87 f., 149; A. Erler, *Kirchenrecht. Ein Studienbuch*, München <sup>5</sup>1983, S. 8 f.
  - 6) In Auswahl: R. Molitor OSB, *Aus der Rechtsgeschichte benediktinischer Verbände I–III*, Münster i. W. 1928–33; Molitor war im strengen Sinne kein Jurist.
  - 7) Auf Arbeiten des Vf. ist hier aus prinzipiellen Gründen nicht einzugehen.
  - 8) Zur Gelehrtenpersönlichkeit Stutzens vgl. A. Erler, Art. Stutz, Ulrich, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG)*, Bd. IV, Berlin 1985 ff., ca. Lfrg. 33 (im Erscheinen); s. ferner G. Kleinheyer/J. Schröder, *Deutsche Juristen aus fünf Jahrhunderten*, <sup>2</sup>Heidelberg 1983, S. 353.
  - 9) Gleichwohl ist Herwegen auch außerhalb der Regula Benedicti-Forschung als Rechtshistoriker hervorgetreten; vgl. seine „Germanische Rechtssymbolik in der Römischen Liturgie“, in: *Deutschrechtliche Beiträge*, Bd. VIII, Heft 4 (1913), 305–344; Nachdruck Darmstadt 1962, hrsg. von der Wiss. Buchgesell.; positiv besprochen durch den Juristen H. Nottarp (Archkath KR 93, 548).

bereits im Jahre 1919 durch die Juristische Fakultät der Universität Bonn. Stutz war die treibende Kraft zu dieser Ehrung gewesen.<sup>10</sup>

Die juristische Ehrenpromotion wurde dem gelehrten Benediktiner freilich nicht in erster Linie wegen seines Buches *Der hl. Benedikt zuteil*, sondern – wie die Promotionsurkunde bemerkt – vor allem in Würdigung seiner weiteren, noch früheren Arbeit: *Das Pactum des hl. Fruktuosus von Braga. Ein Beitrag zur Geschichte des suevisch-westgothischen Mönchtums und seines Rechtes*, Stuttgart 1907.<sup>11</sup> Naturgemäß steht die Benediktsregel nicht im Mittelpunkt dieser Arbeit, doch Herwegen nimmt auf die Regel seines Klosters häufig Bezug.<sup>12</sup> *Das Pactum des hl. Fruktuosus* erschien als Heft 40 der *Kirchenrechtlichen Abhandlungen*, die von Ulrich Stutz ediert wurden. Auf Herwegens Wunsch verfaßte Stutz zu diesem Heft ein Vorwort; es enthält ein kräftiges Lob über den Schüler. Die Beziehung zwischen Stutz und Herwegen muß als einzigartig in der hier interessierenden Wissenschaftsgeschichte angesehen werden.<sup>13</sup>

Kurz sei noch auf zwei weitere, ebenfalls von Benediktinern erstellte Monographien zu unserem Thema eingegangen. Den Doktor der Theologie erwarb der Benediktiner Benno Hegglin mit seiner kanonistischen Dissertation *Der benediktinische Abt in rechtsgeschichtlicher Entwicklung und geltendem Kirchenrecht* (Kirchengeschichtliche Quellen und Studien, 5), erschienen St. Ottilien 1961, eine ebenso gründliche wie gehaltvolle Untersuchung. Gleiches gilt bei Viktor Dammertz OSB, der mit *Das Verfassungsrecht der benediktinischen Mönchskongregationen in Geschichte und Gegenwart* (Kirchengeschichtliche Quellen und Studien, 6), erschienen St. Ottilien 1963, zum Dr. iuris canonici promovierte. Dammertz in kürzerer, Hegglin in ausführlicherer Weise, behandeln eingangs ihrer Untersuchungen auch Rechtsaspekte der Regula Benedicti, also Rechtsaspekte, die der Regeltext selbst enthält oder aufwirft.

Die beiden weiteren und letzten hier eingeschlägigen Monographien<sup>14</sup> stammen aus der Feder berühmter Rechtsprofessoren. Freilich handelt es sich in beiden Fällen nicht um groß angelegte Untersuchungen, eher um Studien. Otto Gradenwitz (1860–1935), weiland Ordinarius für Römisches Recht in Heidelberg, darf als

10) Diese Angaben verdanke ich den freundlichen Mitteilungen von P. Prior Emmanuel von Severus, Rektor des Abt-Herwegen-Instituts; vgl. ferner dens., Ildefons Herwegen, in: *Personen und Wirkungen. Biographische Essays*, Mainz (o. J.).

11) Eine anerkennende Rezension erfolgte juristischerseits durch Ph. Scharsch, Archkath KR 89, 194.

12) Vgl. das Register, ebd. S. 80. – Nebenbei bemerkt, hatte Herwegen auch Aufsätze juristischen Gehalts zur Regula Benedicti geschrieben.

13) Es dürfte ein bezeichnendes Licht auf die wissenschaftlichen Interessen von Stutz werfen, daß die Festschrift, welche ihm zum 70. Geburtstag gewidmet wurde (Kirchenrechtliche Abhandlungen 117 und 118, Stuttgart 1938), u. a. die folgenden Beiträge enthält: H. Nottarp, *Das Stift Altötting*, S. 1–52; S. Reicke, *Zum Rechtsvorgang der Klosterverlegung im Mittelalter*, S. 53–119. – Der Vf. dieser Zeilen ist übrigens als ehemaliger Doktorand des Frankfurter Kirchenrechtlers Adalbert Erler Schüler eines Stutz-Schülers.

14) Die unwissenschaftliche Schrift des Juristen E. F. Sauer, *Benediktsregel und Weltleute*, St. Augustin-Hangelar 3 1982, bleibt besser – wie auch bisher im Schrifttum zur Regula Benedicti – unbehandelt.

der erste zünftige Jurist der jüngeren Vergangenheit gelten, der sich juristisch-monographisch mit der *Regula Benedicti* auseinandersetzte. Sein Thema ist das der Interpolationen, das er von der römischrechtlichen Pandektistik (einer Methode zur Behandlung der Pandekten, eines Teiles des *Corpus Iuris Civilis*) auf die *Regula Benedicti* überträgt und erstmals in seinem 1929 erschienenen Büchlein *Die Regula Sancti Benedicti nach den Grundsätzen der Pandektenkritik* entfaltet. Gradenwitz führt sein Thema sodann in drei Aufsätzen fort: *Textschichten in der Regel des H. Benedict* (ZKG 50, 1931, 257–270), sodann *Ein Schlaglicht auf den Artikel: Textschichten in der Regel des H. Benedict* (ZKG 51, 1932, 228–237), endlich *Zur ‚Regula Sancti Benedicti‘* (in: *Studi in onore di Salvatore Riccobono*, Palermo 1936, Bd. I, S. 573–584; Nachdruck Aalen 1974). Im erwähnten Gradenwitz'schen Büchlein aus dem Jahre 1929 findet sich eine inhaltliche Bemerkung über die *Regula Benedicti*, die wir hier gerne unterstreichen möchten: „Sie [die *Regula Benedicti*] gehört zu den großen Dokumenten des Menschengesistes durch die Verbindung... von Gebet und Norm“.<sup>15</sup>

Die Gradenwitz'schen Interpolationsvermutungen sind nicht immer, aber doch häufig überzeugend und decken sich in vielen Fällen mit den späteren Überlegungen monastischer Gelehrter. Letztere scheinen das „benediktologische“ Oeuvre von Gradenwitz allerdings kaum zur Kenntnis genommen zu haben; anders der evangelische Theologe und Regelforscher Bernd Jaspert.<sup>16</sup> Leider hat sich Gradenwitz nicht versucht gesehen, auch dem *Rechtsinhalt* der *Regula Benedicti* gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dies entsprach aber wohl den wissenschaftlichen Neigungen Gradenwitz'. Er war ein Großer in der Interpolationenforschung gewesen.<sup>17</sup> Hierbei hat ihn vornehmlich die methodologisch-technische Seite – wie entdeckt man Interpolationen? – interessiert, weniger die Frage, was interpoliert ist.<sup>18</sup> Diese Haltung dürfte allem Spüren Gradenwitz' nach Interpolationen eigen sein, mochte es sich um römische Gesetze, Schriftstücke Bismarcks (!) oder die *Regula Benedicti* handeln. „Hat er [Gradewitz] aber... eine Interpolation gefunden, so erlahmt sein Interesse. Sie auszuwerten, in geschichtliche Zusammenhänge einzuordnen, liegt ihm nicht“.<sup>19</sup>

Soweit bekannt, erfuhr die kleine Monographie des Heidelberger Romanisten vier Rezensionen, je zwei aus philologischer und aus fachjuristischer Sicht. Bei diesen Fachjuristen begegnen wieder Lehrer des römischen Rechtes, Arthur Steinwenter<sup>20</sup> und Nikolaus Hilling<sup>21</sup>, die sich beide schon früher zu Aspekten monastischer Rechtsgeschichte geäußert hatten,<sup>22</sup> Hilling sogar kurz zur *Regula Benedicti*, nämlich zur juristischen Wirkungsgeschichte des benediktinischen Abts-

15) Gradenwitz, *Die Regula S. Benedicti*, S. 6.

16) B. Jaspert, o. An. I, S. 245, 431.

17) Vgl. z. B. sein relativ frühes Werk „Interpolationen in den Pandekten. Kritische Studien“, Berlin 1887.

18) P. Koschaker. Nachruf auf Otto Gradenwitz, ZRG RA 56 (1936), IX–XII (XI).

19) Ebd.

20) ZRG (RA) 51 (1931), 464–468.

21) Archkath KR 110 (1930), 732 f.

22) A. Steinwenter, Kinderschenkungen an koptische Klöster, ZRG KA 11 (1921), 175–207.

wahlkapitels<sup>23</sup> (c. 64, 1–6). Die Rezensionen seiner Fachkollegen fielen für Gradenwitz positiv aus. In den Besprechungen wird auch dem behandelten Text, der Regula Benedicti, Hochachtung entgegengebracht; Steinwenter nennt sie „das bedeutsamste – auch im juristischen Sinne – Regulativ einer geistlichen Gemeinschaft“.<sup>24</sup>

Ernst von Hippel (1895–1984), Sohn des bedeutenden Strafrechtslehrers Robert von Hippel, verfaßte die zweite hier interessierende Monographie. Er verfolgte einen völlig anderen Ansatz als Gradenwitz, wie schon der Titel seiner – sogar in zwei Auflagen erschienenen – Schrift nahelegt: *Die Krieger Gottes. Die Regel Benedikts als Ausdruck frühchristlicher Gemeinschaftsbildung*, Paderborn 1953.<sup>25</sup>

Ernst von Hippel war Professor für Staatsrecht und Staatsphilosophie. In den dreißiger Jahren vertrat er daneben das Fach Kirchenrecht. In jenen Jahren, „wo man meinte, durch äußere Macht und bindenden Befehl Gemeinschaft gestalten zu können“,<sup>26</sup> wollte Ernst von Hippel an der Regel Benedikts zeigen, „wie hier von Innen nach Außen, d. h. aus Religiosität und Moralität Gemeinschaft gebildet wird“.<sup>27</sup> Moralisches und staatsphilosophisches Denken dikierte von Hippel die Feder, ihm ging es nicht um eine juristische Analyse der Benediktsregel; juristische Exegese begegnet daher eher in *obiter dicta* innerhalb der „Krieger Gottes“. Gleichwohl „bedeutete die Regel Benedikts für den Verfasser gleichsam eine juristische“<sup>28</sup> Neuentdeckung, und die Beschäftigung mit ihr erfüllte ihn mit zunehmender innerer Begeisterung, wie von Hippel autobiographisch mitteilt.<sup>29</sup> – Im monastischen Schrifttum wurde von Hippels Büchlein als „anregende Hinweise vermittelnde“,<sup>30</sup> „treffliche Studie“ bezeichnet,<sup>31</sup> mit der sich in jüngster Zeit noch der große Regelforscher Basilius Steidle OSB auseinandergesetzt hatte.<sup>32</sup>

Aufsätze mit juristischem Bezug zur Regula Benedicti sind zwar zahlreicher als entsprechende Monographien. Doch die oftmals im monastischen Schrifttum

23) N. Hilling, Zur Abtswahl der Benediktinerregel, Archkath KR 102/103 (1922–23), 55–57; zur Person Hillings s. L. Müller, Kirchenrecht in Bonn. Die Lehre des Kirchenrechts in der Katholisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn von 1818 bis 1939, ZRG KA 102 (1985), 215–326 (262–270).

24) Steinwenter, a.a.O. (o. An. 16), S. 464.

25) Die 1. Auflage erschien 1936 in den Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswiss. Klasse, H. 1, Halle (Saale), S. 1–90.

26) E. v. Hippel, a.a.O., Vorwort zur 2. Auflage. 28) Sperrung bereits im Original.

27) Ebd. 29) Ebd., Vorwort.

30) I. Herwegen, RB-Kommentar (o. S. 287), S. 150 Anm. 8.

31) G. Aulinger, Das Humanum in der Regel Benedikts von Nursia. Eine moralgeschichtliche Studie (Kirchengeschichtliche Quellen und Studien, 1), St. Ottilien 1950, S. 46, Anm. 43.

32) B. Steidle, Per oboedientiae laborem . . . per inoboedientiae desidiam (I). Zu Prolog 2 der Regel St. Benedikts, EA 53 (1977), 428–435 (429 f.); Nachdruck in: B. Steidle, Beiträge zum alten Mönchtum und zur Benediktusregel, hrsg. von Ursmar Engelmann, Sigmaringen 1986, S. 278–306.

– Die Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte (ZRG) und das Archiv für kath. Kirchenrecht haben die „Krieger Gottes“ nicht rezensiert.

zitierten Beiträge der Benediktiner Frank, Heufelder, Österle und Spilker zum Strafkodex der Regula Benedicti oder die bekannte Kontroverse zwischen Grundmann und Hallinger um die benediktinischen Regelungen zur Abtwahl brauchen hier nicht nochmals vorgestellt zu werden, zumal die Verfasser dieser Aufsätze, deren sich weitere, ähnliche anführen ließen, sämtlich keine Juristen waren. Dies soll den Wert der nicht fachjuristischen Arbeiten keineswegs schmälern. Abgesehen von den erwähnten Aufsätzen, die Hilling und Gradenwitz zur Regula Benedicti verfaßt hatten, sind uns jedenfalls keine hier anzuzeigenden fachjuristischen Artikel zur Regula Benedicti bekannt.<sup>33/34</sup>

Für die spezifische Ausprägung der soeben vorgestellten Studien und Werke scheint der jeweilige Zeitgeist bedeutsam gewesen zu sein: bei Gradenwitz war es wohl noch der juristische Positivismus,<sup>35</sup> bei von Hippel die schlimme Erfahrung des Nationalsozialismus. Daß ab der Mitte der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts größere juristische Arbeiten zur Regula Benedicti fehlen, könnte mit dem verbreiteten Bestreben nach „Entjuridifizierung“ der römisch-katholischen Kirche<sup>36</sup> – nicht zuletzt im Zuge des Zweiten Vatikanums – zusammenhängen. Ein Hervorheben des Rechtsgehaltes der Regula Benedicti würde einem (noch?) mächtigen Zeitgeist zuwidergelaufen sein. Wer heute über den Rechtsgehalt der Regula Benedicti nachsinnt, sieht sich somit – zu Recht! – mit der interkonfessionellen Diskussion um das Verhältnis von Recht und Theologie in der Kirche<sup>37</sup> konfrontiert. Dies gestaltet die juristische Forschung zur Regula Benedicti, will sich solche Forschung nicht im Detail begnügen, gewiß nicht leichter als in früherer Zeit.

- 
- 33) Auch der Festschriftbeitrag des 1872 geborenen, zuletzt in München lehrenden Rechtsprofessors K. Beyerle ist für unser Thema letztlich nicht relevant, auch wenn dieser Beitrag mit einem Inhaltsüberblick zur Regula Benedicti, ihrer Entstehung und Verbreitung („I. Der Heilige Benedict und sein Gesetz“) beginnt: M. Rothenhäusler / K. Beyerle: Die Regel des hl. Benedikt, des Gesetz des Inselklosters und seine Verwirklichung, in: Die Kultur bei der Abtei Reichenau. Erinnerungsschrift zur 1200. Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724 - 1924, I. Halbbd., hrsg. von K. Beyerle, München 1925, S. 265–315, insbesondere S. 275 ff. 304 ff.
- 34) Auf Textpassagen in Aufsätzen, welche auf die Benediktsregel eingehen, hinzuweisen, würde zu weit führen.
- 35) Vgl. zur Wissenschaftstheorie des Positivismus näherhin E. Kaufmann, Art. Positivismus, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Bd. III, Berlin 1984, Sp. 1832–1834, sowie dens., Art. Rechtspositivismus, ebd., Bd. IV (Lfg. 26, 1986), Sp. 321–335.
- 36) Bezüglich des Zusammenhanges von Regelexegese und dem Bemühen um „Entjuridifizierung der Kirche“ vgl. nur die Bemerkungen von O. Hagemeyer in ihrem Bericht „Vierter Internationaler Regula Benedicti-Kongreß“, EA 59 (1983), 68 ff. (71 f.). Zum antijuristischen Protest im Rahmen respektive im Zuge des 2. Vatikanischen Konzils vgl. R. Puza, Katholisches Kirchenrecht, Heidelberg 1986, S. 46, sowie die Berichte in der Herder-Korrespondenz 20 (1966), S. 53, 444 und 21 (1967), S. 532.
- 37) Zum Verhältnis von Recht und Theologie in der Kirche, um dessen Bestimmung die sogenannte rechtstheologische Diskussion ringt, vgl. die gelungenen Überblicksbeiträge von K. Schlaich, S. Grundmann und P. Krämer, Art. Kirchenrecht, in: Evangelisches Staatslexikon, <sup>3</sup>1987, Bd. I, Sp. 1654–1689, vor allem Sp. 1657 ff., 1676 ff., 1684 ff., sowie von G. Sauter, Art. Recht, ebd., Bd. II, Sp. 2693–2706.

## Emigrierende Trappisten in Österreich

Von Ildelfons Fux – Göttweig

### Vorbemerkung

Das Zeitalter der Französischen Revolution ist wie zuvor schon jenes Josephs II. reich an dramatischen Geschehnissen und wird schon allein deshalb auch in Zukunft das Interesse der Historiker finden, nicht zuletzt in kirchengeschichtlicher Hinsicht. Im großen Zusammenhang, im Blick auf das Ganze mag der Zug emigrierender Trappisten durch die k.k. Erbländer und deren Aufenthalt daselbst nicht mehr als den Stellenwert einer Episode für sich beanspruchen können. Dennoch: Wenn auch den Darstellungen der Staatengeschichte nichts Nennenswertes hinzuzufügen ist, so ist das Schicksal dieser, der wortwörtlichen Interpretation der Regula Benedicti so sehr verpflichteten Mönche durchaus imstande, neues bzw. vermehrtes Licht auf andere Gebiete der Historie fallen zu lassen. In erster Linie ist es die Ordensgeschichte, die davon berührt wird, und ebenso die österreichische Kirchengeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Und hier soll versucht werden, nicht allein den äußeren Ablauf der Vorkommnisse wahrheitsgetreu zu dokumentieren, sondern darüber hinaus der „inneren“ Geschichte, jener der Frömmigkeit, das nötige Augenmerk zu schenken. Dies veranlaßte auch, an die heute im deutschen Sprachraum unbekanntere Prinzessin Louise-Adeläide de Bourbon-Condé eigens zu erinnern, die der Reihe frommer Vertreterinnen aus den Adelsgeschlechtern Europas zu Ende des 18. Jahrhunderts, wie wir sie beispielsweise in Mme Louise de France (1737–1787), Mme Elisabeth (1764–1794), der Königin Marie-Clotilde von Sardinien (1759–1802) oder in der Erzherzogin Maria Anna (1770–1809) kennenlernen, wohl zu Recht beigezählt werden kann.

Der spirituellen Tradition der Kirche verbunden, war der Konflikt unserer Trappisten mit dem in Österreich noch vorherrschenden aufgeklärten Katholizismus voraussehbar und scheint letztlich in einer Begegnung des Glaubens mit dem Unglauben zu wurzeln. Die politische Situation Österreichs nach dem ersten Koalitionskrieg und nach den Jakobinerprozessen muß selbstverständlich die ihr zukommende Berücksichtigung finden und wird dennoch nicht die letzten Erklärungen geben können. Wir zählen diese emigrierenden Ordensleute zu jenen Kräften, die gleich den „Vätern des Glaubens“ bzw. den „Vätern des Heiligen Herzens“, jedoch auf spezifische Weise, durch ihre Gebete und Leiden im Verborgenen mitgeholfen haben, die Erneuerung der Kirche im 19. Jahrhundert vorzubereiten.

Vieles vom eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung wird auch den Historikern des Cistercienser- bzw. Trappistenordens bisher unbekannt geblieben sein. Die deutschsprachigen Handbücher der Ordensgeschichte streifen den Aufenthalt unserer Emigranten in Österreich kaum oder begnügen sich mit einer

bloßen Erwähnung,<sup>1</sup> die ältere französische Literatur leidet unter der einseitigen Betonung des erbaulichen Elementes.<sup>2</sup> Das reichlich vorhandene Quellenmaterial in den französischen Klosterarchiven müßte daher eine neue Sichtung und Auswertung erfahren;<sup>3</sup> für den Aufenthalt der Trappisten in der Schweiz ist dies schon weitgehend geschehen.<sup>4</sup> So scheinen unsere Nachforschungen eine wirkliche Lücke zu schließen.

Wir stützen uns im folgenden hauptsächlich auf Material aus den verschiedenen Abteilungen des Österreichischen Staatsarchives, wobei u. a. versucht wurde, die zahlreich vorhandenen Briefe der Erzherzogin Maria Anna für unsere Untersuchungen heranzuziehen. Hilfreich war ebenso die Einsicht in die Aktenbestände des Niederösterreichischen Landesarchives. Nicht eingesehen wurde hingegen das in tschechischen Archiven zu erhoffende Material, dessen Durchforschung noch manches Licht in die Vorgänge in Böhmen bringen könnte.

Allen, deren Hilfe mir zuteil geworden ist, sei hier der geziemende Dank gesagt.

- 1) So bei Gregor Müller, *Vom Cistercienserorden* (Bregenz 1927) S. 232. – Ludwig Lekai, *Geschichte und Wirken der weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser* (Köln 1958) S. 138. – Und sie folgten der Regel St. Benedikts. *Die Cistercienser und das benediktinische Mönchtum*. Hg. von Ambrosius Schneider (Köln 1981) S. 421.
- 2) Am zuverlässigsten Casimir Gaillardin, *Les Trappistes en l'Ordre de Cîteaux au XIX<sup>e</sup> siècle. Histoire de la Trappe depuis sa fondation jusqu'à nos jours*, t. 2 (Paris 1844) S. 192–205, während die *Odyssée monastique. Dom A. de Lestrangé et les Trappistes pendant la Révolution* (La Grande Trappe 1898) S. 115–134 die Antwort auf nicht wenige Fragen schuldig bleibt.
- 3) Sr. Marie de la Trinité Kervingant OCSO., deren Hilfsbereitschaft wir vieles zu danken haben, bereitet zur Zeit eine Monographie über die Trappistinnen während der Revolutionsepoche vor.
- 4) Durch die Untersuchungen von Jean de la Croix Bouton und Patrick Braun, *Les Trappistes et les Trappistines en Suisse*, in: *Helvetia Sacra* Abt. 3, Bd. 3/2 (Bern 1982) S. 1059–1085.

## Verzeichnis der Abkürzungen und der abgekürzten zitierten Literatur

### I. Archive

|       |   |
|-------|---|
| HHStA | Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien          |
|       | F.A. Habsburg-Lothringisches Familienarchiv |
|       | SB Sammelbände                              |
|       | St.K. Staatskanzlei                         |
|       | STRP Staatsratsprotokolle                   |
| AVA   | Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien         |
|       | PH Polizeihofstelle                         |
|       | Cultus (alt) Alte Cultus Akten              |
| HKA   | Hofkammerarchiv, Wien                       |
| NÖLA  | Niederösterreichisches Landesarchiv, Wien   |
|       | RegA Regierungsarchiv                       |

### II. Quellen und Literatur

|                            |   |
|----------------------------|---|
| Charencey                  | = Comte de Charencey, Histoire de l'abbaye de la Grande-Trappe. t. 1-2. Mortagne 1896-1911 (Documents sur la province du Perche II, 6)  |
| CistChr                    | = Cistercienser-Chronik. Hg. von den Cisterciensern in der Mehrerau. Bregenz 1 (1889) ff.   |
| Correspondance             | = Correspondance de la Princesse Louise de Condé. Lettres écrites pendant l'émigration à sa famille et à divers. Publiées par J. Rabory. Paris, Solesmes 1889                     |
| Créteineau-Joly            | = Jacques Créteineau-Joly, Histoire des trois derniers princes de la maison de Condé, d'après les correspondances originales et inédites. t. 1-2. Paris 1867                      |
| DBF                        | = Dictionnaire de biographie française. Sous la direction de J. Balteau. Paris 1933 ff.   |
| Gaillardin                 | = Casimir Gaillardin, Les Trappistes en l'Ordre de Cîteaux au XIX <sup>e</sup> siècle. Histoire de la Trappe depuis sa fondation jusqu'à nos jours, 1140-1844. t. 1-2. Paris 1844 |
| Kervingant                 | = Marie de la Trinité Kervingant, Aux Origines des Cisterciennes-Trappistines. Cîteaux 35 (1984) S. 185-214, 36 (1985) S. 63-80, 188-203  |
| Lettres                    | = Lettres de piété ou correspondance intime de son altesse sérénissime Madame la Princesse Louise-Adelaïde de Bourbon-Condé. Paris 1843   |
| Michaud                    | = J. F. et L. G. Michaud, Biographie universelle ancienne et moderne. Paris 1854 ff. (Neudruck Graz 1968)   |
| MIÖG                       | = Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Wien 1 (1880) ff.   |
| Muck                       | = Ernst R. Muck, Abt Rainer II. Sigl von Zwettl und die Trappisten. CistChr 46 (1934) S. 340-353, 378-394   |
| Odyssée                    | = Odyssée monastique. Dom A. de Lestrangé et les Trappistes pendant la Révolution. La Grande Trappe 1898  |
| Savigny-Vesco              | = Marguerite Savigny-Vesco, La princesse Louise-Adelaïde de Bourbon-Condé. Paris 1932   |
| Séгур                      | = Pierre de Ségur, La dernière des Condé. Louise-Adelaïde de Condé. Marie-Catherine de Brignole, princesse de Monaco. Lettres inédites du prince L.-J. de Condé. Paris 1899       |
| Vie du Dom Urbain Wurzbach | = Vie du R. P. Dom Urbain Guillet, fondateur de la trappe de Bellefontaine, par un religieux de ce monastère. La Chapelle-Montligeon 1899   |
|                            | = Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertumes Österreich (1750-1850). Bd. 1-60. Wien 1857-1892  |

## I.

## Eine Odyssee beginnt

Die Geschichte von La Trappe und der Trappisten zur Zeit der Französischen Revolution und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann nicht geschrieben werden, ohne Leben und Werk des Abtes Augustin de Lestrange (1754–1827) zu würdigen,<sup>5</sup> und auch diese kleine Studie muß sich mit der Persönlichkeit dieses Mannes befassen, der hohes Ansehen genoß,<sup>6</sup> dem aber zu Lebzeiten und bis heute die Kritiker nicht fehlten.<sup>7</sup> Niemand wird ihm jedoch die Reverenz versagen können, der ihm *sine ira et studio* zu begegnen sucht. Gilt Abt Armand-Jean Le Bothillier de Rancé (1626–1700) als Gründer der Reform von La Trappe, so wird Lestrange allgemein als Retter der Reform und der Reformierten in den Umbrüchen der Revolutionszeit betrachtet.<sup>8</sup> Mit 24 Mönchen war er 1791 emigriert, bei seinem Tod 1827 zählte man allein in Frankreich 612 Zisterzienser der strengen Observanz (Trappisten).<sup>9</sup>

Geboren am 19. Feber 1754 in Colombiers-le-Vieux und von seiner Mutter schon in der Wiege der allerseligsten Jungfrau Maria anvertraut,<sup>10</sup> zeigte Louis-Henri de Lestrange bald Neigung zum Priesterberuf. Im Seminar von St-Sulpice in Paris nannte man ihn den „kleinen Heiligen“.<sup>11</sup> Der Erzbischof von Vienne, Jean Georges Le Franc de Pompignan (1774–1790), erkannte die Fähigkeiten und die übernatürliche Begabung des jungen, als Vikar in Paris tätigen Priesters und ernannte ihn kurzerhand zu seinem Generalvikar, ja, er trug sich mit der Absicht, Lestrange zu seinem Koadjutor zu machen.<sup>12</sup> Da entzog sich der Erwählte jedweder kirchlicher Karriere und trat im Oktober 1780 in La Trappe ein, wo er im Hinblick auf sein exemplarisches Ordensleben bald mit der Aufgabe der Novizenerziehung betraut wurde.

5) Als wichtigste biographische Arbeiten seien genannt: Gaillardin (wie Anm. 2). – J. F. und L. G. Michaud, *Biographie universelle ancienne et moderne*, t. 24 (Paris o. J.) S. 336–340. – *Odyssée* (wie Anm. 2). – *Dictionnaire de la Spiritualité ascétique et mystique*, t. 9 (Paris 1976) col. 723.

6) „Toute la catholicité admirait ce grand homme“, schreibt beispielsweise Louis Buard, *Histoire de Mme Duchesne* (Paris 1878) S. 98.

7) Die Vorwürfe bezogen und beziehen sich auf übergroße Strenge, blinden Eifer und mangelnde Klugheit. Beispielsweise Bernardin Schellenberger, *Die Cistercienser der strengen Observanz (Trappisten) in ihrer geschichtlichen Entwicklung*. In: *Und sie folgten der Regel St. Benedikts* (wie Anm. 1) S. 420 f.: „abenteuerlicher Unternehmungsgest“, „kompromißloser Eifer ... unter Mißachtung aller Regeln der Klugheit und Vorsorge ...“ – Vgl. Coloman Bock, *Les codification du droit cistercien*. *Collectanea OCR* 14 (1952) S. 194 f.

8) „... l'abbé Rancé en régénérant la Trappe, et dom Augustin en sauvant la Trappe régénérée.“ Abbé Richard, *Histoire de l'abbaye de La Grace-Dieu* (Besançon 1857) S. 190.

9) Comte de Charencey, *Histoire de l'abbaye de la Grande-Trappe*, t. 2 (Mortagne 1911) S. 721.

10) Charencey t. 2, S. 384 f.

11) Michaud t. 24, S. 336.

12) Die Position des Generalvikars war zu Zeiten des ancien régime als Startplatz für eine höhere kirchliche Laufbahn sehr begehrt. Vgl. Gustav Schnürer, *Katholische Kirche und Kultur im 18. Jahrhundert* (Paderborn 1941) S. 378.

Nach Ausbruch der Revolution 1789 war es ihm rasch klar geworden, daß es sich dabei nicht um ein Fieber handle, das schnell vorübergehen werde,<sup>13</sup> sondern daß La Trappe nur noch durch die Transferierung ins Ausland gerettet werden könnte. Dies brachte ihn in Konflikt mit seinen Mitbrüdern, die angesichts der intakten Ordenszucht und ihrer Beliebtheit im Volk eine Ausnahme von der allgemein angeordneten Schließung der Köster zu hoffen sich berechtigt fühlten.<sup>14</sup> Die Vakanz der Abtei<sup>15</sup> erschwerte die Situation, von der Prior Dom Gervais Brunel<sup>16</sup> glaubte, sie am besten durch ruhiges Verhalten den Behörden gegenüber meistern zu können.<sup>17</sup> Die Kontakte, die Lestrangle u. a. auch zum Wiener Hof aufzunehmen bemüht war, wurden insgeheim vereitelt.<sup>18</sup> Doch begünstigte die zunehmende Radikalisierung der Entwicklung das Projekt der Emigration: Mit Zustimmung des Abtes von Clairvaux, Dom Louis-Marie Rocourt,<sup>19</sup> dem als pater immediatus die vakante Abtei unterstand, reiste Lestrangle nach Fribourg in der Schweiz, wo ihm der Erzbischof von Besançon, Raymond de Durfort (1774–1792), und dessen Suffragan von Lausanne, Bernard-Emmanuel de Lezbourg (1782–1795), zugleich Abt des Zisterzienserklosters Hauterive,<sup>20</sup> die Wege bereitet hatten. Der Grand-Conseil (Senat) des Kantons, dem auch eine Bittschrift des Bischofs von Séez, Monseigneur Jean Baptiste du Plessis d' Argentré (1775–1805), vorlag,<sup>21</sup> stimmte der Niederlassung einer Trappistenkolonie auf seinem Territorium am 31. März 1791 zu und designierte dafür die 1778 aufgehobene Kartause von Valsainte.<sup>22</sup> Unter den am 12. April 1791 festgelegten Bedingungen befand

- 
- 13) Vgl. Handbuch der Kirchengeschichte. Hg. von Hubert Jedin. Bd. 6,1 (Freiburg 1985) S. 29. – Zur Lage der Orden vgl. Jean Leflon, *La crise révolutionnaire 1789–1846* (Paris 1949) S. 51 f. (A. Fliche, V. Martin, *Histoire de l'Église* 20).
- 14) *Vie du R. P. Dom Urbain Guillet, fondateur de la trappe de Bellefontaine, par un religieux de ce monastère* (La Chapelle-Montligeon 1899) S. 31. – Vgl. Jean de la Croix Bouton, *Histoire de l'ordre de Cîteaux. Tirage à-part des fiches Cisterciennes*, vol. 3 (Westmalle 1968) S. 409.
- 15) Pierre Olivier, der letzte Abt von La Trappe vor der Unterdrückung, war am 7. Feber 1790 verstorben, also gerade sechs Tage vor jenem Dekret der Constituante, das die Gelübdeablegung verbot und die kontemplativen Klöster aufhob. Vgl. Gaillardin t. 1, S. 345.
- 16) Er wurde 1792 mit anderen Mitbrüdern verhaftet und starb im Kerker, wahrscheinlich um den 20. Aug. 1794. *Odyssée* S. 15. *Charencey* t. 2, S. 442. – Für ihn und zwei weitere Trappisten, die hingerichtet worden waren, wurde der bischöfliche Informativprozeß eingeleitet. Séraphin Lenssen, *Essai d'un nouveau catalogue de Saints Cisterciens. Collectanea OCR 10* (1948) S. 12.
- 17) *Il faut s'humilier sous la main de Dieu et souffrir en silence*. . . *Charencey* t. 2, S. 386.
- 18) Nach *Charencey* t. 2, S. 386, hatte sich eine Dame des kaiserlichen Hofes bereit erklärt, Leopold II. das Anliegen zu unterbreiten.
- 19) Zuvor aber hatte er Dom Augustin allen Schriftverkehr untersagt, ihm ein Rede- verbot auferlegt und ihn aller Ämter im Kloster enthoben. *Charencey* t. 2, S. 387.
- 20) *Helvetia Sacra*. Hg. von Albert Bruckner. Abt. 3, Bd. 3,1 (Bern 1982) S. 237 f.
- 21) Jean de la Croix Bouton et Patrick Braun, *Les Trappistes et les Trappistines en Suisse*. In: *Helvetia Sacra* (wie Anm. 20) Abt. 3, Bd. 3, 2, S. 1059.
- 22) In den Bergen der Gruyère gelegen. Vgl. Albert Courtray, *Histoire de la Valsainte* (Fribourg 1914) S. 335–377 (Aufhebung) und S. 382–296 (Besiedelung durch die Trappisten).

sich allerdings auch jene eines *numerus fixus* von 24 Personen.<sup>23</sup> Im Vergleich dazu lebten aber an die 120 Mönche in La Trappe.<sup>24</sup>

Heimgekehrt, bereitete Lestrange in aller Eile den Exodus vor. Am 5. Mai 1791 bricht die Kolonie der Vierundzwanzig<sup>25</sup> nach Osten auf: Im Ordenskleid, auf einem Wagen zusammengedrängt, erreichen sie betend<sup>26</sup> über St-Cyr bei Versailles, Paris<sup>27</sup> und Besançon die Schweizer Grenze, die sie, ohne im Besitz von Pässen zu sein, passieren dürfen.<sup>28</sup> Nach einem achttägigen Aufenthalt in Hauterive<sup>29</sup> treffen sie am 1. Juni 1791 in Valsainte ein. Sie werfen sich zu Boden und beten das Miserere.<sup>30</sup> Die erste Etappe ihrer „*Odyssée monastique*“ mündet in den Neuaufbau des klösterlichen Lebens an dieser ehrwürdigen und vierzehn Jahre hindurch verwahten Stätte, an der es zunächst an allem fehlt. So sucht und findet Lestrange Wohltäter: Der Erzbischof von Besançon sendet 1500 Livres.<sup>31</sup> Die Zisterzienserabtei Salem gibt in den Jahren 1792 und 1793 insgesamt 899 fl.,<sup>32</sup> Wohltäter in Brabant, England und Spanien senden Subsidiën.<sup>33</sup>

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich nach dem Aufbruch des Dom Augustin aus La Trappe unter den zurückgebliebenen Mönchen eine zweite Gruppe von Auswanderungswilligen formierte, die sich im Herbst 1791 unter der Führung des P. Gérard Boulanger (1747–1795) zu Widlisbach bei Solothurn niederlassen konnte.<sup>34</sup>

Das Echo der Bevölkerung auf die Wiedergeburt von Valsainte war äußerst positiv. Die Trappisten *leben nicht nur zu jedermanns Erbauung, sondern zur Verwunderung aller Geist- und Weltlichen*, bemerkte Abt Sebastian Steinegger (1768–1807) von Wettingen,<sup>35</sup> dessen Briefpartner, Abt Robert Schlecht (1778–1802) von Salem,<sup>36</sup> antwortete: *Sie suchen zuerst das Reich Gottes; und daher haben sie Segen.*<sup>37</sup>

23) Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1060.

24) 1790 zählte man 63 Chormönche, 40 Konversen, 8 Novizen und 6 Oblaten. Vie du Dom Urbain S. 31.

25) Nach *Odyssée*, S. 7f., und Charencey t. 2, S. 391, waren es allerdings nur 21. Die Angaben in der Literatur sind widersprüchlich. – Die Namen der 24 Exilanten bei Paul Stintzi, Oelenberg, 900 Jahre Geschichte der Abtei (Westmalle 1962) S. 104 f. (*Alsatia monastica* 4).

26) Dem ungekürzten Offizium fügten sie täglich drei Rosenkränze hinzu: einen für Frankreich, einen für die Schweiz und einen für die Anliegen von La Trappe. Alle Lebensgewohnheiten wurden in diesem „*fahrenden Kloster*“ bis ins Detail beibehalten. *Odyssée* S. 16; vgl. S. 13.

27) Hier unterband die Polizei den Kontakt der Bevölkerung mit den Mönchen. Charencey t. 2, S. 392.

28) Charencey t. 2, S. 392 f. – Die Grenzsoldaten waren „*émus de pitié*“. Vie du Dom Urbain S. 35.

29) Vie du Dom Urbain S. 36.

30) Courtray (wie Anm. 22) S. 386.

31) Courtray (wie Anm. 22) S. 388.

32) Nach einer Aufstellung des Sekretärs der Abtei Fr. Caspar Oexle vom 1. Okt. 1793. *CistChr* 41 (1929) S. 209.

33) Charencey t. 2, S. 399.

34) *Odyssée* S. 15 – Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1065.

35) *CistChr* 41 (1929) S. 12 – Über Abt Sebastian vgl. *Helvetia Sacra* Abt. 3, I (wie Anm. 20) S. 485 f.

36) *Helvetia Sacra* Abt. 3, 3, I (wie Anm. 30) S. 373 f.

37) *CistChr* 41 (1929) S. 77.

Der protestantische Pastor Philippe Bridel (1757–1845) war voll des Lobes und sah sich außerstande, seine Eindrücke zu beschreiben.<sup>38</sup>

Die Wertschätzung des frommen Eifers und der strengen Lebensweise – noch verschärft im Bestreben, für die Greuelthaten der Revolution Sühne zu leisten,<sup>39</sup> – dokumentierte sich auch in einem sehr bald einsetzenden und anhaltenden Zustrom von Kandidaten, deren Zulassung in Valsainte angesichts des auferlegten *numerus fixus* und der äußerst armen Lebensumstände<sup>40</sup> nur dann ins Auge gefaßt werden konnte, wenn gleichzeitig Neugründungen angestrebt würden. In Valsainte mit seiner Ausstrahlung und Fruchtbarkeit schien ein neues Cîteaux erstanden zu sein,<sup>41</sup> geführt von einem neuen hl. Bernhard.<sup>42</sup> Keine Schwierigkeiten schienen Lestrange, den anderen wiederum als „neue Rancé“ bezeichnet haben,<sup>43</sup> beeindrucken oder gar aufhalten zu können: Er sandte kleine Gründungskolonien nach Santa Susanna (Spanien),<sup>44</sup> Westmalle (Belgien, bald nach Darfeld in Westfalen verlegt),<sup>45</sup> nach Lulworth (England, ursprünglich für Kanada bestimmt),<sup>46</sup> nach Monte-Braccho (Piemont, mit einer Tochtergründung in Sordevolo)<sup>47</sup> und nach Sembrancher im Kanton Wallis.<sup>48</sup>

Eine Gründung *sui generis* war der sog. Dritte Orden, den Lestrange ins Leben rief:<sup>49</sup> Knaben, die von ihren Eltern dem Kloster zur Erziehung übergeben wurden, deren Lehrer, unter denen P. Urbain Guillet<sup>50</sup> hervorrang, wurden in einem eigenen klösterlichen Verband zusammengeschlossen, der die tätige Lebensweise

38) Vgl. Courtray (wie Anm. 22) S. 393.

39) Inspiriert von den Anfangszeiten in Cîteaux, von Abt Rancé und der Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu entschloß sich die Kommunität zu einer wortwörtlichen Interpretation der Benediktusregel. Vgl. Bouton (wie Anm. 14) S. 411 f. – „Une spiritualité victimale en réparation des sacrilèges révolutionnaires...“ Marie de la Trinité Kernvignant, *L'expansion des cisterciennes trappistines au cour des XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles*. Cîteaux 37 (1986) S. 128 – Bald kodifiziert: *Règlements de la Maison-Dieu de N. D. de la Trappe* par M. l'abbé de Rancé son digne Réformateur, mis en nouvel ordre et augmentés des usages particuliers de la Maison-Dieu de la Val-Sainte de N. D. de la Trappe au Canton de Fribourg en Suisse, choisis et tirés par les premiers religieux de ce monastère (Fribourg 1794).

40) ... *non tamen illos omnes possumus suscipere, qui ad nos confugiunt ... si nimia paupertas non obsisteret*. Lestrange an Abt Marian Reutter von Heiligenkreuz, Valsainte 1792 II 7. Cîteaux 15 (1964) S. 161–164, hier S. 163.

41) „... un nouveau Cîteaux par le rayonnement et la fécondité“. Bernard Martelet, *De la Val-Sainte à Cîteaux*. Collectanea OCR 10 (1948) S. 250.

42) *Ce nouveau saint Bernard* (Mère Stanislas). Marie de la Trinité Kervingant, *Aux Origines des Cisterciennes-Trappistines*, Cîteaux 35 (1984) S. 201.

43) Marguerite Savigny-Vesco, *La Princesse Louise-Adélaïde de Bourbon-Condé* (Paris 1932) S. 109.

44) Vgl. Gaillardin t. 2, S. 73–76. – Bouton (wie Anm. 14) S. 413 f.

45) *Geschiedenis der Abdij van D. L. Vrouw van hat H. Hart te Westmalle in Vogelvlucht* (Westmalle 1947) S. 19–27.

46) Vgl. Jérôme Du Halgouet, *Le fondateur disparu J.-B. Desnoyers*. Cîteaux 17 (1966) S. 89–118.

47) Gaillardin t. 2, S. 85–91. – „La Trappe en Italie n' a pas trouvé son historien...“ (Du Halgouet). Cîteaux 28 (1977) S. 67.

48) Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1059.

49) „Tiers Ordre de la Trappe“. Vgl. Kervingant 35, S. 193 f.

50) Biographie: Vie du Dom Urbain.

nach einer gemilderten benediktinischen Regel ermöglichte. Das Institut blühte, und 1796 zählte man etwa 150 Kinder hauptsächlich aus Kreisen der Emigration, die zu Bekennern des Glaubens und, wenn es sein sollte, auch zu Märtyrern herangebildet werden sollten.<sup>51</sup>

Diese erstaunlichen Expansionsbestrebungen belasteten die Beziehungen Valsaintes zu den Schweizer Zisterzienserabteien, die der ständigen Bitten um Subsidien müde wurden;<sup>52</sup> insbesondere gab Dom Gérard in Widlisbach Anlaß zu Verdrießlichkeiten.<sup>53</sup> Das Außerordentliche der Situation beleuchtet die Mitteilung, Wettingen habe im Zeitraum von achteinhalb Jahren 40 000 (!) Durchreisende, d.h. meist Emigranten, bewirtet.<sup>54</sup> Dazu kam der Umstand, daß der Apostolische Nuntius in Luzern, Erzbischof Pietro Gravina,<sup>55</sup> am 8. Dezember 1794 Dom Augustin die Abtweihe erteilt hatte,<sup>56</sup> ohne daß Zisterzienseräbte zur Assistenz beigezogen worden wären,<sup>57</sup> und Lestrangle schon zuvor keine Neigung gezeigt hatte, sich der Oberdeutschen Zisterzienserprovinz<sup>58</sup> anschließen zu wollen.<sup>58</sup>

Die Bemühungen, die geistliche Familie von La Trappe, die sich nun in Valsainte hatte einzuwurzeln dürfen, auszuweiten und in ihrer Existenz abzusichern, führten also zu Neugründungen in verschiedenen Teilen Europas, wobei es Lestrangle nicht unterließ, auch den Osten in seine Überlegungen mit einzubeziehen. 1794 erwog er die Verpflanzung von La Trappe nach Ungarn und nach Rußland, vielleicht schon an die Notwendigkeit neuer Asylländer denkend. Er setzte sich mit dem Führer der Emigrantenarmee Louis-Henri de Condé<sup>60</sup> in Verbindung, dessen Empfehlungsschreiben für Katharina II. am 6. Oktober 1794 in Valsainte eintraf.<sup>61</sup> Die Zarin hatte sich ja schon 1792 erbötig gemacht, alle französi-

- 51) Unter diesen Knaben befand sich auch Pierre-Joseph Rousselot (1785–1865), der spätere Generalvikar von Grenoble. Alexis Auvergne, Vie de M. Rousselot (Grenoble 1866) S. 12 f.
- 52) Abt Robert von Salem erklärte, es sei vordringlicher, das Bestehende zu erhalten, und Abt Sebastian von Wettingen, er werde für Piemont nichts geben. CistChr 41 (1929) S. 362; 42 (1930) S. 109. – Lestrangle bettelte aber auch in Österreich. Hermann Watzl, Ein Brief des Dom Augustin de Lestrangle an Abt Marian Reutter von Heiligenkreuz in Niederösterreich. Cîteaux 15 (1964) S. 161–164.
- 53) ... er würdigt sich und unseren Orden herab, da er ein Mendikat wird, jedermann überlästigt und verächtlich (Abt Sebastian). CistChr 41 (1929) S. 364.
- 54) Benedict Geygis, Geschichte des Gotteshauses Wettingen in der Revolution. CistChr 5 (1893) S. 2.
- 55) Akkreditiert am 20. Sept. 1794. Helvetia Sacra Abt. 2, Bd. 1 (Bern 1972) S. 54 f.
- 56) Päpstliches Breve über die Erhebung Valsaintes zur Abtei vom 30. Sept. 1794, Abtwahl am 27. Nov. 1794 unter dem Vorsitz des Dompropstes von Lausanne-Fribourg, Joseph de Schiller. Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1061. – Vie du Dom Urbain S. 40. Erhebungsdekret abgedruckt: CistChr 42 (1930) S. 12 f.
- 57) Abt Sebastian an Lestrangle, Wettingen 1795 I 12. CistChr 42 (1930) S. 14 f.
- 58) Vgl. Gabriel K. Lobendanz, Die Entstehung der Oberdeutschen Zisterzienserkongregation (1593–1625). Analecta Cisterciensia 37 (1981) Fasc. 1–2, S. 66–342.
- 59) ... desto weniger subsidien wird er von uns erhalten. Abt Sebastian an Abt Robert von Salem, Wettingen 1793 IX 20. CistChr 41 (1929) S. 207. – Vgl. CistChr 42 (1930) S. 109 f.
- 60) Siehe unten S. 305
- 61) Odyssee S. 92. – Vgl. Jérôme Du Halgouet, François-Thomas-Alexandre Bodé. Cîteaux 28 (1977) S. 67.

chen Emigranten in ihre Staaten aufzunehmen.<sup>62</sup> Schon am 7. Oktober brachen zwei Dreiergruppen von Valsainte auf, deren eine unter Führung des P. François de Paule Dargniez<sup>63</sup> für Rußland die andere mit P. Urbain Guillet als Oberen für Ungarn bestimmt war. Bis Wien sollten die beiden Gründungskolonien gemeinsam reisen; doch war P. François bereits in der Nähe von Solothurn sterbenskrank und zur Aufgabe gezwungen, P. Urbain erreichte zwar nach beschwerlicher Winterreise durch Tirol und Bayern die Donau, doch wurde ihm nun der Eintritt in die k.k. Erbländer verwehrt. Anfangs Oktober 1795 traf er unverrichteter Dinge wieder in Valsainte ein.<sup>64</sup> Lestrangé verfolgte jedoch weiter diesen Plan: Im August 1796 korrespondierte er mit Bischof de La Fare und bat ihn um Vermittlung von Reisepässen auch für Nonnen, zwecks einer Niederlassung in Ungarn.<sup>65</sup>

Obwohl diese Episode bereits die Zukunft, die weitere Flucht der Trappisten ostwärts, vorwegnimmt, wird sie durch die Ausbreitung der Ordensfamilie im Schweizer Wallis an Bedeutung übertroffen. Wir übergehen das Intermezzo von Saint-Pierre de Clages,<sup>66</sup> um gleich hervorzuheben, daß die im Dezember 1795 beginnenden Bemühungen des Abtes Augustin, in Sembrancher<sup>67</sup> zwei Klöster ins Leben zu rufen, erfolgreich verliefen: Am 21. Febr. 1796 konnten vierzehn Mönche mit Dom Guillet als Oberen in ein bescheidenes „Haus“<sup>68</sup> auf der Ile-Bernard ihren Einzug halten und zum ersten Mal das *Salve Regina* singen.<sup>69</sup> Das zweite Kloster, das in der Nachbarschaft errichtet werden sollte, war ein Frauenkloster von neuerer Art.<sup>70</sup>

Französische Nonnen, denen die Revolution Heimat und Kloster genommen hatte, irrten als Emigrantinnen in großer Zahl umher und sehnten sich vielfach danach, ihrer Berufung in einem regularen Leben folgen zu können. So manche Bitte war an Lestrangé herangetragen worden, der sich nun entschloß, diesen entwurzelten Schwestern aus den verschiedenen Orden und Kongregationen einen Zufluchtsort zu schaffen und ihnen einen Neubeginn des klösterlichen Lebens zu ermöglichen, wenn sie bereit wären, die Observanz von La Trappe bzw. Valsainte anzunehmen.<sup>71</sup> Das Interesse war groß,<sup>72</sup> der Plan, dessen Ausführung die Prin-

62) Katharina II. an Condé, St. Petersburg 1792 XII 7. Jacques Créteineau-Joly, *Histoire des trois derniers princes de la maison de Condé, d'après les correspondances originales et inédites* (Paris 1867) t. 1, S. 80; t. 2, S. 58–60.

63) Seine Briefsammlung stellt eine wertvolle Quelle für die Geschichtsschreibung dar. *Odyssée* S. IV.

64) *Odyssée* S. 91–97. – Vie du Dom Urbain S. 53–58.

65) Du Halgouet, Bodé (wie Anm. 61) S. 66. – Zu La Fare siehe unten S. 311

66) P. Gérard Boulangier war es gelungen, 1793/94 in diesem bei Sitten gelegenen Ort eine kleine Kommunität zu etablieren; doch war die sumpfige Gegend derart ungesund, daß einer nach dem anderen verstarb. Dom Gérard selbst endete sein Leben am 26. Aug. 1795. Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1065 f. – *CistChr* 42 (1930) S. 106. – *Odyssée* S. 98 f.

67) Am schweizerischen Anstieg zum Großen St.-Bernhard-Paß in 710 m Seehöhe gelegen.

68) Es glich mehr einer Ruine, in der es an allem fehlte. Vie du Dom Urbain S. 69.

69) Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1066 f.

70) Dazu Kervingant 35, S. 185–214; 36, S. 63–80, 188–203.

71) Vie du Dom Urbain S. 70. – Charencey t. 2, S. 411.

72) „Ce monastère... était le rendez-vous des religieuses...“ M. A. Guinot, *Étude*

zessin d'Artois materiell zu unterstützen versprach,<sup>73</sup> weckte vielfache Hoffnungen, und Schwestern verschiedenster Herkunft, aber auch Kandidatinnen, die direkt aus der Welt kamen, strömten in wachsender Zahl nach „La Sainte Volonté de Dieu“, das am 14. September 1796, dem Fest der Kreuzerhöhung, seine Pforten öffnen konnte,<sup>74</sup> um hier ihr Noviziat zu beginnen.<sup>75</sup> Wir finden unter ihnen zwei weibliche Schwestern des Abtes Augustin, Bernarde und Marie de la Croix Lestrangé,<sup>76</sup> ferner Marie Laigniez (1750–1803), zuvor Professe der Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung in Dreux,<sup>77</sup> die einzige, der Abt Augustine persönlich den Habit überreichte. Sie, und nicht die erst 1797 eingetretene Mère Augustin de Chabannes (1796–1844), die spätere Gründerin von Stapehill in England,<sup>78</sup> war erste Priorin.<sup>79</sup> Als Novizienmeisterin fungierte Mère Ste-Marie Bigaux,<sup>80</sup> die am 26. September 1797<sup>81</sup> eine auch für ungewöhnliche Zeiten ungewöhnliche Postulantin in den Konvent aufnahm. Manche hielten sie für eine Schweizer Bäuerin.<sup>82</sup>

## II.

### Louise-Adelaïde de Bourbon-Condé

Tatsächlich war Prinzessin Louise-Adelaïde de Bourbon-Condé (1757–1824) eine Novizin besonderer Art, zählte sie doch zur höchsten Aristokratie Frankreichs und war ihr Name nicht zuletzt durch die militärischen Aktivitäten ihres Vaters als Führer der Emigrantarmee in ganz Europa bekannt geworden. Ihre zahlreichen Briefe<sup>83</sup> stellen eine kostbare Quelle auch für die Frömmigkeitsge-

historique sur l' Abbaye de Remiremont (Paris 1859) S. 357.

73) Lestrangé an Abt Sebastian von Wettingen, 1796 I 2. CistChr 42 (1930) S. 107.

74) Kervingant 35, S. 190.

75) Genaue Analyse der Eintritte nach Herkunft, Alter, sozialem Status und Verbleib bei Kervingant 36, S. 188–203.

76) Kervingant 35, S. 191.

77) Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1067.

78) Lambert Nolle, Das Cistercienserkloster Stapehill (Holy Cross) in Dorset (England). STMB 55 (1937) S. 323 u. 327 f.

79) Kervingant 35, S. 191, 200 f.

80) Kervingant 35, S. 191 – Nach anderen, z. B. Pierre Grellet, Louise de Bourbon-Condé, princesse française et trappistine en Vallais. Annales valaisannes, 2<sup>e</sup> série, 24 (1949) S. 87, hätte Sr. Brigitte (Marie-Barbe-Geneviève) de la Rozière dieses Amt innegehabt, mit dem sie erst beim Verlassen von La Sainte Volonté de Dieu 1798 beauftragt wurde. Vgl. Kervingant 36, S. 200.

81) Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1067 nennt den 30. Juli 1797 als Tag der Ankunft; irrigerweise, denn zu dieser Zeit war Louise de Condé noch in Wien. Siehe unten S. 315

82) Grellet (wie Anm. 80) S. 87 – Vgl. Gaillardin t. 2, S. 158.

83) Ediert in mehren Sammlungen: Lettres de Piété ou correspondance intime de son altesse sérénissime Madame la Princesse Louise-Adelaïde de Bourbon-Condé (Paris 1843). – Créteineau-Joly t. 2. – Correspondance de la Princesse Louise de Condé. Lettres écrites pendant l'émigration à sa famille et à divers. Publiées par J. Rabory (Paris, Solesmes 1889). – Henri Chérot, La Princesse de Condé en Exil et dans le Cloître. D'après une correspondance inédite. Études par les Pères de la Compagnie de Jésus t. 96 (1903) S. 477–498, 634–661; t. 97 (1903) S. 22–45, 512–542.

schichte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts dar und bilden die Grundlage für die Darstellungen ihrer Lebensgeschichte, die sie seitens ihrer Biographen gefunden hat.<sup>84</sup>

Das Herkommen dieser illustren Prinzessin führt uns nochmals zurück in das alte, vorrevolutionäre Frankreich. Geboren am 5. Oktober 1757 in Paris, hatte sie Louis-Joseph de Condé (1736–1818)<sup>85</sup> zum Vater und Charlotte-Godefride-Elisabeth de Rohan-Soubise († 1760) zur Mutter, jene Frau, die Louis XV. die „liebenswürdige Heilige“ genannt hatte.<sup>86</sup> Die Erziehung Louises entsprach den Gepflogenheiten ihrer Zeit und ihres Standes:<sup>87</sup> 1762 kam sie in das Kloster Beaumont-lès-Tours, in dem ihre Großtante Henriette de Bourbon-Condé (Mme de Vermandois, 1702–1772), die die Hand Ludwigs XV. ausgeschlagen hatte, um ihrer religiösen Berufung folgen zu können, Äbtissin war.<sup>88</sup> Die Nonnen traten an, um der Fünfjährigen die Hand zu küssen.<sup>89</sup> 1770 übersiedelte sie in die Abtei Panthémont in Paris, eine berühmte, doch mehr mondäne als fromme Stätte,<sup>90</sup> an der die Töchter der Hocharistokratie einander trafen: Hier befreundete sich Louise mit Mme Elisabeth (1764–1794), der Schwester Ludwig XVI., die ihr sehr zugetan war,<sup>91</sup> desgleichen mit Marie-Clotilde (1759–1802), der späteren Königin von Sardinien.<sup>92</sup> Die Heiratspläne, die eine Verbindung mit dem königlichen Prinzen d'Artois (1757–1826), dem künftigen Charles X., vorsahen, scheiterten,<sup>93</sup> und obwohl es ihr an Bewerbern, unter denen auch der polnische König Stanislaus-August Poniatowski (1764–1795) gewesen sein soll,<sup>94</sup> nicht fehlte, reifte im „Engel des Hofes“<sup>95</sup> der Entschluß, lieber allein zu bleiben. Die harmlos-literarischen Beziehungen zum Offizier und Schriftsteller Marquis Nicolas de la Gervaisais (1765–1838)<sup>96</sup> blieben Episode, die eher von ihrer Naivität<sup>97</sup> Zeugnis ablegen, als daß sie ihre moralische Integrität auch nur im geringsten zu belasten imstande

84) Dictionnaire de biographie française t. 9 (Paris 1960) Sp. 454 f. (Lit.). – Im Besonderen: Marguerite Savigny-Vesco, La princesse Louis-Adelaide de Bourbon-Condé (Paris 1932). Pierre de Ségur, La dernières de Condé (Paris 1899). Michaud t. 9, S. 16 f.

85) DBF t. 9, Sp. 453 f. – Bei Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1067 Verwechslung mit Louises Bruder Louis-Henri-Joseph (1756–1830), duc de Bourbon.

86) Ségur S. 12

87) Edmond u. Jules de Gancourt, Die Frau im 18. Jahrhundert (Bern, Stuttgart, Wien 1963) S. 23–59.

88) DBF t. 9, Sp. 443. – Savigny-Vesco S. 182 f.

89) Ségur S. 14.

90) Nach Louises Worten war dieses Kloster *plus mondain peut-être que religieux*. Ségur S. 21. – „Une sorte de noviciat de la cour.“ Guinot (wie Anm. 72) S. 328.

91) Crétineau-Joly t. 1, S. 40.

92) Ségur S. 99. – Michaud t. 26, S. 643 f. – Diese Seelen fanden zueinander „par une sainte attraction de la piété au milieu des scandales.“ Guinot (wie Anm. 72) S. 328.

93) DBF t. 9, Sp. 454.

94) Ségur S. 32.

95) Ein englischer Berichtstatter hatte sie als „l'ange de la cour“ bezeichnet, als Louise am 2. April 1770 dem Hof zu Versailles präsentiert worden war. Ségur S. 28.

96) Nicolas-Louis-Marie Magon de la Gervaisais. Vgl. Michaud t. 16, S. 356–358.

97) „Virginale imprudence“. Crétineau-Joly t. 1, S. 41.

wären.<sup>98</sup> Keineswegs hatte sie später das zu bereuen,<sup>99</sup> was etwa die Marchesa Alessandra di Rudini-Carlotti (1876–1931), deren Lebenslinie ebenfalls mit der eines Dichters, nämlich des gefeierten Gabriele d'Annunzio (1863–1938), zeitweilig konvergierte, im Karmel von Paray-le-Monial gutzumachen suchte.<sup>100</sup> Am 22. August wurde Louise über Empfehlung Ludwigs XVI. zur Äbtissin des hochangesehenen adeligen Damenstiftes Remiremont in Lothringen gewählt, womit auch bedeutende Einkünfte und der Titel einer Reichsfürstin verbunden waren.<sup>101</sup> Als Emigrantin<sup>102</sup> erhob sie 1790 von Turin aus feierlichen Protest gegen die Dekrete *einer illegalen und gewalttätigen Versammlung* zur Unterdrückung einer schon so alten, nämlich im Jahr 620 gegründeten Abtei und forderte Leopold II. in flammenden Worten auf, das Kapitel zu schützen und dessen Rechte zu wahren. Sie erinnerte daran, daß sie *princesse de l'empire* und innig mit einer Königin verbunden sei, deren Courage ebenso groß wäre wie ihr Unglück.<sup>103</sup> In ähnlicher Weise war schon zuvor das adelige Kapitel von Bar bei Leopold vorstellig geworden.<sup>104</sup> Die Äbtissin hatte sich auch bei Pius VI. um die Erhaltung von Remiremont bemüht und erwog, auch den Baron d'Escars um seine guten Dienste bei Kaiser Leopold zu bitten.<sup>105</sup> So erfüllte sie ein seinerzeitiges Versprechen, bei jeder Gelegenheit für die Interessen des Kapitels einzutreten.<sup>106</sup>

Als sich der Vater Louises am 23. Feber 1791 in Worms niederließ und sich die Armee der königlichen Prinzen zu formieren begann,<sup>107</sup> war „la belle Condé“ die Trösterin und Wohltäterin der Emigration, die ihr mit großer Sympathie zugetan

98) Der Briefwechsel 1786/87 ist publiziert: *Lettres intimes de Mademoiselle de Condé à M. de la Gervaisais* (Paris 1878<sup>3</sup>).

99) Wenn sie später von ihren *trop longues erreurs . . . si coupables* spricht, von ihrem so langem Widerstehen, so ist dies Ergebnis eines reichlich empfangenen übernatürlichen Lichtes, das die Gefährdungen und Fehlhaltungen der Vergangenheit nun viel schärfer sehen läßt. Vgl. Louise an de Conti, Turin 1795 XII 22. *Lettres* S. 51. – Louise an de Vibraye, Fribourg 1794 VIII 18. *Chérot* t. 96, S. 654 f.

100) Vgl. Mario Nanteli, *Aufstieg zum Berge Karmel. Leben der Marchesa Alessandra di Rudini-Carlotti. Dame, Geliebte, Nonne* (Stein a. Rhein 1978).

101) DBF t. 9. Sp. 454. – Vgl. Goncourt (wie Anm. 87) S. 33. – Die Einkünfte verwendete Louise für die Restaurierung von Gotteshäusern und für wohlthätige Zwecke. *Chérot* t. 96, S. 487.

102) Mit ihrem Vater hatte sie schon am 17. Juli 1789 Chantilly verlassen und tags darauf in Belgien ein erstes Asyl gefunden. Im September 1789 treffen wir Condé und seine Familie bereits in Turin, einem ersten Sammelplatz der Emigration, an. *Séjour* S. 95–99. – Vgl. René Duc de Castries, *Les émigrés. 1789–1814* (Paris 1962) S. 33–36.

103) Louise an Leopold II., Turin 1790 IX 29. Begleitschreiben zu einem *Acte de protestation*. HHStA Frankreich Varia Kt. 42, fol. 73r. (Dieser Akt enthält auch eine Supplik der Mme Eve de Monspey, Doyenne des Kapitels, an Leopold II., fol. 76 u. 90, ferner die Abschrift des Kapitelprotokolls ddo. 1790 VII 15, fol. 86 f., u. a. m.).

104) Bittschrift, 1790 IV 18. HHStA Frankreich Varia Kt. 42, fol. 33–36.

105) Louise an de Monspey, (Turin) 1790 XII 11. *Correspondance* S. 1 f. – Vgl. zum Ganzen Maria Pawlik, *Emigranten der französischen Revolution in Österreich* (phil. Diss. Wien 1967) S. 77. Ebenso den gleichnamigen Aufsatz der Autorin in: *MIOG* 77 (1969) S. 106.

106) Guinot (wie Anm. 72) S. 333.

107) Vgl. Castries (wie Anm. 102) S. 56.

war.<sup>108</sup> Der unglückliche Verlauf des Ersten Koalitionskrieges (1792–1797) trennte die Familie, und Louise gelangte im Mai 1793 nach Fribourg in der Schweiz, wo sich bereits mehr als zweitausend französische Geistliche gesammelt hatten.<sup>109</sup> Hier, in Fribourg, kam es zu einem religiösen Durchbruch in ihrer Seele, Gott zog sie an sich *wie eine Flut von Feuer*,<sup>110</sup> es ereignete sich das, was man gewöhnlich die zweite Bekehrung nennt: Louise entsagte allem Halben und wandte sich dem Ganzen des Evangeliums zu.<sup>111</sup> Die Desillusionierung hinsichtlich einer baldigen Wiederherstellung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse von zuvor,<sup>112</sup> die Ermordung der Mme Elisabeth und der Prinzessin de Lamballe,<sup>113</sup> und nicht zuletzt der plötzliche Tod der ihr nahestehenden Dame d'honneur Mme Amélie de Lambertye<sup>114</sup> verstärkten ihren, in Ansätzen schon lange<sup>115</sup> bestehenden Wunsch nach Zurückgezogenheit und Hingabe; der Entschluß, ihr Leben Gott im Ordensstand zu weihen, reift nun zur Tat. Die Prinzessin ist dabei überzeugt, einem Ruf Gottes zu folgen.<sup>116</sup>

Wir wundern uns nicht über den Widerstand ihres Vaters,<sup>117</sup> ihres Neffen<sup>118</sup> und des Königs.<sup>119</sup> Bedenkenswerter ist die Mißbilligung ihres Entschlusses seitens des in Konstanz lebenden Erzbischofs von Paris Antoine Le Clerc de Juigné (1782–1811), der meinte, dieses Opfer sei zu groß, als daß er glauben könnte, Gott verlange es;<sup>120</sup> und Monseigneur Jean Baptiste du Chilleau, Bischof von Châlonsur-Saône (1781–1816), erklärte, er sei von tiefstem Schmerz erfüllt; denn im Kloster könne Louise niemandem mehr nützlich sein außer sich selbst.<sup>121</sup> Sie hätte

108) Ségur S. 100–102. – „Elle est la consolation, le charme et le sourire de l'Emigration condéenne“. Chérot t. 96, S. 634.

109) Chérot t. 97, S. 28.

110) *Comme un torrent de feu* . . . Guinot (wie Anm. 72) S. 356.

111) Sie fühlt das drängende Verlangen, sich Gott zu weihen, *de lui donner tout ce qui est à moi et en moi, tout ce qui me compose* . . . *je ne crois pas pouvoir vivre sans cela*. Louise an Bouzouville, (Fribourg 1795 IX?). Lettres S. 11.

112) Die königlichen Prinzen hatten den Ausbruch der Revolution zunächst für einen rasch wieder zu Ende gehenden Aufruhr gehalten, „une crise passagère“. Vgl. Ségur S. 98. – „Wir werden in drei Monaten zurückkehren . . .“ (Artois). Castries (wie Anm. 102) S. 31.

113) Crétineau-Joly t. 1, S. 120.

114) Louise an Condé, (Fribourg) 1795 VI 2. Correspondance S. 7–10.

115) . . . *l'attrait pour la vie religieuse a toujours existé au fond de mon coeur*. Dies. an dens., Fribourg 1795 VII. Correspondance S. 11.

116) *C'est lui, c'est lui seul qui m'appelle à l'état saint que je suis résolue d'embrasser*. Dies. an dens., Fribourg 1795 VII. Correspondance S. 12. – *Il le veut*. Louise an de Vibraye, Fribourg 1795 VIII 20. Chérot t. 97, S. 25.

117) Mit einiger Verbitterung bezeichnete Condé das Kloster als „Sarg“. Condé an Louis XVIII., Mühlheim 1795 X 4. Ségur S. 339.

118) *Wir haben sie verloren und zwar für immer*. Ségur S. 109. – Vgl. Crétineau-Joly t. 1, S. 119.

119) Er fühle mit Condé so, als träfe ihn dieser Verlust persönlich. Louis XVIII. an Condé, Verona 1795 X 15. Ségur S. 339 f.

120) Louise an Juigné, Turin 1795 X 24. Correspondance S. 29.

121) (Chilleau) an Condé, Fribourg 1795 IX 29. Ségur S. 417 f. – Vgl. Chérot t. 97, S. 34 f.

eines anderen Beichtvaters und Seelenführers bedurft, als es Bouzonville<sup>122</sup> bisher gewesen sei. Doch auch dieser wirkte eher mäßigend auf Louise ein, um sie vor übereilten Schritten zu bewahren.<sup>123</sup>

Über Einsiedeln und den St. Bernhardin-Paß reiste unsere Prinzessin nun zu ihrer gleichgesinnten Freundin Marie-Clotilde nach Turin, wo sie am 17. Oktober 1795 eintraf,<sup>124</sup> um in den dortigen Karmel einzutreten.<sup>125</sup> Schon in Fribourg hatte sie im Jahr 1793 das braune Skapulier empfangen;<sup>126</sup> auch muß das Beispiel, das die ehrwürdige Louise de France (1737–1787), Tochter Ludwigs XV., 1770 durch ihren Eintritt in den Karmel von St-Denis gegeben hat,<sup>127</sup> bedacht werden. Dennoch wählte sie nach kurzer Zeit des Überlegens das Kloster der Kapuzinerinnen, deren Lebensweise<sup>128</sup> ihr dem Evangelium am nächsten zu kommen schien,<sup>129</sup> und erhielt am 27. November im Beisein der künftigen Königin von Sardinien-Piemont<sup>130</sup> den Namen einer Soeur Marguerite nach der Tagesheiligen, der hl. Prinzessin Margarethe von Savoyen (1390–1464).<sup>131</sup> Doch bald kommt es zu einer gesundheitlichen Krise, ein altes Beinleiden wird wieder akut und zwingt sie zum Verlassen des Klosters, in dem sie sich wohl gefühlt hat.<sup>132</sup> Während ihrer Rekonvaleszenz machten die „Patrioten“ beachtenswerte militärische Fortschritte, so daß Turin selbst bedroht schien<sup>133</sup> und das Königspaar ihr die Flucht über den Großen St. Bernhard-Paß in die Schweiz anriet.<sup>134</sup> Am 29. April 1796 ist sie, begleitet von ihrem Beichtvater Bouzonville und einer französischen Ursuline, Soeur Aimée de

- 122) Louis-Armand Juge de Bouzonville, geboren 1745 in Paris, war Offizier der Armee und verheiratet. Nach dem Tod seiner Gattin trat er bei den Lazaristen ein, wurde aber noch vor seiner Profeß von den Wirren der Revolution erfaßt. Ein Versuch, Trappist zu werden, scheiterte aus gesundheitlichen Gründen. Als Weltpriester begegnete er im Mai 1793 der Prinzessin Condé in Fribourg und wurde ihr Seelenführer bis ca. 1799. Von 1800 bis 1813 lebte er in Wilna, zuletzt war er Beichtvater bei den Karmelitinnen von Pontoise. Lettres S. I–IV. – Bernard de Brye, Un évêque d'ancien régime à l'épreuve de la révolution. Le Cardinal A.L.H. de la Fare (Paris 1985) S. 200 f.
- 123) Bouzonville an Louise, (1795). Lettres S. 18–20.
- 124) Louise an de Vibraye, Turin 1795 XI 17. Chérot t. 97, S. 37. – Créteineau-Joly t. 1, S. 130–132.
- 125) Dies. an dies., Fribourg 1795 VIII 20. Chérot t. 97, S. 25. – Nicht bei den Annuntiaten, wo sie lediglich gewohnt hat. Vgl. Jeanne de Charry, Histoire des Constitutions de la Société du Sacré-Coeur, 1er partie, vol. 1 (Rom 1981<sup>2</sup>) S. 91.
- 126) Grellet (wie Anm. 80) S. 81.
- 127) Michaud t. 25, S. 333. – Wilhelm Schamoni, Menschen aus der Kraft Gottes (Wiesbaden 1962) S. 128 f.
- 128) Louise an de Conti, Turin 1795 XII 22. Lettres S. 46–49 (Lebensweise, Tagesablauf).
- 129) Louise an Condé, Turin 1795 XI 24. Créteineau-Joly t. 1, S. 136.
- 130) Marie-Clotilde an de Marsan, Turin 1795 XI 28. Chérot t. 97, S. 43 f. – Dies. an de Vibraye, Turin 1795 XII 2. Chérot t. 97, S. 513 f.
- 131) Louise an duc de Bourbon, Turin 1795 XII 18. Correspondance S. 38, 41. – Dies. an de Conti, Turin 1795 XII 22. Lettres S. 46 f.
- 132) Louise an Condé, Turin 1796 III 13. Correspondance S. 54 f.
- 133) Die französischen Truppen näherten sich in der Folge bis auf fünf Meilen Distanz. Duc d'Enghien an duc de Bourbon, Nonnenweiher 1796 V 12. Créteineau-Joly t. 2, S. 136.
- 134) Louise an Condé, Turin 1796 IV 24. Correspondance S. 62 f. – Dies. an Marie-Clotilde, Wien 1797 V. Ebd. S. 101.

Chassaignon, die sie in Fribourg kennengelernt hatte und die gleichzeitig mit ihr bei den Kapuzinerinnen eingetreten war,<sup>135</sup> bereits in Sembrancher, einem Ort *sans émigrés*,<sup>136</sup> an dem sie erstmals das in Bau befindliche Kloster der Trappistinnen, das in der Nähe entsteht, in Augenschein nehmen kann: *eine kleine Hütte* ...<sup>137</sup> Der Beginn des klösterlichen Lebens in dieser Neugründung ist noch nicht abzusehen, und die 39jährige glaubt, keine Zeit verlieren zu sollen.<sup>138</sup> Zudem ist sie durch das Gerücht, die Emigranten sollen aus der Schweiz evakuiert werden, beunruhigt.<sup>139</sup> So denkt sie an ein neues Asyl in Augsburg, und dieser Gedanke stammte von Bouzonville, der sich der Überlegung der Prinzessin, vielleicht doch bei den Trappistinnen zu beginnen, heftigst widersetzt hatte.<sup>140</sup> Ihm kam es nur gelegen, daß einige junge Geistliche aus der Gesellschaft vom heiligen Herzen<sup>141</sup> ihn aufsuchten, ihn in die Pläne Leonor de Tournelys (1767–1797), einen weiblichen Zweig der Gesellschaft ins Leben zu rufen, einweihten<sup>142</sup> und ihn baten, Louise dafür zu gewinnen:<sup>143</sup> *Man will aus mir eine Anbeterin des heiligsten Herzens machen, dieses Herzens, das das meine so lange zurückgestoßen hat*, sagt Louise, ihre Unsicherheit nicht verhehlend.<sup>144</sup> Doch auch in Augsburg ist ihr angesichts der politisch-militärischen Entwicklung ein Verweilen nicht möglich,<sup>145</sup> sie reist über München nach Passau, um hier das Eintreffen der von ihr beantragten und mehrfach befürworteten<sup>146</sup> österreichischen Pässe zu erwarten. Hier in Passau kommt es zu einer Sammlung eines Kreises frommer Personen: Vier heimatlos gewor-

135) Lettres S. 36, 42. – Marie-Clotilde an de Vibraye, Turin S. 85. – Ferdinand Speil, P. Leonor Franz von Tournely und die Gesellschaften des heiligen Herzens Jesu (Breslau 1874) S. 203.

136) Louise an Condé, Sembrancher 1796 V 3. Correspondance S. 64.

137) Louise an Marie-Clotilde, Wien 1797 V. Correspondance S. 102. – Grellet (wie Anm. 80) S. 85.

138) Vgl. Louise an Condé, Wien 1797 VIII 1. Correspondance S. 125.

139) Louise an Condé, St.-Maurice 1796 V 30. Correspondance S. 68.

140) Angesichts des angegriffenen Gesundheitszustandes Louises nannte er einen Eintritt in La Sainte Volonté de Dieu einen Selbstmordversuch. Louise an Marie-Clotilde, Wien 1797 V. Correspondance S. 103. – Bouzonville selbst hatte sein Noviziat bei den Trappisten aus Gesundheitsrücksichten abbrechen müssen. Savigny-Vesco S. 110.

141) Speil (wie Anm. 125) S. 80–93.

142) Charry, Histoire (wie Anm. 125) S. 80–93.

143) Louise an Marie-Clotilde, Wien 1797 V. Correspondance S. 102. – Die Reise der „Väter vom heiligen Herzen“ galt Pius VI. in Rom, dem sie sich, wie einst der hl. Ignatius, zur Verfügung stellen und dessen Weisungen sie erbitten wollten. Doch war ihr Weg durch Piemont angesichts der Präsenz republikanischer Truppen unmöglich geworden. Speil (wie Anm. 135) S. 169 f, 184.

144) Louise an Bouzonville, St-Maurice 1796 VI 2. Correspondance S. 73. Vgl. Louise an de Vibraye, Fribourg 1794 XII 23. Chérot t. 96, S. 659.

145) Ein Dekret der Stadtverwaltung beschränkte den Aufenthalt von Emigranten auf 24 Stunden. Louise an Condé, Augsburg 1796 VIII 7. Correspondance S. 86.

146) Die Nachricht, die Regierung in Wien stelle keine Pässe mehr für Emigranten aus, veranlaßte Louise, direkt an den Kaiser zu schreiben. Desgleichen bat sie Mme Royale, die Tochter Marie-Antoinettes, Bischof de La Fare und nicht zuletzt ihren Vater um Unterstützung. Louise an Condé, Augsburg 1796 VIII 7 u. Hafnerzell 1796 IX 5. Correspondance S. 87, 89–91.

dene Barmherzige Schwestern (Soeurs de la charité), denen Bouzonville geraten hatte, sich an der Gründung einer neuen Frauenkongregation zu beteiligen, trafen, aus Turin kommend, in der Grenzstadt ein.<sup>147</sup> Unter den Vätern der Gesellschaft vom heiligsten Herzen, die ihr Asyl in Göppingen bzw. Leitershofen bei Augsburg hatten verlassen müssen, finden wir neben dem schon genannten Tournely auch Joseph Varin<sup>148</sup> und den jungen Charles de Broglie, Sohn des Feldmarschalls Victor-François duc de Broglie (1718–1804), den man als den begabtesten General seiner Zeit betrachtete<sup>149</sup> und dessen Name in ganz Europa bekannt war. Charles de Broglie erbat sich vom Passauer Bischof Leopold Graf von Thun-Hohenstein (1796–1826), der seinen Sitz in Obernzell (Hafnerzell)<sup>150</sup> für die Prinzessin und die geistlichen Schwestern zur Verfügung gestellt hatte,<sup>151</sup> ein Empfehlungsschreiben für dessen Neffen Franz Graf von Saurau (1760–1832), rechte Hand des Polizeihof-Präsidenten Johann Anton Graf Perggen (1725–1814) in Wien.<sup>152</sup> Als am 6. September die allerdings nur für die Durchreise nach Rußland ausgestellten Pässe eintrafen,<sup>153</sup> mietete Broglie ein Schiff und schuf auf diesem zwei Abteilungen für die sechzehn Männer und die sechs Frauen, indem er in der Mitte ein Herz-Jesu-Bild aufrichtete. Am 9. September verließen sie Passau.<sup>154</sup>

Von Linz aus, wo die Prinzessin ihre Freundin Mme de la Luzerne<sup>155</sup> getroffen hatte,<sup>156</sup> schrieb sie an Saint-Priest<sup>157</sup> nach Wien und bestellte den Grafen in einen Wiener Vorort, wo die Schiffe anzulegen pflegten.<sup>158</sup> Sie erfuhr, daß sie und ihre Gefährtinnen *einige Tage* in Wien verbleiben dürften und die Salesianerinnen am Rennweg ihnen die Gastfreundschaft von sich aus angeboten hätten.<sup>159</sup> Hingegen hatte das Empfehlungsschreiben des bischöflichen Onkels bei Graf Saurau nur sehr wenig Eindruck gemacht; erst als dieser erfuhr, er verhandle mit dem Sohn des Feldmarschalls Broglie, wendete sich das Blatt: Saurau wurde nun „der

147) Speil (wie Anm. 135) S. 203 f. – Vgl. Louise an Condé, Hafnerzell 1796 IX 5. Correspondance S. 90. – Charry, Histoire (wie Anm. 125) S. 93.

148) Über ihn Achille Guidée, Leben des P. Josef Varin S. J. früheren Oberen der Väter vom heiligsten Herzen Jesu in Deutschland (Innsbruck 1869).

149) DBF t. 7, Sp. 411 f.

150) Vgl. Alexander Erhard, Geschichte und Topographie der Umgebung von Passau, Bd. 3 (Landshut 1901, Reprint Passau 1974) S. 77 f.

151) Louise an Condé, Hafnerzell 1796 IX 5. Correspondance S. 90.

152) Speil (wie Anm. 135) S. 204.

153) Louise an Condé, Hafnerzell 1796 IX 6. Correspondance S. 91 f.

154) Speil (wie Anm. 136) S. 205.

155) Sie war Schwester der Marquise de Vibraye, Gattin des früheren Marineministers César-Henri de la Luzerne, der am 24. März 1799 im Exil in Wels verstarb, und Schwägerin des Bischofs von Langres. Michaud t. 25, S. 539 f. – Vgl. Pawlik, Emigranten (1967) (wie Anm. 105) S. 104. – Chérot t. 96, S. 489. – Vgl. Correspondance S. 3–5.

156) Louise an duc de Bourbon, Wien 1796 X 28. Créteineau-Joly t. 2, S. 160.

157) François-Emmanuel Comte de Saint-Priest (1735–1821) war zu dieser Zeit Vertrauensmann Louis XVIII. am Wiener Hof. Michaud t. 37, S. 410.

158) Damit ist wahrscheinlich die Rossau gemeint, heute 9. Wiener Gemeindebezirk.

159) Louise an Condé, Wien 1796 IX 16. Correspondance S. 94.

erklärte Beschützer der Gesellschaft des heiligen Herzens“, der er bei den Augustinern auf der Landstraße eine Bleibe verschaffte.<sup>160</sup>

Hier darf erwähnt werden, daß wenig zuvor ein Trappist in Wien eingetroffen war, der durch seine Präsenz kommende Ereignisse vorwegnahm bzw. sie ankündigte – ohne freilich in innerem Zusammenhang damit zu stehen. Anscheinend hatte der frühere Karmelit Dominicus a Sancto Casimiro Hebbelinck, der mit päpstlicher Dispens Zisterzienser *à la Trappe* geworden war,<sup>161</sup> Valsainte (oder Darfeld?) nicht ganz ordnungsgemäß verlassen und sah sich nun, *absque pane seu pecunia*, genötigt, um Subsidien zu betteln.<sup>162</sup> Die Behörden stellten ihm ein recht schlechtes Zeugnis aus,<sup>163</sup> und die Wiener Karmeliten in der Leopoldstadt verweigerten ihm die Aufnahme.<sup>164</sup> Statt dessen kam er krankheitshalber zu den Barmherzigen Brüdern in Pflege; doch erhielt die *Oberpolizeydirection* gegen Ende August den Auftrag, ihn nach erfolgter Genesung sogleich als Vagabunden über die Grenze zu schaffen.<sup>165</sup> So verlieren sich seine Spuren gerade in der Zeit, da unsere Prinzessin de Condé in Wien eintraf.

Nun, sogleich nach ihrer Aufnahme in der so gastlichen „Heimsuchung“ erhielt Louise den Besuch des Bischofs von Nancy, Anne-Louis-Henri de La Fare (1752–1829),<sup>166</sup> der sich 1790 im Kampf gegen die Unterdrückung der Klöster Frankreichs profiliert hatte<sup>167</sup> und 1792 als Exilant nach Wien gekommen war.<sup>168</sup> Hier entfaltete er, in bescheidenen Verhältnissen bei den Franziskanern wohnend,<sup>169</sup> eine unermüdliche Tätigkeit als Vertrauensperson der königlichen Prinzen und als Anwalt insbesondere des emigrierten Klerus beim kaiserlichen Hof.<sup>170</sup> Auf seinen Rat hin schrieb die Prinzessin direkt an Franz II.: Sie dankte für die erhaltenen Pässe und bedauerte, Seiner Majestät nicht persönlich ihre Aufwartung machen zu können, denn sie habe sich zur gänzlichen Absonderung von der Welt entschlossen, was sie übrigens auch schon dem Hof von Sardinien mitgeteilt hätte. Vor allem aber bat sie um die Vergünstigung, so lange in Wien bleiben zu dürfen, bis die Umstände es ihr erlaubten, eine definitive Entscheidung zu tref-

160) Speil (wie Anm. 135) S. 205–208. – Nach Charry, *Histoire* (wie Anm. 125) S. 94 hätt sich die Erzherzogin Maria Anna persönlich für die Angekommenen verwendet, doch fehlt hierfür ein formeller Beleg.

161) Bericht des erzbischöflichen Consistoriums, Wien 1796 VII 23. NÖLA RegA, C 14 Nr. 2877 ad 2325/1796.

162) Majestätsgesuch, o. D. (1796 VII). Ebd.

163) Er hat hierorts . . . weder nach den Landes- noch Ordenssitten sich betragen. Regierungsbericht an Franz II., Wien 1796 VII 30. NÖLA RegA, C 14 ad Nr. 2325/1796.

164) Wie Anm. 162.

165) Regierungsdekret, Wien 1796 VIII 24. Wie Anm. 163.

166) Louise an Condé, Wien 1796 IX 16. Correspondance S. 95. – La Fare an Louis XVIII., Wien 1796 IX 21. Ségur S. 341–343.

167) Ludwig von Pastor, *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters*, Bd. 16/3 (Freiburg 1933) S. 435 f. – Vgl. Brye, *Un évêque* (wie Anm. 122) S. 261 f.

168) Michaud t. 13, S. 376 f.

169) Alexandrine Fisson du Montet, *Die Erinnerungen der Baronin du Montet*. Dt. bearb. von Ernst Klarwill (Zürich 1925) S. 27 f.

170) Vgl. Pawlik, *Emigranten* (1967) (wie Anm. 105) S. 102. – L. Bouyac, *La révérende Mère de la Fare (1750–1828)* (Lille 1888) S. 184 f.

fen. Da sie keinerlei Gefolge mit sich führe, werde sie dem Heimsuchungskloster auch nicht zur Last fallen.<sup>171</sup> Der Kaiser antwortete ihr mit Güte und *très bien*.<sup>172</sup>

Der Prinzessin im schwarzen Kleid aus grobgewebter Wolle, mit einem Halstuch aus Leinwand oder sehr gewöhnlichem Musselin,<sup>173</sup> lag nichts ferner als die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben.<sup>174</sup> Sie war entschlossen, niemanden zu sehen und niemanden zu empfangen, mußte aber Ausnahmen machen. Wohl am 18. September fuhr Mme Royale (1778–1851)<sup>175</sup> von Schönbrunn in das Heimsuchungskloster, um mit Louise eine Stunde lang herzlich zu plaudern.<sup>176</sup> Die Weltabgewandte zeigte aber doch, daß sie Frau geblieben war: Sie fand die Tochter Marie-Antoinettes zwar schön, aber ein wenig zu dick.<sup>177</sup> Ihre Ausdrucksweise sei gut, man halte sie für sehr fromm, und alle Welt lobe sie.<sup>178</sup> Auch mit Mme de Brionne, der Fürstin von Lothringen, einer geborenen Prinzessin de Rohan, mit der Louise mütterlicherseits verwandt war, gab es ein Zusammentreffen,<sup>179</sup> desgleichen wurde sie mit der ebenso jungen wie schüchtern-unsicheren Erzherzogin Amalie (1780–1798) bekannt,<sup>180</sup> die uns als *sanftes und leidendes Wesen* geschildert wird.<sup>181</sup>

Doch noch wichtiger und für die Zukunft bedeutsamer waren die Kontakte, die Louise mit Erzherzogin Maria Anna (1770–1809),<sup>182</sup> einer Schwester Franz II., verbanden und die in eine geistliche Freundschaft der beiden Prinzessinnen mündeten. Auch Maria Anna war seit 1791 Äbtissin, und zwar des 1755 gegründeten adeligen Damenstiftes auf dem Hradschin in Prag,<sup>183</sup> und schrieb von dort aus Louise

- 
- 171) Louise an Franz II., Wien 1796 IX 18. HHStA F.A. SB 36, Nr. 181/15, fol. 292 f.  
 172) Louise an duc de Bourbon, Wien 1796 X 28. Créteineau-Joly t. 2, S. 160 (*mon entière et absolu renoncement au monde* . . .)  
 173) Du Montet, Erinnerungen (wie Anm. 169) S. 24.  
 174) Bevorzugter Schauplatz dafür war der Salon des Fürsten Charles de Ligne (1735–1814), in dem die Creme der französischen Emigrantenkolonie in Wien zu verkehren pflegte. Justus Schmidt, Voltaire und Maria Theresia. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 11 (1931) S. 108 f.  
 175) Vgl. André Castelot, Madame Royale. Das abenteuerliche Leben der Tochter Marie-Antoinettes (Wien 1957).  
 176) La Fare an Louis XVIII., Wien 1796 IX 21. Ségur S. 342. – Später, als Mme Royale im Belvedere wohnte, besuchte sie regelmäßig einmal wöchentlich das Kloster. Du Montet, Erinnerungen (wie Anm. 169) S. 30.  
 177) *Je l'ai trouvée belle, grasse (un peu trop)*. Louise an Condé, Wien 1796 IX 16. Correspondance S. 95.  
 178) Louise an duc de Bourbon, Wien 1796 X 28. Créteineau-Joly t. 2, S. 161.  
 179) Louise an Condé, Wien 1796 IX 16. Correspondance S. 96. – Vgl. Du Montet, Erinnerungen (wie Anm. 169) S. 42 f. u. 23.  
 180) *J'avais bien prévue votre embarras avec la Princesse de Condé* . . . Maria Anna an Amalia, (Prag) 1797 I 3. HHStA F.A. SB 68, Nr. 9712, fol. 186r.  
 181) Du Montet, Erinnerungen (wie Anm. 169) S. 16 f.  
 182) Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertumes Österreich (1750–1850), Bd. 7 (Wien 1861) S. 27 f. – Für wertvolle Hinweise betreffend Maria Anna möchte ich Frau Hofrat DDr. Anna Coreth besonderen Dank sagen.  
 183) Ernennungsdiplom ddo. 1791 VII 21 im Wortlaut bei Ferdinand Jitschinsky, Kurze Darstellung der Gründung und des Bestandes des k.k. thesianischen adeligen Damenstiftes am Prager Schlosse (Prag 1855) S. 137–139.

einen Brief, der sie allerdings nie erreichte.<sup>184</sup> Unsere Pensionärin im Heimsuchungskloster hörte ihrerseits von der außerordentlichen Frömmigkeit der Erzherzogin und richtete ein Schreiben an sie.<sup>185</sup> Ein Bruchstück dieser geistlichen Korrespondenz hat sich erhalten.<sup>186</sup> Maria Anna befürwortete das Projekt, eine Gesellschaft frommer Frauen ins Leben zu rufen, die das Heiligste Herz Jesu verherrlichen sollte. Louise trat diesem Plan nur deshalb näher, weil sie in einem Land wie Österreich, in dem die Religion in einem beklagenswerten Zustand war und die kontemplativen Klöster kein Lebensrecht mehr besaßen,<sup>187</sup> keine andere Möglichkeit mehr sah, ihr Ziel, den Eintritt in den geistlichen Stand, zu erreichen.<sup>188</sup> Nun aber reisten die vier Schwestern de la Charité nach Polen weiter,<sup>189</sup> Soeur Aimée überlegte ihren Eintritt bei den Salesianerinnen,<sup>190</sup> und der Einfluß Maria Annas erwies sich als weniger wirksam, als zuerst angenommen.<sup>191</sup> So blieb nur unsere Prinzessin über, die sich mehr denn je nach Zurückgezogenheit und Absonderung von der Welt sehnte und sich in keiner Weise zur Kindererziehung berufen fühlte.<sup>192</sup> Sie wollte keine Gründerin sein<sup>193</sup> und trat noch im Herbst 1796 von allen Plänen zurück, ein schwerer Schlag für Tournely.<sup>194</sup> Vielleicht blieb dabei auch eine Warnung ihres Vaters nicht ohne jede Wirkung.<sup>195</sup> Nicht die Prinzessin, auch nicht die Erzherzogin, die Broglie und Varin später dafür zu gewinnen suchten,<sup>196</sup> sondern die einfache Weinbauerstochter Madelei-

- 184) Louise an Marie-Clotilde, Wien 1797 V. Lettres S. 119. – Zuvor hatte Maria Anna ihre jüngste Schwester Amalia, die in Wien lebte, um Informationen über die französische Prinzessin gebeten. Maria Anna an Amalia, (Prag) o.D. (1796 XII). HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 43.
- 185) Louise an Marie-Clotilde, Wien 1797 V. Lettres S. 119.
- 186) Louise gibt darin Einblick in ihre Gebetsweise. An Maria Anna, (Wien) 1797 VIII 25. Lettres S. 158–161.
- 187) Louise an duc de Bourbon, Wien 1797 VII 6. Créteineau-Joly t. I, S. 218. – Dies. an Condé, Wien 1797 VIII 1. A.a.O. t. 2, S. 191.
- 188) Louise an Marie-Clotilde, Wien 1797 V. Correspondance S. 105 f.
- 189) Ebd. S. 196 f.
- 190) Ebd. S. 107. – Es kam aber doch nicht dazu; Sr. Chassignon begleitete vielmehr unsere Prinzessin bei ihrer Reise nach La Sainte Volonté de Dieu und trat gleichzeitig mit ihr bei den Trappistinnen ein. Louise an (Thugut), Wien 1797 VIII 19. HHStA Frankreich Varia Kt. 49, Fasc. Condé fol. 116. – Kervingant 36, S. 201.
- 191) Ihre Möglichkeiten zu helfen seien so gut wie null. Wie Anm. 188.
- 192) In Österreich seien die Nonnen zu Erzieherinnen geworden. *Je ne me sens nullement disposée à exercer ce métier.* Louise an Condé, Wien 1797 VIII 1. Créteineau-Joly t. 2, S. 191.
- 193) Die Öffentlichkeit würde sie zweifellos als *fondatrice* oder *pierre fondamentale* betrachten. Louise an Maria-Clotilde, (Wien) 1797 V. Correspondance S. 107.
- 194) Speil (wie Anm. 135) S. 213 f.
- 195) Condé fürchtete eine Schädigung ihres guten Rufes, insbes. habe er mehrfach sagen gehören, der *abbé de Broglie* (sic!) sei ein Narr. Condé an Louise, Mühlheim 1796 XI 13. Zit. bei Charry, Histoire (wie Anm. 125) S. 107, Anm. 79.
- 196) Ein Verzeichnis der Emigranten in Prag informiert darüber, daß Broglie mit zehn anderen Weltpriestern am 30. Nov. 1797 nach Böhmen gekommen war. Stampach an Pergén, Prag 1798 IX 16. HHStA St.K. Noten von der Polizeihofstelle Kt. 21 (neu) fol. 154v. Vgl. Nello Dalle Vedove, Dalla Corte al Chiostro. Donna Leopoldina Naudet (Verona 1954) S. 59 f. – Charry, Histoire (wie Anm. 125) S. 113. – Maria Anna rühmte den erbaulichen Lebenswandel dieser Priester, von denen sie

ne-Sophie Barat (1779–1865) sollte künftig zum Grundstein der Gesellschaft vom „Sacré-Coeur“ werden.<sup>197</sup>

Die Erfolge der republikanischen Armeen im Frühjahr 1797 zeitigten in Wien peinigende Unruhe: Nachrichten, Gerüchte, Widerrufe, Hoffnungen, Befürchtungen und Beschuldigungen lösten einander in rascher Folge ab. Im Heimsuchungskloster wie auch im Prager Damenstift waren die Koffer gepackt, mehr noch als für andere war es für unsere Prinzessin geboten, reisefertig zu sein.<sup>198</sup> Als die Krise sich zuspitzte und die Fremden bereits zum Verlassen der Stadt aufgefordert worden waren, bat sie den Kaiser um Weisungen betreffend ihre eigene Person und empfahl sich seinem Wohlwollen; wenn das Dekret, daß alle Ausländer Wien zu verlassen hätten, aber auch für sie Geltung habe, dann bitte sie, sich nach Prag (zu Erzherzogin Maria Anna) begeben zu dürfen.<sup>199</sup>

Am 18. April 1797 wurden die Väter vom Heiligsten Herzen von der Landstraße nach Hagenbrunn evakuiert,<sup>200</sup> am selben Tag kam es überraschend zum Präliminarfrieden von Leoben, und Louise schöpfte neue Hoffnung auf Stabilisierung der politischen Verhältnisse in Europa. Der Gedanke an eine Rückkehr in die Schweiz, um sich dort Lestrange anzuvertrauen, gewann in ihrer Seele ebenso an Boden wie eine religiöse Radikalisierung überhaupt; das Wort, Gott bis zum *Exzeß* lieben zu wollen, kehrt nun häufig in ihren Briefen wieder.<sup>201</sup> Ihr Urteil über die Klöster, die sie bisher kennengelernt hatte, wird härter,<sup>202</sup> ein Eintritt bei den Salesianerinnen sei für sie nie ernstlich in Frage gestanden,<sup>203</sup> in ihrem Alter, so sagte sie, müsse man eine ganz besonders sorgfältige Wahl treffen.<sup>204</sup> Doch auch diesmal leistete Bouzonville ihr entschiedenen Widerstand, indem er ihren Eigensinn

---

überzeugt war, daß sie mit der Zeit von größtem Nutzen für die Religion sein würden. An Franz II., Prag 1798 III 19. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/2, fol. 24r. – In einem Schreiben ähnlichen Inhalts bezeichnete sie Broglie als *petit Saint*. An Amalia, (Prag) o.D. (1797). A.a.O. SB 68, Nr. 97/2, fol. 32r. *Il est très pieux et zélé, aussi très aimable*. Dies. an dies., (Prag 1797) III 20. A.a.O. SB 68, Nr. 97/2 fol. 248v. – Mit Varin stand sie auch noch später in brieflicher Verbindung. Joseph Varin, *Lettres à Sainte Madeleine-Sophie Barat*. Éd. par Jeanne de Charry (Rom 1982) S. 11, 32, 43, 51, 55, 62, 87, 106.

197) Jeanne de Charry, *Sainte Madeleine-Sophie. Fondatrice de la Société du Sacré-Coeur de Jésus* (Tournai 1965). – Edith Jarmaj, *Magdalena Sophia Barat* (Wien 1963<sup>2</sup>).

198) Louise an Condé, Wien 1797 IV 17. Correspondance S. 99.

199) Louise an Franz II., Wien 1797 IV 7. HHStA F.A. SB 37, Nr. 197/15, fol. 272. – Dies. an Thugut, Wien, Wien 1797 IV 7. HHStA Frankreich Varia Kt. 49, Fasc. Condé fol. 114. – Vgl. Thugut an Colloredo, 1797 IV 6. Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut. Beiträge zur Beurteilung der politischen Verhältnisse Europas in den Jahren 1792–1801. Ausgew. u. hg. von Alfred von Vivenot, Bd. 2 (Wien 1872) S. 27 f.

200) Speil (wie Anm. 135) S. 221.

201) *Ce mot d'excès, j'en fais l'aveu, je l'ai adopté* . . . Louise an de Vibraye, Wien 1797 VII 16. Correspondance S. 119.

202) Die Orden (in Österreich) seien weit von dem entfernt, was Gott von ihr wünsche, die Konvente bestünden nur dem Namen nach . . . Louise an Marie-Clotilde, Augsburg 1797 IX 7. Correspondance S. 145.

203) Louise an Condé, Wien 1797 VIII 1. Correspondance S. 126.

204) Ebd. S. 125.

tadelte und ihr vorhielt, sie sei zu sehr ihren Gefühlen verhaftet.<sup>205</sup> Sie hingegen bezeichnete ihn zwar weiter als ihren Vater und ihren Engel, meinte aber, man müsse Gott mehr gehorchen als seinen Engeln.<sup>206</sup>

Inzwischen hatte sie mit Lestrangle Verbindung aufgenommen und eine Zusage erhalten, in Sembrancher das Noviziat beginnen zu dürfen, obwohl der Abt, der auch von Bouzonville informiert worden war, einige Schwierigkeiten voraussah.<sup>207</sup> In einem weiteren Brief legte die Prinzessin ausführlich ihre Motive dar<sup>208</sup> und erbat sich am 19. August von der Regierung den Reisepaß für sich und ihre Begleitung.<sup>209</sup> Von Augsburg aus berichtete sie der Königin von Sardinien<sup>210</sup> und traf Mitte September in Konstanz ihren Vater, um ihn, wie sie meinte, ein letztes Mal zu sehen.<sup>211</sup>

In Sembrancher angekommen, erlebt sie eine Zeit tiefsten Friedens. Alles gefällt ihr, alles erfüllt sie mit Freude: Sie könne ihre Zufriedenheit, die sie in La Trappe empfinde, gar nicht in Worte fassen, schreibt sie an Maria Anna,<sup>212</sup> das Joch des Herrn sei in Wirklichkeit leicht,<sup>213</sup> lediglich das Schweigen koste sie bisweilen etwas.<sup>214</sup> Immerhin: Die Prinzessin, die man vor einem Jahrzehnt noch vergöttert hatte,<sup>215</sup> reparierte nun das Schuhwerk der Klosterfamilie und tat dies in tiefer Freude.<sup>216</sup> Auch die Enge von La Sainte Volonté de Dieu, die einige aus der bereits auf 50 Schwestern angewachsenen Schar nötigte, auf den Tischen des Refektoriums zu schlafen,<sup>217</sup> störte sie nicht: Dieses Haus sei heilig.<sup>218</sup> Am 12. Oktober erhielt sie den weißen Schleier der Novizinnen und den Namen einer Soeur Marie-Joseph.<sup>219</sup>

205) Louise an Bouzonville, (Wien) 1797 VII 25. Lettres S. 139.

206) *Dieu, Dieu seul, et non pas ses anges . . . tel est le résultat de la morale . . .* Dies. an dens., Wien 1797 VII 16. Lettres S. 134. – Vergleicht man damit ein Urteil der Prinzessin über Bouzonville aus dem Jahre 1794: *un guide plein de sagesse, de vertu, de zèle et de charité . . . qui ne m'ait été envoyé par Dieu même dans son infinie bonté*, so wird die Belastung ihres Vertrauens und ihr Zwiespalt offenkundig. Chérot t. 96, S. 660.

207) Louise an Bouzonville, (Wien) 1797 VIII 1. Lettres S. 146 f.

208) Dies. an Lestrangle, Wien 1797 VIII 7. Correspondance S. 128–236.

209) Diese bestand aus Mme de Pravaz, Soeur Chassignon, dem Abbé de Bouzonville, den La Fare schon 1790 zum Generalvikar des Bistums Nancy ernannt hatte, und einem Bedienten. Louise an (Thugut), Wien 1797 VIII 19. HHStA Frankreich Varia Kt. 49, Fasc. Condé fol. 116. – Brye, Un évêque (wie Anm. 122) S. 200.

210) 1797 IX 7. Correspondance S. 140–149.

211) Louise an Condé, Martigny 1797 IX 23. Correspondance S. 151 f.

212) *Je ne puis vous exprimer le contentement que j'éprouve à la Trappe.* (Sembrancher) 1797 IX 30. Correspondance S. 158.

213) Louise an Lestrangle, (Sembrancher) 1797 X 12. Correspondance S. 163.

214) Dies. an Juigné, (Sembrancher) 1797 X 23. Correspondance S. 167.

215) *Blanche déesse à face ronde* (Paul I. von Rußland). Savigny-Vesco S. 115.

216) Gaillardin t. 2, S. 157 f. – . . . *inter labores humillimos et aliquando molestos tam suavissimam gustat laetitiam, ut inter mundi voluptates et regia convivia numquam tantam percipisse fateatur . . .* Lestrangle an Abt Sebastian, La Sainte Volonté de Dieu, 1797 XI 27. CistChr 42 (1930) S. 137.

217) Louise an R. de W., La Sainte Volonté de Dieu (1797). Correspondance S. 160 f.

218) *Cette pauvre mais sainte maison.* Louise an Condé, La Sainte Volonté de Dieu 1797 X 23. Correspondance S. 163.

219) Louise an Bouzonville, La Sainte Volonté de Dieu, 1797 X (12). Correspondance S. 157 f.

Doch das Glück der Prinzessin währte nicht lange. Einmal mehr wurde sie auf ihrem Lebensweg von der revolutionären Entwicklung in Europa eingeholt und zur Wanderschaft genötigt, diesmal zusammen mit der geistlichen Familie, in die sie Aufnahme gefunden hatte.

### III.

#### Von der Schweiz nach Österreich

Im Dezember 1797 war es bereits klar vorherzusehen, daß die durch innere Spannungen erschütterte<sup>220</sup> und von französischen Truppen eingekreiste Schweiz den Segnungen der Revolution nicht werde entgehen können, und Abt Lestrangé begann, seine Vorkehrungen für den Fall der Invasion zu treffen. Es galt, für die Kommunitäten von Valsainte und Sembrancher ein neues Asyl zu finden, und dieses Asyl konnte nur im Osten liegen. Unsere Prinzessin, die die kirchenpolitischen Verhältnisse in Österreich bereits kennengelernt hatte, war überzeugt, daß Kaiser Franz II. keine Ordensniederlassung gestatten würde.<sup>221</sup> Da erinnerte sich die nunmehrige Novizin an die offenkundigen Sympathien, die ihr der russische Thronfolger Paul, Sohn Katharinas II. und unter dem Namen eines Comte du Nord reisend, 1782 anlässlich eines hochfestlichen, die Pracht der aristokratischen Gesellschaft Frankreichs im 18. Jahrhundert nochmals voll entfaltenden Empfangs im väterlichen Stammschloß zu Chantilly entgegengebracht hatte.<sup>222</sup> Mittlerweile, d. h. 1796, hatte Paul tatsächlich den Zarenthron bestiegen, und über Auftrag Lestrangés bat Sr. Marie-Joseph den liebenswürdigen Comte du Nord, er möge beim Zaren Paul für sie Fürsprache einlegen und dem Orden von La Trappe Asyl gewähren . . .<sup>223</sup> Desgleichen schrieb sie an die Zarin<sup>224</sup> und bat inständig ihren Vater, seinen Einfluß geltend zu machen,<sup>225</sup> ebenso die Königin von Sardinien.<sup>226</sup> Doch noch bevor diese Demarchen wirksam werden und Nachrichten aus Rußland eintreffen konnten, war es nötig geworden, aufzubrechen: Anfangs Jänner hatte General Ménard die Stadt Genf erreicht.<sup>227</sup>

Es galt, die Abreise von insgesamt 254 Mönchen, Nonnen und Kindern – letztere wollten ihre Erzieher und den Dritten Orden zumeist nicht verlassen –<sup>228</sup> zu organisieren,<sup>229</sup> und Lestrangé wählte die Form eines gestaffelten Aufbruchs in mehreren Gruppen an verschiedenen Tagen und über verschiedene Routen, mit Konstanz als erstem Ziel und Sammelplatz.<sup>230</sup> Am 19. Jänner verließ Sr. Marie-

220) Vgl. Holger Böning, *Revolution in der Schweiz. Das Ende der Alten Eidgenossenschaft* (Frankfurt am Main u. a. 1986).

221) Louise an Condé, *La Sainte Volonté de Dieu 1797* XII 25. *Correspondance* S. 173.

222) Ségur S. 35 f.

223) Vgl. Savigny-Vesco S. 115.

224) Louise an Condé, *La Sainte Volonté de Dieu 1797* XII 25. *Correspondance* S. 174.

225) Ebd. S. 173–175.

226) Louise an Condé, (Augsburg) 1798 IV 14. *Correspondance* S. 184.

227) Grellet (wie Anm. 80) S. 89.

228) *Vie du Dom Urbain* S. 76 f.

229) Bouton-Braun (wie Anm. 21) S. 1062.

230) Charencey t. 2, S. 449.

Joseph mit zehn anderen ihr geliebtes Kloster<sup>231</sup> und war dem P. Benoit<sup>232</sup> als Oberen dieser Reisegruppe und P. François-Joseph<sup>233</sup> als Beichtvater anvertraut. Das Schicksal dieser Fahrt über Martigny, Vevay und Wettingen<sup>234</sup> teilte unter anderen das Mädchen Herminie (Agnes) de Rougé,<sup>235</sup> das der besonderen Obhut der Prinzessin anvertraut worden war.<sup>236</sup> Deren Herz war von tiefem und fühlbarem Frieden erfüllt.<sup>237</sup> Sie freute sich, angetan mit den heiligen Gewändern Jesu Christi durch Europa reisen zu dürfen,<sup>238</sup> und war entschlossen, in der Gemeinschaft von La Trappe zu bleiben, ungeachtet aller Entbehrungen.<sup>239</sup>

Von Konstanz aus wird die Weiterreise wiederum in kleinen Gruppen und auf verschiedenen Routen fortgesetzt.<sup>240</sup> Kurfürst Karl-Theodor (1724–1799) gewährte Lestränge und seinen Trappisten, gewiß im Hinblick auf unsere Prinzessin, ein bis Ostern<sup>241</sup> begrenztes Asyl u. a. im Schloß Fürstenried, um die Antwort des Zaren abwarten zu können.<sup>242</sup> Inzwischen war auch Erzherzogin Maria Anna nicht untätig geblieben. Von Sr. Marie-Joseph über die Flucht aus der Schweiz und über das in Rußland erhoffte Asyl informiert und um ihre Hilfe bei der Reise durch

231) Grellet (wie Anm. 80) S. 89 – Kervingant 35, S. 201.

232) Geboren 1770 in Troye en Champagne als Sohn des Advokaten Aaron Rabiet, 1791 Eintritt in Valsainte, Profesß 31. Aug. 1794, Subprior. Liste des Religieux profes et des Novices, Wien 1798 X 15. AVA PH ad Nr. 899/1798. Vgl. CistChr 46 (1934) S. 388. – Begegnet 1801 wieder in Wien. Diözesanarchiv Wien, Meßlizenzen-Buch 1784–1801, Lit.R.

233) Correspondance S. 174, 177.

234) Vgl. CistChr 42 (1930) S. 140. – Die letzte Kolonne, die am 10. Februar unter der Führung von Mère Chabanne Sembrancher verließ, mußte infolge der militärischen Fortschritte der französischen Invasionsarmee die Route über die verschneiten Pässe des Oberen Wallis nehmen und traf Mitte März in Konstanz ein; eine ebenso gefahrvolle wie beschwerliche Reise. Odyssée S. 168 f. Kervingant 36, S. 201 f.

235) In Wien wurde die damals etwa 12jährige in das Pensionat der Salesianerinnen aufgenommen und gelangte mit unseren Exilanten bis nach Rußland. Sie soll später in Frankreich in den Karmel eingetreten sein. Du Montet, Erinnerungen (wie Anm. 169) S. 24 f. – Vgl. J. M. von Gizyce, Die Trappisten in Orsza. CistChr 24 (1912) S. 251.

236) Louise an Bouzonville, Moudon 1798 I 20/21. Correspondance S. 178.

237) Ebd. S. 176.

238) Ebd. S. 179.

239) *J' y suis, j' ai ce bonheur ineffable, et j' y resterai.* Louise an Bouzonville, (Fürstenried) 1798 III 24. Lettres S. 204.

240) Angaben darüber: Odyssée S. 111–115. – Charencey t. 2, S. 455–459. – CistChr 42 (1930) S. 140 f. – Bouton (wie Anm. 14) S. 422.

241) Maria Anna bemerkt dazu, daß die Prinzessin Condé angesichts der Schwierigkeiten, die ihr begegnen, einen bewundernswerten Mut beweise. An Amalia, (Prag) o. d. (1798 III). HHSTA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 117v.

242) Der Aufenthalt der Trappisten in Bayern ist historisch noch wenig erhellt. Einige Nachrichten darüber bei Edgar Krausen, Beiträge zur Geschichte des Zisterzienserordens während der Französischen Revolution. Cîteaux in de Nederlanden 8 (1957) S. 254 f. Ferner Norbert Backmund, Les cisterciens français émigrés en Bavière 1793–1802. Cîteaux 34 (1983) S. 138–143.

die Erbländer gebeten,<sup>243</sup> intervenierte sie bei ihrem kaiserlichen Bruder, Seine Majestät möge doch zwei Pässe ausfertigen lassen: einen für die Prinzessin und jene, die sie zu ihrer Gemeinschaft gehörend bezeichnen wird, und den anderen für ihren Beichtvater P. François-Joseph mit ähnlicher Ausweitung. Franz möge sich keine Sorgen machen, sie wollen ja lediglich durchreisen, nicht aber sich niederlassen. Wenn er aber diese Bitte abschlägt, weiß sie nicht, wie sie der Prinzessin noch helfen könne, *umso mehr, da man von der Schweiz nach Rußland nicht durch die Luft kommen kann*. Man möge ihr die Pässe nach Prag senden, von dort werde sie diese nach Augsburg weiterleiten.<sup>244</sup> Wenig später erging die ah. Resolution, daß die Einwanderung schweizerischer Flüchtlinge nicht nur nicht zu hindern, sondern sogar zu fördern sei, was freilich nur für die *vermöghlichen u(nd) industriösen . . . Familien u(nd) Individuen* Geltung hatte.<sup>245</sup> *Unverdächtige Grundsätze* waren selbstverständlich die Voraussetzung.<sup>246</sup> Bei der Familie von La Trappe war die Lage gewiß etwas anders, dennoch waren die Pässe am 24. März 1798 bereits in Bayern eingetroffen<sup>247</sup> und wiesen eine Klausel auf, die nicht ungünstig lautete, war doch nicht allein erlaubt worden, die kaiserlichen Staaten zu durchqueren, sondern sich auch in ihnen aufzuhalten, *wenn dies nötig sein sollte*.<sup>248</sup>

Mittlerweilen war auch ein Eilkurier der Zarin, Baron von Stoosse, bei Louise eingetroffen, der nicht nur finanzielle Unterstützung brachte, sondern auch die ersehnte Antwort aus St. Petersburg. Natürlich konnte und wollte der vormalige „Comte du Nord“ die Bitte der Prinzessin nicht abschlagen, aber er grenzte seine Zusage deutlich ein: Paul I. war bereit, fünfzehn Mönche und fünfzehn Nonnen in einem Trinitarierkloster zu Orscha<sup>249</sup> Asyl zu gewähren. Das war nun freilich etwas, aber wahrlich nicht alles, was sich Lestrangle erhofft hatte, nämlich eine formelle Niederlassung ohne personelle Beschränkungen.<sup>250</sup> Dennoch wurden die Vorbereitungen für den Aufbruch sogleich getroffen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich unseren Reisenden, die nach Möglichkeit den Wasserweg der Donau zu benützen trachteten, auch eine gewisse Mère Madeleine-Renée de Saint-Maur aus dem Kloster der Calvairiennes zu St-Germain bei Paris angeschlossen hatte, deren Bericht wir wertvolle Informationen auch über den österreichischen Abschnitt der „Odyssee“ verdanken.<sup>251</sup>

243) Dies geht aus einem Schreiben Maria Annas an ihre Schwester Amelie hervor, in dem sie es beklagt, daß nun auch die Trappisten und mit ihnen die Prinzessin Condé mit einer so großen Zahl von Geistlichen aus der Schweiz habe fliehen müssen – ohne Mittel und ohne zu wissen, wohin. (Prag 1798) II 3. HHStA.F.A. SB 68, Nr. 9712, fol. 121r.

244) Maria Anna an Franz II, Prag 1798 II 5. HHStA Familienkorr. A, Kt. 27.

245) HHStA STRP 1798/I, Nr. 1346 (26. März).

246) Pergen an Lažanzky, Wien 1798 III 7. AVA PH Nr. 289/1798.

247) Louise an Bouzonville, (Fürstenried) 1798 III 24. Lettres S. 208. – Maria Anna an Franz II., Prag 1798 III 4 HHStA.F.A. SB 59, Nr. 20712, fol. 21r.

248) . . . *et de s' y arrêter pour séjourner, s' il en est besoin*. Louise an Condé, (Fürstenried) 1798 IV 14. Correspondance S. 186.

249) Etwa 100 km westlich von Smolensk.

250) Louise an Condé, (Fürstenried) 1798 IV 14. Correspondance S. 185 f.

251) 1768 geboren, legte sie am 17. Juli 1789 ihre Profeß ab und gelangte nach gefahrvoller Flucht nach Augsburg. Gestorben am 20. Mai 1836 im Calvaire von Paris.

Passau<sup>252</sup> war erneut Sammelplatz der einzelnen Reisegruppen, die sich über einen unverhofften Ehrerweis des Kurfürsten und der bayerischen Erzherzogin Maria Leopoldine (1776–1848), seiner Gemahlin, freuen durften: Etwa acht oder neun solide Schiffe waren für sie vorbereitet, desgleichen zwei riesige Flöße, in deren Mitte jeweils eine kleine Hütte errichtet war, die vornehmlich den Alten und Kranken als Schutz gegen die Unbilden der Witterung dienen sollte.<sup>253</sup> Das Itinerar der Schiffreise zu erstellen, ist mit Schwierigkeiten, einzelne überlieferte Ereignisse zu datieren und zu lokalisieren, verbunden.<sup>254</sup> Den ersten Aufenthalt gab es beim Eintritt in die Erbländer, denn die peniblen Zoll- und Mautformalitäten beanspruchten geraume Zeit.<sup>255</sup> Unsere Trappisten quartierten sich in der 1786 von Joseph II. aufgehobenen Zisterze von Engelszell ein,<sup>256</sup> an einem Ort also, der seit 1925 wieder durch das Leben eines Trappistenkonvents geheiligt ist.<sup>257</sup> Hier kam es zu einem betrüblich-ergreifenden Vorkommnis: Am 20. Mai war der neuneinhalb Jahre alte Knabe Antoine Favre Sagnier auf einem der Schiffe *in itinere* an hektischem Fieber gestorben<sup>258</sup> und wurde nach Ablauf der gesetzlich vorgeschriebenen Frist von zwei Tagen, wohl am 23. Mai, im Ordenskleid und nach zisterziensischen Ritus<sup>259</sup> begraben. Eine große Volksmenge war bis zu Tränen

---

Vie du Dom Urbain S. 82 – Das Original: *Relation des voyages de la Vbbe Mère St Maur, religieuse du Calvaire de Paris, pendant son émigration. . . .* 1829, wird im Archiv der Benediktinerinnen du Calvaire zu Angers aufbewahrt. Für die Besorgung von Photocopien dieser wichtigen Quelle bin ich Sr. Marie de la Trinité Kervingant OCSO zu besonderem Dank verpflichtet.

- 252) Nicht Linz, wie es eine zeitgenössische Quelle nahelegt. Kervingant 35, S. 202 f.
- 253) Vie du Dom Urbain S. 84. – *Odyssée* S. 120. – Zumindest ein Teil unserer Emigranten scheint schon von Augsburg an den Wasserweg bis nach Passau benutzt zu haben. Vgl. Savigny-Vesco S. 118. – Die Angaben der *Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 10 lassen keine sicheren Schlüsse zu. Auvergne (wie Anm. 51) S. 17 f. läßt an Donauwörth als ersten Sammelplatz und als Anfangsort der Donaureise denken.
- 254) Ein Versuch, einen Gesamtitinerar zu erstellen, bei Bouton (wie Anm. 14) S. 421–424.
- 255) Nach Gaillardin t. 2, S. 192, hätten die Trappisten auf das Eintreffen österreichischer Pässe warten müssen, was freilich unwahrscheinlich ist, vgl. oben S. 318
- 256) Die französischen Geschichtsschreiber nennen den Namen nicht; am genauesten Gaillardin t. 2, S. 192 (*in einem Kloster, das Joseph II. aufgehoben hatte*), während Vie du Dom Urbain S. 85 f. irreführend an Wilhering denken läßt (*in der Nähe von Linz*). Die Lokalisierung wird jedoch durch den Todesfall des Kindes Sagnier sichergestellt. Siehe unten Anm. 258. – Engelhartzell war Grenzzollamt. Vgl. Ernst Neweklowsky, *Die Schifffahrt und Flösserei im Raume der oberen Donau*. Bd. I (Linz 1952) S. 422.
- 257) Vgl. *Alte Klöster in Passau und Umgebung*. Hg. von Josef Oswald (Passau 1954<sup>2</sup>) S. 143 f. – Alois Benededer, Hans Brandstetter, Engelhartzell 1194–1961 (Engelhartzell 1961) S. 96 f.
- 258) Stammte aus der Pfarre Gonnevaux in Savoyen (Diözese Genf). Pfarrarchiv Engelhartzell, Totenbuch t. 1, fol. 131. – Vgl. Neweklowsky (wie Anm. 256) Bd. I, S. 414–416.
- 259) Ausführliche Beschreibung bei Gregor Müller, *Vom Sterbelager bis zum Grabe*. *CistChr* 27 (1915) S. 57–66, 126–131, 149–153, 274–180, 191–198, 215–221, 240–245, 269–237 u. 284–289. – Vgl. *Us de l'Ordre des Cisterciens Réformés* (Westmalle 1895) S. 301–310.

gerührt<sup>260</sup> und wollte die Trappisten bei sich behalten.<sup>261</sup> Da es Lestrage nicht günstig erschien, in allzu großer Zahl in Wien einzutreffen, sonderte er eine Gruppe von 96 „Individuen“ in Linz ab und beorderte sie unter der Führung des P. Jean-Joseph Fayt<sup>262</sup> nach Lemberg. Sie fanden am 4. Juni interimistische Aufnahme in Schloß Buštěhrad unweit von Prag, das dem Prinzen von Zweibrücken gehörte<sup>263</sup> und später Charles X. während der Zeit seines Prager Exils (1832–1835) als Sommerresidenz dienen sollte.<sup>264</sup>

Man darf nicht vergessen, daß diese Schifffreise mitten in den Frühling fiel und die blühenden Bäume an den Ufern der Donau einen prächtigen und tröstlichen Anblick boten.<sup>265</sup> Lestrage unterließ es nicht, selbst auf den Booten die Beichten der Schwestern zu hören.<sup>266</sup> Nicht minder einzigartig war das liturgische Gebet unserer Exilanten: Wenn es die Umstände erlaubten, ließen die Schiffsleute die beiden Flöße dicht beieinander treiben, und Mönche und Nonnen bildeten so zwei Chorchälften beim Gesang des Offiziums.<sup>267</sup> Überhaupt hielt die ganze Ordensfamilie an den ungekürzten kanonischen Horen fest,<sup>268</sup> lediglich das Nachtoffizium unterblieb in den Herbergen aus Rücksicht auf andere Reisende.<sup>269</sup> Die Nächtigung, bei der man auf dem Boden schlief,<sup>270</sup> erfolgte meist in größeren Orten, wo es Kirchen gab, in denen frühmorgens die hl. Messe gefeiert werden konnte.<sup>271</sup> Die Bevölkerung schenkte den Ankömmlingen in gleicher Weise Sympathie und vom Mitleid inspirierte Hilfsbereitschaft. In einer Stadt<sup>272</sup> war die Aufnahme besonders herzlich: Die vollendet geordnete Prozession zur Kirche und der Gesang des *Salve Regina* dortselbst gewann die Herzen aller.<sup>273</sup> Am Vorabend des Pfingstfestes aber erreichten die Exilanten ihr unmittelbares Ziel, die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.<sup>274</sup> Es war am Samstag, dem 26. Mai.

260) Gaillardin t. 2, S. 192 f. – Vie du Dom Urbain S. 85–87. – Odyssée S. 122.

261) Auvergne (wie Anm. 51) S. 21.

262) Diözesanpriester von Arras, war er nach Ausbruch der Revolution nach Valsainte gekommen, ohne sich jedoch endgültig an La Trappe zu binden. Er war *prêtre directeur* der Nonnen und hatte als solcher die dritte Kolonie begleitet, die im Feber 1798 Sembrancher verlassen hatte. Kervingant 36, S. 68.

263) Odyssée S. 123. – *Auskünfte des Prälaten . . .*, (Wien) 1798 (VI). AVA cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100, fol. 9r. Kervingant 36, S. 69, 204.

264) Jacques Vivent, Charles X. *Dernier roi de France et de Navarre* (Paris 1958) S. 401.

265) Odyssée S. 120.

266) *Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 11.

267) „Les rives du Danube se renvoyaient l'echo des cantiques sacrés . . .“ Odyssée S. 116. – „Il n'y avait rien de plus touchant que ce spectacle nouveau . . .“ Kervingant 36, S. 203.

268) Vie du Dom Urbain S. 85.

269) Vgl. Louise an Bouzonville, Moudon 1789 I 20/21. *Correspondance* S. 178.

270) *Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 10.

271) Vgl. Odyssée S. 121.

272) „ . . . dans une ville d' une certaine importance“ (Ybbs?). Vie du Dom Urbain S. 87.

273) Vie du Dom Urbain S. 87–89. – Gaillardin t. 2, S. 194 f. – Vgl. Kervingant 36, S. 192, 203.

274) Odyssée S. 123.

## IV.

In Auseinandersetzung mit der österreichischen  
Kirchen- und Emigrantenpolitik

Nach dem Bericht der „Odyssée“<sup>275</sup> ließ Lestrangle kurz vor Wien, d. h. wohl in der Rossau,<sup>276</sup> anlegen und brachte Mönche und Nonnen in einem Gasthof dortselbst unter. In einer nahegelegenen Kirche feierte man das Pfingstfest. Nach dem Gottesdienst begab sich Abt Augustin in die Stadt, begleitet von Soeur Marie-Joseph, der Prinzessin Condé im weißen Schleier der Novizinnen, von deren Präsenz er sich manche Erleichterung im Umgang mit den Behörden erhoffen durfte. Am Pfingstdienstag kehrten beide erfolgreich zurück: Die Salesianerinnen am Rennweg hatte sich bereit erklärt, sie alle aufzunehmen: Eine Tat seltener, großmütiger Gastfreundschaft, galt es doch, nicht weniger als etwa hundert Personen<sup>277</sup> in einem zu beherbergen. Lestrangle wußte diese außerordentliche Hilfsbereitschaft zu schätzen, denn, so sagte er, eine geringere Liebe hätte viele Gründe namhaft machen können, um die Bitte der Exilanten abzuschlagen.<sup>278</sup>

Verschiedene Umstände hatten mitgeholfen, die Tore der Heimsuchung weit aufzutun. Unmittelbar war es die wechselseitige Bekanntschaft der Schwestern mit der Prinzessin Condé, und sie war es gewesen, die Lestrangle den Namen der früheren Oberin Mme Isabelle de Sales de Fossières (†1812) genannt hatte.<sup>279</sup> Mère Isabelle war geborene Französin und hatte 1762 in Paris ihre Profieß abgelegt.<sup>280</sup> Tief betroffen von den revolutionären Vorgängen in ihrem Heimatland,<sup>281</sup> war sie gewillt, in jeder nur erdenklichen Weise zu helfen, und hatte während ihrer zweifachen Amtszeit als Oberin 1790–1796<sup>282</sup> zehn geflüchtete Mitschwestern aufgenommen, unter ihnen und als erste Soeur Thérèse Augustine Boulangier aus dem Konvent von Salins,<sup>283</sup> eine leibliche Schwester des Trappisten Dom Gérard, den wir bereits kennengelernt haben.<sup>284</sup>

Die am 12. Mai 1796 neu gewählte Oberin Marie-Julienne de Trautmansdorff

275) Zum Folgenden: Odyssée S. 123.

276) Vgl. Felix Czeike, Das große Groner Wien-Lexikon (Wien 1974) S. 723 (Lit.).

277) Annales de ce Monastère de la Visitation sainte Marie de Vienne (1716–1873) S. 295 (103 Personen). Archiv Salesianerinnen. – Die für uns relevanten Passagen sind auch gedruckt wiedergegeben: CistChr 46 (1934) S. 387f. – Abt Rainer Sigl von Zwettl, der uns einen überaus wichtigen Augenzeugenbericht hinterlassen hat, spricht von 99 Köpfen. Ernst Muck, Abt Rainer II. Sigl von Zwettl und die Trappisten. CistChr 46 (2934) S. 340–352, 378–394; hier S. 348. – 99 Personen entsprechen auch den *Auskünften des Prälaten . . .*, (Wien) 1798 (VI). AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100, fol. 9r.

278) Gaillardin t. 2, S. 196.

279) Louise an Bouzonville, Wien 1798 VII 25. Correspondance S. 197.

280) Profießbuch (fol. 6). Archiv Salesianerinnen.

281) Annales (wie Anm. 277) S. 287.

282) Profießbuch (wie Anm. 280).

283) Sie traf mit Soeur Marie Augustine Gauffre am 11. Nov. 1791 in Wien ein. Annales (wie Anm. 277) S. 287.

284) Siehe oben S. 300. Die Schwester hatte ihren Bruder in Widlisbach auch materiell unterstützt. CistChr 41 (1929) S. 236. 1801 ging sie mit dem Lyoner Konvent nach Venedig. Annales (wie Anm. 277) S. 301.

(1748–1819)<sup>285</sup> war ebenfalls durch außerordentliche Herzengüte ausgezeichnet<sup>286</sup> und hatte das Elend der Emigration kurz zuvor am Beispiel ihrer Mitschwester aus dem Kloster Belle-Cour zu Lyon aus unmittelbarer Nähe erlebt. Auch dieser Konvent hatte schon eine wahre Odyssee hinter sich: Leopold II. hatte ihnen in Mantua ein Asyl gewährt, das sie 1796 infolge der kriegerischen Auseinandersetzungen wieder verlassen mußten.<sup>287</sup> Die Flucht führte sie über Judenburg und Gloggnitz<sup>288</sup> nach Krumau<sup>289</sup> und Wittingau<sup>290</sup> in Böhmen, bis ihnen Kaiser Franz II. 1801 in Venedig eine Bleibe anweisen sollte.<sup>291</sup> Trautmansdorff stand bei der Polizeibehörde „im Verdacht“, daß sie nicht abgeneigt ist, französischen Nonnen ihres Ordens zur Anherkunft auf alle Art die Hand zu bieten und die Zahl französischer Erzieherinnen möglichst zu vermehren.<sup>292</sup>

So war das Heimsuchungskloster am Rennweg, schon von seinen Ursprüngen her französisch orientiert, ein natürlicher Zufluchtsort für die geistliche Emigrantenkolonie in Wien und galt zudem im Umfeld der österreichischen Kirchen- und Klösterpolitik als „sicheres“ Kloster, dessen Aufhebung auch im Josephinischen Jahrzehnt niemals ernstlich zur Diskussion gestanden<sup>293</sup> und dem die Gunst des Hofes auch unter der Regierung Franz II. erhalten geblieben war. Dessen zweite Gattin Marie Theresie (1772–1807) zählte zu den großen Wohltäterinnen des Konvents,<sup>294</sup> die Erzherzoginnen beehrten das Kloster häufig mit ihren Besuchen.<sup>295</sup>

Die bevorstehende Ankunft der *Trappenser*<sup>296</sup> hatte bereits Interesse und Phantasie der Wiener geweckt. Um die Nonnen nicht belästigender Neugierde auszusetzen, hatte Lestrangé für sie einige Wagen aufgenommen, denen Mme Royale entgegenfuhr, um vor allem die ihr verwandte Prinzessin beim Einzug in die Stadt zu begrüßen.<sup>297</sup> Als aber die Ausschiffung der Mönche und Knaben in Anbetracht der behördlichen Formalitäten längere Zeit in Anspruch nahm, bevölkerte sich das Ufer mit Massen von schaulustigen Wienern, die sich nicht abhalten ließen,

285) Vgl. Hildegard Waach, *Die Salesianerinnen in Wien 1717–1967* (Wien, München 1967) S. 164 f.

286) *Annales* (wie Anm. 277) S. 294.

287) *Annales* (wie Anm. 277) S. 299.

288) Hofdekret an nö. Regierung, 1797 V 18. NÖLA RegA, C 14 Nr. 1750/1797.

289) Erzherzogin Maria Anna hätte es nicht ungern gesehen, wenn den Salesianerinnen eine fixe Niederlassung in Böhmen gewährt worden wäre. Maria Anna an Franz II., Prag 1798 (I) 21. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/2, fol. 17v.

290) *Annales* (wie Anm. 277) S. 300.

291) Ebd.

292) Pergen an Wöber, Konzept, Wien 1798 X 31. AVA PH Nr. 964/1798.

293) Joseph II. selbst hatte es durchgesetzt, daß die als Braut für seine Neffen Franz ausersehene Herzogin Elisabeth von Württemberg ihre weitere Erziehung bei den Salesianerinnen erhalten sollte. Cölestin Wolfgruber, Franz I. Kaiser von Österreich, Bd. I (Wien, Leipzig 1899) S. 259. – Auch liebte es der Kaiser, die bereits hochbetagte Mme de Fossières zu besuchen, und erwies ihr stets die größte Achtung. Du Montet, *Erinnerungen* (wie Anm. 169) S. 22 f.

294) *Annales* (wie Anm. 277) S. 292.

295) Du Montet, *Erinnerungen* (wie Anm. 169) S. 18 f.

296) So nannte sie durchwegs Abt Rainer Sigl. Muck S. 348.

297) Vie du Dom Urbain S. 89 f. – Vgl. *Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 11.

höchstselbst die Flöße zu besteigen, um hier vor allem P. Jean-François zu bewundern, von dem das Gerücht umlief, er wäre hundert Jahre alt, was angesichts der Strenge des Ordens als veritable Sensation gewertet wurde.<sup>298</sup> Der Zug zum Heimsuchungskloster gestaltete sich triumphal: „Die ganze Wienerstadt war an den Fenstern, vor den Haustoren und in den Straßen,“<sup>299</sup> als die Prozession – an der Spitze die Chormönche, dann die Konversen, gefolgt von 60 Knaben des Dritten Ordens mit ihren Lehrern – durch die Polizeiwache um die Stadt herum zu den Salesianerinnen geleitet wurde.<sup>300</sup> Am Eingang der Klosterkirche wurden sie von Bischof de La Fare erwartet, und Abt Augustin erteilte allen nach dem Gesang des *Salve Regina* den eucharistischen Segen.<sup>301</sup> Die Nonnen wurden zunächst im Klausurbereich untergebracht<sup>302</sup> und zwar in einem rechts an die Kirche angeschlossenen Trakt mit dem Namen „Münsterboden“.<sup>303</sup> Wenig später übersiedelten sie in jenen Gebäudeflügel, der im „Äußeren Hof“ an das Untere Belvedere bzw. an den Rennweg anstößt und den Mme Brionne, die Fürstin von Lothringen, erst zu Beginn 1798 für sich gemietet,<sup>304</sup> nun aber den Trappistinnen überlassen hatte.<sup>305</sup> Im nichtklausurierten Trakt im Kirchenhof rechts neben dem Gotteshaus, der sonst vornehmlich die Sprechzimmer beherbergte, waren zu ebener Erde die Mönche, in den Obergeschoßen die Kinder und Lehrer des Dritten Ordens untergebracht.<sup>306</sup>

Sogleich nach der Ankunft wurde das Chorgebet wieder aufgenommen und öffentlich in der Klosterkirche verrichtet. Der Zustrom der Wiener war außerordentlich.<sup>307</sup> Ihnen schien es, die von Joseph II. unterdrückten monastischen Orden seien wieder erstanden; die katholische Gläubigkeit des Volkes fühlte sich durch die Ankunft der Trappisten zu offenem Bekenntnis ermutigt.<sup>308</sup> Als der bei den Schotten wohnende Abt von Zwettl Rainer Sigl – er hatte 1786 einem Kommandatarabte weichen müssen<sup>309</sup> – am 3. Juni, dem Dreifaltigkeitssonntag, der Vesper beiwohnen wollte, war der Andrang so groß, daß er die Zugänge *vom Militari* bewacht und verschlossen vorfand.<sup>310</sup> Als der Zug der Nonnen die von Menschenmassen gefüllten Äußeren Höfe zur Kirche hin durchschritt, fühlte sich

298) Gaillardin t. 2 S. 196.

299) Ebd. S. 196 f.

300) Muck S. 348.

301) *Odyssée* S. 123.

302) *Vie du Dom Urbain* S. 90. – *Annales* (wie Anm. 277) S. 295.

303) Mitgeteilt von Sr. Caritas OVSM., für deren Geduld und Hilfe ich an dieser Stelle danken möchte.

304) *Contrat*, 1798 I 14. Archiv der Salesianerinnen, Kasten A, Lade XXII Nr. 8.

305) *Louise an Bouzonville*, Wien 1798 VII 25. *Correspondance* S. 197. – Vgl. Du Montet, *Erinnerungen* (wie Anm. 169) S. 24, 43.

306) *Vie du Dom Urbain* S. 90.

307) Dasselbe Phänomen wird später in Krakau zu beobachten sein: Die dortige große Dominikanerkirche war bald gefüllt *d' une infinité de personnes . . . Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 14.

308) Vgl. Gaillardin t. 2, S. 197.

309) Muck S. 345 f.

310) Muck S. 349. – Vgl. Gaillardin t. 2, S. 197. – *Louise an Condé*, Wien 1798 VI 6. *Correspondance* S. 191.

Soeur Marie-Joseph an die Feste von Versailles erinnert, glücklich, sich in den *Gewändern Jesu Christi* zeigen zu dürfen.<sup>311</sup> Mehrmals wird uns bezeugt, daß die Wiener vor Ergriffenheit geweint hätten,<sup>312</sup> und die Prinzessin Condé war überzeugt, daß auch ihr Vater, nicht der Frömmste,<sup>313</sup> zu Tränen gerührt worden wäre, hätte er das allen sehen können.<sup>314</sup> Später machte der beständige Zulauf der Leute es tatsächlich nötig, bei der Vesper das Kirchentor zu schließen, *um ruhig beten zu können, und weil von dem häufigen Volk vieles in der Kirche schon ruiniert worden.*<sup>315</sup> Angesichts der Schönheit des Choralgesanges und der Liebe, mit der alle Zeremonien ausgeführt wurden, bekannte auch Abt Rainer: *Das Wasser floß mir aus den Augen . . .*<sup>316</sup> Dieser bemühte sich auch, den Trappisten bei der Beschaffung liturgischer Bücher behilflich zu sein.<sup>317</sup> Besondere Aufmerksamkeit erregte das Offizium des Herz-Jesu-Festes, das man in Valsainte am dritten Sonntag nach Pfingsten – 1798 fiel es also auf den 17. Juni – zu feiern pflegte. Dieses Offizium war von Lestrangle neu zusammengestellt worden<sup>318</sup> und enthielt Gebete für jede volle Stunde und geänderte Hymnen der Terz und der Complet.

So war der Empfang unserer Exilanten überaus herzlich ausgefallen; daß die „Wiener Zeitung“ sich darüber ausschwiege, darf nicht verwundern. Die Trappisten fühlten sich in der Heimsuchung wie in ihrem eigenen Kloster,<sup>319</sup> wenn es auch der Charme von Marie-Julienne Trautmannsdorff verstanden hatte, die strengen

311) Louise an Condé, Wien 1798 VI 6. Ebd. S. 191 f. – Schon zuvor hatte sie der den Aufwand liebenden Prinzessin de Conti versichert, daß das Ordenskleid auch viel bequemer sei *que nos grands habits de Versailles en brocard d'or et d'argent*. Auch gebe es keinen Ärger mit der Toilette mehr. Louise an de Conti, Turin 1795 XII 22. Lettres S. 47.

312) Muck S. 348.

313) Ihm werden nicht wenige „*aventures amoureuses*“ nachgesagt. Nach dem Tod seiner Gattin lebte er in Liaison mit Marie-Caroline de Brignoles, Prinzessin von Monaco, die er – trotz einer Ankündigung 1795 – erst 1808 heiratete. Die ganzen Jahre hindurch übergang Louise diese Lebensgemeinschaft in ihrer Korrespondenz mit Schweigen, war aber eindringlich bemüht, die Frömmigkeit des Vaters zu wecken. Vgl. Castries (wie Anm. 102) S. 202. – Ségur S. 38 f. – Crétineau-Joly t. 1, S. 349. – Nach DBF t. 9, Sp. 453 wäre die zweite Eheschließung schon im Oktober 1798 erfolgt.

314) Louise an Condé, Wien 1798 VI 6. Correspondance S. 192.

315) Muck S. 380.

316) Muck S. 350.

317) Muck S. 349 f.

318) Später im Druck erschienen: *Officium S. S. Cordis Jesus, juxta Ritum antiqui breviarii Sacri Ordinis Cisterciensis, ad usum monasteriorum reformationis Vallis Sanctae Beatae Mariae de Trappa, jussu et auctoritate Rm. D. Augustini, primi Vallis Sanctae Abbatis omniumque eiusdem Primitivae Oservantiae Monasteriorum Patris immediati* (Londini 1812). – Dieses Offizium hatte freilich nie eine römische Approbation erhalten und wurde 1822 von der Ritenkongregation unterdrückt: *Quidquid praescriptum fuit ab Abbate Augustino reprobandum et delendum . . .* Colombran Bock, *Les Codifications du Droit Cistercien*. Collectanea 17 (1955) S. 161.

319) Odysée S. 124. – . . . *nous étions parfaitement libres pour faire toutes nos affaires. Relation des voyages* (wie Anm. 252) S. 12.

Speisevorschriften zu mildern.<sup>320</sup> Die Bevölkerung hatte offen ihre Sympathien zum Ausdruck gebracht. Dennoch war es keine Frage, daß die Haltung des Hofes und der Regierung für das weitere Schicksal der Trappisten entscheidend sein würde.

Halten wir es nochmals fest: Bei der Ankunft in Wien hatte Lestrangle nicht an eine Niederlassung seines Ordens in den Staaten des Kaisers gedacht. Er wollte drei oder vier Tage in der Stadt bleiben, und für so lange hatte auch das Heimsuchungskloster seine Gastfreundschaft zugesichert.<sup>321</sup> Die Pässe waren ausgestellt für eine Durchreise nach Rußland, und dorthin richteten sich auch alle Hoffnungen unserer Emigranten. Zwei russische Offiziere hielten sich bereits in Wien auf, um ihnen das Geleit zu geben.<sup>322</sup> Noch am Pfingstdienstag, dem 29. Mai, dem Tag ihres Eintreffens bei den Salesianerinnen also, richtete Prinzessin Condé ein erstes Schreiben an Baron Thugut, der ja die Notlage ihres Ordens bereits kannte und den sie ganz allgemein um sein Wohlwollen bat.<sup>323</sup> Die erste Audienz aber, die Franz II. Lestrangle gewährte, schuf eine gänzlich neue Situation und bewirkte eine völlige Umorientierung der Pläne und Zielsetzungen des Abtes. Denn dieser wurde vom Kaiser in einer Weise empfangen, wie sie zuvorkommender nicht hätte sein können.<sup>324</sup>

Diese Audienz fand am Samstag, dem 2. Juni, statt, und Louise de Condé hatte ihrem Abt zwei Briefe mitgegeben, die er Kaiser Franz übermitteln sollte: Einen, den ihr die Zarin geschrieben hatte und der die Zusicherung enthielt, sie mit dreißig Ordensangehörigen in Orscha aufzunehmen,<sup>325</sup> und einen zweiten, den sie selber an Seine Majestät richtete. In diesem sprach sie die Bitte aus, der Kaiser möge ihnen allen den Aufenthalt in seinen Staaten so lange gestatten, bis es gelungen sei, die Aufnahme des gesamten Ordens – die Kinder inbegriffen – in Rußland zu erwirken. Sie denke für diesen zeitweiligen Aufenthalt an zwei Orte, von denen sie reden gehört hatte: Mannersdorf „in der Wüste“<sup>326</sup> oder Loreto,<sup>327</sup> beide in Ungarn gelegen. Schließlich bedauerte sie es, den Majestäten nicht per-

320) Lestrangle hatte bei der Ankunft erklärt, sie äßen weder Fleisch noch Fisch, worauf ihm die Oberin sagte, sie sollten es so halten, wie es der Herr den Aposteln geraten hatte: Eßt und trinkt, was man euch anbietet! (Lk. 10, 7). So wurden nun die Speisen mit Butter und Milch zubereitet, und zweimal in der Woche gab es Mehlspeisen, – nicht zur Freude der Soeur Marie-Joseph. Vie du Dom Urbain S. 91. – Correspondance S. 197.

321) Louise an Bouzonville, Wien 1798 VII 25. Correspondance S. 197.

322) Muck S. 350.

323) Louise an (Thugut), (Wien) 1798 V 29. HHStA Frankreich Varia Kt. 49, Fasc. Condé fol. 111.

324) Louise an Condé, Wien 1798 VI 6. Correspondance S. 191.

325) Vgl. oben S. 318.

326) Das Kloster der Unbeschuhten Karmeliten zu Mannersdorf hatte auch „St. Anna in der Wüste“ geheißen und war 1783 der Aufhebung verfallen. Gerhard Winner, Die Klosteraufhebungen in Niederösterreich und Wien (Wien, München 1967) S. 176 (Lit.).

327) Das Servitenkloster war 1787 aufgehoben worden. Adolf Mohl, Der Gnadenort Loreto in Ungarn (Eisenstadt 1894) S. 149–154.

sönlich die Aufwartung machen zu können, dies verbiete ihr ihr gegenwärtiger Stand.<sup>328</sup>

Doch der Kaiser versprach mehr zu geben, als man von ihm erbeten hatte. Die eigentliche Substanz dieser Audienz scheint in jenem Zwiegespräch enthalten zu sein, das sich in der Literatur erstmals bei Gaillardin wiedergegeben findet. Danach habe Franz II. Lestrangé gefragt, wo er seine Klöster habe. Dieser nannte Spanien, Piemont und England. *Und in meinem Reich haben Sie gar keine?*<sup>329</sup> Diese Frage des Kaisers ließ dessen grundsätzliche Bereitschaft erkennen, den Trappisten eine formelle Niederlassung zu gewähren, was Abt Augustin sogleich registrierte. Das Projekt, den Orden in Böhmen anzusiedeln, wurde zum allerersten Mal erörtert und dabei das Kloster Kladrau<sup>330</sup> bei Pilsen genannt, dem genügend Grundbesitz zugehörte, um 165 Personen ernähren zu können.<sup>331</sup> Abschließend bemerkte der Kaiser, es sei dazu freilich die Zustimmung des Staatsrates<sup>332</sup> erforderlich, doch werde er seine ganze Autorität geltend machen, damit sie wirklich gegeben wird.<sup>333</sup>

Heimgekehrt, setzte Abt Augustin selbstverständlich Soeur Marie-Joseph vom Stand der Dinge in Kenntnis, die eine so positive Entwicklung genommen hätten. Dies veranlaßte die Prinzessin, gewiß mit Wissen des Abtes, noch am selben Tag einen zweiten Brief an den Kaiser und parallel dazu ein Schreiben an Baron Thugut zu richten. Beginnend dankt sie Seiner Majestät für die so gnädige Aufnahme ihrer Wünsche, um dann gleich eine Entschuldigung anzufügen: In einem Übermaß an Bescheidenheit und Zurückhaltung<sup>334</sup> habe sie es nicht gewagt, ihren eigentlichen Herzenswunsch auszusprechen, und das sei die Bitte um eine Niederlassung in den kaiserlichen Staaten,<sup>335</sup> sei es in Böhmen, sei es in Ungarn, oder wo immer es genehm erscheine. Seine Majestät möge aber dem Orden auch die fernere Gunst erweisen, ihn in den Schwierigkeiten, die sich in dieser Angelegenheit einstellen könnten, zu beschützen. Damit würde er nicht nur

328) Louise an Franz II., Wien 1798 VI 2. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/15, fol. 357r–358r.

329) *Monsieur l'abbé . . . où sont vos monastères? – Sire, j'en ai en Espagne, en Piémont, en Angleterre. – Et dans mon empire vous n'en avez point?* Gaillardin t. 2, S. 198.

330) Ehemals berühmte und reich ausgestattete Benediktinerabtei westlich von Pilsen, am 5. Nov. 1785 aufgehoben. Wilhelm Weschta, Kladrau. Geschichte des Klosters und der Stadt (Dinkelsbühl 1966) S. 135–139. – Die Klostergebäude dienten nach der Aufhebung wirtschaftlichen Zwecken, als Militärspital, dann als Kaserne und als Invalidenhaus. 1825 kam die gesamte Herrschaft zu günstigen Bedingungen an den Fürsten Windischgrätz. 1864 wurde das Stift in eine Brauerei und Malzfabrik verwandelt. – Vgl. Thomáš v. Bilek, Statky a jmění koleji jesuitských, klášterů, klostelů, bratrstev a jiných ústavů v království Českém od císaře Josefa II. zrušených (Prag 1893) S. 180–186.

331) Gaillardin t. 2, S. 198.

332) In den französischen Quellen ist hier von der *régence* bzw. vom *conseil de régence* die Rede.

333) *J' userai, néanmoins, de tout mon credit . . . pour vous le rendre favorable.* Charencey t. 2, S. 468.

334) *trop de discretion.* Louise an Franz II., (Wien) 1798 VI 2. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/15, fol. 359r.

335) *. . . je m'empresse donc de supplier V. M. de daigner accorder à notre ordre la Facilité et les moyens de s' établir d' une maniere solide et stable dans ses états . . .* Ebd.

den Interessen Gottes dienen, sondern auch seinen eigenen, denn es sei unvorstellbar, daß dies nicht dem Herrscher und seinen Untertanen den Segen des Himmels sichern würde. Ein formvollendeter Brief,<sup>336</sup> der wie so viele andere das Urteil Ludwigs XVIII. bestätigt: *Die Prinzessin Louise schreibt besser und denkt besser als jede Frau in Frankreich . . .*<sup>337</sup>

Im gleichzeitig gesandten Schreiben an Baron Thugut informierte sie den „Direktor der auswärtigen Angelegenheiten“ über die beim Kaiser unternommenen Schritte und bat ihn um seine Unterstützung bei der Gewährung einer festen Niederlassung. Wieder fallen die Namen von Mannersdorf und Loreto.<sup>338</sup> Über die Haltung Thuguts ist nichts bekannt; doch scheint Regierungspräsident Franz Josef Graf Saurau sich in einer Weise geäußert zu haben, die man als positiv, ja als durchaus wohlwollend interpretieren konnte.<sup>339</sup>

In den Tagen zwischen dem 3. und 10. Juni, es war die Woche des Fronleichnamfestes, schienen die Beziehungen der Trappisten zum Hofe ihren Höhepunkt an Vertrauen und Herzlichkeit erreicht zu haben. Am 3., 4. oder 5. Juni – ein genaues Datum läßt sich nicht ermitteln – machte Lestrangle *mit der französischen Prinzessin*<sup>340</sup> der jüngsten Schwester des Kaisers, Erzherzogin Amalia, seine Aufwartung,<sup>341</sup> Am 6. Juni aber wußte zwar Abt Augustin, wer hinter dem Klausurgitter des Presbyteriums der Konventmesse beiwohnte, nicht aber Louise de Condé oder sonst ein Ordensmitglied. Als Trappisten und Trappistinnen in geordneter Prozession die Kirche verließen und den Hof durchqueren wollten, hielt ihr Abt an, um in ziemlich unkonventioneller Art Soeur Marie-Joseph zu präsentieren.

Sie selber berichtet darüber: *Heute morgen habe ich die Kaiserin kennengelernt und zwar auf ungläubliche Weise; dafür muß man Trappist sein . . . Als wir die Höfe inmitten der Menge durchschritten, um zu unserem Zuhause zu gelangen, hielt mich der hochwürdige Vater Abt unter einer Arkade an . . . Er sagte zu mir: Hier ist die Kaiserin, die aus dem Kloster kommt und die sich freut, Sie zu sehen. Sprechen Sie mit ihr!*<sup>342</sup> Marie Therese erwies sich als sehr gesprächig und interessiert und behandelte die Novizin mehr als Prinzessin und Hoheit, denn als Soeur Marie-Joseph.<sup>343</sup>

Im Hochgefühl der Hoffnung, daß die Dinge zu einem guten Abschluß kommen würden, schrieb Louise noch am selben Tag der Zarin, um sie hinsichtlich der Verzögerung des Eintreffens der Trappisten in Rußland zu informieren, und bat

336) Im Umfang von drei Seiten: fol. 359r–360r. Ebd.

337) *La princesse Louise écrit mieux, elle raisonne mieux qu'aucune femme de France.* Crétineau-Joly t. 1, S. 337.

338) Louise an (Thugut), Wien 1798 VI 2. HHStA Frankreich Varia Kt. 49, Fasc. Condé fol. 113.

339) Doch blieb unser Berichterstatter, Abt Rainer Sigl, etwas skeptisch: *Mir war dies auffallend und traute dem Grafen nicht viel zu.* Muck S. 351.

340) Soeur Marie-Joseph berichtet darüber nichts, sieht man von der Bemerkung, sie könne mit dem Kaiser und dessen Familie nicht genug zufrieden sein, ab. Correspondance S. 193. – Die Möglichkeit, daß es Mme Royale war, die Lestrangle bei diesem Besuch begleitet hatte, ist nicht auszuschließen, denn auch sie wurde gerne als „die französische Prinzessin“ bezeichnet.

341) Muck S. 351.

342) Louise an Condé, Wien 1798 VI 6. Correspondance S. 139 f. – Vgl. Muck S. 351.

343) Correspondance S. 194.

ihren Vater, gegebenenfalls auch seinerseits dem Kaiser ein Wort des Dankes zu sagen.<sup>344</sup>

Am 9. Juni morgens war Lestrangé bei der Kaiserin in Audienz und fand sie sehr gnädig,<sup>345</sup> und noch am selben Tag gelangte – vielleicht über deren Intervention – ein Handbillet Franz II. an den Vizepräsidenten der Direktorial-Hofstelle Joseph Ferdinand Freiherr von der Mark (1739–1813)<sup>346</sup> des Inhalts, man möge ein Kameralgut für jene Flüchtlinge in Vorschlag bringen, die in Rußland kein Unterkommen finden könnten, denn er sei geneigt, *das Schicksal dieser Unglücklichen so viel möglich zu erleichtern*. Einmal ist von einem *Zufluchtsort* die Rede, das andere Mal von einer *Niederlassung*.<sup>347</sup> Der Entwurf dieses Billets stammt von Thugut.<sup>348</sup> Am Tag darauf dankte Prinzessin Condé in herzlichen Worten dem Kaiser,<sup>349</sup> und am 11. Juni auch der Kaiserin, die der Niederlassung des Ordens ihr Interesse zugewandt habe.<sup>350</sup>

Ein undatiertes, vielleicht schon vor dem 10. Juni an Kaiser Franz gelangtes Pro memoria<sup>351</sup> legt in fünf Punkten die offenbare Nützlichkeit einer Ordensniederlassung in Österreich dar. Erstens sei nichts angemessener im ersten und größten katholischen Staat als ein Orden dieser Art. Nichts sei weiter so geeignet, den Völkern die rechten Gesinnungen gegenüber ihren Souveränen einzuflößen, wie das Beispiel von Ordensleuten, die trotz grausamer Verfolgung nicht einen Augenblick von der Beobachtung ihrer heiligen Lebensordnung abgewichen sind; sie haben sich sogar in dem Maße vermehrt, als man Anstrengungen unternahm, sie zu vernichten. Zum dritten sei nichts wirksamer, um den Untertanen die Liebe zur Arbeit beizubringen, als die Niederlassung eines Ordens, in dem sich alle, ungeachtet des Standes, der ihnen zuvor in der Welt eigen war, Tag für Tag der (körperlichen) Arbeit widmen. Damit sei das Beispiel der Mäßigkeit verbunden, denn der Ertrag der Arbeit wird mit den Armen geteilt. Schließlich sei der Orden auch deshalb nützlich, weil er jene, die sich berufen fühlen, ohne jede Beisteuer aufnehme, und unter diesen gebe es nicht wenige Bekehrte, die jetzt Vorbilder an Tugendhaftigkeit seien, und alte Militärs, die nun die Kirche erbauen. In den Schlußwendungen dieses nicht ungeschickt abgefaßten Memoriale, aus dem bereits die Stoßrichtung zu erwartender Angriffe ersichtlich wird, erinnert der Schreiber, wohl Abt Augustin selbst, an die Versicherung Jesu, daß jeder, der

344) Ebd. S. 193.

345) Muck S. 352.

346) 1796/97 Vizepräsident des Directoriums in Cameralibus, 1797–1801 Vizepräsident der Böhmisches-Österreichischen Hofkanzlei und 1802–1809 deren Hofkanzler. Rudolf Payer von Thurn, Die kaiserlich-königlichen Hofstellen, ihre Chefs und deren Stellvertreter (Wien 1902) (Tabelle). Vgl. Österreichische National-Enzyklopädie, Bd. 3 (Wien 1835) S. 575 f.

347) Dat. Laxenburg, 1798 VI 8 (praes. 9). AVA Cultus (alt), Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100, fol. 2. – HHStA Handbillettenprotokoll Bd. 140 (1798) Nr. 284.

348) Thugut, Vertrauliche Briefe (wie Anm. 199) Bd. 2, S. 108.

349) HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/15, fol. 362.

350) HHStA F.A. SB 60, Nr. 213/1, fol. 3r–4r.

351) *Petit memoire contenant quelques des raisons principales qui prouvent l'utilité de l'établissement des religieux de notre Dame de la Trappe en ce pays.* HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/15, fol. 361. (Dem Schreiben Louises ddo. 10. Juni vorgebunden).

einem Apostel ein Glas Wasser reicht, seinen Lohn erhalten wird (vgl. Mt. 10, 42). Welcher Segen wird erst einem Monarchen und dessen Völkern zuteil werden, für den Ordensleute jeden Tag dankbar ihre Hände zum Himmel erheben werden?

So steht es außer Zweifel, daß in der ersten Juniwoche die Lage der Trappisten eine durchaus günstige zu sein schien und zu wirklicher Hoffnung berechnete. Es bleibt noch zu erörtern, welchen Anteil daran die Erzherzogin Maria Anna hatte, die von ihrer Schwester Amalia beinahe täglich<sup>352</sup> über Wiener Vorkommnisse informiert zu werden pflegte.<sup>353</sup>

Eine direkte Intervention zugunsten der Trappisten läßt sich aufgrund ihrer Korrespondenz mit ihrem kaiserlichen Bruder nicht feststellen. Doch hat sie, die sich selbst *une grande seccatura* nannte,<sup>354</sup> mit großer Offenheit und Hartnäckigkeit versucht, Franz II. zu veranlassen, der Religion ihren früheren Glanz wiederzugeben,<sup>355</sup> – eine Redewendung, die in vielen ihrer Briefe wiederkehrt. Solange dies nicht geschehe, werden auch die politischen Dinge keinen glücklichen Lauf nehmen; das alles laste schwer auf ihrem Herzen.<sup>356</sup> Dabei war sie überzeugt, Franz bräuchte nur ein Machtwort zu sprechen, und alles würde sich zum Besseren wenden.<sup>357</sup> Sie weiß aber auch um die feindliche Einstellung der Staatsbürokratie in *Publico-Ecclesiasticis*: Da sind die Departements, die eine wirklichkeitstreue Information des Kaisers nicht zulassen;<sup>358</sup> die Minister handeln hinter dem Rücken Seiner Majestät,<sup>359</sup> es fehle ihnen nur zu oft an religiösem Eifer und an Treue.<sup>360</sup> Wenn eine Sache einmal zur Begutachtung gelange, sei sie auch schon verloren.<sup>361</sup> Ein tiefes Mißtrauen gegenüber den *Stellen* erfüllt sie.<sup>362</sup> Sie betet,

- 
- 352) In der Zeit vom 19. bis zum 23. Oktober 1797 beispielsweise hatte Maria Anna gleich fünf Briefe erhalten, die sie aus Gründen der Diskretion zu verbrennen pflegte. Vgl. Maria Anna an Amalia, (St. Margarethen) 1797 X 23. HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 231r, und (Prag) 1796 XII 11. a.a.O. fol. 183v.
- 353) Bereits am 3. Juni bedankt sich Maria Anna für die Nachricht vom Eintreffen der Prinzessin Condé und der Trappisten. An Amalia, (St. Margarethen) 1798 VI 3. HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 278r.
- 354) Maria Anna an Franz II., Prag 1797 VIII 9. HHStA F.A. SB 37, Nr. 197/2, fol. 43v. – Einen anderen Brief beginnt sie mit den Worten: *C'est encore moi; la seccatrice qui vous écrit . . .* (Prag) 1797 XI 10. A.a.O. fol. 56r. – Vgl. Maria Anna an Amalia, (Prag) o. D. (1797). HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 82r.
- 355) *J'ai toujours l'idée et le ferme espoir que ce sera vous mon bien-aimé Frere qui remétrez la Religion dans tout son Eclat. . .* Prag 1798 III 19. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/2, fol. 23v.
- 356) *un poids énorme.* Prag 1796 VII 24. HHStA F.A. SB 36, Nr. 181/2, fol. 43r.
- 357) *Il ne faut que deux mots, et tout ira au mieux.* Prag 1798 IV 18. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/2, fol. 26r.
- 358) Sie wissen hunderttausend Mittel, um beispielsweise die Ordensoberen zu quälen und zu schikanieren, *wooon man genug erzählen könnte.* Prag 1797 IX 28. HHStA F.A. SB 37, Nr. 197/2, fol. 49r.
- 359) (Prag) 1797 III 17 HHStA F.A. SB 37, Nr. 197/2, fol. 34r.
- 360) Spoleto 1800 X 9. HHStA F.A. SB 39, Nr. 228/2, fol. 26r.
- 361) *. . . et qu'elle vient au Gutachten cela réussit mal . . .* (Prag) 1798 VII 23. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/2, fol. 30v.
- 362) *Si cela va aux Stellen cela ne vous reviendra peut être plus, et on leur donnera un Décret contre leur demande et tout sera fini sans que vous le sachiez.* (Wien) 1799 XII 25. HHStA F.A. SB 38, Nr. 207/2, fol. 54r.

Gott möge dem Kaiser das nötige Licht schenken, um jene erkennen zu können, die ihm schlecht dienen; auch die Kaiserin wolle alles in ihrer Macht Stehende tun, um das so ruinöse System der Kirchenpolitik, das unaufhörlich das Ansehen des sichtbaren Oberhauptes der Ecclesia untergrabe, zu ändern.<sup>363</sup> Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich die Erzherzogin einmal auch auf die Visionen des Bartholomäus Holzhauser (1613–1658)<sup>364</sup> berief, die gerade (1797) in Neuauflage erschienen waren<sup>365</sup> und in deren apokalyptischen Schilderungen auch von einem *starken Monarchen* die Rede war. Sie hoffte sehr, daß dies ihr Bruder sein würde; man müsse für ihn beten.<sup>367</sup>

Inwieweit die Einflußnahme Maria Annas auf die österreichische Kirchenpolitik tatsächlich wirksam wurde, müßte Gegenstand einer eigenen Untersuchung sein. Im Falle unserer monastischen Emigranten erwies sich die Partei der aufgeklärten Berater des Kaisers als eindeutig stärker als dessen Mitgefühl mit unglücklichen Flüchtlingen, das gar nicht angezweifelt werden soll, aber letztlich ineffizient blieb. Nur einer Blitzaktion, die den Regierungsapparat überumpelt hätte und mit energischer Konsequenz hätte gesichert werden müssen, wäre jener Erfolg beschieden gewesen, den sich die Trappisten erhofft hatten, und dieses Wunder ist nicht geschehen. Die Zeit arbeitete unerbittlich gegen ihr Anliegen, und nach einem halbjährigen zähen Ringen wird die Niederlage besiegelt sein.

Der Hauptgrund dafür liegt in der inneren Struktur des Ordens. Denn gerade gegen die kontemplativen Ordensfamilien hatte sich der erste und schwerste Schlag der josephinischen Klosterpolitik gerichtet,<sup>368</sup> und nun sollte, nachdem alle einheimischen beschaulichen Konvente als *entbehrlich* und *dem Publikum nicht dienlich* geschlossen worden waren, ausgerechnet einem fremdländischen das Existenzrecht zugesprochen werden. Das würde *widrigen Eindruck machen*, zumal die Päpste den Orden der Trappisten nie approbiert, sondern bloß toleriert hätten.<sup>369</sup> Dies hätte eine vollständige Kehrtwendung und eine Desavouierung des bisher gegangenen kirchenpolitischen Weges bedeutet und einen fühlbaren Gesichtsverlust der betroffenen Hof- und Regierungsstellen, wenn auch nicht unbedingt des Kaisers selbst, mit sich gebracht. Nach wie vor war die aufgeklärte Intelligenz im Regierungs- und Beamtenapparat davon überzeugt, daß komtemplative Klöster schlechthin unnütz seien, und nicht wenige waren weiterhin der Meinung, daß auch in den belassenen Konventen der tätigen Orden nur Blinde, Lahme und

363) ... *en changeant les systemes si ruineux à la Religion qui sont établies dans nos pays...* An Marie Therese, Loreto 1801 I 11. HHStA F.A. SB 61, Nr. 246/10, fol. 609r.

364) Vgl. Benno Hubensteiner, Bartholomäus Holzhauser, in: *Bavaria Sancta*. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern. Hg. von Georg Schwaiger. Bd. I (Regensburg 1970) S. 349–364, hier bes. S. 363.

365) *Visiones* (Bamberg 1797).

366) An Amalia, (Prag) o. D. (1798?). HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 36v–37r.

367) An dies., (Prag) 1798 IV 11. HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 261r.

368) Aufhebungsdekret vom 12. Jan. 1782, abgedruckt bei Winner (wie Anm. 326) S. 82–87.

369) Protokoll über eine gemeinsame Sitzung von Hofkanzlei und Hofkammer, Wien 1798 VI 15. AVA Cultus (alt), Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100 fol. 7v–8r – Vgl. Muck S. 379.

Bucklige unterzubringen wären, „soweit sie noch Messe lesen, Beichte hören und predigen könnten.“<sup>370</sup> Zugeständnisse kirchenpolitischer Art wurden nur zögernd gewährt und betrafen eher Randgebiete, wie etwa die gerade am 21. März 1798 wieder gewährte Erlaubnis, das Allerheiligste am Karfreitag und Karsamstag aussetzen zu dürfen.<sup>371</sup> Das Klostersterben ging weiter: 1795 wurde das Franziskanerkloster in Langenlois, 1796 jenes der Kapuziner in Und, der Minoritenkonvent in Stein und das Schutzengelkloster der Paulaner in der Wiedener Vorstadt Wiens, 1797 das Haus der Beschuheten Karmeliten „auf der Laimgrube“ bei Wien aufgehoben,<sup>372</sup> um nur diese zu nennen. Gerade im Sommer 1798 verwarf Franz II. die Überlegungen der Hofkammer, das Stift St. Lambrecht wiederherzustellen.<sup>373</sup>

Nun ist bekannt, daß jene Klostergemeinschaften, die sich „ex instituto“ mit Jugenderziehung befaßten, sich einer freundlicheren Beurteilung seitens des Staates erfreuen durften.<sup>374</sup> Allein der Umstand, daß unsere Trappisten sich der Erziehung nicht weniger Knaben und Mädchen widmeten, nützte ihnen nichts, im Gegenteil. Erschien doch deren Lebensweise, ihre Absonderung von der Welt, die Erziehung zu *wirklichen Bigotten*<sup>375</sup> und die Art ihres Unterrichts für aufgeklärte Beamte als wirklich anstößig. Wenn später Regierungssekretär Joseph Paul Freiherr von Lederer (1771–1812)<sup>376</sup> berichtete, die Kinder seien zu jener Geistlosigkeit und Stumpfheit herabgewürdigt worden, die anscheinend die hervorragenden Merkmale der Ordensregel darstellten, sie lernten außer etwas Lesen und Schreiben nur ein schlechtes Latein, *eine dogmatische Religionslehre und das Chorbeten*, so durfte er für seinen Vorschlag, *diese unschuldigen Opfer ihrer wahren Bestimmung zurückzugeben*, auf breite Zustimmung rechnen.<sup>377</sup> Doch hatte schon zuvor der Kaiser auf einen Vortrag der Hofkammer vom 9. Juli resoliert: *Nur kann die Erziehung der Kinder diesen Mönchen nicht überlassen werden.*<sup>378</sup>

Ganz anders beurteilte naturgemäß Maria Anna die Pädagogik des Dritten Ordens. Sie wies auf die steigende Zahl der Selbstmorde hin, was sich nur aus einem Mangel an Religion erklären lasse; und dieser rühre von Professoren her, die nicht praktizierten oder die Religion zumindest lächerlich machten: Das könne nicht gut gehen.<sup>379</sup> Sie scheute sich nicht, von einer perversen Erziehung an

370) Schnürer (wie Anm. 12) S. 62.

371) Sammlung der Kaiserlich-königlichen Landesfürstlichen Gesetze in Publico-Ecclesiasticis, 11. Teil (Wien 1801) S. 23. – Das Volk antwortete mit „Vergelt's Gott“; *voilà bien le langage du coeur*. . . Maria Anna an Franz II., (Prag) 1798 IV 18. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/2, fol. 25r. – Vgl. Ferdinand Maaß, *Der Josephinismus*. Bd. 4: *Der Spätjosephinismus 1790–1820* (Wien, München 1957) S. 47.

372) Winner (wie Anm. 326) S. 240–248.

373) HHStA STRP 1798/III, Nr. 4238 (7. Sept.).

374) Winner (wie Anm. 326) S. 124.

375) Muck S. 379.

376) Wurzbach Bd. 14 (1865) S. 296.

377) Relation Lederers, 1798 X 2. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4723 ad 2595/1798.

378) HHStA STRP 1798/II, Nr. 3164.

379) . . . *céla ne peut pas bien aller, et plus que céla dure plus la jeunesse se pervertit*. Maria Anna an Franz II., Prag 1796 V 17. HHStA F.A. SB 36, Nr. 181/2, fol. 35r. – *Soyés cent-milles fois beni mon cher frère, si vous changé(s) ce qui regarde les études, si vous nous defaites des mauvais professeurs*. . . Dies. an dens., Prag 1797 IX 28. HHStA F.A. SB 37, Nr. 197/2, fol. 485. – Vgl. SB 59, Nr. 207/2, fol. 23v.

den öffentlichen Schulen zu sprechen.<sup>380</sup> Die Kinder bei den Trappisten aber seien so fromm und ordnungsliebend, daß sie die Erwachsenen beschämten. Die exakte Pflichterfüllung, wie es dem Stand eines jeden entspreche, sei ja das einzige Mittel, um Gott zu gefallen.<sup>381</sup>

Gerade im Zusammenhang mit den Kindern manifestierte sich zudem eine Geisteshaltung, die für aufgeklärte Katholiken der damaligen Zeit in hohem Maße provozierend war: die Herz-Jesu-Verehrung, gegen die Propst Marx Anton Wittola (1763–1797) und seine jansenistischen Gesinnungsfreunde erst bis vor kurzem erbittert angekämpft hatten.<sup>382</sup> Alle diese Kinder nun waren *durchaus gleich den Geistlichen gekleidet und geschoren, als mit einer weißen Kutte und braunem tuchenen Skapulier, so vorne und hinten nur bis gegen die Knie herabgeht und an beiden Seiten, gleich bei den ehemaligen Karthäusern, mit eben diesem braunen Tuche geschlossen ist*. Das Skapulier aber ebenso wie jenes ihrer Lehrer zeigte vorne auf der Brust ein großes Herz aus rotem Stoff mit der Inschrift: *La sainte volonté de Dieu*.<sup>384</sup> Während der Konventmesse pflegte man die Herz-Jesu-Litanei und nach der hl. Messe das *Salve Regina* zu singen,<sup>385</sup> weshalb an Gradualbüchern kein Bedarf war und Abt Rainer lediglich gebeten wurde, bei der Beschaffung von Antiphonalen, Ritualien und Missalen behilflich zu sein.<sup>386</sup> Die Herz-Jesu-Litanei in ihrer heutigen Gestalt war auch unter den Frommen der damaligen Zeit noch nicht allgemein bekannt: Maria Anna schrieb sie in einer der verwendeten Formen eigens für Mme Royale, der sie wie einer vierten Schwester zugetan war,<sup>387</sup> ab.<sup>388</sup> An jedem Herz-Jesu-Freitag wurde ein eigenes zusammengestelltes Stundengebet als *Votivoffizium* rezitiert.<sup>389</sup> Es darf auch daran erinnert werden, daß das 1794 von Valsainte aus gegründete Trappistenkloster in Westmalle (Flandern) „Unserer Lieben Frau vom Heiligsten Herzen Jesu“ geweiht worden war.<sup>390</sup> Anne Françoise aus

- 
- 380) *L'Éducation perverse . . . qu'on donne à la jeunesse dans les Ecoles Publiques et pour laquelle elle doit encore payer . . .* Dies. an dens., Prag 1796 VII 24. HHStA F.A. SB 36, Nr. 181/2, fol. 42v.
- 381) *Les enfans déjà si pieux et si exact à leur règle doivent humilier les plus grandes personnes; et les engager à remplir chaqu'une exactement les devoirs de son Etat, étant le seul moyen d'être agreable à Dieu*. Dies. an dens., (St. Margarethen) 1798 VI 9. HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 280r+v.
- 382) Manfred Brandl, Marx Anton Wittola. Seine Bedeutung für den Jansenismus in deutschen Landen (Steyr 1974) S. 110 f., 113. – Peter Hersche, Der Spätjansenismus in Österreich (Wien 1977) S. 267. – Ernst Tomek, Kirchengeschichte Österreichs, Bd. 3 (Wien 1959) S. 477.
- 383) Muck S. 348.
- 384) Muck S. 349. – Gaillardin t. 2, S. 197. – Vie du Dom Urbain S. 62. – Odyssee S. 82.
- 385) Odyssee S. 109. – *Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 11.
- 386) Muck S. 350.
- 387) *. . . qui est pour moi une quatrième soeur par l'amitié que j'ai pour elle*. Maria Anna an Franz II., (Prag 1797 IV). HHStA F.A. SB 37, Nr. 197/2, fol. 38v.
- 388) *Notre Cousine m'avait demandée les Litanies du Sacré Coeur qu'elle n'avait pas et je la lui ai copié . . .* Dies. an Amalia, (St. Margarethen) 1798 VIII 16. HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 302r.
- 389) Bock, Codifications (wie in Anm. 318) S. 161.
- 390) Notre Dame du Sacré-Coeur de Jésus. LThK Bd. 10 (1965<sup>2</sup>) Sp. 1073. – Odyssee S. 88 f.

der Diözese Nancy, die als Novizin der Trappistinnen nach Wien gekommen war, trug den Ordensnamen Marie du Sacré Coeur.<sup>391</sup> Nun war aber die Herz-Jesu-Verehrung, „zum Feldzeichen und Sammlungsruf der ‚Ehemaligen‘ und ihrer Anhänger (gemeint ist die jesuitische Partei) erhoben“,<sup>392</sup> wenig geeignet, in der Umgebung des Kaisers Sympatien zu wecken. Im übrigen beweist gerade die Verehrung des Heiligsten Herzens, daß sich die Strenge der Trappisten nicht aus jansenistischen Quellen eines religiös-moralischen Rigorismus herleitet.

Um das Scheitern der angestrebten Einwurzelung unserer Trappisten besser zu verstehen, muß natürlich auch die öffentliche Meinung bedacht werden, die, wenig differenzierend, den Emigranten insgesamt ungünstig war. *Les odieux émigrés*, schrieb Karl Graf Zinzendorf (1739–1813) in sein Tagebuch,<sup>393</sup> und Erzherzog Karl bemerkte angesichts der Mentalität der Emigrantenführer, ihn wundere der Ausbruch der Revolution nicht mehr; und es könne Frankreich kein größeres Unglück geschehen, *als wenn alles auf den vorigen Fuß gesetzt* und diese Herren *wieder zu dem Staatsruder kommen würden*.<sup>394</sup> Das herausfordernde Benehmen so manches Emigré verstieß gegen das politische Taktgefühl und gegen die Gesetze der Gastfreundschaft; Großsprecherei und Rachbegier erzeugten böses Blut. Mißtrauische Sorge vor politischen Emissären der französischen Republik beherrschte besonders nach den Jakobinerprozessen in hohem Maß den Polizeiapparat und erschwerte die Unterscheidung zwischen Befürwortern der Revolution und deren Opfern. Zudem fanden sich unter den „Demokraten“ und „Jakobinern“ nicht selten auch Angehörige des geistlichen Standes.<sup>395</sup> Gerade im März 1798 schien es Polizeiminister Pergen, der gleich Augustin Barruel (1741–1820)<sup>396</sup> und Leopold Aloys Hoffmann (1760–1806)<sup>397</sup> an eine Verschwörung geheimer Gesellschaften als Ursache der revolutionären Umtriebe in Europa glaubte,<sup>398</sup> daß die Franzosen den bereits vor 4 Jahren von dem berüchtigten Martinovich angegebenen Revoluzions-Plan mit Ernst auszuführen beginnen.<sup>399</sup> Kurz darauf kam es zum Eklat um den französischen Gesandten General Bernadotte in Wien,

391) ChistChr 46 (1934) S. 392.

392) Adam Wandruszka, Leopold II. Bd. 2 (Wien, München 1965) S. 35.

393) Zitiert bei Pawlik, Emigranten (1967) (wie Anm. 105) S. 6.

394) Zitiert bei Pawlik, Emigranten (1969) (wie Anm. 105) S. 112.

395) Helmut Reinalter, Aufgeklärter Absolutismus und Revolution. Zur Geschichte des Jakobinertums und der frühdemokratischen Bestrebungen in der Habsburger-Monarchie (Wien 1980) S. 14. – Ders., Der Jakobinerpriester Joseph Rendl. MÖG 82 (1974) S. 377–402.

396) Vgl. Sylva Schaeper-Wimmer, Augustin Barruel, S. J. (1741–1820). Studien zu Biographie und Werk (Frankfurt am Main, Bern, New York 1985.)

397) Wandruszka, Leopold II. (wie Anm. 392) Bd. 2, S. 378.

398) Helmut Reinalter, Aufklärung, Freimaurerei und Jakobinertum in der Habsburger-Monarchie, in: Jakobiner in Mitteleuropa. Hg. und eingeleitet von Helmut Reinalter (Innsbruck 1977) S. 243. – Vgl. Johannes Rogalla von Bieberstein, Die These von der freimaurerischen Verschwörung, in: Freimaurer und Geheimbünde im 18. Jahrhundert in Mitteleuropa. Hg. von Helmut Reinalter (Frankfurt/M 1986<sup>2</sup>) S. 85–111.

399) Note Pergens an Franz II., Wien 1798 III 21. AVA PH Nr. 498/1798, fol. 30r.

der es dann vorzog, in provokanter Weise die Stadt zu verlassen.<sup>400</sup> So verwundert uns der Hinweis des Augenzeugen Abt Rainer Sigl nicht, die Wiener Polizei habe es sich angelegen sein lassen, *dem Kaiser die Trappenser als gefährliche Leute zu schildern*; unter dem Deckmantel von Frömmigkeit und Strenge seien vielleicht *heimliche, französische Spione, Aufrührer, Verführer des Volkes verborgen*. Man hätte sie besser gar nicht einreisen lassen sollen.<sup>401</sup> Die Angst vor verkappten Umstürzern wird auch noch 1799 aktenkundig.<sup>402</sup> Nicht nur in Ungarn seien *verdoppelte Vorichts-Anstalten* vonnöten,<sup>403</sup> um dem *französischen Gift*<sup>404</sup> entgegenzuwirken; auch in Böhmen habe man gerade erst im Juni 1798 gefährliche *Bücheln* und Spuren *französischer Gesinnungen* entdecken müssen,<sup>405</sup> während Maria Anna von der Treue *ihrer lieben Böhmen*<sup>406</sup> zutiefst überzeugt war: Sie würden im Ernstfall nicht weniger zur Dynastie stehen als die Tiroler.<sup>407</sup> Alles in allem aber hat die gesteigerte Furcht vor französischen Agitatoren und Emissären, die verkleidet das Land durchreisten,<sup>408</sup> ebenso wie die wachsende Abneigung gegen die Emigration überhaupt unseren Trappisten gewiß nicht wenig geschadet.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß sofort nach Eintreffen der Trappisten in Wien starker Zulauf zu ihnen einsetzte, d.h. daß sich Personen beiderlei Geschlechts um Aufnahme in den Orden bewarben. Mitte Juni waren es bereits *etliche zwanzig*, meist Frauen, die Abt Lestrangé freilich auf die noch ausstehende kaiserliche Resolution vertrösten mußte.<sup>409</sup> Dieser Andrang verwunderte Maria Anna nicht, denn Personen, die eine wirkliche Berufung zum Ordensleben hätten, sähen sich vielen Schwierigkeiten gegenüber, um an ihr Ziel zu gelangen. Natürlich gäben sie einer Gemeinschaft den Vorzug, wo die Regularität am größten sei.<sup>410</sup> Zwei Majestätsgesuche von Bewerberinnen haben sich erhalten: Johanna Seidelmayerin aus Günzburg in Vorderösterreich wollte schon immer ins Kloster gehen, *aber dieweil ich halt arm bin und nicht viel hab so bin ich halt nirgends aufgenommen worden*.<sup>411</sup> Ähnlich verhielt es sich bei der 30jährigen Anna Griesin aus Neuhaus in Böhmen.<sup>412</sup> Ebenso ist von Katharina Nitsch, Katharina Holzacker,

400) Vgl. Getreue Darstellung des Auflaufes, welchen die französische Botschaft durch Aushängung einer dreyfärbigen Fahne den 13. Aprill 1798 in Wien veranlasset hat (Wien 1798).

401) Muck S. 351; vgl. S. 379.

402) Siehe unten S. 353.

403) Note Pergens an Franz II., Wien 1798 III 19. AVA PH Nr. 498/1798 fol. 34r.

404) Kálmán Benda, Die ungarischen Jakobiner, in: Jakobiner in Mitteleuropa (wie Anm. 398) S. 386.

405) Graf Wratislaw an das k. k. Landespräsidium in Prag, Prag 1798 VI 22. AVA PH Nr. 987/1798. – Vgl. Květa Mejdricka, Wirkungen der Französischen Revolution in Böhmen, in: Jakobiner in Mitteleuropa (wie Anm. 398) S. 417–431.

406) An Franz II., Prag 1796 VI 4. HHStA F.A. SB 36, Nr. 181/2, fol. 39v. – *... je plaide toujours pour ce pays si cher à mon coeur*. Dies. an dens., Prag 1797 VI. A.a.O. SB 37, Nr. 197/2, fol. 41v.

407) Dies. an dens., Prag 1796 VI 4. (wie Anm. 406).

408) Vgl. Jakobiner in Mitteleuropa (wie Anm. 398) S. 13.

409) Muck S. 379.

410) Maria Anna an Amalia, (Prag) o. D. (1798 VI). HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 123r.

411) (Wien) o. D. (1798 VI) NÖLA RegA, C 6 Nr. 2595/1798, fol. 4r.

412) Wien 1798 VI 27 (wie Anm. 3) fol. 3.

Klara Stinker und Elisabeth Albert bekannt, daß sie um Aufnahme gebeten hatten.<sup>413</sup> Die Behörden besorgten, es könnte zu Anwerbungen *unter der Hand* kommen,<sup>414</sup> und achteten penibel auf die Berücksichtigung der Tatsache, daß *kein Eta-blissement vielweniger die Aufnahme neuer Mitglieder ihres Ordens noch Kinder aufzunehmen bewilligt wird.*<sup>415</sup> Ein kontemplativer Orden mit starkem Nachwuchs konnte den Behörden alles andere denn willkommen sein.

Der Weisung des Handbillets vom 8. Juni entsprechend,<sup>416</sup> hielten die Repräsentanten der Hofkanzlei<sup>417</sup> und der Hofkammer<sup>418</sup> am 15. d. M. eine gemeinsame Sitzung ab, in der sie, gestützt auf *Auskünfte des Prälaten von dem Institut la Trappe*,<sup>419</sup> den Vorschlag erarbeiteten, den gesamten Orden auf *leben und absterben* in einem aufgehobenen Kloster unterzubringen, wobei Pläß den Vorzug vor Kladrau verdiene: Hier könnten alle 165 Köpfe nach Geschlechtern *in verschiedenen Flügeln separirt* Aufnahme finden. Allerdings sei das Institut mit einem Aufnahmeverbot zu belegen, auch die schon bei ihnen befindlichen Kinder seien zu *keinen Ordensgelübden zuzulassen*. Der Kaiser genehmigte alle diese Vorschläge ihrem vollen Inhalt nach.<sup>420</sup> Damit waren auch andere Überlegungen, wie sie die Wiener Freunde der Trappisten angestellt hatten, hinfällig geworden: Weder Mannersdorf „in der Wüste“ noch das aufgehobene Zisterzienserstift Neuberg an der Mürz<sup>421</sup> kamen hinfort für eine Besiedelung in Frage.<sup>422</sup> Auf einen Vortrag der Hofkammer vom 26. Juni präziserte Franz II. zusätzlich, daß die Auslagen für die Anreise der Trappisten und für deren *erste Einrichtung* ausnahmsweise der Religionsfonds zu tragen habe, doch müsse man sich *auf das unentbehrlichste* beschränken. Das Schicksal der Kinder wird einem eigenen Gutachten anvertraut: Man könne ihre Erziehung keinesfalls noch länger *diesen Mönchen* überlassen.<sup>423</sup> Das Hofdekret vom 30. Juni wurde sodann auch den Konsistorien notifiziert.<sup>424</sup>

Auf das *Absterben* wollte sich natürlicherweise Abt Lestrangle in keiner Weise einlassen und intervenierte schon am 16. Juni beim Kaiser und bei der Kaiserin; beide versicherten ihn – noch in Unkenntnis der Beschlüsse der gemischten Kom-

413) NÖLA RegA, C 6 Nr. 2448/1798.

414) Noch 1799 mahnte die Polizeihofstelle die Gubernien in Lemberg und Krakau, gerade darauf ihre Aufmerksamkeit zu richten. An Gaisruck und Reichmann, Konzept, Wien 1799 II 13. AVA PH Nr. 120/1799.

415) Aktennotiz zum Hofdekret ddo. 1798 VI 30. NÖLA RegA, C 21 Nr. 2595 ad 2044/1798.

416) Siehe oben S. 328.

417) Vizepräsident von der Mark, die Hofräte von Haan und von Fechtig sowie Hofsekretär von Retzer. Protokoll, Wien 1798 VI 15. AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen. E ad Nr. 100, fol. 7r.

418) Finanzminister von Saurau und Hofrat von Erben. Ebd.

419) o. D. (1798 VI). AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen. E ad Nr. 100, fol. 9r–12r. – Vgl. Odyssee S. 124. – Muck S. 352.

420) Alle Angaben: Protokoll, Wien 1798 VI (wie Anm. 417) fol. 8v–10r.

421) Dafür hatte sich der ehemalige Stiftsprofesse und nun in Wien lebende P. Eugen Ahsem besonders eingesetzt. Muck S. 379.

422) Muck S. 378 f.

423) HHStA STRP 1798/II, Nr. 3164.

424) Zum Beispiel Diözesanarchiv St. Pölten, Cons. Prot, 1798, Exh. 11. Juli.

mission vom Vortrag – erneut ihres Wohlwollens.<sup>425</sup> Ein Bericht, den Graf Saurau nach einem am 19. Juni erfolgten Besuch im Heimsuchungskloster dem Kaiser gegeben hatte, dürfte aber dann ausschlaggebend gewesen sein, daß dieser das Einraten der Kommission noch am selben Tag genehmigte.<sup>426</sup> Eine neuerliche Vorsprache des Abtes bei Marie Therese am 20. Juni blieb wirkungslos.<sup>427</sup>

Dennoch begab sich Lestrangle am 23. Juni auf die Reise nach Prag, um die *andere Colonne* seiner Mitbrüder in Buštěhrad zu besuchen und um an einem vereinbarten Lokalausgange in Plaß<sup>428</sup> teilzunehmen,<sup>429</sup> – wohl in der Hoffnung, die Dinge würden sich doch noch zum Guten wenden und das Aufnahmeverbot könne rückgängig gemacht werden. Tatsächlich begaben sich die Kommissionsmitglieder, unter ihnen ein *Riß Komisarius*,<sup>430</sup> am 3. Juni nach Plaß, mußten sich aber dort überzeugen, daß die *Separierung der Geistlichen von den Nonnen*, aber auch die *Zutheilung der Kirche zu ihrem Gottesdienst* große Schwierigkeiten bereitete. Zudem waren Überlegungen bekannt geworden, das dem Religionsfonds gehörige Plaß in ein Militärspital zu verwandeln.<sup>431</sup> Die Kommission reiste daher noch am selben Tag nach Kladrau weiter und befand, daß hier alles *mit weit weniger Anständen bewerkstelligt werden könnte*. Am 9. Juli kehrten die Kommissäre nach Prag zurück.<sup>432</sup>

Franz Wenzel Graf von Stampach,<sup>433</sup> der all das nach Wien berichtete, hatte schon zuvor eine Denkschrift übersandt, die die Stimmung der Prager Behörden nach den Jakobinerprozessen und angesichts der revolutionären Gärung in Mitteleuropa in ganz ausgezeichnete Weise dokumentiert. In aufgeschreckter Ängstlichkeit und blühender Phantasie hätte der Oberste Burggraf, den Maria Anna übrigens sehr schätzte,<sup>434</sup> wohl vieles lieber gesehen als französische Trappisten, die in seinem Verantwortungsbereich Wohnung nehmen sollten. Er mutmaßte die Pervertierung der Klausur zu *einem Schlupfwinkel und verheimlichungsorth für ein oder anderes Ruchloses Subject*, der Staat habe keinerlei Möglichkeit der Überwachung, was Personen und Schriften angehe, so könne aus einem derartigen Kloster ein *höchst bedenkliches Centrum unitatis und zusammenflus der schwärzesten Verschwörung* werden. Auch die so harte Lebensweise der Trappisten beein-

425) Muck S. 379 f.

426) Ebd. S. 380.

427) Ebd. S. 381.

428) Obwohl dieses 1144 gegründete Zisterzienserstift 1780 57 Mitglieder zählte, wurde es 1785 säkularisiert. Vgl. Aelred Pexa, Der Stand der Cistercienserklöster in Böhmen, Mähren und in der Lausitz im Jahr 1780. *ChistChr* 40 (1928) S. 140. – Vgl. Bilek (wie Anm. 330) S. 198–204.

429) Muck S. 381.

430) Stampach an (Lažanzky), Prag 1798 VII 1. HKA Präsidialakten Fasc. 3 (rot), Nr. 275/1798.

431) Gemeinsamer Vortrag von Hofkanzlei und Finanzhofstelle, Wien 1798 VII 31. AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100, fol. 6v.

432) Stampach an Saurau, Prag 1798 VII 17. HKA Präsidialakten Fasc. 3 (rot), Nr. 312/1798.

433) War 1794–1802 Oberstburggraf und Erster Hofkommissär des Prager Damenstiftes. Jitschinsky (wie Anm. 183) S. 14.

434) Maria Anna an Franz II., Prag 1796 VI 4. HHStA F.A. SB 36, Nr. 181/2, fol. 40r.

druckte ihn nicht: Es könne auch unter Büßern Simulanten geben, deren Reue *blasse list und trug* sei; und auch der wahrhaft Büßende könne in *vormalige lasterthaten* zurückfallen. Und sind nicht Franzosen zu aller *auch noch so anhaltender Verstellung* fähig? Zwar sei Stampach bisher nicht das geringste angezeigt worden, doch bei den gegenwärtigen Zeitumständen müsse man *beinahe jeden Schatten fürchten* ...<sup>435</sup>

Hatte Procop Graf Lažanzky (1741–1804),<sup>436</sup> Präsident der Hofkammer und Empfänger dieser Denkschrift, zwar für den *preiswürdigen Dienstleister* Stampachs und *dero Anhänglichkeit an das allgemeine Beste* anerkennende Worte gefunden,<sup>437</sup> den Inhalt der Denkschrift aber nicht allzu ernst genommen – er gab das Memoriale nicht offiziell, sondern *nur im Vertrauen* an die Hofkanzlei weiter<sup>438</sup> –, so gab ein zweiter Bericht Stampachs,<sup>439</sup> in der Substanz verschiedene *Eigenmächtigkeiten* des Trappistenabtes beklagend, Anlaß zu spürbarer Verstimmung. Lestrangle war nämlich nicht mit der Besichtigungskommission nach Prag zurückgekehrt, sondern in Kladrau geblieben und hatte, ohne die Entscheidung der höchsten Hofstelle auf die Berichterstattung seitens der Kommission und des Guberniums abzuwarten und *mit einer beinahe ungläublichen Dreistigkeit und Uibereilung* 33 Ordensgenossen von Buštěhrad nach Kladrau gerufen, die am 12. Juli dort eintrafen.<sup>440</sup> Im Hinblick darauf hatte das Kladrauer Wirtschaftsamt über Bitten des Abtes rasch einige Reparaturen im Wohnbereich durchführen und einige Einrichtungsgegenstände wie Tische und Bänke herstellen lassen; zudem stellte es einige Lebensmittel bereit, *um diese anher kommenden Ordensbrüder nicht ganz verhungern zu lassen*. Die Landesstelle fühlte sich dadurch hintergangen und vor vollendete Tatsachen gestellt; Stampach konstatierte, daß sich der Abt *äußerst unanständig betragen habe*, und ordnete die genaueste polizeiliche Überwachung *durch einige Vertraute* an.

Diesmal schloß sich Lažanzky ganz der Meinung Stampachs an: *Leute, die aus der Natur ihres Institutes der Gesellschaft nicht nützlich seyn wollen*, verdienen keine Unterstützung, schon gar nicht, wenn sie sich *zudringlich* benehmen und *überspannte Forderungen* stellten. Der Gubernialbericht müsse nun *mit allem Nachdrucke* behandelt werden.<sup>441</sup>

Lestrangle hatte zweifellos in der Überzeugung gehandelt, seine Maßnahmen seien durch das oft gezeigte Wohlwollen des Kaisers gedeckt, und beim Versuch, die Entwicklung der Dinge möglichst zu beschleunigen, die Eigenart und Macht

435) Stampach an Lažanzky, Prag 1798 VII 3. HKA Präsidialakten Fasc. 3 (rot), Nr. 275/1798.

436) Wurzbach Bd. 14 (1865) S. 240

437) Thugut bezeichnete ihn als „*bon et zélé*“. Thugut, Vertrauliche Briefe (wie Anm. 199) Bd. 1, S. 216.

438) Lažanzky an Stampach, Konzept, (Wien) 1798 VII 7. HKA Präsidialakten Fasc. 3 (rot), Nr. 275/1798.

439) Stampach an Saurau, Prag 1798 VII 17. HKA Präsidialakten Fasc. 3 (rot), Nr. 312/1798. (Hier die folgenden Angaben).

440) Kurze Erwähnung dieser Tatsache bei Weschta, Kladrau (wie in Anm. 330) S. 138.

441) Lažanzky an Stampach, Konzept, (Wien) 1798 VII 24. HKA Präsidialakten Fasc. 3 (rot), Nr. 312/1798.

der Bürokratie falsch eingeschätzt. Vielleicht hatte ihn dazu auch die Begegnung mit Maria Anna in Prag verleitet.

Die Erzherzogin hatte ihn nämlich außerordentlich gnädig aufgenommen<sup>442</sup> und ihr lebhaftes Interesse am Schicksal der Trappisten bekundet.<sup>443</sup> Mit ihren beiden Hofdamen Leopoldine und Luise Naudet<sup>444</sup> mehr in klösterlicher denn höfischer Weise lebend,<sup>445</sup> hatte sie es sich nicht nehmen lassen, bereits vier Mal den Mönchen und Nonnen in Buštěhrad einen Besuch abzustatten,<sup>446</sup> denen sie hier einen vorläufigen Aufenthalt erwirkt hatte.<sup>447</sup> Mit liebevoller Sorgfalt verschaffte sie unseren Emigranten Möbel und den täglichen Lebensbedarf,<sup>448</sup> sandte den Hofarzt zu den Kranken, kümmerte sich persönlich um den erkrankten Knaben Joseph Rousselot<sup>449</sup> und drängte die noch bestehenden Klöster zur Hilfeleistung.<sup>450</sup> Ihr Interesse wurde insbesondere von Leopoldine Naudet geteilt, die sich gerade vom *silentium religiosum* der Trappisten angezogen fühlte und mit dem Superior wie auch mit Louise de Condé in Briefverkehr stand.<sup>451</sup> Doch inzwischen nahm in Wien das Verhängnis seinen weiteren Verlauf.

Um die Zusage des Zaren, dreißig Ordensmitglieder in seine Staaten aufzunehmen, nicht zu verlieren, entschloß sich Lestrangé, mit fünfzehn Mönchen und fünfzehn Nonnen nach Rußland aufzubrechen, zumal neuerlich ein russischer Kurier mit dem Auftrag eingetroffen war, der Prinzessin de Condé das Geleit zu geben.<sup>452</sup> Am 25. Juli<sup>453</sup> verließen sieben Wagen<sup>454</sup> die „Heimsuchung“, an die auch ein schönes Ostensorium und mehrere Reliquiare, die die Salesianerinnen geschenkt hatten, in Zukunft erinnern sollten.<sup>455</sup> Schon zuvor, am 11. Juni, waren Affiliationsbriefe ausgetauscht worden.<sup>456</sup> Maria Anna schrieb aus Prag an Mme Royale, um ihr den Aufbruch von Prinzessin Louise und all die Dinge, die die

442) „Il fut parfaitement reçu . . .“ Gaillardin t. 2, S. 199.

443) Muck S. 381.

444) Biographische Daten zu Leopoldina: Dizionario degli istituti di perfezione t. 6 (Roma 1980) col. 251–254.

445) Ein Leben, „che sapeva più da convento che da corte . . .“ Nello Dalle Vedove, Commemorazione del 2° centenario della nascita della Serva di Dio Leopoldina Naudet. In: Processo storico diocesano (Verona 1973) S. 18.

446) Muck S. 381. – *J' ai été hier voir les Trappistes c'est un véritable parti de plaisir pour moi . . .* Maria Anna an Amalia, (St. Margarethen) (1798) VII 10. HHStA.F.A. SB 86, Nr. 97/2, fol. 288r.

447) Dalle Vedove (wie Anm. 196) S. 50.

448) Gaillardin t. 2, S. 202. – Charencey t. 2, S. 471.

449) Auvergne (wie Anm. 51) S. 22.

450) Dalle Vedove (wie Anm. 196) S. 50 f.

451) Ebd. S. 51 f., 68.

452) Muck S. 381. – In der *Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 13 ist von einem *ambassadeur* die Rede.

453) An diesem Tag legte übrigens Sr. Anne Petite in Buštěhrad *in articulo mortis* ihre Profesz ab. Sie verstarb am 10. Aug. 1798. Cîteaux 36 (2985) S. 69.

454) Eine Namensliste der Reisenden bei J. M. von Gizyce, Die Trappisten in Orsza. ChistChr 24 (1912) S. 250 f.

455) Odyssee S. 125. – Diese Stücke gelangten später in die Abteien von Maubec und Bellefontaine. Vgl. Vie du Dom Urbain S. 91. – Nach Mitteilung Sr. Kervingants wird eines dieser Ostensorien in Maubec noch heute jeden Sonntag zur Verehrung exponiert.

456) Annales (wie Anm. 277) S. 295.

Trappisten betrafen, mitzuteilen.<sup>457</sup> Die Abreise nach Rußland beraubte aber die Ordensfamilie gerade in einem kritischen Augenblick ihres wichtigsten Sprechers und jener gesellschaftlichen Autorität, die allein durch ihre Präsenz Einfluß genommen hatte. An die Stelle Abt Augustins trat Prior Colomban Morogue (1772–1800), noch jung an Jahren und von tiefer Frömmigkeit, doch gesundheitlich bereits sehr geschwächt.<sup>458</sup>

Die negative Berichterstattung aus Böhmen blieb in Wien nicht ohne Wirkung. Am 31. Juli traten Hofkanzlei und Hofkammer erneut zu gemeinsamer Sitzung zusammen und erarbeiteten einen Vortrag, der die Abschaffung der Trappisten aus den Erbstaaten vorsah.<sup>459</sup> Am 4. August resolvierte daraufhin der Kaiser, er habe diesen Mönchen von Anfang nur einen Zufluchtsort, an dem sie von ihrer Hände Arbeit leben könnten, verschaffen wollen; keinesfalls wäre es seine Absicht gewesen, *solche lediglich auf Kosten des Staates (wie jetzt ihr Antrag ist) . . . lebenslänglich zu unterhalten*. Andererseits müsse Seine Majestät jetzt sehr mißfällig wahrnehmen, daß das Benehmen des Abtes *Willkürlichkeit, Eigendünkel, Eigenmächtigkeit und in gewisser Art Unaufrichtigkeit* verrate; *so hat es bei diesem Umstande von der diesen Mönchen zuedachten Aufnahme in die Erbstaaten gänzlich abzukommen, und will Ich daher denselben lediglich ein Almosen von 1000 (Dukaten) gegen dem bewilligen, daß sie ihr Unterkommen in anderen Staaten suchen . . .*<sup>460</sup>

Wiederum brachte ein Schreiben aus Böhmen neue negative Nachrichten.<sup>461</sup> Josef Graf Wratislaw († 1830), Stadthauptmann von Prag,<sup>462</sup> hatte einen *Vertrauten* nach Kladrau entsandt, der *in aller Geheim* Lestränge und seine Trappisten überwachen sollte. *Es übersteigt alle Begrieffe, wenn man erfährt . . .*, entfloß es seiner Feder, und er erfuhr, daß der Prälat *die dortige prächtige Kirche* umbauen, die Fenster zum Platz und zur Stadt vermauern und in der Mitte der Kirche eine Trennwand zur Absonderung der Nonnen von den Geistlichen aufführen lassen wolle. Ähnliches soll im Klostergebäude geschehen. Zudem sei der Klostergarten als Friedhof ausersehen. Von besonderer Bedeutung aber sei es, und das könne der Kladrauer Wirt bestätigen, daß der Abt zwei Koffer voll Geld – insgesamt 3½ Centner Gold und Krontaler! – nach Wien gebracht habe.<sup>463</sup> Nur dieser Reichtum mache es erklär-

457) Dies geht aus ihrem Schreiben an Amalia hervor: (Prag 1798 VII) 30. HHStA F.A. SB 68, Nr. 9712, fol. 78r.

458) Odyssée S. 125. – Vie du Dom Urbain S. 91 f.

459) AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100, fol. 6 u. 15.

460) HHStA STRP 1798/III, Nr. 3702.

461) Wratislaw an Stampach, Prag 1798 VIII 2. HKA Präsidialakten Fasc. 3 (rot), Nr. 364/1798. Stampach sandte diese Note am 3. August an Saurau nach Wien. Ebd. (Hier die folgenden Angaben).

462) Mit der k. k. Stadthauptmannschaft waren die Agenten einer Polizei-Direction verbunden, deren Aufgabengebiet sich auch auf das flache Land erstreckte. Vgl. Franz J. Schopf, Die organische Verwaltung der Provinz Böhmen (Prag 1847) S. 19 f.

463) Auch in Wien ging das Gerücht um, die Trappisten seien unsagbar reich und wollen die ehemaligen Kartause Gaming aufkaufen. Muck S. 381. – Natürlich kann man für diese Gerüchte auch einen Anhaltspunkt angeben: Der kirchlich gesinnte und wohlthätige Bankier Bacciochi in Augsburg hatte Lestränge mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet und *une caisse pleine de ducats* geschenkt. Auvergne (wie Anm. 51) S. 17.

lich, daß der Prälat auch die kleinste Gefälligkeit so großzügig belohne. Im Wirtshaus aber sei das Gerede entstanden, daß die inländischen reichen Klöster wegen des Geldes aufgehoben . . . , die flüchtigen Trappisten aber wegen des Gelds aufgenommen werden. Aufschlußreich ist auch die Wiedergabe der Resonanz, die die Anwesenheit der Mönche und Nonnen hervorrief: Das kurzsichtige Volk urteile, leider, ganz anders als die vorurteilfreye Gattung ausgebildeter Menschen: Indem jene schon jetzt diese Ordensgeistliche für wahre Heilige ausschreyen, ihnen als ihrer erwartenden neuen Obrigkeit schon im voraus alle Liebe zollen . . . erkennen diese in ihnen nichts als Scheinheilige und Gleißner, welche durch heuchlerische Demut und verstellten Abbruch zu täuschen . . . sich bemühen.

Maria Anna aber war über die Entscheidung ihres kaiserlichen Bruders zutiefst betrübt<sup>464</sup> und hoffte, sie sei noch nicht endgültig. Sie sorgte sich nicht allein um die Trappisten, die nun nicht wußten, wohin sie gehen sollten, sondern auch um die kaiserliche Familie selbst: Es könne Gott nicht gefallen, daß man die ihm geweihten Personen davonjage. Daß es Fremde sind, wäre kein Entschuldigungsgrund, denn die Liebe verpflichte gegenüber allen. Die Strafe Gottes sei zu fürchten.<sup>465</sup> Ja, sie wisse genug über die kirchliche Lage, um sich zu fürchten.<sup>466</sup>

Mit dem Entscheid vom 4. August, die Trappisten mit tausend Dukaten außer Landes zu bringen, war nun eine neue Situation entstanden; die Behörden sahen sich vor eine neuen Aufgabe gestellt. Die Durchführung ging freilich nur schleppend voran, und es dauerte bis zum 27. August, bis die Niederösterreichische Regierung die Weisung erhielt, die Ordensvorstehung von all dem zu unterrichten.<sup>467</sup> Dieser Aufgabe kam Regierungssekretär Freiherr von Lederer nach, der Prior Colomban veranlaßte, in seiner Gegenwart an Abt Augustin zu schreiben, der die Aufnahme des gesamten Ordens in Rußland erwirken solle. Und da die Antwort Lestranges nach Ansicht Lederers ja aller Wahrscheinlichkeit gemäß nur positiv ausfallen könne, so sei sie auch nicht abzuwarten; vielmehr sollten die 24 Mönche, die zwölf Nonnen, zwanzig Knaben und zwei Mädchen sogleich nach Krakau aufbrechen, wozu Landkutscher Neumann zwölf viersitzige Wägen zu billigem Preise stellen würde. Die tausend Dukaten aber händigte Lederer noch nicht aus; sie seien ja als Reisegeld bestimmt.<sup>468</sup>

Prior Colomban verschanzte sich hinter die Ordensdisziplin: Er dürfe ohne Weisung seines Abtes nicht aufbrechen.<sup>469</sup> Nach einer Mitteilung Maria Annas brachte er die Hofkanzlei auch dadurch in Verlegenheit, daß er ein allerhöchstes Attestat erbat, daß sie nicht deshalb die Erbstaaten verlassen müßten, weil Anlaß zur Klage über sie gegeben wäre, sondern allein deswegen, weil rein kontempla-

464) Diese Nachricht habe ihr *une vraie peine* verursacht. Maria Anna an Amalia, o. D. (Prag 1798 VIII). HHStA F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 135r.

456) . . . *car tôt ou tard j' ai peur que nous en soyions punis*. Ebd. fol. 135v.

466) . . . *moi, j'en sais assés pour me faire peur*. Ebd. fol. 136r.

467) Hofdekret an Regierung, 1786 VIII 23/27. NÖLA RegA, C 6 Nr. 3435 ad 2595/2798, fol. 7r.

468) Relation an die NÖ. Regierung, Wien 1798 IX 1. NÖLA RegA, C 6 Nr. 3834 ad 2595/1798, fol. 13r–14r.

469) Regierung an Hofkanzlei, Konzept, 1798 IX 3. NÖLA RegA, C 6 ad Nr. 2595/1798, fol. 10.

tive Orden nicht zugelassen seien und auch nicht aufs neue zugelassen werden könnten. Nach Ansicht der Erzherzogin war diese Bitte nur gerecht.<sup>470</sup>

In einem am 6. September ausgearbeiteten Vortrag erbat sich die Hofkanzlei Weisungen, was nun wirklich geschehen solle.<sup>471</sup> Kaiser Franz resolvierte daraufhin am 12. September, daß dieser *Final Bescheid* den Trappisten noch eine Frist von drei Wochen bis zum endgültigen Verlassen seiner Staaten gewähre. Was sie vom Reisegeld in der Höhe von tausend Dukaten nicht aufgebraucht hätten, sei ihnen dann aber *erst auf der letzten Austritts Station* auszuhändigen.<sup>472</sup> Am 21. September teilte die Hofkanzlei mit, daß auch die sich zur Zeit in Böhmen aufhaltenden Ordensmitglieder in die Summe der Reisekosten einzubeziehen seien.<sup>473</sup>

Inzwischen war Lestrangle mit den Seinen nach Orscha in Weißrußland gelangt,<sup>474</sup> nachdem Kreiskommissär Graf Czerotin die Emigranten und insbesondere Louise de Condé durch Galizien bis zur Grenze begleitet hatte.<sup>475</sup> Von Orscha, wo der Konvent der Trappisten im Kloster der Trinitarier untergebracht und dem Herzen Mariens geweiht worden war,<sup>476</sup> reiste Lestrangle weiter an den russischen Hof in St. Petersburg.<sup>477</sup>

Man möchte meinen, daß mit der Resolution vom 4. August das Schicksal unserer Flüchtlinge geklärt gewesen wäre, wenn auch nicht in allzu erfreulicher Weise. Weder die Trappisten in Wien noch jene in Böhmen konnten ahnen, wie verworren und peinigend sich ihre Lage in den folgenden Wochen noch gestalten sollte. Nach Erhalt des erwähnten *Final Bescheides* vom 12. September ließ der Prior tatsächlich packen und die Abreise vorbereiten, von der er nicht wußte, wohin sie führen sollte. Auch die Hofstellen wußten es nicht: *Und also sahen die Herren selbst nicht ein, was nun zu tun sei, sondern das Decret wurde von P. Prior wieder abgefordert und sie blieben bis auf weitere Verordnung in Wien.*<sup>478</sup> Allerdings hatte zuvor schon Prior Colomban den in Böhmen befindlichen Ordensmitgliedern die Weisung zum Aufbruch nach Lemberg erteilt – in Rußland war ja noch am ehesten die Aufnahme zu hoffen.<sup>479</sup> Auch das böhmische Gubernium und die niederösterreichische Landesstelle arbeiteten bereits an der Exekutierung des kaiserlichen *Final Bescheides*,<sup>480</sup> der nun so endgültig nicht mehr war.

Die so in Wien festgehaltene Emigrantenfamilie war nun zunehmend in ihrer Einheit bedroht, schien doch gerade ihre große Zahl das eigentliche Hindernis zu

470) *Cette demande est juste . . .* An Amalia, (St. Margarethen) 1798 IX 4. HHStA.F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 306r.

471) AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100, fol. 16r.

472) HHStA STRP 1798/III, Nr. 4301.

473) An NÖ. Regierung, 1798 IX 21. NÖLA RegA, C 6 Nr. 3834 ad 2595/1798, fol. 11r.

474) Details der Reise: Vie du Dom Urbain S. 92–95.

475) HKA Camerale, Protokoll-Bd. 122 (1798) fol. 1524 f.

476) Cîteaux 36 (1985) S. 76. – Vgl. Albert von Iterson, *L'Ordre de Cîteaux et le Coeur de Marie*. Collectanea OCR 20 (1958) S. 291–312, 21 (1959) S. 97–120 (hier bes. S. 115–120). – Siehe auch Cîteaux 35 (1984) S. 210.

477) *Odyssee* S. 126.

478) Muck S. 382 f.

479) Vortrag der Hofkanzlei, 1798 X 31. AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 141, fol. 3r.

480) Ebd.

sein, das der Stabilisierung ihrer Existenz entgegenstand.<sup>481</sup> Die Regierung erkannte sehr wohl, wie gering die Chancen für eine Gemeinschaft von mehr als hundert Mitgliedern waren, irgendwo im Ausland in ihrer Gesamtheit aufgenommen zu werden,<sup>482</sup> und daß der Prior zu Recht von einer fatalen Katastrophe sprach, die darin bestand, daß ein Souverän voll Frömmigkeit und Güte ihnen die Aufnahme verweigerte.<sup>483</sup> Den Behörden schien das Heil in einer weitestgehenden Vereinzelung zu bestehen, die Nonnen und die Kinder von den Mönchen zu trennen und diese ihrerseits jeweils zu zweien bestehenden inländischen Konventen zuzuweisen.<sup>484</sup>

Ersten Anlaß dazu bot das Gesuch des Flor-Fabrikanten Heinrich Mayerhofer,<sup>485</sup> der schon im August sein Interesse an den Trappisten zum Ausdruck gebracht hatte.<sup>486</sup> Er erbot sich, Männer, Frauen und Kinder in seiner Fabrik im Montecuccoli'schen Hause in der Wiener Leopoldstadt anzustellen, ihnen dadurch den Lebensunterhalt zu gewährleisten und gleichzeitig zu garantieren, daß sie allen ihren geistlichen Übungen nachkommen könnten. Ein Versuch, die Nonnen mit Seideabwinden zu beschäftigen, war bereits zur vollen Befriedigung ausgefallen und sollte auch noch im Herbst seine Fortsetzung finden.<sup>487</sup> In einem nicht näher zu datierenden Gesuch, das wohl noch im September eingereicht worden sein dürfte, bat Mayerhofer, die *14 Schweizer Nonnen*,<sup>488</sup> denen er das beste Zeugnis ausstellte,<sup>489</sup> nun auch offiziell behalten zu dürfen. *Nach ihrer Absonderung* (vom Orden de la Trappe) hätten sich diese Klosterfrauen erbötig gemacht, *ihre bisherige Kleidung mit einer anständigen weltlichen zu verwechseln*; es sei zu hoffen, daß sie *durch Erzeugung vortrefflicher Fabrikprodukte dem Staate großen Nutzen*

481) *S'il paraît à votre sacrée Majesté, que le grand nombre de nous . . . est un fardeau qui surpasse les termes . . .* Majestätsgesuch des Priors Colomban, Wien 1798 IX 28. CistChr 46 (1934) S. 385.

482) Vortrag der Hofkanzlei, 1798 X 31. (Wie Anm. 479).

483) *. . . la disgrâce tombée sur nous de la part d'un Souverain rempli de piété et de bonté, fait naître contre nous une méfiance, que nous n'aurions jamais éprouvée sans cette fatale catastrophe.* Majestätsgesuch (wie Anm. 481).

484) Vgl. Muck S. 383. – „On essaya les isoler . . .“ Gaillardin t. 2, S. 202. – „Vous pouvez y demeurer en toute sécurité, mais à condition d'y vivre isolement . . . deux par deux.“ Odyssée S. 127 f. – Vgl. Charencey t. 2, S. 472.

485) Dieser scheint in den Verzeichnissen der Wiener bürgerlichen Seidenfabrikanten bis 1792 nicht auf; bei seinem Betrieb dürfte sich also um eine Neugründung gehandelt haben. Vgl. Margarete Bucek, Geschichte der Seidenfabrikanten Wiens im 18. Jahrhundert (1710–1792) (Wien 1974).

486) Muck S. 382. – Vgl. Odyssée S. 127.

487) Vgl. Hofkanzlei an Regierung, 1798 XI 5. NÖA RegA, C 6 Nr. 4587 ad 2595/1798, fol. 50 – Über Frauen- und Kinderarbeit in den Seidenfabriken vgl. Bucek (wie Anm. 485) S. 146–150.

488) Die in CistChr 46 (1934) S. 391 f. abgedruckte Liste nennt lediglich zwölf Namen, denen vielleicht die beiden 13jährigen Mädchen Henriette Juillaise und Geneviève Julien zugezählt worden sind. Ebd. S. 393 f. Als Schweizerinnen der Geburt nach können nur die Novizin Anne Parrain und das erwähnte Mädchen Geneviève gelten.

489) *von dem unbescholtensten Lebenswandel, fleißig, geschickt . . . fromm und redlich.* Vortrag der Hofkanzlei, 1798 X 11. AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 114, fol. 2r.

verschaffen.<sup>490</sup> Der Kaiser genehmigte das Einraten der Kanzlei am 16. Oktober unter der Bedingung, daß eine Personalstandsliste bei der Polizeibehörde zu hinterlegen und Mayerhofer zu verpflichten sei, *jedes wahrzunehmende verdächtige Benehmen sogleich anzuzeigen*.<sup>491</sup>

Die Eingliederung der Nonnen in den Produktionsprozeß der Seidenmanufaktur Mayerhofers<sup>492</sup> brachte die Umgebung des Kaisers auf den Gedanken, auch die Arbeitskraft der Kinder, deren Gemeinschaft mit den Trappisten, wie bereits erwähnt, für aufgeklärte Menschen ein Stein des Anstoßes sein mußte, für das *allgemein Beste* nutzbar zu machen. Graf Saurau forderte die hohe Landesstelle auf, mit Zuziehung der *Fabriken Inspection* sogleich Vorschläge zu erarbeiten, wie die Kinder beiderlei Geschlechts, ohne dem Ärarium zur Last zu fallen, bei Fabriken oder auf eine andere Art nützlich verwendet werden könnten.<sup>493</sup> Freiherr von Lederer begab sich mit Fabrikinspektor von Gapp unverzüglich in die „Heimsuchung“, um die insgesamt 23<sup>494</sup> Kinder zu fragen, ob sie in Wien bleiben und arbeitsame Menschen werden wollten. Die Knaben hätten dies insgesamt mit freudiger Bejahung, lediglich die beiden Mädchen zeigten keine Neigung, sich von ihren Erzieherinnen zu trennen. Der Fabrikinspektor konstatierte die Tauglichkeit der Knaben zur Arbeit mit Ausnahme der vier jüngsten, die man der Waisenversorgung anvertrauen sollte.<sup>495</sup> Lediglich der Knabe Joseph Romalier<sup>496</sup> wäre wegen seines Blutbrechens in das Allgemeine Krankenhaus einzuliefern. Unter einem hatte Gapp auch schon Lehrherren angeworben und Lederer mit dem Rektor des Piaristen-Kosthauses eine Absprache getroffen, damit alles ohne Verzug durchgeführt werden könnte.<sup>497</sup>

Im Kampf um die Kinder, die keineswegs gesundheitlichen Überforderungen

490) Ebd.

491) HHStA STRP 1798/IV, Nr. 4925.

492) Eine Parallele dazu bietet das Jahr 1811: Deutsche Trappistinnen im Kloster Darfeld (Westfalen), von einem Unterdrückungsdekret Napoleons betroffen, zogen nach Köln, um dort in der Fabrik einer gewissen Frau Hirn zu arbeiten. „Sie wohnen natürlich beisammen und hielten, so gut es anging, die Ordensvorschriften, namentlich jene über das Stillschweigen.“ Georg Müller, Oelenberg-Altbrunn. CistChr 8 (1896) S. 76.

493) Saurau an Regierung, Wien 1798 IX 29. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4723 ad 2595/1789, fol. 70r.

494) In den Akten der Wiener Behörden ist stets die Zahl 22 angegeben. Nach einer Auflistung des Priors waren es aber 23. Dieser *Etat des Enfants* abgedruckt in CistChr 46 (1934) S. 392–394.

495) Sie standen im Alter von sieben bis neun Jahren. Ebd. – Ein Hofdekret vom 18. Feb. 1787 hatte bestimmt, daß Kinder vor dem neunten Lebensjahr *ohne Not* nicht zur Fabriksarbeit herangezogen werden dürfen. Gustav Otruba, Zur Geschichte der Frauen- und Kinderarbeit im Gewerbe und in den Manufakturen Niederösterreichs. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF. 34 (1960) S. 175. – Vgl. Peter Feldbauer, Kinderelend in Wien (Wien 1980). (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 1).

496) Stammte aus Lens bei Sion, Wallis, war zwar zwölf Jahre alt und Halbwaise. CistChr 46 (1934) S. 392.

497) Relation Lederers, Wien 1798 X 2. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4723 ad 2595/1798, fol. 65v u. 72v.

ausgesetzt waren,<sup>498</sup> hatten doch einige von ihnen sogar ein ausgesprochen gutes Aussehen,<sup>499</sup> berief sich Prior Colomban in erster Linie auf das Recht der Eltern, die ihre Söhne und Töchter nicht dem Orden übergeben hätte, um sie in Wien in Waisenhäuser, Militärschulen oder Fabriken eintreten zu lassen.<sup>500</sup> Der Prior fühlte sich diesem Willen der Eltern verpflichtet und wußte, daß Lestrange einer Trennung von den Kindern nie zustimmen würde. Bei einer Audienz am 28. September hatte er zwar Kaiser Franz ein Gesuch überreicht, in dem er Seine Majestät gebeten hatte, angesichts der so ungewissen Zukunft des Ordens die Vatersorge hinsichtlich der Kinder zu übernehmen bis zu jenem Zeitpunkt, da die Eltern selbst ihren Willen erklärt hätten, doch war dies unter der Voraussetzung geschehen, daß der ganze Orden hier aufgehoben würde,<sup>501</sup> während sie nun auf jeden Fall die Erbstaaten zu verlassen hätten. Dom Colomban mußte aber von sich aus bitten, daß jene, die ewige Gelübde abgelegt hätten, die Priester wären oder von Krankheit und Alter beschwert, (wenigstens den Winter über) Aufnahme in irgendein kirchliches Haus oder Kloster finden könnten.<sup>502</sup> Hofrat Martin Lorenz (1748–1828)<sup>503</sup> befürwortete eine solche Verfahrensweise – Auflösung statt Ausweisung –, denn so könnten die Ordensleute die bei ihnen befindlichen Kinder abgeben.<sup>504</sup>

Ein Brief Abt Augustins mit der Aufforderung, nach Rußland aufzubrechen, ohne freilich ein genaues Reiseziel zu nennen,<sup>505</sup> erhöhte die Perplexität der Lage: Die Regierung erkannte diesem Schreiben die Authentizität ab, erklärte es als Falle und Hinterhalt<sup>506</sup> und verweigerte die Ausstellung von Pässen,<sup>507</sup> es gebe ganz sicher keine Möglichkeit, in Rußland einzureisen.<sup>508</sup>

In äußerster innerer Not und gebeugt von Krankheit, berief Prior Colomban nun das Kapitel ein, das beschloß, sich mit der Bitte um Verhaltensrichtlinien an den Apostolischen Nuntius in Wien zu wenden. Luigi Ruffo-Scilla (1793–1802)<sup>509</sup> erwiderte, bei erwiesener Unmöglichkeit, den Anordnungen des rechtmäßigen Ordensoberen nachkommen zu können, sei es am besten, sich der göttlichen Vorkehrung anzuvertrauen, deren Sprachrohr die Regierung sei. In ähnlicher Weise riet der Freundeskreis der Asylanten in Wien.<sup>510</sup> Bei einer Audienz, in der Père

498) Sie erhielten drei bis vier Mahlzeiten täglich und konnten acht bis neun Stunden schlafen. Im Krankheitsfall gab es Fleischspeisen und ärztliche Versorgung. *Auskünfte des Prälaten*, Wien 1798 (VI). AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 100, fol. 12r. – Wie aus HKA Präsidialakten, Beilage 2 zu Nr. 312/1798 hervorgeht, gab es für die Kinder auch regelmäßig Eier und Butter.

499) Du Montet, Erinnerungen (wie in Anm. 169). S. 24.

500) Relation Lederers (wie Anm. 497) fol. 55v. – Gaillardin t. 2, S. 202.

501) Relation Lederers (wie Anm. 497) fol. 66v.

502) Majestätsgesuch, Wien 1798 IX 28. CistChr 46 (1934) S. 385 f.

503) Wurzbach 16 (1867) S. 43 f.

504) NÖ. Regierung an Hofkammer, Konzept, 1798 X 13, NÖLA RegA, C 6 Nr. ad 1595/1798, fol. 33r.

505) Nach Charencey t. 2, S. 476, geschrieben „en octobre“.

506) „une leurre ou un guet-apens“. *Odyssée* S. 127.

507) Ebd.

508) Gaillardin t. 2, S. 202.

509) Vgl. *Hierarchia Catholica*, fol. 6 (Padova 1958) S. 90.

510) *Odyssée* S. 128.

Colomban neuerlich die außerordentlichen Schwierigkeiten des Ordens dargelegt hatte, erklärte Franz II., er könne nichts tun.<sup>511</sup>

Dem Verlust jedweder Zukunftsaussichten entsprach der Verlust an Ehre. Verleumdungen und Gerüchte, die in Wien ausgestreut worden waren, bezichtigten die Ordensleute beispielsweise, heimlich mit Frankreich korrespondiert zu haben; der Abt sei mit vielem Gelde durchgegangen und habe vor seiner Abreise dem Kaiser eine sehr bissige Schrift überreicht, die diesen aufgebracht und ungnädig gemacht habe.<sup>512</sup> Und schließlich – man möchte sagen erwartungsgemäß: *Die Nonnen wären ihre Weiber und von diesen die Kinder.*<sup>513</sup>

War es möglich, das Peinigende an dieser Situation noch zu steigern? Gerade, als sich Prior Colomban mit den Vorschlägen der Behörden abzufinden und damit einer tatsächlichen Auflösung der Ordensgemeinschaft seine Zustimmung zu geben schien,<sup>514</sup> hatte eine seiner letzten Demarchen bei den Repräsentanten ausländischer Mächte in Wien ein positives Ergebnis gezeitigt: Ludwig Alois regierender Reichsfürst zu Hohenlohe und Waldenburg Bartenstein (1765–1829) stellte *sämtlichen in den Erblanden befindlichen männlichen Individuen dieses Ordens*<sup>515</sup> sein Landschloß in Pfedelbach ad interim zur Verfügung,<sup>516</sup> so der ganz allgemein sehr zuvorkommenden Haltung dieses fürstlichen Hauses gegenüber den Refugiés entsprechend.<sup>517</sup> So erfreulich dieses Angebot an sich auch war, seiner Realisierung stellten sich zwei Schwierigkeiten entgegen.

Nach dem bereits mehrfach zitierten *Final Bescheid* vom 12. September hatte Prior Colomban nicht verabsäumt, seine in Böhmen befindlichen Mitbrüder anzuweisen, in verschiedenen Abteilungen *mittels Vorspann* nach Lemberg aufzubrechen. Das böhmische Gubernium beeilte sich, die *Instradierung* zu veranlassen, und erstattete über den Aufbruch von 28 Mönchen und Knaben *die umständliche Anzeige.*<sup>518</sup> Der Prior ersuchte nun um schleunigste Ausstellung eines Reisepas-

511) *Que voulez-vous? Je ne suis pas tout à fait le maître.* Charencey t. 2, S. 473.

512) Dazu bemerkte Hofrat von der Mark: *Das ist nicht wahr. Ich müßte diese Schrift ja haben . . .* Muck S. 383 f.

513) Muck S. 383.

514) Odyssée S. 128.

515) Vortrag der Hofkanzlei, Wien 1798 X 31. AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 141, fol. 3v.

516) Landshut 1798 X 20, Abschrift NÖLA RegA, C 6 Nr. 4041 ad 2595/2798, fol. 31r.

517) Obwohl mehrere Linien dieses Geschlechtes protestantisch waren, erlaubten und förderten sie sogar die Gründung eines Priesterseminars in Wolfsau, das unter der Leitung von Sulpizianern stand. Vgl. Norbert Backmund, *Les cisterciens français émigrés en Bavière 1793–1802.* Citeaux 34 (1983) S. 139. – Schon zuvor war die Anwerbung zweier Hohenlohischer Regimenter für die Armee Condés gestattet worden, und hatte Prinzessin Sophie mehreren Emigrantenpriestern, unter denen sich auch der berühmte Jean-Nicolas Beaugard (1733–1804) befand, Asyl auf Schloß Bartenstein gewährt. Wolfram Fischer, *Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung* (Tübingen 1958) S. 205. Speil (wie Anm. 135) S. 175. – 1804 verwies Condé seine Tochter an die Hilfsbereitschaft des Fürstbischofs von Breslau, Joseph Christian Franz Prinzen zu Hohenlohe – Waldenburg-Bartenstein. Ségur S. 349 f.

518) Vortrag der Hofkanzlei, Wien 1798 X 31. (wie Anm. 515) fol. 3r.

ses, um dieser Kolonne, die bereits die galizische Grenze erreicht haben müßte, nacheilen und sie über ihren neuen Zufluchtsort informieren zu können.<sup>519</sup>

Das Anerbieten des Reichsfürsten von Hohenlohe hatte aber genau genommen nur den männlichen Ordensmitgliedern gegolten, und die gerade in Wien anwesende Fürstin hatte interpretierend erklärt, die Aufnahme betreffe Priester, Laienbrüder und Knaben.<sup>520</sup> Dessen ungeachtet hatte Franz II. am 16. Oktober resolviert, daß sie alle *ohne weiters sowohl Männer als Weiber und Kinder* ihre Abreise von hier anzutreten hätten.<sup>521</sup> *Um diese Leute einmal vom Halse zu bringen*, formulierte Hofrat Lorenz, solle man ihnen insgesamt Pässe ausstellen, doch nicht nach Krakau, sondern nach Passau; es sei denn, daß man ihnen die Kinder mit Gewalt abnehmen müsse.<sup>522</sup> Prior Colomban gab aber der Bereitschaftserklärung Hohenlohes nicht diese auf die Nonnen erweiterte Auslegung und bemühte sich um eine Aufenthaltsbewilligung, die den Klosterfrauen die Überwinterung (bis Ostern 1799) in Schloß Buštěhrad ermöglichen sollte; inzwischen wollte er auch für sie einen Zufluchtsort ausfindig machen.<sup>523</sup> Der Kaiser aber verwies auf seine Entschließung vom 16. Oktober.<sup>524</sup> Dann nun neuerlich die Bestrebungen erkennbar wurden, die Kinder vom Orden zu trennen, verschob Prior Colomban seine Reise nach Lemberg; er suchte ein zweites Mal um Erlaubnis an, die Knaben in das Hohenlohische mitnehmen zu dürfen. Gleichzeitig traf die Nachricht des böhmischen Guberniums ein, daß auch die *La Trapper Nonnen* aus Buštěhrad abgereist wären,<sup>525</sup> während sich der Prior gerade zuvor bemüht hatte, die in Wien sich aufhaltenden Nonnen nach Böhmen zu übersiedeln.<sup>526</sup> Man sieht erneut, wie die Schwierigkeiten der Kommunikation die Lage der Trappisten in unerhörter Weise verkomplizierten.

Inzwischen war Abt Lestrangle in Rußland nicht untätig geblieben. In St. Petersburg war er von Zar Paul I. äußerst gnädig empfangen worden, desgleichen von der Zarin. In dieser, am russischen Hofe recht seltenen Privataudienz wurden Geschenke ausgetauscht,<sup>527</sup> vor allem aber erhielt Dom Augustin die Zusicherung, alle Ordensmitglieder fänden Aufnahme in den Staaten des Zaren, wenn deren Niederlassung in Österreich nicht möglich sein sollte,<sup>528</sup> und dies, *wenn sie auch 1000 wären*.<sup>529</sup> Paul I. stellte fünf Häuser mit fruchtbarem Land und Geldsub-

519) NÖ. Regierung an Hofkanzlei, Konzept, Wien 1798 X 16. NÖLA RegA, C 6 Nr. ad 2595/1798, fol. 34v.

520) Ebd. fol. 36r.

521) HHStA STRP 1798/IV, Nr. 4926.

522) Wie Anm. 519.

523) Hofkanzlei an Regierung, 1798 X 29. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4468 ad 2595/1798, fol. 37r.

524) HHStA STRP 1798/IV, Nr. 5253.

525) HHStA STRP 1798/IV, Nr. 5334.

526) Vortrag der Hofkanzlei, Wien 1798 X 31. AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 141, fol. 4r.

527) Der Abt überreichte eine „Imitatio Christi“. Odyssee S. 126.

528) Ebd.

529) Muck S. 383.

siden in Aussicht.<sup>530</sup> Diese Audienz dürfte schon zu Anfang Oktober, vielleicht am 3. d. M.,<sup>531</sup> stattgefunden haben.<sup>532</sup>

Doch diese positiven Nachrichten sollten nicht allzu rasch nach Wien gelangen, beklagte doch der außerordentliche Gesandte des Kaisers am Hof des Zaren, Johann Ludwig Graf Cobenzl (1753–1809),<sup>533</sup> daß der gewöhnliche Postweg über Polen 26 Tage beanspruche.<sup>534</sup> Am 26. Oktober referierte Cobenzl über einen Besuch, den ihm Lestrangle abgestattet hatte, und über die erlangte Erlaubnis des Zaren, alle sich noch in Bayern, Österreich oder Böhmen aufhaltenden Trappisten nach Rußland zu führen.<sup>535</sup> Ähnlich schrieb Sr. Marie-Joseph de Condé an Thugut: Der Zar habe alle ihre Bitten hinsichtlich des Ordens erfüllt.<sup>536</sup>

Die Benachrichtigung seitens des Abtes traf am 8. November bei P. Colombar ein, der sie in sichtlich erleichterter an Graf Saurau weiterleitete und mit der Bitte verband, die erforderlichen Pässe möglichst rasch auszustellen, denn die Jahreszeit sei schon sehr fortgeschritten, ihn ebenso an das kaiserliche Almosen von tausend Dukaten erinnernd, ohne das sie die Reise nicht bewerkstelligen könnten.<sup>537</sup> Aber die Regierung war sich über das Schicksal der Kinder noch immer im unklaren und drängte die Hofkammer, eine allerhöchste Entscheidung zu erwirken;<sup>538</sup> auch war sie noch der Meinung, der Prior wolle mit einer Abteilung älterer und schwächerer Ordensbrüder in das Fürstentum Hohenlohe aufbrechen.<sup>539</sup> Für die Hofkammer war am 11. November die Situation klar geworden: Alle hätten ohne weiteres die Abreise anzutreten, auch die Kinder, von deren Unterbringung es ganz abzukommen hat.<sup>540</sup> Am 13. November antwortete die Hofkanzlei mit dem Bedeuten, der Fabrikant Mayerhofer habe auf die Nonnen als Arbeitskräfte zu

530) Louise an Condé, Orscha 1798 XI 2. Correspondance S. 204.

531) Noch aus St. Petersburg schrieb Lestrangle am 4. Oktober nach Wien. Dies geht aus einem Hofdekret ddo. 14. Nov. hervor. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4773 ad 2595/1798, fol. 86r.

532) Am 8. Okt. 1798 berichtete Louise an ihren Vater aus Orscha, der Abt sei nach St. Petersburg abgereist, war aber selbst hinsichtlich des Ergebnisses dieser Reise noch uninformiert. Correspondance S. 203.

533) Wurzbach Bd. 2 (1857) S. 390 f.

534) Cobenzl an Thugut, St. Petersburg 1799 I 29. HHStA Rußland II, Berichte, Kt. 90, fol. 123.

535) Ders. an dens., St. Petersburg 1798 X 26. HHStA Rußland II, Berichte, Kt. 89, fol. 167v.

536) *Le Souverain de ce Pays ayant eu la Bonté de m'accorder tout ce que je pouvois désirer en faveur de cet ordre respectable...* HHStA Frankreich Varia Kt. 49, Fasc. Condé, fol. 118.

537) Wien 1798 XI 8. CistChr 46 (1934) S. 386. (NÖLA RegA, C 6 Nr. 4773 ad 2595/1798, fol. 88).

538) Wien 1798 XI RegA, C 6 ad 2595/1798, fol. 55.

539) An Hofkanzlei, Konzept, 1798 XI 6. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4543 ad 2595/1798, fol. 40v.

540) Hofkanzlei an Regierung, 1798 XI 11. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4723 ad 2595/1798, fol. 62r. – Vgl. Note der Hofkanzlei an Hofkammer, Konzept, 1798 XI 10. AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E Nr. 139, fol. 1v–2r.

541) Regierung an Hofkanzlei, Konzept, 1798 XI 12. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4662 ad 2595/1798, fol. 57v.

verzichten, – was dieser auch ohne Murren zur Kenntnis nahm;<sup>542</sup> zugleich ordnete sie an, daß *sowohl Männer als Weiber und Kinder* abzureisen hätten.<sup>543</sup>

Aber noch war der administrativen Genauigkeit Genüge zu tun: Regierungsekretär Lederer überprüfte erneut das Schreiben aus Rußland auf dessen Echtheit hin und ließ das Reisegepäck unserer Pilger durchsuchen.<sup>544</sup> Darin befand sich auch eine Bestätigung Christoph Kardinal Migazzis (1714–1803), in der der Wiener Erzbischof den Trappisten tadelloses und erbauliches Betragen während ihres Aufenthaltes in der Stadt attestierte.<sup>545</sup> Mit dem Landkutscher Neumann wurde die Bereitstellung von gedeckten und *wohlbestellten* Wägen zum Preis von 1050 fl für die Strecke bis Krakau vereinbart,<sup>546</sup> die Marschroute festgelegt<sup>547</sup> und Kommissäre bestimmt, die die Ordensleute *von Kreis zu Kreis* zu begleiten hätten.<sup>548</sup> Die galizische Landesstelle und das böhmische Gubernium wurden angewiesen, die Abreise der *Buschtierader* bzw. der *Kladrauer Abtheilung* auf alle Art zu beschleunigen.<sup>549</sup> Im Staatsrat wurde das letzte Amen in dieser Sache dahingehend gesprochen, daß *diesen Leuten, wenn sie etwa einzeln zurückkommen wollten*, der Rücktritt in die Erbländer zu versagen sei.<sup>550</sup>

Als die Hofkanzlei am 19. November zusammengetreten war, um ihren Vortrag an den Kaiser aufzusetzen, nahm an dieser Sitzung auch Franz Joseph Graf Dietrichstein (1767–1854)<sup>551</sup> teil,<sup>552</sup> der kurz zuvor als österreichischer Gesandter von St. Petersburg nach Wien gereist war.<sup>553</sup> Von diesem durch seine Freigebigkeit<sup>554</sup> berühmt gewordenen Mann berichtet Abt Rainer, er habe für die zur Abreise rüstenden Trappisten *väterlich* und *bestens* gesorgt.<sup>555</sup> Doch auch die Salesianerinnen stellten erneut ihre Hilfsbereitschaft durch geistliche und materielle Gaben unter Beweis. Die Oberin Marie-Julienne versorgte die Kranken mit Wäsche, ver-

542) *Gott verhüte, daß ich Gott verlobte Personen von ihrem Beruf zurückhalten sollte*, sagte dieser Mann, der in den Schriften der hl. Theresia *sehr und gut erfahren* war. Muck S. 383.

543) Hofkanzlei an Regierung, 1798 XI 13. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4730 ad 2595/1798, fol. 60r.

544) Relation an Regierung, 1798 XI 17. NÖLA RegA, C 6 Nr. 5295 ad 2595/1798, fol. 102.

545) ... sacerdotes... devotissime celebrasse, universim vero omnes supradictos ea modestiae, pietatis et religiosae vitae exempla tot commorationis tempore prae-buisse, ut constanter publicae fidelium aedificationi fuerint... Abschrift, Wien 1798 XI 5. Diözesanarchiv Wien, Wien LXXXII Stadtdekanat Nr. 17.

546) Kontrakt, 1798 XI 17. Ebd., fol. 104.

547) Wie Anm. 544, fol. 103r.

548) Regierung an Hofkanzlei, Konzept, 1798 XI 18. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4771 ad 2597/1798, fol. 185r.

549) Hofdekret an Regierung, 1798 XI 19. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4849 ad 2595/1798, fol. 92r.

550) HHStA STRP 1798/IV, Nr. 5588 (22. Nov.) – Tatsächlich läßt sich lediglich die Rückkehr des Benoit Rabiet nachweisen, dem das Ordinariat in Wien am 26. Aug. 1801 die Meßlizenz für vierzehn Tage erteilte. Diözesanarchiv Wien, Meßlizenzen 1784–1801, Lit. R.

551) Wurzbach Bd. 3 (1858) S. 300–302.

552) AVA Cultus (alt) Fasc. 396 Gen.E ad Nr. 71, fol. 2r.

553) Vgl. HHStA Rußland II, Berichte, Kt. 89, fol. 92r.

554) Wurzbach Bd. 3, S. 301.

555) Muck S. 383.

vollständigte die Apotheke der Reisenden und schenkte diverse Kirchengeräte.<sup>556</sup> Am 21. November erneuerten die Schwestern der Heimsuchung ihre Gelübde in die Hände von Prior Colomban. Auch die Pensionärinnen wollten nicht zurückstehen, opferten von ihren Ersparnissen und stifteten einen schönen Meßkelch. Die bereits am 21. Juni eingegangene Gebetsverbrüderung der beiden Kommunitäten wurde bekräftigt,<sup>557</sup> und Prior Colomban übergab am 24. November einen Abschiedsbrief,<sup>558</sup> in dem er seine überaus große Dankbarkeit für die unvergleichliche Liebe<sup>559</sup> der Oberin und die einzigartige Gastfreundschaft<sup>560</sup> des Hauses zum Ausdruck brachte. Nach der hl. Messe dieses Tages verließen unsere Emigranten in Begleitung des Kreiskommissärs Sonnleithner die Stadt auf der Brünner Straße,<sup>561</sup> um eine Reise anzutreten, deren Beschwerlichkeit leicht vorhersehbar war,<sup>562</sup> besonders für Dom Colomban, den ein schweres Fieber schüttelte.<sup>563</sup> Gerade für die Kranken muß diese Reise im anbrechenden Winter besonders qualvoll gewesen sein. P. Louis, der, aus Kladrau kommend, mit seinen Mitbrüdern am 2. Dezember Prag passiert hatte, war unweit der Stadt transportunfähig geworden. *An der Brust anbrüchig*, wurde er den Barmherzigen Brüdern in Prag zur Pflege übergeben, sollte aber sobald als möglich mittels Vorspann seinen Ordensbrüdern nachgesandt werden.<sup>564</sup>

Die aus Wien kommende und 55 Personen umfassende Gruppe erreichte zu Anfang Dezember<sup>565</sup> die galizische Grenze und begegnete noch vor Krakau neuen Hindernissen: Eine Abteilung russischer Soldaten, die jenem Hilfskorps angehörten, das Paul I. endlich den Österreichern bewilligt hatte,<sup>566</sup> requirierte die Pferde der Trappisten;<sup>567</sup> Anlaß, um in Krakau nach Gelegenheit zur Überwinterung zu suchen.

Doch knapp vor dem Erreichen dieses Zieles ergab sich in der kleinen Stadt Kenty das unverhoffte Wiedersehen mit den Mitbrüdern aus Böhmen. Deren Rei-

556) *Annales* (wie Anm. 277) S. 296. (Hier auch die folgenden Angaben.)

557) Am 29. Dez. 1801 gingen die Salesianerinnen auch eine Gebetsverbrüderung mit den Trappisten von Casamari ein. *Annales* (wie Anm. 277) S. 301.

558) Braunes, grob geleimtes Papier in einfacher Rahmung, die Schrift sehr verblaßt, das Siegel gut erhalten. Archiv der Salesianerinnen, o. Sign. Text in *CistChr* 46 (1934) S. 387 f.

559) *charité sans exemple*. Ebd. S. 388.

560) *l'hospitalité la plus attentive*. Ebd. S. 388. – . . . *nous fûmes aussi traitées avec toute la charité possible. Relation des voyages* (wie Anm. 251) S. 12.

561) Anzeige Lederers an Regierung, 1798 XII 2. NÖLA RegA, C 6 Nr. 5323 ad 2595/1798, fol. 110.

562) *bien desagreable vñ la saison . . .* Maria Anna an Amalia, (Prag 1798) X 5. HHStA.F.A. SB 68, Nr. 97/2, fol. 99r.

563) Muck S. 383.

564) Stampach an (Pergen), Prag 1798 XII 7. AVA PH Nr. 1074/1798. In diesem Schreiben wird auch ein gewisser Etienne Girard erwähnt, der schon im November *von seinen Ordensbrüdern auf offener Straße ausgesetzt und verlassen* worden sein soll, was freilich in dieser Form nicht sehr glaubwürdig erscheint.

565) Für gewöhnlich benötigte man für die Strecke Wien–Krakau neun Tage. Vgl. *Marsch Route*. NÖLA RegA, C 6 Nr. 5295 ad 2595/1798, fol. 105.

566) Vgl. Thugut an Colloredo, 1798 VIII 9. Thugut, Vertrauliche Briefe (wie Anm. 199) Bd. 2, S. 114.

seweg zu rekonstruieren, begegnet einigen Schwierigkeiten, da sie in voneinander getrennten Gruppen auf verschiedenen Routen unterwegs waren. Fest steht, daß 28 Mönche und Kinder unter Führung des P. Urbain etwa Mitte Oktober Buštěhrad verlassen hatten; die Nachricht vom „Projekt Hohenlohe“ hatte sie nicht mehr rechtzeitig erreichen können.<sup>568</sup> Es scheint, daß sich diese Gruppe zunächst nordwärts gewandt hatte, um nach Preußen zu gelangen, aber wegen Feindseligkeiten der Bevölkerung wieder umkehren mußte und nach Mähren zog.<sup>569</sup> In Brünn begegneten sie dem anfänglichen Mißtrauen des Landeschefs Alois Graf Ugarte (1749–1817)<sup>570</sup> ebenso wie der geradezu enthusiastischen Freundlichkeit des hier im Exil lebenden Marquis Marc-Marie de Bombelles (1744–1822),<sup>571</sup> dessen Interventionen dann vorteilhafte Empfehlungsbriefe erwirkten.<sup>572</sup> In Kenty war es Dom Urbain gelungen, bei den Franziskanern für die Seinen Aufnahme zu finden.<sup>573</sup> Er selbst eilte, da er seine Mitbrüder nun Prior Columban anvertrauen konnte, nach Warschau weiter.<sup>574</sup>

Die Nonnen hatten Buštěhrad am 25. Oktober verlassen und aus der Rakonitzer Kreiskassa 666 fl 40 kr Reisekostenzuschuß erhalten.<sup>575</sup> Das Ziel ihrer beschwerlichen Reise war Lemberg, wo sie am 7. Dezember im Benediktinerinnenkloster von der ewigen Anbetung aufgenommen wurden; sie entschlossen sich, hier zu überwintern.<sup>576</sup>

Verschiedene Klöster Krakaus gewährten den französischen Mönchen und Nonnen ebenfalls Gastfreundschaft,<sup>577</sup> manche hielten sich in der Nähe Krakaus auf, in Kenty etwa oder in Deblin,<sup>578</sup> andere waren bis in die Umgebung Warschaws gelangt.<sup>579</sup> Die Behörden zählten zum Jahreswechsel 84 Ordensmitglieder, bald 118, und hätten gerne, *je eher je besser*, die Lästigen über die Grenze geschafft, befürchteten sie doch, der Prior wolle die Abreise verzögern,<sup>580</sup> es könnte zu *Anwerbungen unter der Hand* kommen oder Klosterübungen in der Öffentlichkeit abgehalten werden, die *nur zu unnöthigen Aufsehen im Publikum und zu tumultuari-*

570) Wurzbach Bd. 48 (1883) S. 223–230.

571) Er hatte den Beginn der Revolution als Botschafter Ludwigs XVI. erlebt, in dessen geheimen diplomatischen Diensten er dann stand. Nach einem schwerwiegenden Versehen quittierte er seine Laufbahn, nach dem Tod seiner Gattin (1800) auch sein Leben in der Welt. Er starb als Bischof vom Amiens. Michaud t. 4, S. 650 f. – Castries (wie Anm. 102) S. 43 f. – Verzeichnis der Emigranten in Brünn, 1798 V 30. HHStA St. K., Noten von der Polizeihofstelle Kt. 21 (neu), fol. 118–119.

572) Gaillardin t. 2, S. 205.

573) Vie du Dom Urbain S. 98.

574) Ebd. S. 99. – Zwei Briefe, datiert mit 2. und 23. Oktober und aus Warschau an seinen Bruder in Frankreich gerichtet (a. a. O. S. 99–101), bringen allerdings die Chronologie in unlösbare Schwierigkeiten.

575) NÖ. Regierung an Hofkanzlei, Konzept, 1798 XI 6. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4543 ad 2595/1798, fol. 40r.

576) Charencey t. 2, S. 479. – Kervingant 35, S. 205.

577) Odyssée S. 130 f. – Bouton (wie Anm. 14) S. 423.

578) Hier befanden sich 18 Trappisten. Das Kreisamt stellte ihnen das Zeugnis eines *ruhigen und arbeitsamen Lebenswandels* aus. Galizische Hofkanzlei an Perglen, Wien 1799 IV 18. AVA PH Nr. 268/1799.

579) Odyssée S. 131 f.

580) Saurau an Perglen, Wien 1799 III 15. AVA PH Nr. 277/1799.

scher Zuströmung des Pöbels Anlas geben . . .<sup>581</sup> Entgegen diesen wichtigen Polizeirücksichten<sup>582</sup> und ungeachtet der Möglichkeit, die Trappisten könnten doch noch dem Ärarium zur Last fallen,<sup>583</sup> hatte, leider, die Hof- und Staatskanzlei die Erlaubnis erteilt, das Eintreffen der übrigen *in Deutschland umher gestreuten Ordensmitbrüder all dort unbeirrt abwarten zu dürfen*.<sup>584</sup> Wiederum erschwerte es die innere Situation unserer Emigranten, während zweier Monate kein Lebenszeichen ihres Abtes erhalten zu haben.<sup>585</sup> Vermutungen und Gerüchte, er sei verhaftet bzw. interniert worden, konnten sie daher umso leichter verunsichern.<sup>586</sup>

Nach der ein so günstiges Ergebnis zeitigenden Audienz bei Paul I. entschloß sich Lestrangle, alle durch die Revolutions- und Kriegsereignisse zerstreuten Gruppen seines Ordens in Rußland zu sammeln. Dieses Werk der Zusammenführung betraf in Deutschland zurückgebliebene und versprengte Kommunitäten, aber auch Mönche und Nonnen aus den piemontesischen Niederlassungen, die infolge der politischen Entwicklung keine Überlebenschancen mehr hatten. Abt Augustin bewarb sich also beim österreichischen Gesandten in St. Petersburg um einen Paß für die Reise über Prag nach Wien, den ihm Graf Cobenzl auch gerne ausstellte.<sup>587</sup> Soeur Marie-Joseph richtete ihrerseits an Thugut die Bitte, beim Kaiser die freie Durchreise aller Gruppen nach Rußland zu erwirken, was dieser auch tatsächlich bewilligte.<sup>589</sup> Diese Reise führte Lestrangle zunächst nach Warschau, um nach den dortigen Mönchen und Nonnen zu sehen, und von dort – in Änderung der ursprünglichen vorgesehenen Route – nach Krakau.<sup>590</sup> Am 4. Dezember traf er in Wien ein, ohne den von dort kommenden Mitbrüdern, deren Reisegruppe er verfehlt hatte, begegnet zu sein.<sup>591</sup> Am 13. Dezember brach der Abt nach München auf,<sup>592</sup> um seine Mitbrüder in Bayern und Schwaben zu sammeln, und soll dabei bis in den Breisgau gelangt sein.<sup>593</sup>

Inzwischen waren elf Trappisten unter der Leitung des P. Jean de la Croix<sup>594</sup> in Linz eingetroffen. Der König von Sardinien hatte am 9. Dezember 1798 Piemont an Frankreich abtreten müssen, die Aufhebung aller Klöster stand nun unmittelbar bevor. Aus den Konventen von Monte Braccho und Sordevolo<sup>595</sup> hatte Jean

581) Polizeihofstelle an Gaisruck (Lemberg) und Reichmann (Krakau), Konzept, Wien 1799 II 13. AVA PH Nr. 120/1799.

582) Pergen an Saurau, Konzept, Wien 1799 III 29. AVA PH ad Nr. 277/1799.

583) Wie Anm. 580.

584) Wie Anm. 581.

585) Odyssée S. 131.

586) Ebd. – Charencey t. 2, S. 483 f.

587) Die Mission des Abtes hielt er für *une oeuvre aussi salutaire*. Cobenzl an Thugut, St. Petersburg 1798 X 26. HHStA Rußland II, Berichte, Kt. 89, fol. 167v.

588) Orscha 1798 X 28. HHStA Frankreich Varia Kt. 49, Fasc. Condé, fol. 118.

589) Thugut an Sr. Marie-Joseph, Konzept, Wien 1798 XII 31. Ebd. fol. 131.

590) Charencey t. 2, S. 484 f.

591) Muck S. 384.

592) Ebd. – Passeport, Abschrift, ddo. 1798 XII 6. AVA PH ad Nr. 293/1798.

593) Charencey t. 2, S. 485. – Vie du Dom Urbain S. 101 f.

594) Biographisches über ihn bei Jérôme Du Halgouet, François-Thomas-Alexandre Bodé. Cîteaux 28 (1977) S. 48–93.

595) Über die Situation in den italienischen Trappistenklöstern vgl. Du Halgouet (wie Anm. 594) S. 68–71.

de la Croix eine kleine Flüchtlingskolonie gebildet und mit ihr seinen Weg durch das Mailändische über Innsbruck nach Linz genommen,<sup>596</sup> wo er am 26. Feber sein Ansuchen an die oberösterreichische Regierung richtete, bis Ostern hier verweilen zu dürfen, um den *Generaloberen* erwarten zu können.<sup>597</sup> Die Polizeihofstelle genehmigte dies, doch wurde August Graf von Auersperg, Präsident der oberösterreichischen Regierung (1791–1805), dazu verhalten, nur ja keine *Anwerbung unter der Hand* oder solche Klosterübungen zu dulden, die zu einer *schwärmerischen Richtung Anlas geben*.<sup>598</sup> Die Trappisten hatten bei den Kapuzinern Aufnahme gefunden<sup>599</sup> und freuten sich, in derselben Stadt auch eine Gruppe von Nonnen zu wissen, die, aus Konstanz kommend, schon vor ihnen eingetroffen war.<sup>600</sup> Wiederum wurden sie verdächtigt, ihren Aufenthalt *so viel möglich in die Länge zu ziehen*.<sup>601</sup>

Als Lestränge zu Anfang April in Linz eingetroffen war, konnte die nunmehr vereinte Schar von insgesamt 60 Personen – darunter 29 Klosterfrauen – ihre Reise nach Rußland fortsetzen.<sup>602</sup> Sie benützten den Wasserweg der Donau, um am 10. April in Stein anzulegen und die Gastfreundschaft des Stiftes Göttweig zu erbitten, die ihnen großzügig gewährt wurde. *Wir haben hier Gäste*, berichtete Prior Wolfgang Schlichtinger (1745–1830),<sup>603</sup> der sogleich eine Kapitelsitzung einberufen hatte, an den in Wien weilenden Abt Leonard Grindberger (1798–1812).<sup>604</sup> In allen Göttweiger Quellen ist der tiefe Eindruck dokumentiert, den die Ankömmlinge beim Konvent hervorriefen: Sie schliefen *auf der Erde*, tranken weder Wein noch Bier und aßen nur wenig Fastenspeise;<sup>605</sup> die kärglichen Mahlzeiten waren immer von geistlicher Lesung begleitet, ansonsten beobachteten sie tiefstes Stillschweigen.<sup>606</sup> Die Priester zelebrierten täglich, morgens und mittags wurde in der Stiftskirche das Chorgebet gehalten, Mönche und Nonnen in zwei Chorhälften abwechselnd singend. *Nihil in illis, nisi summa devotio et strictissima vivendi ratio conspecta est*.<sup>607</sup> Der Zweck ihres einwöchigen Aufenthaltes lag in der Beschaffung jener Notwendigkeiten, die die Fortsetzung ihrer Reise auf dem Landweg mit sich brachte.<sup>608</sup> Am 18. April brachen sie frühmorgens in Richtung

596) Charencey t. 2, S. 480 f.

597) AVA PH Nr. 150/1799.

598) (Pergen) an (Auersperg), Wien 1799 III 8. AVA PH. ad Nr. 150/1799.

599) Wie Anm. 597. – Die Chronik des Linzer Konventes, aufbewahrt im Provinzarchiv der Kapuziner in Wien, enthält über den Zeitraum von 1780 bis 1800 nur sehr lückenhafte Aufzeichnungen und erwähnt den Aufenthalt unserer Trappisten nicht.

600) Charencey t. 2, S. 481.

601) (Pergen) an Auersperg, Wien 1799 III 29. AVA PH ad Nr. 277/1799.

602) Vgl. Ildefons Fux, *Französische Geistliche in Göttweig*, Hippolytus NF. Nr. 6 (1984) S. 60–69.

603) Clemens Lashofer, *Profeßbuch des Benediktinerstiftes Göttweig* (Göttweig 1983) S. 244 (STMB Erg.-Bd. 26).

604) Göttweig 1799 IV 11. Stiftsarchiv Göttweig (=AG) GA-S/XXII-1799. – Über Grindberger: Lashofer, *Profeßbuch* S. 265–267.

605) *Prioratsrechnung 1799*, fol. 3. AG GA-B/III-40.

606) *Protocollum super Capitula t. 2*, S. 179. AG Cod. Ser. n. 399.

607) Ebd. S. 178.

608) Schlichtinger an Grindberger, Göttweig 1799 IV 11. Wie Anm. 604.

Mähren auf, nicht ohne ihre tiefe Dankbarkeit bekundet zu haben: eine Dankbarkeit, die entsprechend den empfangenen Wohltaten grenzenlos sei.<sup>609</sup>

Wieder reisten die Trappisten in geteilten Gruppen: Lestrangle, versehen mit einem Reisepaß der Staatskanzlei, führte einen Konvoi von Feldwägen an, auf denen die Schwestern und einige offenbar geschwächte bzw. kränkelnde Mönche Platz gefunden hatten; Prior Jean de la Croix mit *beyläufig 20 Ordensbrüdern* folgte zu Fuß nach.<sup>610</sup> Letzterem hatte sich auch der 1796 nach Krems gekommene Dominikaner Etienne Varoue angeschlossen,<sup>611</sup> der Zivilkleider trug.<sup>612</sup> Lestrangle passierte am 22. April die Stadt Brünn, Jean de la Croix traf am 25. hier ein und stieg mit seinen 23 Begleitern bei den Barmherzigen Brüdern ab.<sup>613</sup> Graf Ugarte fühlte sich erneut, wie schon 1798, durch die Präsenz der Trappisten, die, von keiner politischen Aufsicht begleitet, im Land umherschleichen könnten, *wo sie nur wollen*,<sup>614</sup> beunruhigt. Gerade, als er seine Sorgen zu Papier brachte, wurde ihm die Ankunft zweier anderer, aus Monte Braccho in Piemont kommender Mönche gemeldet, denen angeblich weitere zweihundert (!) folgen sollten, sodaß der Gouverneur ganz Mähren von Fremdlingen überschwemmt sah, deren Denkungsart ihm völlig unbekannt wäre.<sup>615</sup> Polizeiminister Pergen ordnete hierauf die Begleitung der Trappisten *durch einen verlässlichen Beamten* und die Anfertigung eines *umständlichen Verzeichnisses* der Emigranten an.<sup>616</sup> Es war bereits Mai, als sich die verschiedenen Reisegruppen in Krakau sammelten, um ihre Weiterreise auf dem Wasserweg der Weichsel vorzubereiten.<sup>617</sup> Das Schicksal, das ihrer im Reich des Zaren harnte, darzustellen, gehört jedoch nicht mehr zum Gegenstand unserer Untersuchung.

## VI. Rückblick

Im Sommer 1799 erreichten die letzten Gruppen der trappistischen Auswanderer ihr russisches Exil. Uns obliegt es nun, rückschauend auf die Geschehnisse der Jahre 1798 und 1799 ein gewisses Resümee zu ziehen und den Weg des Ordens durch die österreichischen Länder zu deuten zu versuchen. Diese Interpretation, will sie der historischen Wirklichkeit gerecht werden, muß auch das zu berücksichtigen suchen, was der empirischen Forschung nicht so ohne weiteres zugänglich ist und der Theologie der Gnade vorbehalten bleibt. Denn nicht nur der Mensch ist Akteur auf der Bühne der Geschichte; auch geht es nicht allein um die Wirkmächtigkeit von Ideen und deren Konflikte und Konvergenzen in der Historie des menschlichen Geistes, darf doch die Kirchengeschichtsschreibung weder

609) ... *une reconnaissance semblable à vos bienfaits, c'est à dire sans bornes*. Lestrangle an Grindberger, Göttweig 1799 IV 11. AG GA-S/XXII-1799.

610) Reisepaß, Abschrift, Krems 1799 IV 17. AVA PH ad Nr. 293/1799.

611) Revers des Kreisamtes, Abschrift, Krems 1799 IV 17. Ebd.

612) Bericht der Polizeidirektion Brünn, 1799 IV 25. Wie Anm. 610.

613) Ebd. AVA PH ad Nr. 293/1799.

614) Ugarte an Pergen, Brünn 1799 IV 26. Ebd.

615) Ders. an dens., Brünn 1799 IV 26. AVA PH Nr. 293/1799.

616) Pergen an (Ugarte), Konzept, Wien 1799 IV 28. Ebd.

617) *Odyssée* S. 135–139.

Gott noch den Widersacher Gottes lediglich in der Rolle eines fernen Beobachters sehen und die Kategorien der Gnade bzw. der Un-Gnade, d. h. der unheilstiftenden Einflußnahme des „Gesetzwidrigen“ (vgl. 2 Thess 2, 9) ausklammern. Es geht in der Geschichte „letztlich nicht um Ideen, sondern um Mächte“. <sup>618</sup>

Man wird der Treue jener Trappisten zur Strenge ihrer Lebensweise die Anerkennung nicht versagen können. Ungeachtet der außerordentlichen Verhältnisse, wie sie auf ihrer Reise und in ihnen fremden Ländern gegeben waren, haben sie in geradezu minutiöser Weise versucht, an allem festzuhalten, was sie einmal als zu ihrer Berufung gehörig erkannt hatten. <sup>619</sup> Die zu den rein äußeren Werken ihres aszetischen Lebensstils und den physischen Belastungen der Wanderschaft hinzukommenden seelischen Prüfungen, wie sie im Ertragen existenzieller Ungewißheit und Heimatlosigkeit, von Mißdeutung, Verdächtigung und Verleumdung sichtbar werden, rückt das Zeugnis unserer Exilanten in die Nähe des Heroischen oder, besser gesagt, des christlichen Martyriums. Sie der Unklugheit oder des Fanatismus zu zeihen, wirft die Frage auf, ob sich nicht auch die Blutzengen etwa des Altertums solcher Vergehen schuldig gemacht haben. Darf man die „Torheit der Liebe“ nicht auch für Lestrage und seine geistliche Familie geltend machen? <sup>620</sup> Diese „Narren um Christi willen“ (vgl. 1 Kor, 4, 10) erinnerten daran, daß die Quellen des Evangeliums nicht im Bereich des Irdisch-Vernünftigen liegen. <sup>621</sup> Die entscheidende Frage wird sein, ob bei dieser „Odyssée monastique“ der Gehorsam gegenüber der göttlichen Gnadenführung bestimmend war, oder eigenmächtiges Handeln, das dem „guten Eifer“ <sup>622</sup> nur äußerlich ähnelt, zu konstatieren ist.

Für die gehorsame Treue als Verhaltensprinzip des Abtes Augustin, den wir hier als „forma gregis“ besonders ins Auge fassen wollen, sprechen mehrere Hinweise. Zunächst seine Milde im Urteil, die ihm jede Klage oder Anklage verwehrt und ihn veranlaßte, etwa Kaiser Franz in Schutz zu nehmen: Der Kaiser habe ihm nichts als Wohltaten und Gnaden erwiesen. <sup>623</sup> In der Gegenüberstellung mit einer Äußerung Louise de Condés, die ihr später in einer Phase der Verbitterung entschlüpfte, gewinnt diese Milde noch an Gewicht. Die Prinzessin, die zwar täglich für Napoleon beten konnte, <sup>624</sup> bemerkte nämlich im Zusammenhang mit der Niederlegung der Kaiserkrone des Reiches 1805, daß Franz recht geschehe. <sup>625</sup>

618) Walter Nigg, *Der Teufel und seine Knechte* (Olten 1983) S. 184 f.

619) Vgl. Gregor Müller, *Cistercienser auf der Reise*. *CistChr* 22 (1910) S. 289–295, 335–345, 364–372.

620) Als „Narren“ hatte zunächst auch Napoleon die Trappisten qualifiziert, wenn auch nicht im Sinn des Evangeliums: *Dans un grand empire il faut quelques hospices de fous appelés Trappistes*. Charencey t. 2, S. 558.

621) Walter Nigg, *Der christliche Narr* (Zürich, Stuttgart 1956) S. 19.

622) *Regula Benedicti* 72, 1 f.

623) Muck S. 384.

624) *La couronne la plus brillante qu' une âme puisse recevoir dans le ciel, c'est de voir près d'elle l'âme de ses ennemis, surtout lorsque c'est par larmes qu'elle a obtenu le salut de cette âme*. Diese Worte Marie-Clotildes hatte sich Louise zu eigen gemacht. Créteineau-Joly t. 1 S. 384.

625) *bien mérité*. Ségur S. 146.

Zum anderen kann das Zeugnis der Beharrlichkeit, das Lestränge über so lange Zeit hin inmitten des Widerspruchs und der äußersten Beanspruchung gegeben hat, wohl nicht nur aus rein natürlicher Charakterveranlagung erklärt werden. Der Eifer dieser „brennenden und glühenden Seele“,<sup>626</sup> dieses „vir fide robustus, industrius et in consiliis audax“,<sup>627</sup> erfloß aus übernatürlichen Quellen, auf die die Stetigkeit und die gläubige Ungebrochenheit, in der er die härtesten Schläge zu ertragen wußte,<sup>628</sup> hinweisen. Man muß ihn als einen von Gott Geführten verstehen, will man seinem Werk gerecht werden, was selbstverständlich persönliche Mängel nicht ausschließt, wie wir sie ja auch bisweilen bei den Kanonisierten feststellen können.<sup>629</sup> Daß nicht alle aus seiner stets wachsenden Familie durchgehalten haben, darf angesichts der extremen Verhältnisse und der *conditio humana* und ihrer Armseligkeit überhaupt nicht verwundern. Umso mehr gilt es, das Wirken der göttlichen Gnade in jenen zu erkennen und anzuerkennen, denen die *perseverantia finalis* gegeben war.

Wir hatten bereits Gelegenheit, auf die außerordentlichen physischen Strapazen zu verweisen, die auf dem Weg ins Exil zu ertragen waren. Das Klima Rußlands stellte eine neuerliche Härte dar, und nicht alle waren ihr gewachsen. Dom Colomban Morogue mußte bereits in Karkau krankheitshalber seinen Ämtern entsagen;<sup>630</sup> im Jänner 1800 verstarb er im Alter von 29 Jahren in Zydischine, und man hatte Mühe, ihn im tiefgefrorenen Boden zu begraben.<sup>631</sup> Unter den Italienern hielt der Tod reiche Ernte: Neun von zwölf Mönchen aus den piemontesischen Klöstern verstarben.<sup>632</sup> Auch zwei aus Savoyen stammende Knaben starben eines heiligmäßigen Todes: François de Paule Tagand<sup>633</sup> am 11. Juni 1799 in Wistrice<sup>634</sup> und François-Xavier, Bruder des Vorgenannten, am 12. November 1800.<sup>635</sup>

Als nicht minder schwer sind die psychischen Prüfungen zu erachten, die auf dieser Odyssee begegneten und denen nicht alle standhalten konnten. Zu den Zermürbten zählten etwa die beiden Konversen Joseph Gabriel Varin (Fr. Jean Baptiste), der erst ein halbes Jahr lang Novize war,<sup>636</sup> und Remy Behagnon (Fr. Bernard), ebenfalls Novize.<sup>637</sup> Beide erklärten, in Wien bleiben und hier Arbeit suchen zu wollen.<sup>638</sup> Ein anderer Novize, Jacques Joseph Nourtier (Fr. Jean de la

626) „une âme ardente et brûlante“ (Dom Antoine). Cîteaux 20 (1969) S. 44.

627) Menologium Cisterciense (Westmalle 1952) S. 160.

628) „Seine Tatkraft versagte nie, sein Glaube an die Vorsehung war unerschütterlich ... unüberwindliche Ausdauer...“ Jean-Baptiste Chautard, St. Bernhards Sohn (Limburg 1953) S. 39.

629) Vgl. Wilhelm Schamoni, Das wahre Gesicht der Heiligen (München 41967) S. 68–70.

630) Charencey t. 2, S. 482.

631) Charencey t. 2, S. 510.

632) Odyssée S. 136.

633) Nicht Fagand, wie Odyssée S. 143. Korrektur nach den Verzeichnissen der Kinder: NÖLA RegA, C 6 Nr. 4723 ad 2595/1798, fol 81r, und AVA PH ad Nr. 899/1798.

634) Odyssée S. 145–148.

635) Odyssée S. 148–158.

636) Aus Loisey in Lothringen und 28 Jahre alt. AVA PH ad Nr. 899/1798.

637) Aus der Diözese Verdun und 19 Jahre alt. Ebd.

638) Relation Lederers, Wien 1798 X 2. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4723 ad 2595/1798, fol. 67r.

Croix), zuvor Mönch im Karmel von Valenciennes und 53 Jahre alt,<sup>639</sup> versuchte, bei den Karmeliten in der Wiener Leopoldstadt aufgenommen zu werden.<sup>640</sup> Den Priester Aaron Benoit Rabiet<sup>641</sup> finden wir 1799 im Zisterzienserklöster Mogila in Galizien,<sup>642</sup> 1801 hielt er sich wieder in Wien auf.<sup>643</sup> Der Dominikanerpriester Stephan Varoud (Varoue) aus Besançon, der sich in Krems den Trappisten angeschlossen hatte,<sup>644</sup> gelangte nur bis Krakau: *Da ihm aber dieser Orden nicht gefiel, so ist er zurückgeblieben.*<sup>645</sup> Sr. Marie Rose Schergaut<sup>646</sup> wollte in das Krakauer Klarissenkloster übertreten.<sup>647</sup> Alles in allem waren die Ausfälle jedoch nicht allzu groß; sie überschritten wohl nicht jenes Ausmaß, das von vorneherein unter den gegebenen Umständen zu erwarten stand.<sup>648</sup>

Nachzutragen ist, daß zu jenen, die nicht durchgehalten haben, auch unsere Prinzessin de Condé zählte, wobei vermerkt werden muß, daß auch ihr Weggehen in einem größeren Zusammenhang, nämlich den der göttlichen Führung zu sehen ist. Die Heimatlose war auch innerlich noch eine Suchende, deren Wanderung von Konvent zu Konvent<sup>649</sup> vom Zielpunkt her verstanden werden soll, von der Gründung des benediktinischen Sühneklosters im Temple zu Paris 1816.<sup>650</sup> Noch 1799 wird uns von ihrem Leben in Orscha berichtet, daß ihr Eifer den ungeliebten, niedrigen Arbeiten galt, auch wenn sie sich dabei nicht unbedingt als die Geschickteste erwies.<sup>651</sup> Maria Anna versuchte ihr begreiflich zu machen, daß das Wohlgefallen Gottes nicht nur äußeren Strenghheiten gilt.<sup>652</sup> Nun setzte ein Prozeß zunehmender Entfremdung ein, der sie von Lestrangle trennen sollte: Hatte sie zuvor immer voll Bewunderung von dessen heiligem Eifer gesprochen,<sup>653</sup> so glaubte sie jetzt, Übertreibung und Unklugheit feststellen zu sollen. Der Abt mußte vor allem anderen danach trachten, dem Orden eine wirkliche Festigkeit zu geben.<sup>654</sup> Der Zar selber übte Kritik an Lestrangle, der Reisen unternehme, obwohl seine Religionen noch kaum etabliert seien und seine Präsenz höchst notwendig wäre.<sup>655</sup> Abt

639) AVA PH ad Nr. 899/1798.

640) Majestätsgesuch des P. Colomban, Wien 1798 X 27. NÖLA RegA, C 6 Nr. 4548 ad 2597/1798, fol. 44r–47v.

641) Siehe oben S. 317.

642) Galizische Hofkommission an Pergen, Wien 1799 VIII 16. AVA PH Nr. 571/1799.

643) Siehe oben S. 317. 644) Siehe oben S. 353.

645) Verzeichnis der französischen und italienischen Emigranten in Krakau, Krakau 1799 VII 20. HHStA ST. K., Noten von der Polizeihofstelle, Kt. 21 (neu) fol. 230v.

646) Aus der Diözese Besançon stammend und um 1760 geboren, hatte sie am 15. Okt. 1797 ihre Gelübde abgelegt. AVA PH ad Nr. 899/1798.

647) HHStA STRP 1799/I, Nr. 739.

648) Genaue Untersuchung des Verhältnisses von Ein- und Austritten bei Kervingant 36, S. 192.

649) Vgl. Savigny-Vesco S. 95, 127.

650) Vgl. B. de Maricourt, Louise-Adelaïde de Bourbon-Condé (1757–1824). Les Contemporains 15 (Paris 1906) Nr. 730, S. 14.

651) Vie du Dom Urbain S. 110.

652) Crétineau-Joly t. 1, S. 227. – Vgl. Johannes vom Kreuz, Die Dunkle Nacht I, 6, 2. (Hg. von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1978, S. 38).

653) Louise an Franz II., Wien 1798 VI 2. HHStA F.A. SB 59, Nr. 207/15, fol. 358r.

654) Louise an Condé, Nieswicz 1799 XI 18. Correspondance S. 207.

655) Paul I. an Louise, Gatchina 1799 XII 7. Lettres S. 228. – Vgl. Stintzi (wie Anm. 25) S. 242.

Augustin hatte es zuvor gewagt, dem Herrscher über alle Russen zu widerstehen, der, ganz Autokrat, dem römisch-katholischen Metropoliten befohlen hatte, Sr. Marie-Joseph sofort nach ihrer Profesz zur Äbtissin zu ernennen.<sup>656</sup> Zudem war die Exemtion des Ordens nicht unangefochten,<sup>657</sup> die Unberechenbarkeit und Gewaltätigkeit des Zaren<sup>658</sup> konnte auch Lestrangle nicht verborgen geblieben sein, der einmal geäußert hatte, allein in Amerika könnten die Trappisten wahre Sicherheit erhoffen.<sup>659</sup> Das Verlangen nach Sicherheit wird wohl ausschlaggebend gewesen sein, daß unsere Prinzessin und Mère Brigitte de la Rozière am 14. August 1799 den Orden verließen.<sup>660</sup> Daß es dabei doch zu einem Bruch in der inneren Entwicklung Louises gekommen sein dürfte, legt die Tatsache nahe, daß sie sich später gleichsam in *apologia pro vita sua* sehr über La Trappe beklagte.<sup>661</sup> So hatte Lestrangle die Lanzenspitze, die ihm Rußland geöffnet hatte,<sup>662</sup> verloren – und auch den Schild, der ihn vor den Launen eines unberechenbaren Souveräns beschützen konnte.<sup>663</sup>

Welche Spuren hat der Zug der Trappisten durch Österreich hinterlassen? An einigen wenigen Zeugnissen läßt sich der tiefe Eindruck ermessen, den sie bei „Nicht-Aufgeklärten“ und bei jenen Katholiken hervorriefen, die sich der spirituellen Tradition der Kirche verpflichtet fühlten. Abt Rainer Sigl, der Augenzeuge, dem wir so viele kostbare Nachrichten über den Aufenthalt unserer Emigranten in Wien verdanken, schließt seinen Bericht mit den Worten: *Nur an diesen habe ich wahre Geistliche gesehen, sonst noch keine. Wer hieran zweifelt und mir nicht glaubt, der frage die Salesianerinnen in Wien, wo sie die ganze Zeit sich aufgehalten. Und diese werden Wunderdinge zu sagen wissen von ihrer äußeren Strenge und eingezogenen Lebenswandel. Wer aber anders von ihnen reden sich anmaßet, der ist ein ärgerlicher Verleumder oder beneidet Gott den Allmächtigen, daß noch auf dieser Welt so eifrige Diener Gottes sich befinden . . .*<sup>664</sup>

656) Ders. an dies., Pawloski 1799 V 17. Lettres S. 221.

657) Odyssée S. 160, 162.

658) *Semper idem!*, schrieb Cobenzl an Thugut, *c'est la devise de Paul Ier, mais ce n'est malheureusement pas son éloge . . .* Und es sei nicht auszuschließen, daß ihm eines Tages die Idee komme, *de se faire Pape ou Moufti comme il a deja eu une fois celle de dire la Messe . . .* St. Petersburg 1798 XII. HHStA Rußland II, Corr., Kt. 217, fol. 53v. – Thugut seinerseits sprach von einer *veritable demence*. Vertrauliche Briefe (wie Anm. 199) Bd. 2, 77. – Vgl. Castries, (wie Anm. 102) S. 252, 304.

659) Odyssée S. 160 f.

660) Louise an Condé, Nieswicz 1799 XI 18. Correspondance S. 207 f. – Louise legte als Sr. Marie-Joseph de la Miséricorde am 21. Sept. 1802 im Kloster der Benediktinerinnen vor der Ewigen Anbetung zu Warschau ihre Gelübde ab und ging nach der Hinrichtung ihres Neffen, des Duc d'Enghien, im Jahr 1805 nach England in den Konvent von Bodney-Hall. DBF 9 (1960) Sp. 454. – Kervingant 36, S. 200 f.

661) Zeuge dafür ist Papst Leo XII.: *„Cette Princesse qui avait été Trappiste se plaignait furieusement de la Trappe. Jérôme Du Halgouet, Un havre de paix dans la tourmente: Lulworth. Cîteaux 18 (1967) S. 57.*

662) *„ . . . le fer de lanc, qui nous ouvrirait la Russie“.* Du Halgouet, Un havre (wie Anm. 661) S. 73.

663) Um sich mit Napoleon verständigen zu können, brach Paul I. nach der unglücklichen Schlacht von Zürich 1799 mit der Emigration in seinem Land und verließ die antifranzösische Koalition.

664) Muck S. 385.

Und noch um das Jahr 1884 hatte Jean-Baptiste Chautard (1858–1935),<sup>665</sup> der Erneuerer des geistlichen Lebens in vielen Trappistenabteien, in Wien ein bemerkenswertes Erlebnis. In der Sakristei des Stephansdomes erkannte ihn „ein ehrwürdiger Greis von mehr als achtzig Jahren“<sup>666</sup> als Nachfahren Dom Augustins und erzählte: Als kleiner Bub habe er einem Gottesdienst beigewohnt, den Lestränge mit seinen Mönchen in einem offenen, gegen Wind und Wetter ungeschützten Schuppen in der Nähe Wiens abgehalten hatte. *Ich empfinde noch lebhaft den tiefen Eindruck, den ich damals verspürte, als sie aus innerstem Herzen das Salve Regina sangen.*<sup>667</sup>

Ja, sie haben es verdient, „daß man sich ihrer mit Hochachtung erinnert“ (vgl. 2 Makk 7, 20).

665) Vgl. Patrick Olive, Dom Jean-Baptiste Chautard 1858–1935. Collectanea Cisterciensia 48 (1986) S. 3–8.

666) Es gelang nicht zu ermitteln, um wen es sich dabei gehandelt hatte.

667) Chautard, St. Bernhards Söhne (wie Anm. 628) S. 43.

## Zum Gedenken an die Grundsteinlegung der Abteikirche Ottobeuren 1737

Grund und Bau, Raum und Geist

Von Norbert Lieb – München

*Den Gedenktag der Grundsteinlegung vor 250 Jahren für die Ottobeurer Kirche durch Abt Rupert Neß 1737, eröffnete Abt Vitalis Althaler am Kirchweihsonntag den 18. Oktober 1987 mit dem Pontifikalamt: „Lassen wir uns mit den Mitteln der Kunst dieses Raumes und der Musik hinweisen auf Christus, den Herrn, zu dessen Ehre alles ersonnen wurde. Lassen wir uns aufbauen zu jener Kirche aus lebendigen Steinen, von der es in 1 Kor. heißt: Einen anderen Grund kann niemand legen, als den, der gelegt ist: Jesus Christus.“*

*Zur Festmesse erklang vom Jugendchor Oberboihingen die Messe in C des berühmten haus-eigenen Komponisten P. Franz Schnitzer († 1785).*

*Zum Festakt, im einstigen Studiensaal der Mönche, heute einem Tagungsraum, versammelten sich der Konvent und die „Freunde der Abtei“, begrüßt von Abt Vitalis Althaler, zum Festvortrag von Prof. Dr. Norbert Lieb, der seit 60 Jahren ein treuer Freund Ottobeurens ist. Seine Dissertation „Ottobeuren und die Barockarchitektur Ostschwabens“ erschien bereits 1931. In unserer „Festschrift zur 1200-Jahr-Feier“ schrieb er den Beitrag: „Die barocke Architektur- und Bilderwelt des Stifts Ottobeuren“ (Augsburg 1964).*

*Der verdiente, vielseitige Wissenschaftler und Schriftsteller hielt zum festlichen Gedenken diesen Vortrag, der mit Dankbarkeit aufgenommen wurde. (A. K.)*

Das Ereignis, an das wir jetzt, 250 Jahre später uns erinnern, geschah am Freitag, dem 27. September 1737. Drei Tage des späten September waren im Ottobeurer Kalender seit alter Zeit verankert: durch die Kirchenweihe von 1558 und die Klosterweihe von 1204, überdies der 28. September in Schwaben allgemein durch die Augsburger Domweihe von 807.

Die Ottobeurer Feier von 1737 schildert authentisch das Tagebuch des Abtes Rupert Ness. Um Richtung und Ausmaß der geplanten Kirche festzusetzen, hatte man als Ort des Grundsteins die Stelle der künftigen Fassade, beim Haupteingang zwischen den Türmen gewählt. Dort war eine Grube von etwa 8,70 Metern Breite ausgehoben und schon ein Fundament von etwa 2,30 bis 2,60 Metern Stärke aus Nagelfluh gemauert. In diesem Feld wurde ein hölzernes Kreuz, ungefähr 2,30 Meter groß, und ein mit gewirktem Tuch bedeckter Tisch aufgestellt.

Nachdem am 27. September „morgens früh“ im Chor der alten Klosterkirche die Tagzeiten Sext und Non gesungen worden waren und Abt Rupert Ness in der Sakristei die Pontifikalgewänder angelegt hatte, begann unter Glockengeläut die Prozession: An der Spitze ein junger Kreuzträger; folgend der Custos Pater

Magnus Merath mit den in den Grundstein einzulegenden Reliquien, Heiltümern und Denkzeichen, die in einem mit Blei verschlossenen Glasgefäß geborgen und auf einem Pergament mit 33 Nummern verzeichnet waren. Danach die Studenten des Klosterseminars, der Konvent und schließlich der Abt mit seiner Assistenz. Die sakrale Zeremonie der Grundsteinlegung wurde gemäß dem „Pontificale Romanum“ vollzogen.

Der also eingeleitete Bau sollte die Kirche eines Benediktinerklosters werden, das auf das Jahrtausendjubiläum seiner Stiftung sich vorbereitete. 1737 zählte der Konvent 31 Patres – eine Gemeinschaft, die überschaubar war und groß genug, um die ihr gesetzten Ämter und Aufgaben wahrzunehmen. Die in nachmittelalterlicher Zeit hier regierenden vierzehn Äbte waren, einen einzigen ausgenommen, alle schwäbisch-alemannischen Stamms und sämtliche bürgerlicher oder bäuerlicher Herkunft. Über die Augsburger Benediktiner-Kongregation hinaus hielt Ottobeuren seit 1617 mit der Ordensuniversität Salzburg dauernde, fruchtbare Verbindung.

Das Kloster hatte den Status eines mit weltlichen Hoheitsrechten ausgestatteten „Freien Reichsunmittelbaren Kaiserlichen Stifts“. Es umfaßte zuletzt ein Gebiet von etwa 260 Quadratkilometern – das ist etwa so viel wie heute die Landkreise Unter- und Ostallgäu zusammen. Damit stand Ottobeuren unter den Reichsstiften Schwabens an dritter Stelle, nach Kempten St.Lorenz und Weingarten.

Die Klosteranlage war zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein aus dem Mittelalter und den Folgezeiten überkommenes Konglomerat von Bauten, die verschiedenen Zwecken dienten und nach manchen Zerstörungen teilweise immer wieder zu verschiedenen Zeiten und in wechselnden Formen entstanden waren. Gebührendermaßen dominierte die Klosterkirche. Abweichend von der jetzigen, wendete sich ihr von zwei Türmen eingefaßter Chor ostwärts, dem Ort Ottobeuren zu. Nach alter Gewohnheit war dieser Kirche südseits der Konventbau angegliedert, ein geschlossenes Viereck mit vier inwendigen Kreuzgangzügen.

Dieser im übrigen fast zufällig erscheinende Bestand konnte den Ansprüchen und Idealen des Barocks nicht mehr genügen. Schon wurden einige Teilneubauten unternommen und auch Überlegungen einer neuen Gesamtanlage angestellt.

Da trat 1710 an die Spitze des Klosters zur rechten Zeit der rechte Mann: Abt Rupert Ness. Er war 1670 in der oberschwäbischen Reichsstadt Wangen geboren, Sohn eines dorthin aus Vorarlberg zugewanderten Schlossers. Seit 1688 gehörte Rupert Ness dem Kloster Ottobeuren an. Nach guter Ausbildung bewährte er sich als Seelsorger an verschiedenen Orten, ebenso in der Wirtschaftsverwaltung des Stifts. In seiner dann drei Jahrzehnte durchspannenden Regierung wußte dieser Abt alle Pflichten seines Amts tatkräftig, umsichtig und gewissenhaft zu meistern. Die Funktionen des Abt-Vaters und des Reichsstifts-Herrn konzentrierten sich ohne Zwiespalt in seiner Person.

Den Fünfzigjährigen, längst weithin Angesehenen und Verehrten hat 1723 der Konstanzer Maler Jakob Karl Stauder porträtiert: Im schmalen Kopf ein Blick von Sammlung und Tiefe; den Mund prägt Wille und Klugheit; aus dem weißen Ärmel hebt sich eine gebildete Hand, sprechend, Abstand haltend und Abstand fordernd, doch zugleich begrüßend und segnend; als Zeichen eines charisma-

tisch-theokratischen Herrschertums glänzt auf dem schlichten schwarzen Benediktinerhabit das goldene, edelsteinbesetzte Brustkreuz. Auf dem seitlich stehenden Tisch liegt über einem Buch ein Plan der neuen Klosterkirche.

Mehr noch als das Bildnis sagt über die Persönlichkeit das Werk aus, das Werk auch der Architektur. Von diesem Abt schreibt 1815 der letzte Chronist des alten Stifts Ottobeuren: „So lang er regierte, bauete er, und zwar alles, wie man zu sagen pflegt, im großen Stil“.

Im barocken Ottobeuren bedeutet „großer Stil“ allgemein den Ausdruck der Würde der Ecclesia, eine vorbildhafte benediktinische Haltung, aber auch Repräsentation, das ist Vergegenwärtigung des reichsstiftischen Ranges. Große äußere Dimensionen verlangen inneres Maß und Ordnung – all das hat Rupert Ness seiner Schöpfung Ottobeurens mitgeteilt.

Um 1710 begannen hiezuland fast überall die Grundkräfte neuer Architektur wach und reif zu werden und Abt Rupert Ness wußte sie in Ottobeuren in einzigartiger Weise zusammenzuführen. Er stellte alle vorbereitenden und tragenden Überlegungen an. Er sammelte Pläne, studierte und verglich sie immer wieder. Vorsichtig verhielt er sich gegenüber den Entwurfbewerbern. In besonderen Fällen verlangte er zur Klärung auch Architekturmodelle. Pflicht des Bauherrn war es auch, die zur Ausführung des Werks nötigen materiellen Voraussetzungen, die Finanzdispositionen zu treffen sowie um die Beschaffung der Baustoffe bemüht zu sein. Wenn alles vorbereitet war, brachte der Abt das Vorhaben dem ganzen Konvent zur Kenntnis und zur Entscheidung, ob und wann das Unternehmen begonnen werden sollte und nach welchem Entwurf. Dabei lag dem Abt immer alles daran, seine bauherrlichen Anliegen durch möglichst einhellige Zustimmungen des Konvents gedeckt zu wissen.

Solches Abwägen von Autonomie und Mitbestimmung konnte am ehesten in der benediktinischen Regel und in der besonderen Verfassung eines schwäbischen Reichsstifts gelingen. Dabei darf man das Bemühen um regionale Autarkie auch in künstlerischen Fragen als reichsstiftisch verstehen, die überregionalen Ansprüche dagegen eher aus der benediktinischen Organisation zu erklären versuchen. (In Fragen bildkünstlerischer Ausgestaltung der neuen Räume scheint Abt Rupert Ness mehr Recht zu selbständiger Entscheidung gehabt zu haben).

Auch die praktische Prozedur des Bauens zu beobachten, lohnt sich. Die Ausführung geschah nach einem grundlegenden Gesamtplan, in Abschnitten, in zügigem Tempo, dabei so, daß alte Teile während des Neubaus vorerst noch weiter benutzt werden konnten und erst Schritt um Schritt durch die neuen Bauten ausgetauscht wurden. Diese Logistik hat beste Erfolge gebracht.

Schon bei Beginn stand fest, daß die neue Gesamtanlage ein großes Rechteck bilden und aus dessen Mittelachse die Kirche hervortreten sollte. Dieses als Idee für Neuanlagen großartige und künstlerisch anspruchsvolle, dabei allerdings von Gelände- und Geländeverhältnissen abhängige und auch nicht leicht (nur in der Vogelschau) zu überblickende Konzept scheint ein Vorrecht schwäbischer Reichsstifte (und im besonderen ihrer Vorarlberger Baumeister) gewesen zu sein: beginnend 1651 mit der Benediktiner-Fürstabtei Kempten, weitergeführt 1686 im Prämonstratenserstift Obermarchtal, 1696 aufgegriffen auch im Benediktinerinnenkloster Holzen

über dem Lechtal. In Ottobeuren ist dieses Schema am klarsten verwirklicht worden, nicht zuletzt dank der Mitwirkung der Landschaft.

Hier hatte ein dem Konvent angehörender Architekt, Pater Christoph Vogt sofort planerisch das Principium des Ganzen vorgelegt, wobei er für die Darstellung der Kirche zunächst die Salzburger Kollegienkirche kopierte. Dieser Bezug war aufs erste theoretisch; doch blieb er maßgebend für die Folgezeit: durch die Kreuzung des Langhauses, die Überkuppelung der Kreuzung und durch die konvexe Zwei-Turm-Fassade.

Nachdem am 24. November 1723 das Dankfest für den Abschluß der neuen Stiftsanlage begonnen worden war, mußte die konkrete Planung der neuen Kirche aktuell werden. Am 23. Mai 1724 vertraut Abt Rupert Ness seinem Tagebuch an: Er wolle der Allerheiligsten Dreifaltigkeit einen „raren Tempel“ bauen, „wogegen das Klostergebäu nichts sein solle“. Und dreieinhalb Jahre später schreibt er, daß die neue Kirche noch schöner werden solle als der soeben vollendete Kaisersaalbau.

Nun bemühten sich nach und nach verschiedene Meister um die begehrenswerte Aufgabe. In der Folge der Pläne kam der vorgegebene Grundbegriff des Baus in Bewegung, mit der einem großen Werk meist eigenen Logik. Entwürfe legte ein gediegener schwäbischer Stukkator-Maurermeister vor, dann ein ehrgeiziger welscher Rivale. Doch am 30. April 1731 beschloß der Konvent einmütig und wohl zur Befriedigung des Abts, daß der Kirchenbau noch aufgeschoben werden solle. Rasch aber stellten sich wieder Bewerber ein: 1732 Dominikus Zimmermann, der geniale Stukkator-Baumeister, und zwei oder drei Jahre später Josef Schmuzer, der andere führende Wessobrunner. Der nächste Schritt kam bereits nah ans Ziel.

Am 1. März 1736 hatte Abt Rupert eine Besprechung mit dem Maurermeister Simpert Kraemer. Dieser, ein gebürtiger Schwabe, leitete schon seit 1717 in Ottobeuren die Errichtung der Stiftsgebäude und erwies sich dabei stets als zuverlässig. Ihm nun „erlaubte“ (der Ausdruck ist charakteristisch!) der Abt, für die Kirche einen „Aufriß“ zu machen. Ein Praktiker von gediegener Kraft sollte unter den wachsamen Augen des Bauherrn aus den vorhandenen Projekten, zudem ange-regt vom Salzburger Dom und von der neuen Weingartener Stiftskirche, eine Summe ziehen. Wiederum brachte dieses Verfahren ein schöpferisches Ergebnis.

Ein halbes Jahr nach jener ersten Unterredung, am 13. Oktober 1736 produzierte der Abt die früheren Vorplanungen und den von einem Holzmodell begleiteten neuen Entwurf Simpert Kraemers dem Konvent. Dieser beschloß einstimmig, nach dem jüngsten Projekt nun den Kirchenbau anzufangen.

Während die schon seit acht Jahren betriebene Beschaffung von Nagelfluhquadern fortgesetzt wurde, begann man im Frühjahr 1737 nördlich der alten Klosterkirche eine „Grundebene“ für den Neubau herzustellen. Der auf dem Zeichenbrett ausgearbeitete Grundriß Simpert Kraemers wurde im Gelände abgesteckt und im Fassadenteil schon ins Erdreich eingegraben, sodaß am 27. September 1737 der Grundstein gelegt und gesegnet werden konnte – zu Anfang des Herbsts, in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche, Erntedank für alle Vorarbeit und Gelöbnis einer großen Schöpfung.

Um die Zeitlage architekturgeschichtlich zu kennzeichnen: 1735 war die Abtei- und Wallfahrtskirche in Einsiedeln geweiht worden. Im Jahr nach der Ottobeurer Grundsteinfeier folgte 1738 jene von St. Michael in München-Berg am Laim, 1739 die Weihe der Stiftskirche in Dießen am Ammersee und 1740 die Grundsteinlegung des Münsters von Zwiefalten.

In Ottobeuren ging im Spätherbst 1737 die Bereitung des Grunds und das Fundamentmauern beharrlich weiter, daneben auch die Entwurfsarbeit Simpert Kraemers.

Auf den 11. Juli 1738 traf das Fünfzig-Jahres-Jubiläum der ersten Ordensgelübde des Abts. Er beging den Tag ohne Feier, still betend in seinem Chorstuhl in der alten Kirche. Am Schluss der Bausaison von 1739 hatten die Grundmauern der neuen Kirche noch nicht die Erdoberfläche erreicht. Das Fundament war so zubereitet, daß die Entscheidung für oder gegen eine volle Vierungskuppel offen blieb. Zur finanziellen Lage konnte der Abt am 29. Januar 1740 notieren, daß „alles in oeconomicis wohl steht“.

Am 20. Oktober 1740 ist Rupert Ness gestorben, nicht ganze siebzig Jahre alt. In Wangen vermerkte der Pfarrer im Kirchenbuch zum Taufeintrag von 1670, der Ottobeurer Abt sei „in fama sanctitatis“, im Ruf der Heiligkeit verschieden. Zwei Tage nach seinem Tod wurde Rupert Ness „unter dem Apostelaltar“, also vor dem Lettneraltar der alten Klosterkirche beigesetzt. Nordöstlich der Benediktuskapelle des Klosters gelegen, war diese Grabstelle der alten Klosterkirche an würdiger Stelle eingegliedert. Beim Fortschreiten des Kirchenbaus konnte sie wohl ungestört bleiben, um schließlich vom neuen Gotteshaus umgeben und überwölbt zu werden.

Der Nachfolger war Anselm Erb: Geboren 1688 als Sohn eines Schneiders in der Reichsstadt Ravensburg; seit 1706 dem Kloster Ottobeuren durch Gelübde verpflichtet; bestens begabt und ausgebildet, wirkt er seit 1720 als Lehrer der Philosophie an der Universität Salzburg, wo er auch zum „Doctor beider Rechte“ promoviert wurde. Dann dozierte er das Kirchenrecht mehrere Jahre lang am Fürstbischöflichen Lyceum in Freising und seit 1734 an der Akademie in Fulda, bis er 1740 ins hohe Amt von Ottobeuren gewählt wurde.

Auch Anselm Erb steht im gemalten Bildnis vor uns: Anders als sein Vorgänger, nicht so eindeutig, eher vielschichtig; nicht streng, eher weich und warmherzig, wohl auch froh; spürsinnig, gewinnend und kontaktfähig. Unbestritten ist die tadellose benediktinische Qualität auch dieses Abts.

Besonders haben wir wieder des Bau- und Kunstherrn Anselm Erb zu gedenken. Durch seinen Werdegang mit führenden Orten hohen Kunstlebens vertraut, übernahm er in Ottobeuren die Pflicht, den begonnenen Kirchenbau aufzurichten und auszugestalten. Ein Vergleich: Wie der Sohn des Hammerschmieds die Architektur Ottobeurens geformt hat, so hat der Sohn des Schneiders dem Kircheninneren den Ornat verpassen lassen.

Obwohl im ersten Regierungsjahr des neuen Abts der Österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, sollte in der Kaiserzeit des bayerischen Wittelsbachers Karl Albrecht Schwaben zu einer höchsten Steigerung des Kunstlebens gelangen. Von 1741 an wurde der Ottobeurer Kirchenbau fortgesetzt. Noch immer konnte Sim-

pert Kraemer an seinen Entwürfen weiterarbeiten. 1744 kam der Kurfürstlich Bayerische, nunmehr Kaiserliche Oberbaudirektor Josef Effner als Flüchtling aus dem österreichisch besetzten München für mehr als zwei Monate nach Ottobeuren. Während dieser Zeit hatte er Gelegenheit, den Kirchenbau mit Abt Anselm Erb zu besprechen und den Grundriß Simpert Kraemers im höfischen Geschmack zu redigieren.

Nach nochmals mehrjähriger Pause rief der Abt im Sommer 1748 zur Führung des Kirchenbaus den damals schon weit bekannten Münchner Johann Michael Fischer, der schon seit 1741 mit Erfolg für die schwäbischen Benediktinerstifte Ochsenhausen und Zwiefalten tätig war. Auf Simpert Kraemer, diesen Grund-Maurermeister, der in den Ottobeurer Schlußentwürfen die Sternstunden seines Schaffens gehabt hatte, folgte jener geniale Architekt, der hier sein reiches Lebenswerk krönen sollte. Durch Fischer nahm Ottobeuren wie vorher mit Weingarten so nun mit Zwiefalten und Neresheim den Wettbewerb auf. Noch konnte Fischer den von Effner auf dem Papier kühl regulierten Grundriß wieder beleben, wobei er in den Aufbau anfangs Anregungen aus Neresheim brachte. In der Ausführung aber kehrte er wieder zu Ruhe zurück.

Am Bauplatz wurde im August 1748 der Abbruch der alten Klosterkirche begonnen, 1753 war er beendet; im selben Jahr konnte der Dachstuhl des Neubaus gesetzt werden. Dann wurde die große Kuppel geschlossen, wuchsen die Türme empor. Die Ausstattungsarbeiten waren unterdessen schon in Gang gekommen.

Wieder sollen einige Daten helfen, das Schaffen in Zusammenhänge zu ordnen. Die Berufung Fischers nach Ottobeuren 1748 liegt zeitlich zwischen den Grundsteinlegungen der Wallfahrtskirchen Birnau und Wies 1746 einerseits und jener der Abteikirche Neresheim 1750 andererseits. Und der Ottobeurer Weihe von 1766 wird ein Jahr früher die von Zwiefalten vorangehen.

Auch kommen in Ottobeuren die Geschichte des Stifts und die Entstehung seines größten Bauwerks merkwürdig miteinander überein: An der Wende 1714/15, im 950. Jahr der Gründung, war der neue Konventbau bezogen worden – im Herbst 1766 wurde mit der Weihe der neuen Kirche das Jahrtausendjubiläum der Gründung gefeiert. Vier Monate vor der Weihe war im Mai in München der Baumeister Johann Michael Fischer gestorben, 74 Jahre alt. Am Tag nach der Hauptweihe zelebrierte der 78jährige Abt Anselm Erb, von Alter und Krankheit abgezehrt, seine letzte Messe am neuen Altar des Erzengels Michael; im Mai des folgenden Jahrs ist er gestorben.

Die barocke Gesamtanlage Ottobeurens vereint ganz und in aller Klarheit die Doppelkonstitution von Kloster und Reichsstift. Sie enthält eine Vielzahl von Zwecken und Bedeutungen, nicht mechanisch addiert, sondern als einen Organismus, von der kleinsten bis zur größten Einheit. Mit architektonischer Kraft fixiert der Klosterbau die benediktinischen Forderungen von Ordo, Disziplin und Stabilitas; stellt der weltliche Westbau sich unter die Adlerfittiche des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation; ist das Ganze Abbild und Vorbild einer Gottesstadt, eines Gottesstaats. Während der Fürstbischöflichen Residenz in Würzburg die Hofkirche seitlich eingefügt ist, fast im Schloß versteckt, steht in Ottobeuren die Kirche offen und frei vor der Welt, als Haupt des Ganzen.

Die Gesamtanlage ist bestens in ihre Umgebung eingeordnet. Die Fenster der Mönchszellen gewähren Ausblick ins Freie, ebenso die Fenster der Sommerabtei. Feierlich wirkt nach Norden die Zwei-Turm-Fassade der Kirche ins grüne Land hinaus. Kommen wir auf der Straße von Memmingen her, entfaltet der Kirchenbau seine volle Körperlichkeit, mächtig steht er schließlich über dem Platz des Markts. Von Süden gewahrt man von den Ökonomiebauten bis zu den Spitzen der Kirchtürme, gelagert, gestuft und gipfelnd, eine geordnete Gesamtheit. Dem entspricht bei der Ankunft von Mindelheim her, im Blick von der östlichen Höhe aus, der Aufzug des gesamten Bauprofils, 480 Meter lang. Die Kreuzstelle der Kirhdachung ist gedeckt mit der Ewigkeitsform der Pyramide. Das Ganze ruht unter Gottes Augen.

Der rechteckigen Gefäßtheit der Stiftsanlage antworten die Rundungen der Kirche. Die Kreuzidee, im Inneren der Stiftsanlage geborgen, wird im Außenbau der Kirche manifest, als plastische Expansion. Das volle Rechteck der Stiftsanlage wird vergeistigt zur inneren Kirchenvierung. Ihr Feld hat bewegte Ränder, Raum drängt aus der Vierung in die Kreuzarme, die Räume der Kreuzarme werden wiederum in die Vierung eingeholt.

Das Innere der Kirche besteht kraft der elementaren Möglichkeiten der Architektur – als da sind: Fundamentlage, Umgreifung und Weitung, Führung in Tiefe und Höhe. Der Raum entwickelt sich in Bewegung und Ruhe: als Architekturraum, als Farbraum, als Lichtraum, als Bildraum. Die Worte Auferbauung, Sammlung, Erhebung erhalten hier übertragene Bedeutung. Eine Fülle dargestellter Inhalte macht den Raum zu einer beseelten Gestalt. Unser Gesicht und Gehör, unser Atem und Herz sind ohne Ende beschäftigt. Das Kuppelbild der Vierung ist erfüllt von der Aura des Pfingstwunders, „in überströmender Freude jubelt der Erdkreis“. Aus Pneuma, das ist Atem des Heiligen Geists leben die Musik der Orgeln, Chorgebet, Choralgesang und Orchestermessen, auch das Geläut der Glocken. Mit alldem wird der Raum Kosmos – Kosmos gleich Ordnung, Zier und Welt. Als erster Kunsthistoriker hat, so viel wir sehen, 1912 Wilhelm Pinder „die Wirkung des Raumes“ von Ottobeuren „heilig groß“ genannt.

Das aber mahnt: Der Besucher sollte nicht bei ersten, augensinnlichen Eindrücken stehen bleiben. Er sollte sich nicht nur malerischen Genüssen hingeben, im besonderen nicht den Reichtum der Formgebilde als unfrome Äußerlichkeit oder als kirchlichen Triumphalismus werten. Wie kaum zu anderer Zeit vermochte die Sakralkunst des 18. Jahrhunderts in Süddeutschland das Sehen und Hören zu verbinden, um in „Zuversicht“ (wörtlich!) zur Wahr-Nehmung (wörtlich!) von Überirdischem zu kommen.

Bei der Grundsteinlegung jeder Kirche werden Psalmworte rezitiert: von der Lieblichkeit der Zelte Gottes (Ps 83); von der Kirche als Gottesstadt (Ps 86) und ihrer Überfülle an Türmen (Ps 121). Den Schlüssel zum Verständnis der Ottobeurer Kirche gibt uns die Inschrift über dem Hauptportal, mit den gleichen Worten, die sowohl im Ritus der Grundsteinlegung wie in der Messe des allgemeinen Kirchweihfests stehen: „Haus Gottes und Himmels Pforte“ (Gen 28,17).

In den Raum eingetreten, lesen wir im Boden vor dem Gitter auf einem Inschriftstein, daß 1917 hierher die sterblichen Reste der nachmittelalterlichen

Äbte übertragen worden sind. Dadurch sollte die Wiedererhebung des Klosters zur Abtei vorbereitet werden. Noch hat der jetzige Stiftsarchivar vor vierzig Jahren von alten Mitbrüdern erfahren, daß bei der Öffnung der Grablege der Leib des Abtes Rupert Ness, mit dem Ornat bekleidet, im Sarg noch gut erkennbar, durch die eindringende Luft aber sofort in Staub zerfallen sei. Durch die Überführung von 1917 kam der Bauherr ganz nah an jene Stelle, wo er 1737 den Grundstein der neuen Kirche gelegt hatte.

Wie wir da nach vorn im Zielblick den Hochaltar und das letzte, apokalyptische Deckenbild sehen, so wird auch den Augen des rückwärts Gewendeten ein merkwürdiges Finale geboten: Im hellen Innenrund des Fassadenbaus liegt das Gewölbebild, mit dem das Stift zu seinem Jahrtausendjubiläum sich selbst beschenkt hat.

Auf einer Achse, die von den Äbtegräbern im Boden über die 1957 geschaffene große Orgel bis in die Region der Türme steigt, erschließt und beschließt dieses Deckenbild eine einzige historische und überhistorische Fernsicht, die im Grundwerk der Gründer und Förderer beginnt und bis in die Gegenwart von 1764 reicht. Vor dem knieenden Abt Anselm Erb zeigt ein Engel auf einem Schriftband die Segensworte aus dem Alten Testament (Gen 24,60): „Mögest du (d. i. Ottobeuren) wachsen auf tausendmal Tausend!“

Solcher Optimismus, wie unbegreifbar er uns scheint, soll im Abschied aus dieser Erinnerungsstunde auch unsere Hoffnung in die Zukunft lenken.

#### LITERATUR:

P. Maurus Feyerabend, Des . . . Reichsstiftes Ottenbeuren . . . Sämtliche Jahrbücher; Band 3 und 4, Ottobeuren 1815 und 1816. – Norbert Lieb, Ottobeuren und die Barockarchitektur Ostschwabens (Dissertation Universität München 1931); Augsburg 1933 und Memmingen 1934. – Ders., Baugeschichte der barocken Klosteranlage Ottobeuren. In: Memminger Geschichtsblätter, 21. Jahrgang, 1936, Nr. 2 und 3. – Ders., Abt Rupert Ness von Ottobeuren. In: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben, herausgegeben von Götz Freiherrn von Pölnitz; Band 1, München 1951, S. 284–321. – Aegidius Kolb OSB und Hermann Tüchle (Herausgeber), Ottobeuren. Festschrift zur 1200-Jahrfeier der Abtei; Augsburg 1964 (mit Literaturangaben). – Norbert Lieb, Abt Rupert Ness von Ottobeuren (Text eines Vortrags in Wangen am 20. September 1964). Dazu: Albert Scheurle, Die Familie Ness in Wangen im Allgäu; Druck Wangen (1964). – Klaus Schwager, Ottobeuren, die Formwerdung einer barocken Klosteranlage im Spannungsfeld von klösterlichem Autarkie-Streben und überregionalem Anspruch. Zusammenwirken und Konflikt struktureller historischer Faktoren. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte, 11; Augsburg 1977, S. 112–122. – Ders., Zur frühen Planungs- und Baugeschichte des Klosters Ottobeuren – unter besonderer Berücksichtigung des Anteils der „Vorarlberger“. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben, 72; Augsburg 1977, S. 70–88. – Norbert Lieb, Johann Michael Fischer, Baumeister und Raumschöpfer im späten Barock Süddeutschlands; Regensburg 1982, S. 115–126, 229 f. – Ders., Barockkirchen zwischen Donau und Alpen, 5. Auflage; München 1984, S. 82–92, 161 f.

## Chronik des Ordens

### Fünfzig Jahre Convent of St. Walburga Von der „Kirchenfarm“ zum Benediktinerinnenkloster

*Von Mary-Thomas Beil OSB – St. Walburga/Boulder*

#### I. Das Kloster heute

Der Europäer, der die deutschen Nonnen im Benediktinerinnenkloster St. Walburga in Boulder, Colorado, besuchen möchte, wird vergeblich auf der Straße von Denver nach Boulder Ausschau halten nach einem imposanten, mehrstöckigen Klosterkomplex mit hochragendem Glockenturm, mächtigen Quadermauern oder romantischen Kreuzgängen. Ja, er würde vermutlich den schlichten, langgestreckten Bungalowbau aus braunrotem Ziegelstein gar nicht beachten, würde er nicht durch ein Schild mit der Aufschrift „Convent of St. Walburga“ aufmerksam gemacht, daß sich hier hinter Hecken, Büschen und hochragenden Bäumen das Tochterkloster der alten deutschen Benediktinerinnenabtei St. Walburg Eichstätt, verbirgt.

Das eingeschossige, schmucklose Konventgebäude ist im weitausladenden Viereck nach dem Muster mittelalterlicher Klosteranlagen geplant, in dessen Zentrum die Klosterkirche dem Gesamtkomplex den Höhepunkt verleiht. Der Kirchenflügel schneidet durch die Mitte der Gesamtanlage und gibt somit rechts und links Raum für zwei Binnenhöfe frei, die architektonisch zu gestalten es späteren Generationen wohl überlassen bleiben wird. Die Außenflügel beherbergen die Schwesternzellen, die Infirmary, den Gästebau mit Einzelzimmern und Gemeinschaftsräumen und die beiden Sprechzimmer. Zwischen den Gebäuden und der alles umzäunenden Hecke liegen ausgedehnte Rasenflächen, Blumenrabatten, eine Schonung mit jungen Kieferbäumchen, ein Picknickplatz und ein echter deutscher Friedhof „mit Gräbern wie Blumenbeeten“. Die Hecke erlaubt nur eine einzige Zufahrt, bestehend aus einem großen schmiedeeisernen Doppeltor, das die Aufschrift „Convent of St. Walburga“ trägt und das den Weg auf eine breite Teerstraße freigibt, die zwischen Rasen und Blumenrabatten direkt zum Haupteingang führt. Dieser liegt in einem höher aufgezogenen Bau mit einem niedrigen Türmchen. Die schlichte Eingangstür wird von zwei hellen Sandsteinfiguren flankiert, St. Benedikt und St. Walburga darstellend. Über dem Türpfosten leuchten drei weiße Steinbuchstaben dem Besucher entgegen: PAX – Friede, das Motto der Benediktiner seit Jahrhunderten.

Es war der Friede des Gehorsams gegen den Willen Gottes und des Gottvertrauens, der den ersten drei Klosterfrauen in den schweren Jahren des Anfangs Kraft gab. Es ist der Friede des Gottsuchens, den die Nonnen heute ihren vielen Besuchern, Freunden und Fremden als kostbarste Gabe anzubieten haben. Es ist

ein Friede, der in der Abgeschlossenheit und Geborgenheit des Klosters durch das Symbol der schützenden Hecke zum Ausdruck kommt. Aber er liegt auch außerhalb des Klosterbereichs in der Weite der Hochebene mit ausgedehnten Kornfeld- und Grasflächen, auf denen die schwarz-weißen Rinder des Klosters weiden. Er liegt in der stillen Schönheit der Rocky Mountains, die ihre schneebedeckten Gipfel in den meist tiefblauen Coloradohimmel recken. Wahrscheinlich ist es das Zusammenspiel von Abgeschlossenheit und Stille, Schönheit und Weite der Landschaft, Naturnähe und das Hineingekommensein in das Beten und monastische Leben der klösterlichen Gemeinschaft, das diesen Ort als Stätte der Gottesbegegnung auszeichnet und viele Menschen aus der Umgebung anzieht. Sie kommen, um am feierlichen Choralamt oder an der Sonntagsvesper teilzunehmen, oder um mehrere Tage zu Exerzitien oder zur stillen Einkehr im Kloster zu verbringen.

Die kleine Kommunität besteht zur Zeit aus 16 Nonnen und einer Postulantin. Neun aus der älteren Generation kamen ehemals aus Deutschland, von der Mutterabtei ausgesandt, die benediktinische Tradition nach den USA zu verpflanzen und zugleich für eventuelle Notzeiten dem Heimatkloster eine neue Zufluchtsstätte zu bereiten. Die restlichen jüngeren Schwestern haben sich aus den verschiedenen Staaten Amerikas und aus Kanada zusammengefunden. Sie suchten echt monastisches Leben in kontemplativer Ausprägung und möchten die Regel St. Benedikts nach dem Vorbild althergebrachter Tradition erfüllen. Darum hat sich der Konvent entschlossen, (im Gegensatz zu vielen anderen amerikanischen Klöstern) an den äußeren Zeichen der Gottgehörigkeit, dem vollen Habit und Schleier festzuhalten, und als Kommunität in echt benediktinischer Familiengemeinschaft ein Leben lang zusammenzuwohnen. Siebenmal am Tag versammeln sich die Nonnen in der großen modernen Klosterkirche, die mit handgewebten Gobelins und schlichtem eichenen Chorgestühl geschmackvoll ausgestattet ist, um das liturgische Chorgebet zu singen. Alle Arbeiten und Dienste sind Gemeinschaftsdienste des Klosters und werden von allen getragen und unterstützt, obwohl in diesem Gesamtgefüge jede einzelne Nonne wiederum gemäß ihrer Eigenart und Neigung im Gehorsam gegen die Priorin einen voll verantwortlichen Posten ausfüllt.

Vor fünfzig Jahren versuchten die ersten Schwestern, wie alle Pioniere dieser Zeit, dem steinigen, dünnen Boden in harter Feldarbeit eine Existenz abzuringen. Sie begannen als Farmer. Noch heute nehmen Rinderzucht und Milcherzeugung einen bedeutenden Platz in der Versorgung des Klosters ein. Daneben aber sieht die Kommunität eine andere Aufgabe als für die heutige Zeit notwendig und fruchttragend an. Getreu dem benediktinischen Grundsatz der Gastfreundschaft stellt sie einen Teil ihres Hauses, die Kirche und die Park- und Gartenanlagen Gästen und Exerzitanten zur Verfügung, beherbergt und versorgt diese über das Wochenende oder während der Sommermonate und läßt sie teilnehmen an der klösterlichen Eucharistiefeyer, dem Chorgesang, der Stille der privaten Meditation, aber auch, wenn der Wunsch ausdrücklich geäußert wird, an den vielfältigen Arbeiten und Diensten der Kommunität. Jedes Jahr kommen Gruppen aus Pfarreien, Schulen, karitativen Verbänden, Jugendgruppen, sozial betreute Gruppen, Mitglieder nichtkatholischer Kirchen, Noviziate anderer Orden, Seminaristen,

Priester, Laienführer etc. zu religiösen Einkehrtagen oder Lehrtagungen zum Kloster. Häufig werden die Nonnen um Aussprache, Rat und Hilfe in den Alltagsproblemen der Gäste gebeten oder um spirituelle Führung in Form von „directed retreat“. Die Kommunität hat sich den Ausspruch Mutter Theresas von Calcutta zu Herzen genommen, die einmal sagte: „Die leibliche Not der Menschen von heute ist sehr groß, aber noch größer ist die spirituelle Not, der Hunger nach einer Atmosphäre in der man Gott finden kann.“ Dazu braucht es Stille, Freisein vom Druck des Alltags und eine Gemeinschaft, in deren Gebet man sich eingebettet fühlt. Diese Aufgabe versuchen die Nonnen von Boulder zu erfüllen.

Seit September 1983 führt das Kloster auch ein Oblatenprogramm durch. Es ist gedacht für interessierte Laien, die als einzelne, mit dem Ehepartner oder der Familie die Regel des hl. Benedikt zur geistlichen Grundlage ihres Lebens machen möchten. Bis jetzt gehören 30 Mitglieder dieser Oblatengruppe an. Sie treffen sich regelmäßig jeden Monat im Kloster zu einer geistlichen Konferenz, meist von der Priorin gehalten, zu einem Gebetsgottesdienst, einer Lichtbildmeditation oder Bibellesung. Anschließend sitzt man noch zu einem Plauderstündchen mit einigen Schwestern zusammen. Viele nehmen danach an der abendlichen Vesper und Komplet teil. Die Oblaten fühlen sich dem Kloster in besonderer Weise verbunden, helfen mit ihren Mitteln, ihrer Zeit, ihrer Erfahrung und Kenntnis. Andererseits wissen sie sich auch dankbar in ihren eigenen Nöten von dem teilnehmenden Gebet der Kommunität und der Mit-Oblaten unterstützt.

## II. Die Vorgeschichte

Wenn das Kloster heute auf 50 Jahre Bestehen zurückblickt, übersieht man vielleicht, daß die eigentliche Geschichte des Ortes, der Klosterfarm und des benediktinischen Lebens dort noch um 50 Jahre älter ist. Die Idee, im Südosten von Boulder ein Benediktinerkloster zu gründen, ist vor 100 Jahren im Geist des ersten Bischofs von Denver, Joseph Projectus Machebeuf, entsprungen. Dieser, ein gebürtiger Franzose aus der Auvergne, war mit seinem Freund 1839 nach USA ausgewandert. Am 29. Okt. 1860 wurde er von dem damaligen Bischof von Santa Fe in die „Pike's Peak Region“, dem heutigen Colorado, als Missionär ausgesandt. Auf seinen häufigen ausgedehnten Reisen kam Father Machebeuf um 1860 nach Boulder und besuchte die Angehörigen und Vorfahren der größten Wohltäterin des Convents und der Kirche von Denver und Boulder Elisabeth Sheeby. Mrs. Isadore Sheeby und ein Verwandter, Anton Ehrhart, wohnten damals auf dem Grund, der heute zum Konvent gehört. Der ganze Besitz allerdings war Eigentum eines Daniel Delehant (Dalahant), der als Siedler dieses Land vom Staat zugeteilt und später, am 1. Juli 1867 vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, Andrew Johnson, offiziell geschenkt bekam. Am 9. Dezember 1867 kaufte Bischof Machebeuf die 160 acre für \$ 500, wahrscheinlich schon mit dem Hintergedanken, hier ein Benediktinerkloster zu errichten. Wie kam er dazu?

Wir besitzen Dokumente aus dieser Zeit in Form von Briefen, die der Benediktinermönch Rhabanus Gutmann, damals in Breckenridge, Colorado, als Missio-

nar stationiert, an seinen Abt Bonifaz Wimmer von St. Vincent, Latrobe, geschrieben hatte. Zudem sind auch einige Briefe von Machebeuf selbst vorhanden, die er an Erzabt Bonifaz in dieser Sache gerichtet hatte. (Siehe Anlage 1 und 2)

Wie Father Rhabanus Gutmann schreibt, hatte er einen Säkularpriester aus Boulder getroffen (F. Godfrey Raeber). Dem klagte er anscheinend über das rauhe, ungesunde Klima im hochgelegenen Breckenridge. (Seine Briefe an Wimmer sind voll dieser Beschwerden). Father Godfrey schlug Gutmann vor, statt in Breckenridge das Benediktinerkloster in South Boulder zu bauen, auf dem Grund, der bereits Bischof Machebeuf gehöre. Gutmann erzählte dem Bischof von dieser Unterredung, und dieser war sofort bereit, die Sache zu überdenken. Drei Tage später besichtigten die beiden den Platz. Gutmann beschrieb ihn als ein „wahres Paradies“, in dem die wenigen Katholiken zu einer enormen Zahl anwachsen „müssen“ aufgrund der mineralhaltigen Berge und der fruchtbaren Felder und Weiden. Die „Kirchenfarm“ wie sie genannt wurde, bestehe aus 160 acre Land, das bewässert werden könne, mit Ausnahme von 15 acre, auf denen das Pfarrhaus stehe (ein Holzbau mit 4 Räumen und einer Küche), ferner das Farmhaus mit Ställen, Scheunen etc. und nach Westen hin die Kirche und der Friedhof. ... „Man kann hier alles anpflanzen mit Ausnahme von Kartoffeln“, sagt der Bericht.

Der Bischof bot dem Erzabt in einem Brief das ganze Land an. Er wolle es den Benediktinern schenken, um dort ein Kloster und Missionszentrum zu bauen. Der Platz sei besonders gut geeignet, vor allem wegen des gesunden Klimas, das vielen Menschen und Missionaren ihre Kraft und Gesundheit wiederherstellen und stärken könnte.

Bonifaz Wimmer war zu der Zeit schon sehr schwach und krank und zögerte mit seiner Entscheidung. Als die Sache drängend wurde, wandte man sich an den Prior von St. Vincent, P. Michael Hofmeier. Der gab die Erlaubnis des Abtes und des Kapitels nach Colorado weiter, und so konnte am 6. August 1888 Bischof Machebeuf offiziell den Grund den Benediktinern schenken, die darauf das Kloster St. Bernard errichten sollten. Unter der Leitung von Father Gutmann wurde offiziell die „Benedictine Society of Boulder County“ gegründet. Im Juli des nächsten Jahres starb Bischof Machebeuf, der Apostel Colorados.

Die Akten lassen erkennen, daß das Kloster, in dem zeitweilig 18 Benediktiner Residenz nahmen, nicht allzulange Bestand hatte. Als 1890 die Mönche von Breckenridge in das neuerrichtete Priorat St. Leander nach Pueblo übersiedelten, gingen viele aus Boulder dorthin, und ab 1894 wohnte niemand mehr in St. Bernard's Monastery. Die Benediktiner waren zwar Eigentümer des Grundstücks, verpachteten aber die Farm (der Name Georg Mauracher taucht als Pächter auf), zwei Räume blieben reserviert für Priester, die ein- oder zweimal im Monat nach South Boulder kamen, um in der ältesten Kirche vom Heiligsten Herzen Mariae, Gottesdienst zu halten. Die übrigen Räume wurden von der Familie Mauracher in Beschlag genommen.

Dann kam die schwere Zeit der Depression, wo über 10 Millionen Menschen in den Staaten arbeitslos waren und viele Banken schließen mußten. Die Maurachers hatten die Farm verlassen. Die Benediktiner von Holy Cross, die seit 1924 in Canon City wohnten, sandten zwei Brüder, um die Farm zu bewirtschaften. Aber

diese konnten kaum etwas aus dem harten, trockenen Boden herausholen. Sie gaben auf und kehrten in die Abtei zurück. Das war die Zeit und die Situation, als Frau Äbtissin Benedikta zu Spiegel in Eichstätt nach der Möglichkeit einer Neugründung im Ausland Ausschau hielt, weil die politische Lage für das Heimatkloster mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus zu unsicher und gefährlich wurde. Sie besuchte am 10. Mai 1934 die Abtei Holy Cross, wo einige ihrer Schwestern tätig waren, und kaufte den Grund am 20. Juni 1934 von den Mönchen von Holy Cross um \$ 15.000.00. Es war damals viel Geld, das die Schwestern in USA, in Pennsylvania und Holy Cross, vor allem aber die Pioniere in Boulder selbst unter harten Entbehrungen und unermüdlicher Arbeit aufbringen mußten. Die Farm war zu dieser Zeit an die Familie Stengel verpachtet (Mike Stengel).

Am ersten Februar 1935 pachtete John Steinbach die Farm für ein Jahr. Zu der Farm gehörten 4 Wasseranteile vom McGinn Ditch.

### III. Der schwere Anfang

Alle, die Zeugen des harten Anfangs waren, äußerten sich übereinstimmend, daß dieser Auftrag, hier ein Kloster zu gründen und eine Farm zu bewirtschaften, für die drei neueintreffenden Benediktinerinnen eine unmögliche Zumutung darstellte. Die Mönche von St. Vincent, die die Situation aus eigener Erfahrung kannten und als aussichtslos aufgegeben hatten, sagten: „Es ist nicht recht, daß man drei Frauen zumutet, was selbst die Männer nicht erreichen konnten.“

Es war im Januar 1935, als Mother Augustina, die künftige Oberin des Konvents in Boulder und spätere Äbtissin von St. Walburg in Eichstätt, Sr. Walburga und Sr. Corona von Deutschland per Schiff aufbrachen und in St. Vincent, Latrobe, zur Verstärkung der dortigen Pioniergruppe der Schwestern eintrafen. Sr. Walburga und Sr. Corona blieben in St. Vincent. Mother Augustina und Sr. Rita fuhren mit dem Zug quer durch die Staaten bis Colorado und kamen nach einer Woche in Holy Cross Abbey in Canon City an. Am 12. März 1935 fuhren Mother Augustina, Sr. Rita und Sr. Bonifatia (die schon einige Zeit vorher nach Holy Cross geschickt worden war) in einem Auto mit Bruder Raimond als Chauffeur nach Boulder. Ihnen folgte ein Lastwagen mit einigen Möbelstücken: darunter ein Tisch, einige Stühle, Bettgestelle und Matratzen. Als die Schwestern am Farmhaus ankamen, fanden sie es absolut leer. „Nicht einmal ein Schubkarren war vorhanden“, berichteten sie. Father Urban Schnitzhofer, der als Pfarrer die Kirche betreute, brachte nicht viel Verständnis für die Notlage der Schwestern auf; dagegen fanden sie Hilfe bei guten Nachbarn, vor allem bei der größten Wohltäterin Elisabeth Sheeby, die mit ihrem Onkel, Anton Ehrhart, auf dem Farmgelände wohnte. Bruder Raimond blieb sechs Wochen bei den Schwestern und half ihnen, so gut es ging, dann kehrte er zurück.

Die kleine Gruppe bekam bald Verstärkung: Im Juni 1935 kam Sr. Angela Würzburger an, und zwei Jahre später Sr. Gertrud Braun, die ab 1950 Oberin der Kommunität wurde, Sr. Mechthildis Gais und Sr. Maria Häusler.

Die ersten Schwestern kamen mit je 2 Dollar in der Tasche, nur Mother Augu-

stina und Mother Gertrud konnten sich in Englisch verständigen. Sie hatten keine Werkzeuge und keinerlei Kenntnis von Farm- oder Bauarbeiten. Aber sie hatten, wie Mother Augustina später sagte: „Den Mut im Herzen und die Kraft in ihren Händen“. Und was sie nicht wußten und nicht konnten, lernten sie.

Die Aufgabe der Schwestern war es, das Haus einigermaßen bewohnbar zu machen. Nach Berichten aus jener Zeit konnten die „wenigen heruntergekommenen Gebäude sich nicht entschließen, ob sie weiterhin apathisch ihr Leben fristen wollten oder plötzlich eines Tages zusammenkrachen und somit den 60 Jahren ihrer unfruchtbaren Existenz ein Ende machen wollten.“ Die Gebäude wurden beschrieben als „ein langes, niedriges, windiges Holzhaus, ein heruntergekommener Stall, ein paar Schuppen, die am Zusammenstürzen waren.“ Mother Augustina übertrieb sicher nicht, wenn sie sagte: „Unser erstes Haus war klein und sehr, sehr arm, und das Land voller Stürme. Unser Haus schien bloß noch aufrechtzustehen aufgrund einer vagen Erinnerung an vergangene, bessere Tage. Es hatte sechs kleine Räume, und der Wind blies durch alle Wände.“

Die erste Nacht regnete es in Strömen, und das Wasser kam überall hinein und tröpfelte von der Decke. Vergeblich suchte man alle verfügbaren Geräte unterzustellen. Schließlich, als mehr Lücken im Dach als Auffanggeräte vorhanden waren, spannte Mother Augustina ihren Schirm auf und legte sich darunter ins Bett. Sogar zwei Jahre später noch geschah es, daß Mother Gertrud in einer Regennacht ihr Bett ständig von einer Wand an die andere rückte, um eine nicht tropfende Stelle zu finden, und als ihr das nicht glückte, wickelte sie sich in eine Regenhaut und schlief ruhig weiter.

Die Schwestern hatten nichts, um auch nur anzufangen. Alles mußten sie sich von den Nachbarn borgen. Von Miss Sheeby erbettelten sie sich einen Traktor. Nach kurzer Zeit plagten sie sie schon wieder: „Jetzt bräuchten wir einen Pflug, dann einen Maispflanzler“. Elisabeth Sheeby schenkte ihnen einige Hühner, deren Eier aber nicht für die Kommunität, sondern zum Verkaufen bestimmt waren, so daß man das Nötigste damit wieder erwerben konnte. Herrman Steinbach brachte eine neue Maschine und sagte: „Schwestern, wenn ihr das Geld beisammen habt, könnt ihr mir zahlen.“

„Wenn man in Rom ist, muß man tun, wie die Römer tun“, pflegte Mother Augustina zu sagen. So versuchten sie das Irrigieren. Sie und Sr. Angela kamen heim, patschnaß in ihren langen Schürzen, mit blutenden Füßen, müde und verzweifelt. Ein Nachbar, Mr. Brandt, sah ihnen zu und sagte: „Das geht so nicht, Schwestern, ihr braucht Leinwand, um das Wasser aufzuhalten und vor allem hohe Stiefel.“

Vor allem mußte gebaut und repariert werden. Das meiste machten die Schwestern selbst, unterstützt von hilfreichen Freunden. Mother Augustina erzählt von dem ersten Hühnerhaus, das die Schwestern zu bauen versuchten: „Zuerst gruben wir Löcher und steckten Pfosten in die Erde. Dann wollten wir die Bretter an die Pfosten nageln, aber die Enden der Pfosten waren nicht gleich hoch. So sägten wir den ersten kürzer, dann den zweiten, und so immer weiter, um sie auf gleiche Höhe zu bringen. Und die Schwestern fragten mich immer wieder: ‚Mother, wann können wir endlich das Dach darauf decken?‘ Aber ich konnte ihnen nicht sagen, wann, denn ich wußte ja gar nichts. Aber schließlich wurde das

Hühnerhaus doch fertig. Da sagte ich mir: Es muß doch einen einfacheren Weg geben, alle Leute bauen doch Häuser. So beobachtete ich einen Zimmermann, wie er zuerst die Fundamente legte. Da dachte ich mir: Ach so, wie einfach! Bald wurde auch das Wohnhaus um vier neue Räume und eine Altane erweitert.

Noch immer war die Armut sehr groß. Wir haben einen Bericht von Father Robert Murray OSB, der um 1937 Pfarrer der Kirche war. An Weihnachten machte er einen kurzen Besuch bei den Schwestern und erzählte: „Hier fand ich eine Atmosphäre, die der meiner eigenen Heimat am meisten ähnlich war. Die einzigen Geschenke waren ein Paar Socken und einige Taschentücher. Die Schwestern hatten hauptsächlich Brot auf dem Tisch, kaum irgendetwas anderes. Aber als sie die guten, alten deutschen Weihnachtslieder anstimmten, vergaß man, daß die Wände nicht gestrichen waren, daß einige aus Mangel an Stühlen auf dem Boden saßen und es keinen fröhlich geschmückten Christbaum gab. Aber es war eine richtige Weihnachtsfeier.“

Unendlich langsam und mühselig ging es aufwärts. Die Schwestern hielten einige Hühner, Enten und Schweine und ein paar Kühe. Für das erste erstandene Geld mußten sie sich ein Wasserrohr für eine neue Wasserleitung kaufen, weil das Wasser aus dem Ditch, das sie damals als Trinkwasser benützten, in keiner Weise den hygienischen Anforderungen genügte. Miss Sheeby's Onkel sagte immer: „Es ist ein reines Wunder, daß keine von euch von diesem schmutzigen Wasser krank wurde.“ Und wenn die Leitung gefroren war, mußte Sr. Angela mit einer Schaufel die Erde aufgraben und die Rohre mit einer Fackel wieder auftauen.

Auf den Feldern versuchten die Schwestern Gerste und Mais, Hafer und etwas Weizen anzubauen. Mother Gertrud verfertigte Laubsägearbeiten, die gerne gekauft wurden.

Bald begann man, Kinder über die Sommermonate in Ferien aufzunehmen. Freilich brauchte man auch dafür wieder Unterkünfte. Und es war eine verantwortungsvolle Aufgabe, 25 bis 30 Buben und Mädchen für mehrere Wochen zu beherbergen, zu beköstigen, zu beaufsichtigen und zu beschäftigen. Die Schwestern erzählten, wie sie mit den Campkindern zum Baden an den angrenzenden See gingen. Mother Gertrud machte es ihnen zur Auflage, im Wasser immer eine Hand herauszustrecken, damit sie zählen konnte, ob noch alle über Wasser waren.

Unfälle und Mißgeschicke blieben nicht aus. So wenn Mother Augustina berichtet, wie sie mit dem Traktor auf dem Feld etwas zu nahe an den Bach geriet. Der Traktor stürzte um und in den Bach, doch Mother Augustina kam mit einer Gehirnerschütterung davon. Oder Sr. Angela erzählt von der Unmenge Heuschrecken, die alles Grüne ratzeputz auffraßen. „Unsere Enten hatten es gut, die konnten Grashüpfer fressen, soviele sie wollten. Aber sie wurden ihrer doch nicht Herr.“

Bei all der vielen Arbeit vernachlässigten die Schwestern doch nicht ihre wichtigste Aufgabe, das Gebet, das, so gut es ging, gemeinsam in ihrer kleinen Hauskapelle verrichtet wurde. Es war ihnen Hilfe und Kraft in den Anfangsschwierigkeiten und verband sie geistigerweise mit dem Heimatkloster, auch wenn das Chorgebet nur mit wenigen Stimmen und unter viel armseligern Verhältnissen verrichtet werden mußte.

#### IV. Weiterentwicklung und Veränderung

Allmählich wuchs die Kommunität. Schwestern kamen zeitweilig zur Hilfe aus Holy Cross oder St. Vincent. Man hoffte, später auch einmal Kandidatinnen aufnehmen zu können. Die Gebäude für die Farm reichten nicht aus oder waren nicht mehr tragbar. So mußte immer wieder gebaut werden.

1941 entstand das Marienhaus, zunächst für die Mädchen im Sommercamp, später als Noviziat. Dann brauchte man einen neuen Kuhstall, weil der alte den Erfordernissen nicht mehr gerecht wurde.

Die Kriegsjahre machten es doppelt hart für die deutschen Schwestern, weil die Verbindung mit der Heimat immer spärlicher und endlich total unterbrochen wurde. Sie bangten um ihre Angehörigen daheim und an der Front, andererseits war es auch für sie selbst ungünstig, als Aliens in einem fremden und sogar feindlichen Lande zu wohnen, obwohl Sr. Angela immer wieder bestätigt, daß sie keinerlei Feindseligkeiten von der Bevölkerung zu spüren bekamen. So bewarben sie sich, eine um die andere, um die amerikanische Staatsbürgerschaft, die ihnen trotz der Kriegszeit gewährt wurde. Als nach Kriegsende die Verbindung mit der Heimat wieder aufgenommen werden konnte, hörten die Schwestern von der Not in Deutschland und im Mutterhaus St. Walburg. Von nun an machten sie sich ans Erbetteln, Verpacken und Verschicken von Care-Paketen. Sie wuschen und besetzten Kleidungsstücke aus, sparten sich Nahrungsmittel vom Munde ab und verschickten an die 4000 Care-Pakete, jedes per 11 Pfund nach Deutschland an die Mitschwestern, Angehörigen und Freunde. Die Nonnen in St. Walburg erwähnen dankbar, daß sie nur durch die Hilfe der amerikanischen Mitschwestern am Leben erhalten blieben.

Auch die deutschen Kriegsgefangenen nahe bei Boulder, Longmont und Denver bekamen Hilfsbereitschaft und Großzügigkeit der Boulder Schwestern zu spüren. Oft, wenn ein bekannter Priester die Gefangenen besuchen ging, fuhren einige der Schwestern mit und brachten Lebensmittel oder andere kleine Geschenke.

Am 25. März 1950 wurde Mother Augustina Weihermüller zur Äbtissin der Abtei St. Walburg gewählt. Mother Gertrud Braun übernahm als Oberin die Leitung des Konventes.

Am 2. Februar 1951 traf endlich die offizielle Bestätigung aus Rom ein, daß der Convent of St. Walburga als abhängiges Priorat genehmigt worden sei mit der Erlaubnis, ein Noviziat zu errichten.

Das war eine große Freude, aber zugleich Auftakt zum Bau eines neuen Konventgebäudes, das 1952 weiter südlich auf dem eigenen Grund begonnen werden konnte. „Kein Baum, kein Strauch, gar nichts war hier“, sagte Mother Gertrud. „Wir pflanzten Hunderte von Bäumen, legten Hecken an und schützten das neue Haus auf der Westseite durch lange Bretterzäune gegen die wilden Stürme von den Bergen. Freilich hatten wir nicht viel Geld. Ich mußte sehen, wo ich es mir ausleihen konnte. Wir mußten so sparsam wie möglich bauen und oft die Hilfe wohlmeinender Freunde anstatt die perfekte Facharbeit erfahrener Handwerker in Anspruch nehmen. Außerdem erlaubt der hohe Grundwasserspiegel keine zwei- oder mehrstöckigen Bauten. So mußten wir in die Breite, statt in die Höhe bauen. Wir gingen

schrittweise vorwärts. Immer, wenn wir wieder Geld hatten, bauten wir ein Stück weiter.“

1958 war die neue Kirche fertig, deren moderne Gestalt im wesentlichen Mother Gertruds Entwurf war. „In unserer Familie sind mehrere Architekten. Bauen und Plänemachen liegt mir im Blut,“ bemerkt sie.

Obwohl die Farm sich weiter und größer entwickelte, war Mother Gertrud doch weitsichtig genug, zu erkennen, daß ein Benediktinerkloster auf die Dauer nicht von der Farm allein leben und Farmarbeit nicht die einzige Existenzgrundlage und Beschäftigungsweise der Nonnen sein kann. So begann man, die seit dem Neubau leerstehenden Räume des alten Convents als Gastzimmer herzurichten. Dann wurde noch ein weiteres Gästehaus gebaut, das 1959 vollendet wurde. Auch der Hauptbau wurde in den nächsten Jahren immer wieder um einen Trakt erweitert bzw. verlängert.

Inzwischen ist die Kommunität gewachsen und hat ihr Aussehen verändert. Die meisten alten Schwestern von der Gründerzeit sind gestorben und auf dem kleinen Friedhof gleich hinter dem Südflügel begraben. Im Jahre 1969 siedelten die Schwestern von Canon City unter der Leitung ihrer Oberin, Mother Domitilla Hotop, nach Boulder über. Andere Schwestern sind nach St. Vincent und St. Emma, Pennsylvania, versetzt worden. Die damals kleinen Bäumchen sind hochgewachsen und verdecken jetzt beinahe den niedrigen Klosterbau.

Am 5. August 1981 resignierte Mother Gertrud Braun als Oberin der Kommunität, am 6. August trat Mary-Thomas Beil, die seit dem 2. Februar 1979 als Novizenmeisterin in Boulder war, das Amt der Priorin an. Noch immer führen die Schwestern die Farm, aber man versucht auch, sich neuen Aufgabenbereichen zuzuwenden in Form von Exerzitien, Oblatenbetreuung, Kunsthandwerk und Publikation. Das Priorat sieht sich bewußt in der Nachfolge der alten monastischen Tradition der Heimatabtei St. Walburg und möchte zusammen mit den spirituellen Werten auch das Erbe und Können in Kunsthandwerk und Kunstgewerbe übernehmen, vor allem in der Gobelinweberei und Buchmalerei. Vor allem aber möchten die Nonnen des Convents in Boulder, getreu seines Namens, die Verehrung und Erfahrung der mütterlichen Hilfsbereitschaft der hl. Walburga fördern und in den USA verbreiten und somit ein spirituelles Zentrum schaffen, das eine Quelle des Segens wird für die Welt.

## Das Konventualpriorat in Boulder

*Von Äbtissin M. Franziska Kloos OSB – Abtei St. Walburg Eichstätt*

Der Thanksgiving Day 1986, der große amerikanische Feiertag, war auch für das Priorat St. Walburga in Boulder, Colorado/USA, ein besonderer Tag des Dankens und der Freude. Am 21. November 1986 hatte Äbtissin Franziska Kloos OSB von der Mutterabtei St. Walburg in Eichstätt das Dokument unterzeichnet, in dem das im Jahre 1935 gegründete Priorat zum unabhängigen Konventualpriorat erklärt wurde. Zur ersten Priorin des selbständigen Priorats ernannte die Äbtissin

nach geheimer Befragung der Kommunität Mother Mary-Thomas Beil OSB (geb. 23. 7. 1932 in Breslau).

Erzbischof Francis Stafford feierte zusammen mit der Kommunität und vielen Freunden des Klosters, vor allem mit dessen Weltobläten, die Eucharistiefier am Thanksgiving Day. Allein schon die Tatsache, daß Erzbischof Francis an diesem besonderen Tag von Denver nach Boulder kam, zeigt seine hohe Wertschätzung für diese benediktinische Gemeinschaft. In einer sehr eindrucksvollen Homilie betonte er den hohen Stellenwert des monastischen Lebens und die Zeichenhaftigkeit der gottgeweihten Jungfräulichkeit für unsere Zeit. Er beschwor buchstäblich die kleine Kommunität, durch ihr Leben nach der Regel Benedikts der Welt sichtbar zu machen, daß es höhere Werte gibt als Konsum und Fortschritt. Das Leben in St. Walburga orientiere sich am Evangelium und habe das Beispiel der Urkirche als Vorbild. Erzbischof Francis bekundete nicht zuletzt große Freude darüber, in seiner Diözese eine benediktinisch geprägte monastische Gemeinschaft zu haben, also eine Gemeinschaft, in der dem Gotteslob nichts vorgezogen werde. Mit warmen Worten dankte der Oberhirte Äbtissin Franziska aus dem Heimatkloster St. Walburg für das Vertrauen, für die Ermutigung und für die Bereitschaft, dem Kloster die Unabhängigkeit zu geben.

Das Priorat entschied sich dafür, um Aufnahme in die Föderation der bayerischen Benediktinerinnenabteien zu bitten. Außerdem wurde dem unabhängigen Kloster von seiten der Religiosenkongregation bewilligt, die Konstitutionen der genannten Föderation übernehmen zu dürfen.

Die Kommunität von St. Walburga in Boulder zählt zur Zeit 17 Mitglieder: 15 Nonnen mit ewiger Profeß, 1 Triennialprofessin, eine Novizin und eine Postulantin.

Das Dokument vom 21. November 1986 schließt mit dem Wunsch: „Die Mutterabtei wünscht ihrem unabhängigen Tochterpriorat ein gesegnetes Wachstum in der Zukunft, eine herzliche Verbundenheit zwischen beiden Klöstern, denen das gemeinsame monastische Erbe unter demselben Patronat der hl. Walburga eigen ist.“

## Äbtissin Maria Anna Augustina Weihermüller 1950–1985

*Von M. Birgitta zu Münster OSB – Abtei St. Walburg Eichstätt*

Am Fest Mariä Verkündigung, am 25. März 1950, wählte der Konvent von St. Walburg Frau Maria Anna Augustina Weihermüller, die Priorin unserer Tochtergründung in Boulder / Colorado / USA, in ihrer Abwesenheit zur Äbtissin. Die Wahl leitete Bischof Dr. Josef Schröffer, der spätere Kurienkardinal in Rom. Die Weihe wurde für den 12. September festgesetzt. Als amerikanische Staatsbürgerin mußte Äbtissin Augustina erst die Einreisegenehmigung nach Deutschland beantragen, das noch unter amerikanischer Militärregierung stand. Zur Nachfolgerin

für Boulder bestimmte sie Frau Gertrud Braun, die schon 14 Jahre dort mit ihr zusammengearbeitet hatte.

Josefine Weihermüller wurde am 7. Juni 1900 in Kammerstadt, Oberamt Ellwangen, Diözese Rottenburg, geboren. Sie wuchs in einer kinderreichen Förstersfamilie auf. Nach ihrer Ausbildung als Lehrerin in Schwäbisch-Gmünd arbeitete sie im württembergischen staatlichen Schuldienst. 1928 trat sie in St. Walburg ein und legte am 4. April 1934 die ewigen Gelübde ab. In St. Walburg wirkte sie in der Berufs- und Fortbildungsschule. Sie beteiligte sich auch an der Herausgabe der „Walburgisblätter“, unserer Hauszeitschrift für ehemalige Schülerinnen und Freunde des Hauses.

1935, im 900. Gründungsjahr der Abtei St. Walburg, wurde Frau Augustina von Äbtissin Benedikta von Spiegel mit drei Mitschwestern zum Aufbau und zur Bewirtschaftung der von der Benediktinerabtei Holy Cross erworbenen Farm nach Boulder/Colorado geschickt. Daß sie diesen schweren und fast undurchführbaren Gehorsamsbefehl annahm und durchhielt, war wirklich eine große Tat. In unvollstellobarer Armut und harter Arbeit bauten sie die Farm buchstäblich aus dem Nichts auf, sodaß sie ertragsfähig wurde. Im Sommer unterhielten sie auch noch ein Ferien-Camp für Kinder. Für die umwohnenden Katholiken und auch Nichtkatholiken wurde Klein-St. Walburg ein geistiges Zentrum.

Während des 2. Weltkrieges war die Verbindung mit Deutschland völlig abgeschnitten. Sieben Jahre lang hörten diese Pioniere in Boulder vom Mutterhaus und ihren eigenen Angehörigen nichts. Aber sofort nach Kriegsende kamen unsere Mitschwestern in Boulder ihrem Mutterkloster und vielen Bekannten unseres Hauses zu Hilfe und gaben unter eigenen Entbehrungen das Letzte her, um uns beizustehen. Die heimwehkranken deutschen Gefangenen besuchten sie in den Lagern und brachten ihnen Lebensmittel und geistliche Hilfe.

So war die Wahl von Frau Augustina 1950 nach dem Tod von Äbtissin Benedikta von Spiegel zur neuen Äbtissin keine Überraschung für sie, aber wiederum eine große Tat, daß sie das so mühsam aufgebaute Werk zurückließ und die Wahl annahm.

Am 1. September 1950 kam endlich die erwählte Äbtissin aus Amerika heim, unter dem Klang der Kirchenglocken. Am Fest Mariä Namen, am 12. September, hielt Bischof Dr. Josef Schröffer die Äbtissinnenweihe. Zu den vielen weltlichen und geistlichen Festteilnehmern gehörten auch Abordnungen aus Amerika und aus ihrer Heimat. Als Wahlspruch nahm die neue Äbtissin die Antiphon aus der Jungfrauenweihe: „Ancilla Christi sum.“ Am Nachmittag wiederholten wir das schon bei der Weihe von Äbtissin Benedikta aufgeführte und von Frau Hildegard Schmid verfaßte Weihespiel über die Geschichte von St. Walburg.

In den nun folgenden dreieinhalb Jahrzehnten hat Mutter Augustina mit Einsatz aller ihrer Kräfte unsere Gemeinschaft tatkräftig geführt und, wie vorher schon in Boulder, eine fast unermessliche Arbeitslast bewältigt. Es wartete hier in vieler Hinsicht ein völliger Neuanfang und Neuaufbau auf sie; denn während der Nazi-Zeit und während des Krieges hatte Äbtissin Benedikta, ihre Vorgängerin, vor allem dafür Sorge tragen müssen, das Kloster vor dem Zugriff der Nazis zu retten. Durch die Aufhebung der Schulen und des Internats fielen die wichtigsten

Einnahmen fort. Aus Armut und auch in der Absicht, das Kloster vor der Beschlagnahme zu sichern, waren alle Bauarbeiten unterblieben. An allen Ecken und Enden mußte jetzt repariert und neu gebaut werden.

Novizen hielten ihren Einzug und mußten zum großen Teil für die Schule als Lehrerinnen ausgebildet werden. Die Haushaltungsschule und das Internat im Marienhaus wurden wieder eröffnet. Vor allem aber lag Mutter Augustina daran, Chorfrauen und Schwestern in Kleidung und Anrede einander anzugleichen. Die Schwestern erhielten als Vorläufer eines für alle gemeinsamen Chorgebetes das Fleischmannbrevier, bis dann am Ende ihrer Amtszeit das Deutsche Monastische Brevier uns alle zum gemeinsamen Chorgebet vereinte. Die soziale Struktur unseres Hauses änderte sich allmählich dadurch, daß weniger Novizinnen für Haus und Garten eintraten. Für die Frau erschlossen sich in der Welt neue Berufs- und Ausbildungsmöglichkeiten und die nach dem Krieg überraschend schnell eintretende Säkularisation erschwerte jungen Menschen den Entschluß zum Eintritt ins Ordensleben.

Aus der Fülle der unter der Führung und tätigen Mitarbeit von Mutter Augustina geleisteten Arbeit kann nur wenig hervorgehoben werden: Die Renovierung sämtlicher Klostergebäude und der Dächer, Ausbau der Speicher zu Einzelzellen, Einbau von Heizungen und fließendem Wasser sowie Bädern nicht nur im Kloster, sondern auch im Marienhaus und im Gästehaus, Bau neuer Stallungen im Ökonomiehof und Anschaffung von Maschinen. Aber auch dem Garten wandte Mutter Augustina ihre volle Aufmerksamkeit zu. Als wir schließlich die Landwirtschaft wegen mangelnder Arbeitskräfte und Unrentabilität aufgeben mußten, waren wir sehr dankbar für alle Schätze unserer Gärten, besonders für die reiche Obsternte, die wir den vielen von ihr gepflanzten Bäumen und Sträuchern verdanken.

Paramentik, Gobelin-Weberei und Maleratelier erhielten viele Aufträge. Unser aus allen Fugen gewachsenes Lesezimmer fand neue Zuflucht im alten Museum und stellte mindestens die Vorstufe einer Bibliothek dar.

Schließlich darf man nicht vergessen, wie große Anforderungen das 2. Vatikanum mit seinen vielen Neuerungen und Änderungen brachte.

Es ist fast unmöglich, in aller Kürze zu würdigen, wieviel Mutter Augustina für unser Kloster gearbeitet und wieviele Sorgen sie getragen hat. Wenn die Chronistin ihre Äbtissin in einem Bild darstellen müßte, würde sie schildern, wie sie diese einmal in der heißesten Mittagsstunde ganz allein im Garten antraf, schwere Steine rollend und schleppend, um einen Bauplatz vorzubereiten. Ihr Leben lang hat sie schwer gearbeitet und sich nie eine Last erspart. Wir danken es ihr und werden es nie vergessen.

Die Verdienste von Äbtissin Augustina wurden von der Stadt Eichstätt durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts 1980 und vom Bayerischen Staat durch die Verleihung des Bayerischen Verdienstordens anerkannt.

Nach fast 35jähriger Tätigkeit legte Äbtissin Augustina am 15. Januar 1985 ihr Amt nieder.

## Bregenz am Bodensee: Mehrerau – ehem. St. Gallusstift

### *Jahrestagung 1987 der Arbeitsgemeinschaft Schweizerischer Stiftsbibliothekare*

Nicht zum ersten Mal trafen sich die Schweizer Stiftsbibliothekare im benachbarten Auslande, aber erstmals war es in der Zisterzienserabtei Wettingen-Mehrerau in Bregenz, wo am 13./14. Juli 1987 ihr Jahrestreffen stattfand. Leider mußten sich mehrere Mitglieder entschuldigen lassen. In der geschäftlichen Sitzung wurden die gewohnten Traktanden abgewickelt, wobei auch jeder Teilnehmer einen kurzen Bericht über die von ihm betreute Bücherei erstattete. Gerade diesen Erfahrungsaustausch wissen alle recht zu schätzen. Große Aufmerksamkeit wurde der erneuten Anfrage aus den USA gewidmet, ob die Schweizer Klöster bereit wären, ihre Handschriftenbestände für das großangelegte Unternehmen der Hill Monastic Manuscript Library mikrofilmieren zu lassen. Das Institut wird von der benediktinischen Saint John's Abbey, Collegeville, Minnesota, getragen. 1964 wurde eine diesbezügliche Anfrage einstimmig negativ beantwortet. Da in der Zwischenzeit die österreichischen Stifte und Bibliotheken ihre Bestände zur Verfügung stellten, ebenso Spanien, Portugal, Malta und sogar Äthiopien einbezogen wurden und jetzt im Rheinland daran gearbeitet wird, gelangte die Anfrage erneut an die Schweizer Klöster. Die Voraussetzungen sind heute etwas anders als damals, und positive Erfahrungen damit haben die Schweizer Stiftsbibliothekare dazu bewogen, dem Unternehmen nicht mehr ablehnend gegenüber zu stehen. Allerdings kann die Arbeitsgemeinschaft rechtlich nicht über die Bibliotheken der einzelnen Klöster verfügen. Die Library soll nun mit jedem Kloster einzeln verhandeln, das Handschriften besitzt, und eine vertragliche Übereinkunft abschließen.

Die Besichtigung des Gastgeber-Klosters und seiner Bibliothek gehört immer auch zum Programm der Jahresversammlung. Die Mehrerau besitzt eine ansehnliche Bücherei in einem historisierend ausgestatteten Bibliotheksraum aus dem Ende des letzten Jahrhunderts, daneben wurde auch der alte barocke Bibliotheksaal von 1780 erneuert und wieder zweckentsprechend benutzt. Der Abtei Mehrerau sei auch hier für die gastfreundliche Aufnahme der Schweizer Stiftsbibliothekare recht herzlich gedankt.

Die diesjährige Zusammenkunft war des weiteren gekennzeichnet durch den Besuch im ehemaligen St. Gallusstift, das die Mariasteiner Benediktiner seit 1906 als Exilkloster bis 1941 bewohnt hatten. 1981 wurde der Baukomplex, in dem seit 1946 das Bundesrealgymnasium für Mädchen untergebracht war, dem Land Vorarlberg verkauft, das hier nun seine neu aufgebaute Landesbibliothek einrichtete. Die Bücherei ist weitgehend als Freihandbibliothek aufgestellt und voll mit dem EDV-System DOBIS/LIBIS erfaßt. Der Bibliotheksdirektor Dr. Eberhard Tiefenthaler und seine Mitarbeiter gaben den interessierten Besuchern eine eindrückliche Einführung in Aufbau und Einrichtung der Institution. Die Möglichkeit, von allem Anfang an – die Vorarlberger Landesbibliothek besteht rechtlich erst seit 1977 selbstständig – die EDV einzuführen, macht die Landesbibliothek zu

einer der modernst eingerichteten der weiteren Region. Die Vorteile sind gewaltig. Ob sich unsere Klosterbibliotheken auch schon bald im größeren Ausmaß der EDV verschreiben werden, möge hier als Frage stehen bleiben.

Den würdigen Abschluß fand das Jahrestreffen am Bodensee auf dem alterwürdigen Gebhardsberg, von wo aus die grenzüberschreitende Region überblickt werden konnte.

*Mariastein*

*Lukas Schenker OSB*

## Litararische Umschau

RAINER JOOSS: *Kloster Korbung im Mittelalter*. Studien zur Verfassungs-, Besitz- und Sozialgeschichte einer fränkischen Benediktinerabtei (= Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 4). Sigmaringen: Thorbecke <sup>2</sup>1987. – 164 Seiten, 32 Abbildungen, 4 Karten. – DM 34,-.

Das ehemalige Benediktinerkloster (Groß-)Korbung bei Schwäbisch Hall gehört nicht zu jenen Klöstern des Ordens, die in der Geistes- oder der Kunstgeschichte einen herausragenden Platz einnehmen. Umsomehr spricht es für das hier anzuzeigende Buch, daß es trotzdem zu einer zweiten, überarbeiteten Auflage gelangt ist.

Das im ausgehenden 11. Jh. gegründete Kloster erfuhr früh eine hirsauische Prägung; Nekrologeinträge in den Totenbüchern konföderierter Klöster bestätigen diese Einbindung (25–27).

Neben der Stifterfamilie der Grafen von Korbung traten in der frühen Geschichte des Klosters mehrere Hochadelige (z. B. Pfalzgraf Heinrich von Laach) und Ministerialenfamilien auf, die der Gründung Zuwendungen machten. Das Korbunger Schenkungsbuch und eine beachtliche Anzahl von Urkunden bilden eine gute Quellengrundlage für diesen Teil des Buches (29–40).

Das Kapitel über die Vogtei und die Beziehungen des Klosters zum Reich schließt sich an; es bietet u. a. einen interessanten Hinweis auf eine Korbunger Propstei in der Stadt Hall selbst, über die bisher nichts weiter bekannt zu sein scheint (42 f.).

Kapitel V betrifft die Geschichte des Besitzes bis 1525. In das für den wirtschaftlichen Bestand des Klosters schwierige 14. Jh. fällt auch die merkwürdige Gütertrennung zwischen Abt einer- und Prior und Konvent andererseits; erst 1498 wurde diese Trennung vertraglich beendet (66). Mit dem inneren Niedergang des Klosters (die Reformversuche von 1447/48 scheiterten) ging der materielle einher, wobei allerdings auch äußere Einflüsse nicht übersehen werden dürfen. Erst ab etwa 1530 zeigt sich eine verbesserte Wirtschaftsführung (71). Kap. VI behandelt Organisation und Verwaltung (Eigenbewirtschaftung, Lehensbesitz, Zehnten, Weinberge usw.), Kap. VII Gericht und Territorium (72–76 bzw. 77–80). Besonderes Interesse kommt dem VIII. Kap. über die „innere Verfassung des Klosters“ zu (81–89): Das Verhältnis von Abt und Konvent trieb zwar auf die Gütertrennung von 1343 zu, doch „blieb die Verantwortung beider Partner für das Ganze bestehen“ (82). Die Bedeutung der Konventsämter, v. a. des Pflegers, wuchs naturgemäß in dieser Zeit. Als Außenposten waren überdies vier Propsteien zu besetzen (85). Die Untersuchung der sozialen Zusammensetzung des Konvents bringt klare Ergebnisse: Es handelt sich um niederadlige Geschlechter der näheren und weiteren Umgebung, sowie um Haller Patrizierfamilien, aus denen die Kapitulare stammten (87). Die Gesamtzahl der Mönche blieb dabei durchwegs gering und stieg selten weit über zehn. Studium, Bildungseifer und Pflege der Bibliothek hielten sich in engen Grenzen (89). – Es ist bedauerlich, daß der Vf. die wertvollen Untersuchungen seiner Kap. V–VIII mit Hinweis auf die 1. Auflage des Werkes ohne Einzelnachweise in Fußnoten gelassen hat (51). Kaum wird jeder Leser diese 1. Auflage zur Hand haben, um damit eine unbequeme Parallellektüre zu betreiben, und zudem geraten diese Abschnitte damit in ein auffälliges Ungleichgewicht zu den voran- und nachstehenden, bestens mit Apparat ausgestatteten Kapiteln.

Noch einmal besonderes Interesse für die Ordensgeschichte darf das Kap. IX beanspruchen (90–98): Es behandelt Korbung im Rahmen der Reformen des 15. Jhs. und die Umwandlung in ein weltliches Chorherrenstift, sowie den Übergang der Vogtei an die Bischöfe von Würzburg. War schon der Reformansatz von 1447/48 ergebnislos verlaufen, so blieb es auch 1451 bei der Cusanischen Visitation bei bloßen Versprechungen.

1488 endlich kam es, wie wenig früher im benachbarten Ellwangen, zur Umwandlung des Benediktinerklosters in ein Säkular-Chorherrenstift, das in dieser Form bis 1802 Bestand hatte. Die spärlich dotierten acht Chorherrenpfründen (neben denen etwa zehn Chorvikar-Stellen bestanden) ermöglichten allerdings kein standesgemäßes Auskommen: Die Stiftsherren suchten andere Kanonikate dazuzugewinnen, neben denen dann das Kamburger meist die geringste Bedeutung hatte (99). Der Vf. setzt in diesem Kap. IX („Abriß der Geschichte der Komburg nach 1488“) auch dem wohl bedeutensten Propst und Dekan des Stiftes, Erasmus Neustetter (1523–1594), ein Denkmal: selbst hochgebildet, hob er das geistige Niveau seines Stifts v. a. durch seine Bibliothekspolitik. Der Ankauf der Büchersammlung des bayerischen Kanzlers Leonhard von Eck durch Neustetter war wohl das wichtigste Ereignis in der Kamburger Bibliotheksgeschichte der Neuzeit (99). Gesonderte Erwähnung verdient schließlich auch ein Kamburger Chorherr des späten 18. Jhs.: Lothar Anselm Frhr. von Gebattel, seit 1778 Kanoniker von Komburg, seit 1818 erster Erzbischof von München und Freising. Mit ihm starb 1846 auch der letzte Kapitular des Stifts.

Zwei kurze Abschnitte widmet der Vf. schließlich (101 f.) den Schicksalen der Kamburger Gebäulichkeiten nach 1802. Ab 1817 befand sich hier das Kgl. Württ. Ehreninvalidenkörpers; seit 1926 beherbergen die ehemaligen Stiftsbauten die Akademie für Lehrerfortbildung.

103 ff. fügt sich noch eine Reihe von kurzen Exkursen, u. a. über die Geschichte des Kamburg-Archivs (heute hauptsächlich Staatsarchiv Ludwigsburg) an, bevor (113–127) die akribisch zusammengestellten Personallisten folgen: 24 Äbte vom 11. Jh. bis 1489 und 115 Konventualen des Benediktinerklosters konnten namhaft gemacht und größtenteils auch biographisch und genealogisch eingeordnet werden.

32 Abbildungen mit Erläuterungen, Quellenverzeichnisse, Register und vier Karten zur Kamburger Besitzgeschichte schließen den Band ab.

Schäftlarn

Martin Ruf OSB

*Regensburger Buchmalerei.* Von frühkarolingischer Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters. Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek München und der Museen der Stadt Regensburg (= Bayerische Staatsbibliothek, Ausstellungskataloge, 39). München: Prestel-Verlag 1987. – 320 Seiten, mit 180 Tafeln. – DM 39,80 kartoniert während der Ausstellung; DM 78,- gebunden im Buchhandel.

Spätestens seit G. Swarzenskis großangelegter Studie aus dem Jahr 1901 ist „Regensburger Buchmalerei“ (des 10. und 11. Jhs. vor allem) zu einem festen und aussagekräftigen Begriff in der Kunstgeschichte geworden.

Der vorliegende Katalog nimmt den Titel von Swarzenskis Standardwerk auf, freilich mit abgeändertem Untertitel, der den in Ausstellung und Katalog abgedeckten Zeitraum umschreibt: „Von frühkarolingischer Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters“.

Es dürfte außer jedem Zweifel stehen, daß dieser Katalog, redigiert von Florentine Mütherich und Karl Dachs, als *das* neue Nachschlagewerk zum Thema in die Bibliotheken einrücken wird. Eine ganze Reihe hochrangiger Spezialisten wurde dafür gewonnen, die fünf großen Perioden, in die das Werk gegliedert ist, zu bearbeiten, und zwar sowohl den jeweils vorangeschickten zusammenfassenden Text, wie auch (mit einer Ausnahme) die unmittelbar anschließenden Beschriebe der Exponate.

Katharina Bierbrauer eröffnet mit der Behandlung des karolingischen Zeitraums. Neun der zehn hier einzuordnenden Hss. stammen aus St. Emmeram (insgesamt sind etwa 90 Hss. der karolingischen Schreibschule dieses Klosters ab dem späten 8. Jh. erhalten). Florentine Mütherich selbst bearbeitet die „Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jhs.“. Der Sieg von 955 gab „das Signal zur Erneuerung des geistigen Lebens“ (S. 23). Karolingisches Erbe, die Öffnung zum byzantinischen Südosten (bes. unter Heinrich II.) und schließlich ein spezifisches „gedanklich-spekulatives Element“ (S. 23) prägten die Regensburger Buchmalerei der Zeit. Noch einmal ist es St. Emmeram, das hier die Führung innehat; die Hss. aus der Zeit Kaiser Heinrichs II. zählen zum Kostbarsten, was

ottonische Buchmalerei überhaupt hervorgebracht hat. Freilich bedeutete der Tod des Kaisers (1024) dann ein abruptes Ende dieser „Hofkunst“. Salzburg trat das große Erbe an – „St. Emmeram wurde wieder, was es vorher gewesen war, eine Klosterschule“ (S. 28), doch nicht, ohne noch eine reichenaush beeinflusste Spätblüte der Buchkunst hervorzubringen. Ulrich Kuder hat die Hss. dieses Zeitraums dann im einzelnen beschrieben. Ihres Inhalts halber sei hier eine Hs. der ‚Regula Benedicti‘ genannt: Das Regelbuch von Niedermünster (Kat. Nr. 14) das um 990 entstand und in der ersten Hälfte des 11. Jhs. für den Gebrauch von Nonnen adaptiert wurde (der Codex gelangte von Niedermünster über Muri nach Berlin in die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz).

Elisabeth Klemm, Bearbeiterin des Corpus „Die illuminierten romanischen Hss. der Bayerischen Staatsbibliothek“, hat für den Katalog das Kapitel über „Die Regensburger Buchmalerei des 12. Jhs.“ übernommen. Sie weist besonders auf die Stilwende hin, die sich seit der ottonischen Prachtentfaltung in der Regensburger Buchkunst vollzogen hat – hin zur bescheidenen Federzeichnung: ein Spiegelbild des Wandels, der sich in allen Bereichen im 12. Jh. abspielte. Die Bedeutung der Reformbewegungen ist unübersehbar. Die neue Hochschätzung wissenschaftlicher Literatur wird besonders deutlich an einer astronomischen Hs. aus Prüfening (heute Wien Cvp 12600; Kat. Nr. 46). Scholastik und Mystik spiegeln sich in der Buchproduktion, wobei Rupert von Deutz und Honorius Augustodunensis in besonders enger Beziehung zu Regensburg stehen. Das Bambergerische Eigenkloster Prüfening läuft in dieser Zeit dem alten St. Emmeram den Rang – zumindest was die Buchkunst angeht – ab: der Großteil der in diesem Abschnitt der Ausstellung gezeigten Codices stammt wohl aus dem Reformkloster, wobei allerdings die Zuschreibungen zu Prüfening oder St. Emmeram nicht immer gesichert werden können: ein „auffallend einheitliches gesamtregensburgerischer Stil“ (S. 43) ist entstanden. „Regensburger liturgische Hss. zwischen 1220 und 1260“ behandelt Ellen J. Beer, wobei sie feststellt, wie der Schwerpunkt künstlerischer Tätigkeit in dieser Epoche sich aus der Stadt hinaus verlagert. Scheyern etwa wird erwähnt in seiner Abhängigkeit von Prüfening Hss. des 12. Jh. Auf dem politischen Hintergrund (Schwund staufischer Macht) verbleibt Regensburg in einer noch immer nicht voll durchschaubaren Epoche zwischen Romanik und Gotik.

Dieselbe Autorin zeichnet für das aus dem chronologischen Fortgang herausfallende Kapitel „Die Bilderzyklen mittelhochdeutscher Hss. aus Regensburg und seinem Umkreis“: Es sind die Werke der höfischen Literatur wie Heinrich von Veldeke oder das Rolandslied des Pfaffen Konrad; nur die Weltchronik des Rudolf von Ems (Cgm 6406) ist von den gezeigten vier Hss. bis heute in bayerischem Besitz (bzw. dorthin zurückgekehrt).

Die letzten drei Kapitel des Katalogs gehen unter der gemeinsamen Überschrift „Die Zeit der Gotik“; zwei von ihnen stammen von Robert Suckale. Von der sicher vorauszusetzenden Produktion des Regensburger Franziskaner- und Dominikanerklosters scheinen keine illuminierten Hss. erhalten zu sein. Anderes gilt für die Frauenklöster (Dominikanerinnen von Regensburg, Zisterzienserinnen von Seligenthal, Benediktinerinnen von Hohenwart). Zwischen 1250 und 1320 kann Regensburg wieder einen bedeutenden Rang in der Buchmalerei erringen, bevor der Abstieg folgt, der erst gegen Ende des 14./Anfang des 15. Jahrhunderts durch eine zunächst böhmisch, dann Wienerisch bestimmte Kunstrichtung aufgefangen wird: der „Schöne Stil“ hält seinen Einzug in die Regensburger Buchmalerei ebenso wie in die Tafel-, Glas- und Freskomalerei. Salzburg kommt dabei eine Vermittlerrolle zu.

Der Anteil der Klöster an der Buchmalerei ist inzwischen stark gesunken; die Arbeiten stammen nun v. a. aus weltlichen Werkstätten, und es wird in diesem Zusammenhang dem „Matthäus-Meister“ der Ottheinrichs-Bibel oder dem Meister Martinus Opifex besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie sind zugleich auch Meilensteine auf dem Weg, der zum bedeutendsten Regensburger Buchmaler des Spätmittelalters führt: Bernhard Furtmeyer. Achim Hubel bearbeitet dieses letzte Kapitel des Katalogs. Während sich die Stadt in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in wirtschaftlich ungunstigen Verhältnissen befand, erhielt Furtmeyer seine Aufträge von den Klöstern und Stiften der Stadt, dem Adel der Umgebung und schließlich auch von vermögenden auswärtigen Bestel-

lern, etwa dem Salzburger Erzbischof oder dem Haus Wittelsbach. Furtmeyers Verbindungen zu Nürnberg und seiner Buchkunst sind unübersehbar; als Lehrmeister Albrecht Altdorfers lebte Furtmeyer († um 1506) noch in der Generation Dürers fort. Das gewaltige 5bändige Missale, das er für den Salzburger Dom schuf (Cm 15708–15712), stellt einen abschließenden Glanzpunkt der Ausstellung dar.

Den 123 S. Katalogtext folgen 180 ganzseitige Kunstdrucktafeln, davon 80 in Farbe. Ihre Qualität ist durchgehend hervorragend; sie machen dem Prestel-Verlag und seinen Druckereien, wie überhaupt der ganze Band, hohe Ehre. Der günstige Preis der während der Ausstellung verkauften kartonierten Exemplare darf eigens hervorgehoben werden. Auch die Erschließung des Bandes, die ihn eigentlich erst wirklich zum handlichen Nachschlagewerk macht, kann als optimal bezeichnet werden: Literaturverzeichnis (in Auswahl), Glossar, Hss.-Verzeichnisse und ein Orts- und Personenregister stehen auf S. 309–320.

Bei aller Freude über das schöne Werk kann freilich an dieser Stelle auch ein eher dunkler Punkt nicht stillschweigend übergangen werden. Gemeint sind nicht kleinere Irrtümer, wie sie unvermeidlich sind (z. B. S. 66: das Dominikanerinnenkloster Hirschthal, 1797 nach Thalbach verlegt, liegt zwar bei Bregenz, aber nicht im „Jagstkreis“ [Württemberg], sondern in Vorarlberg). Anzusprechen sind vielmehr die Ausführungen von Dr. Franz Georg Kaltwasser, Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek, in seinem Vorwort zum Katalog, S. 10: Unter Hinweis auf ins Ausland abgewanderte Hss. aus dem Dominikanerinnenkloster Regensburg meint der Vf.: „Zweifelsohne wären die alten bayerischen Klosterbibliotheken im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts der gleichen Gefahr ausgesetzt gewesen, wenn sie nicht in die sorgende Hand des Staates geraten wären. Viele bis in unsere Tage reichende Beispiele aus anderen Ländern lassen dieser Vermutung große Wahrscheinlichkeit zukommen“.

Niemand bestreitet, und dies wurde auch in dieser Zeitschrift ausdrücklich und mit aller selbstverständlichen Anerkennung hervorgehoben (z. B. 95 [1984] S. 270–278), daß die Klosterhss. bei der Bayer. Staatsbibliothek in besten Händen sind. Auch sind die unglücklichen Notverkäufe von Hss. (gemeint sind wohl v. a. die Vorgänge, die in manchen österreichischen Klöstern während wirtschaftlich schwerer Zeiten abliefen) bekannt und werden sicherlich von den betroffenen Stiften am meisten bedauert. Die angestellte Verallgemeinerung aber, die bayerischen Klöster hätten, nachdem sie ihre Handschriftenschatze zum Teil über ein Jahrtausend bewahrt hatten, sie nach 1803 ja doch in alle Welt verschleudert, wäre nicht die „sorgende Hand des Staates“ dazwischengekommen, bleibt unzulässig. Es darf mit allem Respekt vor der Bayerischen Staatsbibliothek bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, mit welch anrühmlichen „Doubletten“-Verkäufen Herrn Dr. Kaltwassers Amtsvorgänger Karl Halm in der Mitte des vergangenen Jhs. unwiederbringliche Stücke wie Gutenbergdrucke, Xylographe u. a. m. weit unter Wert ins Ausland verschacherte, um seine Doublettenkassa damit aufzubessern, bis sich schließlich sogar der Landtag damit zu befassen hatte<sup>1</sup>: Die Hand des Staates hat sich keineswegs immer als „sorgend“ erwiesen und auch keine unumstößliche Garantie für den Erhalt dessen geboten, was man heute als „nationales Kulturgut“ einstufen würde. Schließlich braucht kaum eigens darauf hingewiesen zu werden, daß auch dem Staat die Rolle des Käufers nicht versagt ist, wie z. B. der Ankauf der Harburger Bibliothek erst vor kurzem eindrücklich gezeigt hat. Zu Recht verweisen wir heute mit dem Vf. manches von dem, was zur Säkularisation geschrieben worden ist, in den Bereich der Legende – daß ihr, nach damaligen wie nach heutigen Begriffen die moralische wie die

1) Vgl. Max Pauer, Anton Ruland und Karl Halm. Ein bibliothekarischer Streit um Doublettenverkäufe vor hundert Jahren, in: Aus der Arbeit des Bibliothekars. Aufsätze und Abhandlungen, Fritz Redenbacher zum 60. Geburtstag dargebracht, hrsgg. v. Bernhard Sinogowitz (= Schriften der Universitäts-Bibliothek Erlangen, 4), Erlangen 1960, 121–135.

Rechtsgrundlage fehlte, bleibt eine Tatsache<sup>2</sup>: für eine Ehrenrettung der Vorgänge von 1803 ex eventu besteht kein Anlaß.

Es wäre nicht angemessen, ein so erfreuliches Ereignis wie die Ausstellung und ein so schönes und wichtiges Buch wie den Katalog mit Worten der Kritik zu verabschieden. Jeder Ausstellungsbesucher und jeder Benutzer des Katalogs wird allen Mitarbeitern Dank wissen: den Autoren der wissenschaftlichen Beiträge und Beschreibungen ebenso wie den zahlreichen Bibliotheken, die das Ereignis möglich gemacht haben. 33 Institutionen haben Hss. bzw. Photodokumentationen dafür zur Verfügung gestellt und so nicht nur den Blick in eine Schatzkammer der Buchkunst ermöglicht, sondern auch Anregungen für die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Hss. gegeben, die weit über die Dauer der Ausstellung nachwirken werden.

- 2) Eberhard Weis hat auf die einschlägigen Werke des bedeutenden protestantischen Gießener Staatsrechtlers Johann August Schlettwein hingewiesen, der 1784/85 eine Aufhebung der ständischen Klöster für juristisch und moralisch unhaltbar ansah. Vgl.: Eberhard Weis, Die Säkularisation der bayerischen Klöster 1802/03. Neue Forschungen zu Vorgeschichte und Ergebnissen (= Bayer. Akademie der Wissenschaften, Philos.-Hist. Klasse, SB 1983, Heft 6), München 1983, hier bes. 30 mit A. 32. Daß der Reichsdeputationshauptschluß die formaljuristische Grundlage für die Säkularisation schuf, ändert für die grundsätzliche Bewertung wenig.

Schäftlarn

Martin Ruf OSB

## Neue Studien über Rupert von Deutz

Bekanntlich füllen die Schriften des Abtes Rupert von Deutz († 1129) vier Mignebände, sie sind zum größten Teil in den letzten Jahrzehnten neu ediert worden, vornehmlich im Corpus Christianorum. Das Interesse an diesem oft gelobten, doch wenig gelesenen Vorgänger Bernhards ist gewachsen, wie eine gute Anzahl Studien zeigt. Doch die hier anzuzeigenden zwei Hefte stellen so etwas wie einen Durchbruch durch die oft bisher angegriffene Meinung von einer lebensfremden Sonderstellung Ruperts dar: die Dozentin am historisch-theologischen Institut der Mailänder Cattolica Maria Lodovica Arduini teilt die Ergebnisse einer jahrelangen Rupertforschung mit: wir können nicht umhin, Rupert als Geistesgröße anzuerkennen innerhalb der Geschichtsperiode der häretischen Simonie und der Begegnung und Auseinandersetzung von Papst und Kaiser um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert, als eine ganze Reihe großer Persönlichkeiten auf den Plan traten, unter ihnen Rupert als selbständiger bedeutender Vorläufer Bernhards. Der Leser wird nicht verschont: die Probleme dieser Periode, in der das Fundament der hohen Kultur des 12. Jahrhunderts zu legen war, sind sehr kompliziert sowohl dank der umfangreichen, aber zugänglichen Quellen und der immerhin schon gewaltig zu nennenden Literatur, die zu erfassen und – was schwerer wiegt – zu werten war. Die auf höchster wissenschaftlicher Ebene emporgetragenen Probleme fanden oft eine glückliche Lösung, bieten, wo sie als nicht oder noch nicht gelöst bezeichnet werden mußten, reichlich Anregung zur weiteren Erforschung der Vor- oder Frühscholastik und der nachfolgenden, sich auf diese Vorzeit stützenden hohen Zeit des reifen Mittelalters. Wer diese Probleme historisch oder auch theologisch aufgreifen will, wird dankbar feststellen, daß die Ergebnisse, die Frau Arduini mitteilt, höchste Ansprüche erfüllen. Wir greifen auf ihre erste Schrift über Rupert, die 1979 in Rom als Heft 119–121 der *Studi Storici* erschien. Die dort von Rhaban Haacke edierte kleinere Schrift Ruperts *Anulus. Dialogus inter christianum et iudaeum* (S. 183–242) war von ihr intensiv eingeleitet und kommentiert worden, zweifellos das Beste, was aus letzter Zeit zur Geistesgeschichte der Judenfrage im Mittelalter geschrieben wurde. (S. 1–182). Nunmehr legte sie den Kommentar zu Ruperts Jugendwerk vor, den *Carmina*, längst (1895) von MGH Ldl ediert, bisher aber wenig beachtet. Jetzt dürfte man überrascht sein: nicht nur die billigen Zweifel zur Echtheit sind beseitigt, sondern man entdeckte trotz des Jugendwerkes eine hervor-

ragende Qualität, die es unter die Vorläufer der Hroswitha von Gandersheim rückt. Arduini gab ihrer Schrift den Titel: „Non fabula sed res. Politische Dichtung und dramatische Gestalt in den *Carmina* Ruperts von Deutz.“ Edizioni di Storia e Letteratura, Temi e Testi 33, Rom 1985, 195 S., Lire 30 000.

Anfang des Jahres 1095 nahm die durch simonistische Wahlen belastete Situation der Stadt und Diözese Lüttich die Formen eines Dramas an, und der junge Mönch wagte, ihr einen literarischen Ausdruck zu geben. Die kaiserliche Kirche von Lüttich hielt Heinrich IV. die Treue, wenn auch dessen Stern schon sank. Der rechtmäßige Abt von St. Laurentius war zugunsten eines simonistischen verbannt worden und Rupert mit einigen – nicht allen – Mönchen war ihm in die Verbannung (seit 1092) gefolgt; als Cluniazenser aber wußten sie, daß kein Zustand der Christenheit schädlicher ist als jener, in dem sich die geistliche und politisch-bürgerliche Autorität nicht harmonisch begegnen. Ruperts dramatischer Versuch bezeugt, zugleich die außergewöhnlich gute Ausbildung in der Klosterschule, die der im Abendland damals erstrangigen der Domschule von Lüttich keineswegs nachstand; so war er durchaus befähigt, dieses in mancher Hinsicht einzige Dokument der geschichtlichen Situation der Kirche zu schaffen. Aus dem Drama ein Mysterienspiel zu machen, fiel ihm nicht schwer: Geschichte ist der Ort, wo man der Kirche begegnet, die mit ihrer eigenen Geschichte beladen und doch dazu berufen ist, die Braut Christi zu sein. Das Drama findet ja in erster Linie im Himmel statt; so ist es zugleich ein liturgisches Zeugnis und ein mariologisches. Kirche und Maria als Personen des Dramas, welch tröstliches Erleben! Maria als Retterin der Kirche aus dem Schiffbruch, Dialog der Braut Christi mit Maria, der Mutter Christi, der Mittlerin. Heutige Mariologie tut sich anscheinend schwerer! Da ihr Hauptwerk über Rupert, eine regelrechte Monographie, noch nicht erscheinen konnte – als im Druck befindlich wird es angezeigt: Rupert von Deutz (1076–1129) und der *status christianitatis* seiner Zeit. Symbolisch–prophetische Deutung der Geschichte –, ließ sie „Neue Studien über Rupert von Deutz“ vorhergehen, die als 17. Heft der „Siegburger Studien“ erschienen sind (XVIII und 188 S., DM 32,80, Siegburg 1985). Es sind sieben Beiträge geworden, die gleichermaßen die Ausweitung der Rupertforschung auf Randprobleme wie auch deren kenntnisreiche Einbeziehung und Rückführung auf Person und Gedankenwelt dokumentieren – des Mönches von Lüttich, der nach Siegburg flüchtete, dort seine Hauptwerke niederschrieb und als Abt von Deutz deren Verbreitung erlebte. Es geht hier also nochmals um die Frühscholastik in Laon, auf den Spuren Abälards, über Alger und Lüttich und die Inquisition, um die Benediktsregel, um die Analogie seiner Liturgieerklärung zum *Liber Quare* – ediert von Georg Polykarp Götz OFM, in *Corpus Christianorum*, c. m. 60, 1983 –, um die cluniazensische Reform in Lüttich, um die Frage nach dem Verfasser der interessanten Dialogschrift *De vita vere apostolica* – Edition und Kommentierung werden vorbereitet, und schließlich um die einflußreiche Auffassung Ruperts zu *Quaestio iudaica*. Bisher hatten die „Siegburger Studien“ nur im 9. Heft mit Rupert befaßt: Rhaban Haacke, Programme zur bildenden Kunst in den Schriften Ruperts von Deutz, 1974 66 S., sonst vorwiegend mit der Gestalt des Stifters, Erzbischof Anno II. von Köln – Annolied, Anno-Viten und -Mirakelbücher, deren Auswertung zur Geistesgeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts ähnlich gute Ergebnisse zeitigen könnte wie die Rupertforschung in dem nun vorliegenden Schriftum.

Siegburg

P. Rhaban Haacke OSB

*Riforma della Chiesa, cultura e spiritualità nel Quattrocento veneto.* Atti del convegno per il VI centenario della nascita di Ludovico Barbo (1382–1443), Padova, Venezia, Treviso 19–24 settembre 1982, a cura di Giovanni B. Francesco Trolese (Italia Benedettina VI), Cesena, Badia di Santa Maria del Monte 1984. 609 S.

Ludovico Barbo (1382–1443), der Gründer der Benediktinerkongregation von Santa Giustina oder *de unitate* (später kassinesische Kongregation genannt), ist einer der erfolgreichsten Erneuerer des Benediktinertums im Spätmittelalter und hat direkt oder indirekt einen kaum zu überschätzenden Einfluß auf gleichzeitige (z. B. Valladolid, Burs-

felde) und spätere benediktinische Verbände (vor allem in romanischen Ländern) ausgeübt. Barbos Leben und Werk hat deswegen Anspruch auf Beachtung unter Ordenshistorikern über den engeren Rahmen der italienischen Kirchengeschichte hinaus. Im September 1982 veranstaltete die Abtei Santa Giustina in Padua in Zusammenarbeit mit dem rührigen Centro Storico Benedettino Italiano (Sitz in Cesena) und der Region Veneto einen großangelegten Kongreß in Padua, Venedig und Treviso (wo Barbo von 1437 bis 1443 Bischof war). Die Akten des Kongresses, die P. Francesco Trolese OSB (S. Giustina) herausgegeben hat, enthalten 28 größere und kleinere Beiträge, die auf diesem Kongreß vorgetragen wurden. Dabei wurde auf eine erneute Schilderung des Lebens Barbos verzichtet. Seit den bahnbrechenden Arbeiten von *I. Tassi*, Ludovico Barbo (1381–1443), Rom 1952, *L. Pesce*, Ludovico Barbo, vescovo di Treviso (1437–1443), 2 Bde., Padua 1969 u. a. (vgl. auch *Dizionario bibliografico degli Italiani VI*, Rom 1964, 224–249) sind die Lebensdaten des Venezianers, soweit die lückenhafte Quellenlage es zuläßt, zusammengetragen worden. Auf dem Kongreß bemühte man sich dagegen, Barbos Werk aus der Welt der Frührenaissance und der italienischen geistlichen Bewegungen um 1400 zu erklären. Zu kurz kam dabei die Erörterung nichtitalienischer Reformbewegungen, wie z. B. der *Devotio moderna*.

Trolese hat die Vorträge nach folgenden Themenkreisen geordnet: Auf einen Einleitungsvortrag von *G. Penco*, *Vita monastica società nel Quattrocento italiano* (3–41) folgt als erste Abteilung „Riforma ecclesiastica“ (45–204), dann „Congregazione di S. Giustina“ (207–290), „Altri movimenti religiosi“ (293–382), „Cultura e arte“ (385–502) und schließlich „Storiografia monastica“ (505–541). Reichhaltige Indices, die Trolese zu verdanken sind, u. a. ein „Indice dei manoscritti e dei documenti d'archivio“, erschließen den Band.

Aus der Fülle des Gebotenen sei nur einiges herausgegriffen, das für die allgemeine benediktinische Geschichte von Bedeutung ist.

Die Lektüre des Einleitungsvortrages von *Penco* ist jedem zu empfehlen, der sich auf kurzem Raum präzise über den geistesgeschichtlichen Hintergrund der italienischen Benediktinerreform des 15. Jhs. unterrichten möchte. Mit feinem Gespür charakterisiert *Penco* auch die Spiritualität Barbos und seines Verbandes, der er „moderazione e equilibrio“ bescheinigt. Schärfere urteilt der Kamaldulenser *Benedetto Calati*, *Dalla 'lectio' alla 'meditatio'*. La tradizione benedettina fino a Ludovico Barbo (45–58) über die Methodik der Frömmigkeit Barbos. Aber, so darf man zurückfragen, gab es im Spätmittelalter eine andere, theologisch tiefere? *Giov. Lunardi*, *L'ideale monastico di Ludovico Barbo* (59–71) unterstreicht die geringe benediktinische Erfahrung Barbos, der mit 26 Jahren Abt von S. Giustina wurde. Barbo, beeinflußt von der *Devotio moderna* (letzte Klarheit über Herkunft und Ausmaß dieses Einflusses hat auch dieser Kongreß nicht gebracht) betrachtete als Schwerpunkte seiner Reform: Weltflucht, kontemplatives Leben und *devotio*.

In seinem hervorragend dokumentierten Beitrag „Ricerche sui primordi della riforma di Ludovico Barbo“ (109–133) zeichnet *Fr. Trolese* ein Bild der alten Paduaner Abtei, wie Barbo sie vorfand. Um die Mitte des 14. Jhs. war das Kloster aus Mangel an Mönchen dazu übergegangen, die Seelsorgsverpflichtungen und selbst das Chorgebet Weltpriestern (*capellani*) zu überlassen, die vom Kloster dazu angestellt wurden. Selbst Barbo kam zunächst nicht ohne solche „*capellani*“ aus. Trolese zeigt auch, daß Venedig ein Interesse an der Übernahme der Abtei durch Barbo hatte: Das Festlandsterritorium war gerade erst unter die Herrschaft der Inselrepublik gekommen, die es gerne sah, wenn Mitglieder des venezianischen Patriziats in Padua präsent waren.

*W. Witters* beschäftigt sich schon seit langem mit den ältesten Gesetzestexten der Kongregation von St. Giustina. In „La legislazione monastica della congregazione di S. Giustina nei suoi primordi (1419–1427)“ (207–224) teilt er den Fund eines „Memoriale“ (Firenze, Arch. di Stato, Conv. soppr. 78/253 und 254) mit, das der einzige Text ist, der die Verfassung der Kongregation zw. 1424 und 1427 beschreibt und die Entwicklung hin zu einer stärkeren Zentralisierung verdeutlicht.

*M. Fois SJ*, Prof. für Kirchengeschichte an der Gregoriana (Rom), vergleicht in „I movimenti religiosi dell'osservanza nel '400: i benedettini“ (225–262) die Reform Barbos mit

anderen benediktinischen Observanzbewegungen der Zeit: Valladolid, Bursfelde, Chezal-Benoît. Mit einer Sympathie, die gewiß nicht von allen Benediktinern geteilt wird, beschreibt Fois den straff-zentralistischen Aufbau der Kongregation nach dem Motto (aus der Bulle Eugens IV. vom 23. 10. 1432): *unum corpus et una congregatio*. Das Definitorium des Generalkapitels war auf Grund dieser Verfassung eine Art „superabate“ oder „abate collegiale di tutta l'Italia“ (245). Immerhin hat die Kongregation mit dieser Radikalkultur Erfolg gehabt: Im 16. Jh. hatte sie etwa 50 Neuprofessen jährlich und erreichte im 2. Jahrzehnt des 16. Jhs. die Zahl von rund 3000 Mönchen.

Zum Schluß sei noch auf den Beitrag von *Giorgio Picasso, L' „Imitazione di Christo“ e l'ambiente di S. Giustina (263–276)* aufmerksam gemacht, den der Rez. mit besonderer Freude gelesen hat. Hier wird endlich einmal von einem kompetenten italienischen Historiker in gelassener Weise zum alten Problem der Herkunft der „Imitatio Christi“ Stellung genommen. Picasso gibt eine vorsichtig abwägende Darlegung der Daten zur Präsenz der „Imitatio Christi“ im Italien des 14. und 15. Jhs. Zur Frage der Kenntnis der „Imitatio Christi“ in Melk vgl. jetzt die Notiz von *J. Angerer, CCM XI,1 (Siegburg 1985)*, p. CLXXV sq. zum Melker Cod. 1648 aus der Zeit zw. 1421–1424.

Rom-Gerleve

Pius Engelbert OSB

REICHOLD, ANSELM: *Haus- und Familiengeschichte des Dorfes Großenhag/Scheyern*. 640 Seiten, 29,50 DM, zu beziehen durch die Klosterpforte Scheyern.

In dem vorliegenden Werk unternimmt es der Verfasser, die Besitzverhältnisse der etwa 120 „Uranwesen“ des Dorfes Großenhag/Scheyern seit der Gründung des Dorfes, um 1400, genau zu beschreiben. Aufgrund der Aufzeichnungen in den fast lückenlos noch vorhandenen Salbüchern, in den verschiedenen Steuerregistern, einzelnen Grundbeschreibungen und der Pfarr-Matrikeln werden die Namen der Besitzer, ihre Verheirathungen, ihre Angaben und Steuern und sonstige Ereignisse aufgeführt. Dabei ging es dem Verfasser vor allem darum, einen Einblick zu geben in die wirtschaftlichen Verhältnisse. Daher sollte die Möglichkeit geschaffen werden, die veränderlichen Abgaben in Beziehung zu setzen zum veränderlichen Wert des jeweiligen Anwesens.

Um gesuchte Namen leichter zu finden, ist ein umfassendes Namensverzeichnis beigelegt. Interessant dürfte auch ein Beitrag sein „Rundgang durch das Dorf Großenhag/Scheyern vor 150 Jahren nach den Aufzeichnungen des Schreinermeisters Johann Winter, 1857“, der das Dorfmilieu von damals beschreibt.

Das Werk enthält noch folgende Kapitel:

Das Kloster Scheyern als Grundherr im Dorf Großenhag/Scheyern

Die Entwicklung der Ortschaft Großenhag/Scheyern

Die verschiedenen Abgaben (Gilt, Stift, Leibstift, Steuern, usw.)

Haus- und Familiengeschichte der einzelnen Anwesen des Dorfes Großenhag/Scheyern, von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart.

Namensverzeichnis, alphabetisch geordnet (75 Seiten, 6000 Namen)

Anhang mit verschiedenen Tabellen und Lageskizzen.

Das Buch dürfte nicht nur für die Bewohner des Dorfes Großenhag/Scheyern von Bedeutung sein, sondern auch für jeden Heimat- und Geschichtsforscher viele wertvolle Hinweise bieten.

Scheyern

A. R.

ALFRED GOLDMANN: *Meinrad Spieß – Der Musikerprior von Irsee*. Schwäbische Heimatkunde Bd. 5; Konrad Verlag Weißenhorn 1987. Steintafel der Familie, 92 Seiten.

Der Autor hat als pensionierter Stadtbeamter in Kaufbeuren sein Lebenswerk P. Meinrad Spieß gewidmet, der fast 200 Jahre lang völlig vergessen war, ein Schicksal, das er mit anderen bedeutenden Musikern teilte. Dies war es auch, was den verdienten Autor

bewegte, den Barockkomponisten zu studieren und ihm, dem „vergessenen Prior“ von Irsee schon 1954 ein „Lebensbild aus Bayerisch-Schwaben“ (III, 285) zu widmen.

Der Autor beschreibt Herkunft und Familie, aus der Augsburger Hochstiftischen Herrschaft Honsolgen stammend. Der Sohn Matthäus Spieß (\* 24. 8. 1683) empfing „Unterricht und Studium“, der übliche beginnende Lebensweg eines „Singknaben und Ministranten“ im Reichsstift Irsee. Der begabte Musiker wurde nach Ottobeuren geschickt, „um sich in den Studien und der Musik zu vervollkommen“. 1701 trat er ins Noviziat ein, 1706 wurde er Subdiakon, 1707 erhielt er die Priesterweihe. P. Meinrad begann sein Klosterleben, übernahm die verschiedensten Ämter und Pflichten als Prior, Ökonom, Pfarrvikar, Novizenmeister und wieder Prior. Seine musikalischen Studien führten ihn nach München, „Um sich unter Kapellmeister Bernabei noch mehr zu vervollkommen“, in Irsee selbst bekleidete er das Amt des „Chori Director“.

Interessen und Beziehungen führten den Komponisten in die Welt der Musik. In geistlicher Freundschaft war Spieß der Kaufbeurer Franziskanerin M. Crescentia Höß verbunden. Im Kontakt zu Musikgrößen seiner Zeit führten die Wege seines Schaffens zu den berühmten Kompositionen. Druckwerke wanderten hinaus aus Irsee, zahlreiche Handschriften sind noch erhalten.

Höhepunkt seines Lebenswerkes wurde ein wieder sehr beehrtes und sehr beachtetes Werk: „Tractatus Musicus compositorio – practicus. Das ist ‚Musicalischer Tractat‘“. Diesem einmaligen Werk ist ein Frontispiz beigefügt mit allegorischen Darstellungen der Wissenschaften und Künste sowie dem Porträt des Abtes Anselm Erb von Ottobeuren, dem das Werk gewidmet ist. Im Anhang des „Tractatus musicus“ findet sich ein Verzeichnis aller seiner gedruckten Werke: „Specification aller meiner musicalischen Wercken so im Druck heraus seyend.“ Es sind dies 7 Werke bei verschiedenen Verlegern erschienen. Die Ausstrahlung dieses Tractats erfolgte bis in die verschiedensten Bibliotheken nach London, Den Haag, Paris, Wien, Göttingen, Moskau, New York und San Francisco.

Als Lehrer für Komposition und Musikpflege erhielten von P. Meinrad Spieß nicht nur Schüler im Kloster selber Unterricht, insbesondere erfuhren die Mitbrüder von Ottobeuren und weiteren Stiften diesen Vorzug. Besondere Anerkennung erfuhr Spieß 1743 durch die Mitgliedschaft in die „Correspondierende Societät der musicalischen Wissenschaften in Deutschland“. Dem Organ der Societät „Musikalische Bibliothek oder Gründliche Nachricht . . . von alten und neuen musicalischen Schriften“ von 1752, verdanken wir das einzige erhaltene Porträt von P. Meinrad Spieß, ein Kupferstich von den Gebr. Klauer-Augsburg. Der Autor erwähnt die maßgeblichen Einflüsse des verdienten Musikers als Orgelsachverständiger, der auch als Ratgeber für Riupp in Ottobeuren zutrifft sowie sein Wissen und seine Erfahrung als Glockenexperte. Er beschließt den Weg des Irseer Priors mit dem „Lebensende“ am 12. 6. 1761. Dem Autor verdanken wir ein Ruhmesblatt unserer Ordensgeschichte und der Geschichte Schwabens.

Ottobeuren

Aegidius Kolb OSB

*Hl. Willibald 787–1987. Kündler des Glaubens. Pilger-Mönch-Bischof.* Katalog zur Ausstellung. Hgg. von Brun Appel, Emanuel Braun, Siegfried Hofmann. Bischöfliches Ordinariat Eichstätt 1987. 252 Seiten, 49 Farbabbildungen.

Dem umfangreichen Katalog ist ein Geleitwort von Bischof Dr. Karl Braun gewidmet. Das Vermächtnis von Prälat Prof. Andreas Bauch († 1985) umreißt im Vorwort die Konzeption in ihren Grundzügen und Perspektiven, als die Verwirklichung des Bistumshistorikers und treuen verewigten Diener seiner Heimat (Siegfried Hofmann). Der bayerische Kirchenhistoriker Andreas Kraus beschreibt: „Der heilige Willibald von Eichstätt – Person, Zeit und Werk“. Ausführlich wird „das Bild des heiligen Willibald in der Kunst“ beschrieben (Emanuel Braun). „Das Leben des heiligen Willibald“ umschreibt Ernst Reiter. Aufschlußreich erstellt der verdiente Bistumsarchivar Brun Appel die: „Zeittafel zum Leben des heiligen Willibald“. Ein Kapitel Geschichte stellt Franz Heiler vor: „Die Organisation der angelsächsischen Landeskirche bis zum Weggang Willibalds 721“. Die Fortsetzung im Beitrag „Die angelsächsische Mission“ bearbeiten Doris Hagen / Wolfgang

Buchta. Dieselbe Autorin schildert die „Pilgerreise des heiligen Willibald“, deren Karte „Die Pilgerreisen des hl. Willibald“ darstellt. Den Raum „Christentum zwischen Alpen und Main bis 800“ stellt Nikola Proksch OSB vor. Im Beitrag „Willibald und Linhart“ untersucht der Autor (Karl Böhm) ob von hier aus Willibalds Mission und sein erster Besuch in Eichstätt erfolgten. Über „Das Grab“ des Bistumsgründers und seine Geschichte wird von Emanuel Braun berichtet, die „Reliquien“ werden von Walter Pötzl beschrieben, „Die Gewänder des heiligen Willibald“ von Leonie von Wilckens.

Unter dem Kapitel „Viten und Legenden“ bearbeitet das umfangreiche Thema: „Die Willibald-Vita und ihre mittelalterlichen Überarbeitungen“ Stefan Weinfurter. „Die Willibald-Vita der Nonne Hugeburc von Heidenheim“ erschließt Rossana Stanchi.

„Die Legenden des späten Mittelalters“ bearbeitet Walter Pötzl. Brun Appel beschäftigt sich mit „Willibald in der Liturgie“, eine besondere Stelle nimmt das Rationale ein. Mit dem wertvollsten Buch Eichstätts „Das Pontifikale Gundekarianum“ befaßt sich Johann Konrad Eberlein. Im Beitrag „Patrozinien“ erforscht Walter Pötzl die wichtigsten Orte der Kultgeographie in den verschiedenen Bistümern. Brun Appel beschäftigt sich im weiteren mit dem „Diözesan-, Stifts- und Stadtpatron“, Christa Schmeißer beschreibt „Darstellungen auf Siegeln“ und Bernhard Overbeck „Darstellungen auf Münzen“. Beachtlich sind die „Eichstätter Hochstiftskalender“ von Josef H. Biller und die „Thesenblätter“ von Wolfgang Seitz.

Zu den „Jubiläumsfeiern der Diözese Eichstätt“ schreibt Klaus Kreitmeir. Ernst Reiter stellt „Willibald als Benediktiner“ vor, Brun Appel ihn „In Gemeinschaft mit anderen Heiligen“. Die Verehrung „Willibald, Wunibald und Walburga als Patrone der Reichserbtruchsessens von Waldburg“ beschreibt Rudolf Beck. Im Kapitel „Volksfrömmigkeit“ bearbeitet Walter Pötzl die „Verehrung im Volk“, Hans Radspieler: „Der heilige Willibald im kleinen Andachtsbild“.

Besonders hervorzuheben sind die Literaturquellen der 49 Kapitel, die dem neuesten Stand entsprechen. Zu jedem Kapitel folgt mit reichen schwarz-weiß Illustrationen der Katalog-Text, der noch eigens die einschlägige Literatur aufführt. Der insgesamt wertvolle Katalog ist ein wissenschaftliches Werk geworden, das der Bistumsgeschichte bestens entspricht. Den Mitarbeitern gebührt dankenswertes Lob.

Ottobeuren

Aegidius Kolb OSB

HEINRICH WANDERWITZ: *Studien zum mittelalterlichen Salzwesen in Bayern* (= Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte, Band 73). München: C. H. Beck 1984. – XL+383 Seiten, 3 Kartenbeilagen. – DM 64,-.

Spielt i. A. in der Kirchen- und Klosterschreibung die Berücksichtigung des Salinenbesitzes und des Salzhandels eine eher marginale Rolle, so zeigt vorliegende Studie schon auf einen Blick, wie bedeutend der Anteil der ma. Klöster und Bistümer am Salzgeschäft tatsächlich war. Die Arbeit beschränkt sich auf Bayern und konzentriert sich damit naturgemäß v. a. auf die Saline Reichenhall.

Seit dem Jahr 1836 ist W's. Arbeit die erste, die sich wieder kritisch um die Bearbeitung des Quellenmaterials zur Reichenhaller Saline bemüht (2). Sie geht dabei von einem Überblick über die „Besitz-, Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse in der Saline Reichenhall“ aus und behandelt vorab den Anteil der Salzburger Bischöfe und ihrer Eigenklöster. Darf hier auf den benediktinischen Anteil besonders eingegangen werden, so sind von den Salzburger Klöstern St. Peter, Nonnberg, Admont und Attl zu nennen, die mit Reichenhaller Besitz erscheinen. Aus dem Passauer Bereich ist es dann Göttweig, das schon als Gründungsgut „ad Halla sartaginem unam“ erhielt (76), doch schon im 13./14. Jahrhundert seinen Reichenhaller Besitz wieder verloren hatte.

Für die Regensburger Benediktiner steht St. Emmeram mit dem beachtlichen Anteil von 4 Salzproduktionsstätten im 11. Jh.; aus dem Bereich Bambergers erscheinen Prüfening, Asbach und Biburg. Dagegen bleibt es für Augsburg – die Quellenlage scheint hier besonders ungünstig zu sein – bei einer einzigen nachweislichen Pertinenz in Reichen-

hall; ähnliches gilt für Eichstätt. Neben den Hochstiften und deren Eigenklöstern sind es schon im 8. und 9. Jh. nicht wenige andere Benediktinerklöster, die Anteil am Reichenhaller Salzgeschäft hatten, darunter u. a. Niederaltaich, Tegernsee, Benediktbeuren und Frauenchiemsee. Kastl gelangte als Erbe der Grafen von Sulzbach in Reichenhaller Salinenbesitz, Garstern durch Schenkung der Otakare wohl Anfang des 12. Jhs. Auch Ebersberg, Seoon, Michaelbeuern und Rott am Inn erscheinen zeitweise als Besitzer in Reichenhall, von zahlreichen nichtbenediktinischen Klöstern und weltlichen Herren einmal ganz abgesehen. Die Abschnitte über „Die Herrschafts- und Rechtsverhältnisse in Reichenhall vom 8. bis ins 14. Jh.“ und „Die technischen Verhältnisse in der Saline Reichenhall im MA“ schließen (182–197 resp. 197–208) den ersten Teil der Arbeit ab.

Der 2. Hauptteil (209 ff.) ist dann dem ma. Salzhandel in Bayern gewidmet. Von sicher allgemeinem Interesse sind hier die Ausführungen des Vf. über die „Gründung“ Münchens; die überragende Rolle, die dem Salzhandel bei diesen Vorgängen zukam, ist nicht zu übersehen (231–236). Die Untersuchung der Zollbefreiungen für Salztransporte zu Wasser und zu Lande bringen auch im Kapitel über den Salzhandel die Klöster nochmals ins Blickfeld.

In einem Anhangsteil findet sich, wohl einmalig in dieser Ausführlichkeit, eine Studie über die ma. Salzmaße in Bayern (313–326), sowie das Verzeichnis der Reichenhaller Richter für ca. 1171 bis 1301 und die eingehenden Erläuterungen zu den separaten Kartenbeilagen. Ein über 40seitiges Register erschließt den Band, der für die kirchliche, speziell auch die klösterliche Wirtschaftsgeschichte Bayerns wie für die große Landesgeschichte ein ebenso zuverlässiges wie unentbehrliches Hilfsmittel sein wird.

Schäftlarn

Martin Ruf OSB

ARNO PAFFRATH: *Bernhard von Clairvaux – Leben und Wirken, dargestellt in den Bilderzyklen von Altenberg bis Zwettl*. (Mit einem Beitrag über „Die Bernhardfenster aus Altenberg und St. Apern“ von Birgitte Lymant.) Hgg. Altenberger Dom-Verein e.V. Bergisch Gladbach.

Kernstück der Arbeit bildet der Glasgemäldezyklus aus dem ehemaligen Kreuzgang der Abtei Altenberg, dessen Scheiben das Leben des hl. Bernhard wiedergeben und nach der Säkularisation in alle Welt verstreut wurden. Die rund 70 Glasgemälde sind in den Jahren 1505–1532 entstanden und von berühmten Künstlern der spätgotischen Malerschulen in Köln (Barthel Bruyn, Severins-Meister und Anton Woensam) geschaffen worden.

In vergleichender Betrachtungsweise werden die Bilderzyklen mit Darstellungen aus dem Leben des hl. Bernhard an anderen Orten abgebildet. Eine statistische Übersicht über die in Erfahrung gebrachten Bilderzyklen schließt sich an. Es folgen Anmerkungen, Abkürzungs- und Literaturverzeichnis sowie Bildernachweis. Von den rund 320 Abbildungen haben die Bibliotheken und Archive der Schweiz mit über  $\frac{1}{3}$  der gesamten Abbildungen hervorragenden Anteil am Zustandekommen des Werkes: Die Zentralbibliothek Luzern mit 104 Kupferstichen in schwarzweiß, die Zisterzienserabtei Maigrange bei Fribourg mit 1 Farbtafel und 16 Schwarzweiß-Abbildungen, das Schweizerische Landesmuseum mit 4 und das Staatshochbauamt in Zürich mit 1 Abbildung. In der statistischen Übersicht werden u. a. die Bilderzyklen von Urs Graf d. Ä. (1485–1827) auf einem Reliquiar aus St. Urban mit 14 Abbildungen, die Zisterzienserabteien Magdeburg mit 9 (Bernhardfries) und Maigrange (Bernhardtafel) mit 17 Abbildungen, die ehemalige Zisterzienserabtei St. Urban mit 24 Bildern behandelt. Darüber hinaus werden andere wertvolle Kunstgegenstände aus der Schweiz, wie die Handschriften in der Zentralbibliothek Luzern, im Text erwähnt.

Ottobeuren

Aegidius Kolb OSB

HEIDRUN STEIN: *Die romanischen Wandmalereien in der Klosterkirche Prüfening. Studien und Quellen zur Kunstgeschichte Regensburgs*. Hgg. von den Museen der Stadt Regensburg. Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH Regensburg 1987. 231 Seiten, 55 Abbildungen.

Mit Fleiß und Gründlichkeit ist die Promotionsarbeit der Autorin erstellt. Umrissen ist „Das historische Umfeld – Prüfening im 12. Jahrhundert“, das geistige Leben und die Geschichte bis zur Säkularisation. Die Kirche St. Georg wird in ihrer Architektur und den Malereien beschrieben. Ausführliche Kapitel beschäftigen sich mit den Wandmalereien im Presbyterium. Methodische Vorbemerkungen erschließen „Die Allegorese von ecclesia“, die Kirche im Bild der Braut. Ein umfassender Aussagegehalt eröffnet sich im Presbyteriumsgewölbe: Sponsa – Ecclesia – Maria, ferner in den Evangelistensymbolen und den Ornamentbändern. Die Wände des Presbyteriums füllen die ecclesia als Gemeinschaft der Heiligen, erklären die Hierarchie der Kirche – den geistigen Bau der Kirche aus den lapides vivi. Diese Wandmalereien im Presbyterium sind gezeichnet als monumentales Allerheiligenbild. Die primäre Textgrundlage bildet der Hymnus *Te Deum*, die *communio sanctorum* ist gegenwärtig in den Reliquien und Altarpatrozinien. Die kirchenpolitische Aussage wird aufgegriffen in: „Otto von Bamberg und Heinrich V. als Vertreter des Sacerdotium und des Regnum der Kirche.“ Die Verfasserin bearbeitet die „Voraussetzungen und Vergleiche zu den Malereien“ sowie „Die Entwicklung der Ecclesia aus dem Typus der Maria Regina: Prüfening und Rom“. Die Pfeilerbilder der Vierung erläutern die Kapitel: Die Zweiswerterlehre (Beschreibung, Historisch-theologische Voraussetzungen, Vergleiche), die drei Propheten, die Verkündigung an Maria, die drei Jungfrauen. Ebenso ausführlich sind die Malereien der Nebenchöre beschrieben, der Johanneschor, der Benediktuschor, „die himmlische Stadt in den Gewölben“. Die umfassenden Darstellungen finden ihre Abrundung in den Kapiteln „Die erhaltenen Malereien im Programmsammenhang“, in der stilistischen Analyse und der Problematik des Originalbestandes sowie der Beschreibung ihrer künstlerischen Form. Ein Anhang I erschließt die Ornamente, Anhang II den Freilegungsbericht des Landesamtes für Denkmalpflege. Die zahlreichen Abbildungen (S. 161–213) sind sehr aufschlußreich, das Literaturverzeichnis entspricht dem neuesten Stand. Als einen Dienst an unserer Ordensgeschichte darf man diese Arbeit begrüßen.

Ottobeuren

Aegidius Kolb OSB

HELMUT GIER: *450 Jahre Staats- und Stadtbibliothek Augsburg*. Kostbare Handschriften und alte Drucke. (Katalog) Augsburg 1987.

Die Geschichte dieser Bibliothek beginnt, als die Reformation 1537 die Stadt erfaßt. Es entstand das Gymnasium bei St. Anna und zugleich die Koordination des Amtes des Rektors mit dem des Bibliothekars. Geistliche, Mönche und Nonnen mußten den Neuen Glauben annehmen oder die Stadt verlassen. Aus den Bibliotheken der leerstehenden Klöster entstand eine Auswahl um sie mit der städtischen Büchersammlung zu vereinigen. Unangetastet blieben die kirchliche Augsburger Bibliothek aus dem 8. Jhrd. und die Bibliothek des im 11. Jhrd. gegründeten Reichsstift St. Ulrich und Afra. Den Grundstock der neuen Stadtbibliothek bildeten die Buchbestände der aufgehobenen männlichen Medikantenklöster. Die Bibliothek wurde zunächst im übergebenen Karmelitenkloster untergebracht, dann 1548 nach der Rückkehr der Dominikaner im Barfüßerkloster.

Der städtische Buchbesitz erhielt sein Exlibris (ca. 1540). Lange Zeit bestand der Ruhm der Augsburger Stadtbibliothek in den von Antonius Eparchus aus Korkyra erworbenen 126 griechischen Handschriften. Ein eigenes Gebäude wurde 1562/63 errichtet, das bis zum heutigen Neubau 1893 als Stadtbibliothek diente. Die Säkularisation und die Mendiatisierung der Stadt brachten für die Königliche Kreis- und Stadtbibliothek wesentliche Änderungen, obwohl der Weg für die wertvollsten Bücher der aufgehobenen Klöster nach München führte. Trotzdem wurde Augsburg bereichert durch die

Bibliotheken des Benediktinerklosters St. Ulrich und Afra und des Jesuitenkollegs St. Salvator.

Als 1817 der Altmühlkreis dem Oberdonaukreis einverleibt wurde, kamen die Bestände der Fürstbischöflichen Hofbibliothek Eichstätt nach Augsburg. Ferner mußten die ostschwäbischen Stifte Irsee, Roggenburg, Ottobeuren, Ursberg und Kempten ihre Schätze nach Augsburg liefern. Den letzten Säkularisationsgewinn bildete schließlich die Bibliothek des Mindelheimer Jesuitenkollegs, des späteren Malteserklosters 1835.

Der Katalog dieser Ausstellung beschreibt 50 Handschriften meist klösterlicher und Eichstätter Herkunft. Einbände (20) zeigen erlesene Kostbarkeiten der Buchbinderleistungen. Blockbücher und Inkunabeln (51), Drucke des 16. Jhd. (50), endlich Drucke des 17. und 18. Jhd. (50) werden als hervorragende Prunkstücke aufgeführt. In sehr gutem Farbdruck und bester Reproduktion erfreuen 43 Abbildungen, vom 12. Jhd. bis 1744 die Freunde des Buches. Die Beschreibungen verfaßten Wolf Gehrt, Helmut Gier und Ingeborg Salzbrunn.

Dem Autor kann man gratulieren – dem Vorgänger Josef Bellot sei ein Gedenken gewidmet.

Ottobeuren

Aegidius Kolb OSB

ALFONS DALSING / MAURUS ROST: *Manuale Monasterii Iburgensis super Consuetudines eiusdem*. Handbuch des Iburger Klosters über dessen Gewohnheiten. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück: Heimatkunde des Osnabrücker Landes in Einzelbeispielen Heft 6. Verlag H. Th. Wenner Osnabrück 1986, 100 S., 4 Abbildungen, davon farbig das Portrait des Abtes Maurus.

„Maurus Rost war der 41. Abt von Iburg, er leitete das Kloster von 1666 bis 1706. In ihm begegnet uns eine überragende Persönlichkeit.“ So beginnt der kurze Lebenslauf dieses Abtes, den Alfons Dalsing (von 1960–1986 Pfarrer von Iburg und verantwortlich für die ehemalige Benediktinerabtei – und seit 1802 Pfarrkirche St. Clemens) dem „Manuale“ voranstellt. Die im Iburger Pfarrhaus aufbewahrte Handschrift aus dem Jahre 1690 wird hier erstmalig im lateinischen Wortlaut mit gegenüber stehender deutscher Übertragung veröffentlicht. Der Text ist übersichtlich und klar angeordnet. Das auf dem Leinwandschlag in Goldprägung wiedergegebene Wappen der Abtei St. Clemens: Anker und Abtsstab sich kreuzend, verrät, welche Sorgfalt der Verlag dem schmalen Band zuwenden wollte.

Das Handbuch wendet sich weitgehend an den „Pater Cellarius“ und erteilt ihm sehr konkrete Ratschläge, die von einer erstaunlichen praktischen Erfahrung des Abtes Maurus zeugen. Zugleich hat er ständig die Regel des hl. Benedikt, vor allem Kapitel 31: „Die Eigenschaften des Cellarars im Kloster“ vor Augen. Ein Kalender der Fest- und Gedächtnistage für alle Monate des Jahres vermerkt genau, was an diesen Tagen über das übliche Maß hinaus an Speise und Trank gereicht werden soll. (S. 26 am 3. Mai: In festo Inventionis – statt Investitionis – S. Crucis assata.)

In sachlicher Form folgen nun kurze Kapitel über das Holz in den Gemarkungen, Bewässerung der Wiesen, die Zehnten, Sorge für den klösterlichen Hausrat, Jagd und Fischfang, Herstellung von Siegelwachs und Tinte etc.

Abt Maurus fand für manche deutschen bzw. niederdeutschen Bezeichnungen keine lateinischen Vokabeln. Daher gab er sie so wieder, wie er sie gesprochen hörte. Der Übersetzer Dalsing, dessen gute und gewiß nicht immer leichte Arbeit anzuerkennen ist, stand vor der Schwierigkeit, manchen schwer verständlichen Fachausdruck ins Deutsche zu übertragen. (Bei den „vasorum ... ahenorum“ dürfte es sich um Gefäße aus Erz bzw. aus Bronze handeln S. 34, 10).

Wer den zeitgeschichtlichen, kulturellen und sozialen Hintergrund miteinbezieht, wird einiges besser verstehen. Man muß z. B. die einzigartigen kirchengeschichtlichen Zusammenhänge nach der Glaubensspaltung im Bistum Osnabrück kennen; dort bestand die in der Welt einmalige „Successio alternativa“ d.h. seit dem Westfälischen Frieden von 1648 gab es hier den Wechsel zwischen katholischen und evangelischen Fürstbischöfen. Darum trifft Abt Maurus S. 96f. genaue Anordnungen, was nach erfolgter

Abtswahl zur Zeit eines katholischen Bischofs und was „zur Zeit eines Bischofs von der Augsburger Konfession“ zu geschehen hat. Der Lageplan auf S. 14 unterscheidet neben dem ehemaligen Klosterbereich im Osten die westlich gelegene Bischofsburg. Rund 600 Jahre haben die Osnabrücker Bischöfe in unmittelbarer Nähe des von Bischof Benno II. gegründeten Klosters gewohnt und von dort aus ihr Bistum geleitet. Erst der ev. Kurfürst Ernst August I. von Hannover (1661–1698) verlegte die bischöfliche Residenz im Jahre 1673 nach Osnabrück.

Das in dieser ansprechenden Form vorliegende „Manuale“ aus Iburg ist sehr zu empfehlen, da Abt Maurus es verstanden hat, wie Dalsing abschließend (S. 17) in seiner kurzen Einleitung sagt, bei „so profanen Dingen wie finanz-, land-, forst- und hauswirtschaftlichen Fragen den harmonischen Einklang zwischen der hl. Regel und den Bursfelder Satuten zu wahren“.

St. Joseph Gerleve

Amandus Eilermann OSB

G. GHYSENS ET P.P. VERBRAKEN: *La carrière scientifique de Dom Germain Morin (1861–1946)*. Instrumenta Patristica XV. Steenbrugge 1986. 246 S.

Die vorliegende Darstellung der wissenschaftlichen Laufbahn von Dom Germain Morin, Maredsous, sollte ursprünglich im Zusammenhang mit der Centarfeier der Revue *Bénédictine*, deren wichtigster Mitarbeiter Dom Germain während Jahrzehnten war, erscheinen.<sup>1</sup> Nachdem sich gezeigt hatte, daß die Arbeit größere Ausmaße annahm, entschlossen sich die beiden Verfasser zur separaten Veröffentlichung dieses Bandes. Dom Ghysens verfaßte die biographische Darstellung der wissenschaftlichen Laufbahn von Germain Morin, Dom Verbraeken die Bibliographie, die neben der chronologisch geordneten Aufreihung der Arbeiten von Morin (846 Titel) einen analytischen Index enthält, in dem die Beiträge Morins zu den verschiedenen Autoren und Sachgebieten aufgeschlüsselt werden.

Der Band präsentiert sich in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Wie der Titel anzeigt, geht es nicht einfach allgemein um eine Biographie von Germain Morin, sondern um eine Darstellung seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Die Darstellung setzt deshalb mit dem Eintritt Morins (zusammen mit dem späteren Dom Ursmar Berlière) in Maredsous ein. Trotz dieser Einschränkung des Formalobjekts der Untersuchung, liegt mit diesem Band so etwas wie eine Biographie Germain Morins vor. Der Grund liegt darin, daß das, was Germain Morin war und wurde, entscheidend und, wie es scheint, umfassend durch seine wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt wurde. Die ausführliche Zitierung aus Briefen von Germain Morin gibt der Darstellung einen hohen dokumentarischen Wert. Germain Morins Laufbahn verlief insofern gradlinig, als er bereits wenige Jahre nach seiner Profess für die wissenschaftliche Laufbahn auf dem Gebiet der Patristik freigegeben wurde, wobei er bereits 1886 begann, sich auf Cäsarius von Arles zu konzentrieren. Germain Morins Leben ist seit diesem ersten Anfängen das Leben eines Gelehrten, darin liegt seine Konsequenz. In anderer Hinsicht hat seine Laufbahn freilich ganz den Charakter des Ungewöhnlichen. Morin war in seiner Zeit ein wahrer Hercule Poirot der Patristik, der mit einer geradezu genialen Spürnase die Bibliotheken Europas durchstöberte, verschollene Texte aufzufindig machte, ihre Autorenschaft klärte und Vorarbeiten für eine kritische Edition leistete. Morins wissenschaftlicher Beitrag geht so weit über die Edition von Cäsarius von Arles hinaus. Kaum weniger wichtig sind die Veröffentlichungen der Sermones von Augustinus. Hinzu kommen andere wichtige Arbeiten nicht nur auf dem Gebiet der lateinischen Patristik (vor allem zu Hieronymus), sondern auch zu mittelalterlichen Autoren sowie zu Problemen der Liturgiewissenschaft, der Edition der *Regula Benedicti*, der Archeologie usw. Morins wissenschaftliche Arbeit bestimmte so weitgehend sein Leben, vor allem die vielen Reisen, die ihn nicht nur zu den verschiedensten

1) Interessenten können den Band (Preis 1700 frbelges) in der Sint-Pietersabdij van Steenbrugge, B-8000 Brugge, bestellen.

Bibliotheken Europas führten, sondern auch immer wieder neu nach Stätten Ausschau halten ließen, in denen seiner Meinung nach ein fruchtbares wissenschaftliches Arbeiten möglich sein sollte.

Daß mit dieser Aufgabe und mit dem durch sie weitgehend bedingten Lebensstil menschliche Probleme verbunden waren, kommt in der Darstellung sehr schön zum Ausdruck. Dem jungen Morin war wohl zumindest ahnungsweise bewußt, daß seine Tätigkeit zu Konflikten führen könnte. Mehrmals bat er darum, es möchte ihm ein Mitbruder beigegeben werden, damit er nicht allein seinen Weg verfolgen müsse. Der Bitte wurde nicht entsprochen. Vielleicht wäre ihre Erfüllung auch wegen des Charakters von Dom Germain schwierig gewesen. Jedenfalls scheint es, daß Morin anfänglich die Problematik einer dauernden Absenz vom Kloster bewußt war. Später hat er sich wohl an die Unrast eines akademischen Wanderlebens gewöhnt, an ein dauerndes Unterwegssein, das eigentlich nur durch zwei lange Aufenthalte in München (1908–1916 und 1926–1939) wirklich unterbrochen wurde. Die Kontakte mit Maredsous, vor allem mit der Revue *Bénédictine* und einzelnen Mitbrüdern, rissen freilich nicht ab, wurden aber zeitweise durch verschiedene Konflikte (deutschfreundliche Stellungnahme Morins im Ersten Weltkrieg, Querelen um die Pension usw.) überschattet. Die Darstellung macht die persönlichen Hintergründe der wissenschaftlichen Laufbahn von Germain Morin sachlich und diskret deutlich und gibt so auch ein recht gutes Bild der nicht ganz einfachen Persönlichkeit des Gelehrten. Im Zusammenhang mit Germain Morins Leben und Arbeiten wird auch ein Stück zeitgenössischer Kirchengeschichte (z.B. die Modernismuskrise) beleuchtet.

Auch wenn Germain Morin an keinem Ort ganz zufrieden war, so war er keiner anderen Stadt so wie München verbunden. Während seines ersten Münchner Aufenthaltes (1908–1916) wohnte er nur die ersten Jahre in St. Bonifaz. Nach jahrelangem Umherirren fand er dann wiederum von 1926–1939 Unterkunft in St. Bonifaz. Im Brief vom 20. Sept. 1926 schreibt er darüber: „J'y puis enfin vivre d'une façon tolérable, et surtout travailler dans des conditions extrêmement favorables, dont j'étais privé depuis décembre 1916.“ Aus der Bibliographie geht hervor, daß Morin rund 10 Beiträge für die „Studien und Mitteilungen“ geschrieben hat, drei ganz am Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn (auf lateinisch!), die meisten anderen zur Zeit seines zweiten Münchner Aufenthaltes. Für die Revue *Bénédictine* verfaßte Morin auch einen kurzen Nachruf auf P. Odilo Rottmanner (RB 24, 1907, 547).

Dreimal unternahm es Morin, in einer Form von „Retractationes“ seine Arbeiten kritisch zu überprüfen, am eingehendsten in seinen letzten Lebensjahren, die er in Fribourg verbrachte. Eine Veröffentlichung dieser „Retractationes“ drängt sich nach Ansicht der Verfasser dieses Bandes nicht auf, da die Forschung selber in den letzten Jahrzehnten manche Thesen und Hypothesen Morins präzisiert oder überholt hat. *Curiositatis causa* seien zwei Punkte diesen „Retractationes“ beigelegt: Brissago liegt nicht, wie es S. 102 heißt, auf der linken Seite des Lago Maggiore, und Orselina über Locarno liegt am Lago Maggiore und nicht am Gardasee (S. 137). *Nonnumquam bonus Homerus dormit*. Aber glücklicherweise handelt es sich in beiden Fällen nicht um die Patristik, sondern nur um die Schweizer Geographie!

Einsiedeln

Magnus Löhrer OSB

HELMUT MAURER (Hg.): *Churrätisches und st. gallisches Mittelalter*. Festschrift für Otto P. Clavadetscher zu seinem 65. Geburtstag 282 S., 30 Abb. Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1984.

Der erste Blick über die Bibliographie Professor O. Clavadetscher (Kantonsschule St. Gallen) weist vornehmlich auf Forschungen aus dem Stammesgebiet der Rätoromanen im heutigen Kanton Graubünden hin. Mit der 1977 übernommenen Herausgabe des *Chartularium Sangallense III* (umfassend die Urkunden, „die in irgendeiner Weise das Gebiet des heutigen Kantons St. Gallen für den Zeitraum von 1000–1265 betreffen“) weiten sich die Themata über Graubünden hinaus nach St. Gallen und Ostschweiz. Das

erklärt den Titel und die Beiträge der dreizehn Historiker der Festschrift. Die Abteien Disentis, Pfäfers, Müstair, Marienberg liegen im rätischen Gebiet. So wecken nachstehende Beiträge Liebhaber benediktinischer Geschichte: Ursus Brunold, Neu entdeckte Handschriften in rätischer Minuskel (Handschriften in rätischer Minuskel befinden sich außer in Zürich in den Stiftsbibliotheken St. Gallen und Einsiedeln); Josef Nössing, Die Grafen von Eppan und das Kloster Marienberg. Auf den stiftsanktgallischen Bereich weisen hin: Johannes Duft, *Iso monachus – doctor nominatissimus* (ein in fünf Abschnitte unterteilter, die Quellenliteratur sorgfältig benutzter, mit viel Liebe und strahlender Wärme für den Vorsteher der berühmten Klosterschule St. Gallen geschriebener Beitrag); Karl Schmid, Bruderschaften mit den Mönchen aus der Sicht des Kaiserbesuches im Galluskloster vom Jahre 883 (ein interessanter Hinweis auf das Thema der *fratres conscripti* im frühen Mittelalter); Michael Borgolte, Salomo III. und St. Mangen [in St. Gallen]. Zur Frage nach den Grabkirchen der Bischöfe von Konstanz; Walter Berschin, Das *Benedictionale* Salomons III. für Adalbero von Augsburg (Cambridge, Fitzwilliam Museum Ms. 27) – zwischen 890 und 909 in St. Gallen geschrieben. Weitere Beiträge stammen von: Iso Müller, Vom Baptisterium zum Taufstein. Zur Missionierung Churrätiens; Hans Lieb, Die Gründer von Cazis; Helmut Maurer, Die Kirche St. Vintus in Pleif und das Schicksal karolingischen Reichgutes im Lugnez und am Vorderrhein; Jürg L. Muraro, Untersuchungen zur Genealogie der Freiherrn von Wildenberg und von Frauenberg; Urs Clavadetscher, Die Wüstung Gonda bei Lavin im Unterengadin; Lothar Deplazes, Die Freilassungsurkunden des *Bleniotals*. Ein Beitrag zur Geschichte des Notariats und der ständischen Nivellierung in einer südalpiner Talkommune des 13. und 14. Jahrhunderts; Ernst Ziegler, Kirchenpflege und Kirchenamt. Bemerkungen zur Verwaltungs- und Archivgeschichte der St. Gallen im Spätmittelalter. Das ausführliche, von Paul Baur erstellte Register der Personen- und Ortsnamen beschließt die wertvolle Festschrift.

*Einsiedeln*

Kuno Bugmann OSB

REGULA PUSKÁS: *Die mittelalterlichen Mettenresponsorien der Klosterkirche Rheinau*. Studien zum Antiphonar in Hs Zentralbibliothek Zürich Rh 28. Verlag Valentin Koerner, Baden-Baden, 1984.

Als Band 68 der ‚Sammlung musikwissenschaftlicher Abhandlungen‘ hat Regula Puskás ihre Studien zum Antiphonar Rh 28 veröffentlicht. Die Dissertation, von Herrn Professor Kurt von Fischer an der Universität Zürich angenommen, trägt den Titel ‚Die mittelalterlichen Mettenresponsorien der Klosterkirche Rheinau‘. Damit hat sich Puskás mit einem liturgisch abgegrenzten Teil eines monastischen Vollbreviers auseinandergesetzt, ein Unterfangen, das vom Quellen- und Vergleichsmaterial her nicht leicht war: 6 Codices des Rheinauer Bestandes [Rh 14, 19, 26, 103, 59, 80] standen zur Verfügung, dazu Vergleiche mit Cod. Aug. LX, Karlsruhe.

Daß zu Rh 28 keine Umschriften ins Liniensystem aufzufinden waren hat die Arbeit sicher erschwert – die Verfasserin mußte sich mit der adiastematischen Neumenschrift des 12. Jahrhunderts begnügen, was dem Leser konkrete Melodievorstellungen versagt. Vielleicht wäre es doch reizvoll gewesen, wenigstens eines der 827 Responsorien, wenn auch in mangelhafter und gekürzter Übertragung, aus den sog. Schwandencodices der Einsiedler Manuskriptenbibliothek [Codices 610, 611, 613] wiederzugeben. An Bildmaterial sind Reproduktionen der Rheinauer Codices 28, 19, 103 und 26 aufgenommen. Auf 88 von 203 Seiten finden sich übersichtliche Tabellen von Rh 28, die für Liturgen und Kirchenmusiker interessant sind: alphabetisches Verzeichnis der Mettenresponsorien, Responsorienreihen, Fest mit Responsoria prolixa in der Vesper, Responsorien mit ‚Gloria Patri‘. Dazu ein ‚Heiltumsverzeichnis‘ in Rh 39, die Rheinauer Heiligenlitanei und das Kalender in Rh 28.

In einem knappen Überblick der Klostergeschichte erfährt man Wesentliches von 778 bis ins 19. Jahrhundert: die Reihe der 26 Äbte bis ins Jahr 1247, das Verhältnis des Klosters

zum Reich und zu anderen Klöstern. Man vernimmt, daß Rheinau eine eigene Schreibschule besaß und daß ein Gymnasium zur Zeit der französischen Revolution aufgelöst worden sei. 1415 kam das Kloster unter die Schirmherrschaft der Eidgenossenschaft; 1603 trat es der Schweizerischen Benediktiner-Kongregation bei, in der es bis zur Aufhebung 1862 blieb.

Rh 28 wird ins letzte Viertel des 12. Jahrhunderts verwiesen. Die Melodien sind mit frühdeutschen Neumen festgehalten; Puskás glaubt 2 Schreiberhände entdeckt zu haben, die sie mit A und B bezeichnet – A schreibt völlig adiastematisch und B mit vage diastematischer Plazierung der Neumen. Die minutiöse Beschreibung der einzelnen Zeichen zeugt von der Kenntnis der Verfasserin im Bereiche der St. Galler Neumen, in den die Rheinauer Neumen zu verweisen sind.

Der Buchschmuck zeige Verwandtschaft mit Codices der Abtei Engelberg (Frowin) und mit St. Blasien. Daß Rh 28 in Rheinau selber geschrieben wurde, beweise vor allem das Kalendrar und die übrigen Handschriften Rheinaus aus dem 12. Jahrhundert. Diese werden zusammen mit einem der Hartker Codices [SG 391] und mit Antiphonaren von Weingarten HB I 55 und Hofen HB XVII 19 Rh 28 gegenübergestellt und verglichen; dabei stellte sich heraus, daß mit ziemlicher Sicherheit Rh 19, 103 und 97 als ‚Vorlagen‘ benutzt worden seien.

Da der Vergleich mit den wenigen Vorlagen nicht genügt, stellt Puskás Textvergleiche mit dem ‚Corpus Antiphonarium Officii‘ von Jean-René Hesbert an. Sie kommt, nach der allgemeinen Anlage des Buches, nach textkritischen Gesichtspunkten und nach dem Aufbau der Offizien zu schließen, zum Ergebnis, daß es sich bei Rh 28 um ein monastisches Brevier des Rheinauer Scriptoriums handle und „das es zu Recht seinen Platz neben den großen Abteien der Diözese Konstanz“ einnehme. (S. 75)

Die Kapitel über ‚Verspsalmodie‘, ‚Doxologie‘ und die ‚Melodien‘ ergeben, daß auch die Mettenresponsorien von Rh 28 auf den 8 Kirchentönen basieren, daß Tonarbuchstaben mit bis zu 7 Differentiae verwendet wurden, was wiederum eine Verwandtschaft mit Handschriften von Engelberg, St. Blasien und der Reichenau nahe legt. ‚Melismen‘ sind in Rh 28 reichlich verwendet worden, sie heben in der Regel bedeutsame Wörter hervor; auch Texte besonderer Feste wurden damit ausgezeichnet, unter anderem das berühmte Responsorium der Weihnachtmette ‚Descendit de coelis‘ mit dem ‚fabrice mundi‘. Trotz Fehlen einer Übertragung ins Liniensystem kommt Regula Puskás zu klaren Schlußfolgerungen, die hier in Aufzählform erwähnt seien:

- Rh 28 ist zwischen 1167-1200 in Rheinau für Rheinau im eigenen Scriptorium geschrieben worden.
- Musikalisch sind Einflüsse der Metzger Choraltradition festzustellen [Antiphonar aus der Chorherrentradition].
- Rheinau hat wohl im 11. Jahrhundert Bücher von der Reichenau geliehen und abgeschrieben [Fintan Offizium].
- Rh 28 ist ein zeitgemäßer, sorgfältig zusammengestellter und zugleich der Tradition verpflichteter Codex, der auf einer sehr guten Vorlage basiert.
- Nach den Neumen zu schließen, haben die Rheinauer Mönche die gesangstechnischen Feinheiten beherrscht.

Einsiedeln

Roman Bannwart

CORPUS CHRISTIANORUM: *Continuatio mediaevalis LXIV: Hermanni de Runa O. Cist., Sermones Festivales, e codice Runensi edidit Edmundus Mikkers, iuvamen praestantibus Iosepho Theuws et Rolando Demeulenaere.* Turnhout / Belgien (Brepols Editores) 1986, 605 Seiten; Instrumenta, 112 Seiten, 14 Microfiches, BEF 8400,-.

Noch immer wartet ein großer Fachkreis auf die Faksimile-Edition der berühmten Concordantia Caritatis des Cod. 151 der Stiftsbibliothek Lilienfeld, verfaßt von Abt Ulrich. Es ist dies das umfangreichste typologische Werk des späten Mittelalters, um 1351, illustriert von mindestens drei unterschiedlichen Meistern mit über 1190 farbigen Hand-

zeichnungen zu 238 Einzelthemen heortologischer Reihung mit Heiligenanhang. Die Kommentierung des Textes dieses Bildercodex' jedoch gestaltet sich überaus schwierig, da die diversen theologischen oder spirituellen Quellen, aus denen der Lilienfelder Zisterzienserabt Ulrich schöpfte, heute außer der Sammelhandschrift des Mönches Christian zur Hauptsache unbekannt und unediert sind.

Eine dingfest gemachte wichtige Quelle liegt nun erstmals zur Gänze im Druck vor, die „Sermones“ des Hermannus de Runa aus dem Reiner Pergament-Codex Nr. 94, um 1220, betitelt: *Sermones de festis Domini, de B. Virgine et de Sanctis* (Festschrift: Stift Rein 1129-1979, 850 Jahre Kultur und Glaube, Rein 1979, S. 329, 411). Heute wird der Mönch und Prediger Hermann aus dem 12. Jahrhundert nicht mehr in der Äbtereihe des Stiftes Rein bei Graz/Steiermark geführt, er ist laut Seckauer Verbrüderungsbuch einfacher Mönch und Priester dieses steirischen Zisterzienserstiftes unter Abt Gerlach gewesen und zählt zu den überragenden Homiletikern seiner Zeit, von besonderer Bildung und Belesenheit, der auch die Schriften des hl. Bernhard bestens kannte, daraus wortwörtlich Stellen übernimmt und sowohl Seneca wie auch den Physiologus gut beherrschte (Neue Deutsche Biographie VIII, Berlin 1969, S. 650) und in seinen 108 Predigten wiederholt auf seinen Ordensgründer zurückgreift. Von 1165-84 ist er spiritueller Leiter der Reiner Kommunität. Sein hoher Bildungsgrad manifestiert sich besonders auch in Zitaten aus selteneren Quellen wie: Christian Druthmarus, Claudius Taurinensis, Gaufridus Babion, Haimo, Hildebertus Cenomanensis, Hugo von Folieto, Rhadulphus und Robertus von Tumbalena.

Als Entstehungszeit dieser *Sermones* können die Jahre 1170-80 angegeben werden, die Predigten sind jedoch erst kurz darauf von einem unbekanntem Scriptor niedergeschrieben worden und dienten noch weit ins 17. Jahrhundert herein in Rein als Erbauungslektüre. Die *Sermones* sind ausschließlich für den monastischen Gebrauch bestimmt gewesen und fanden an Festtagen im Kapitelsaal ihren Vortrag. Ihre Verbreitung scheint schriftlich nicht sonderlich groß gewesen zu sein, wichtig ist jedoch die Handschrift Nr. 52 von Lilienfeld, die (als Abschrift) einst die Predigten Hermanns auch enthalten hatte und damit die Verbindung zur Lilienfelder Concordantia Caritatis wieder herstellt.

Auffallenderweise beginnt die Sermo-Reihe nicht mit dem Kirchenjahr, sondern mit der Geburt Christi, 6 *Sermones* haben Mariä Reinigung zum Thema, 3 das Fest des hl. Benedikt. Sehr dicht sind die Ansprachen in der Karwoche und auf Ostern, 5 behandeln das Geburtsfest des hl. Johannes des Täufers, ebenfalls 5 Mariä Aufnahme in den Himmel. Ein zweiter Durchgang beginnt mit den auf das Jahr 1172 datierten Adventsansprachen; Auffallend jetzt gleich 5 Ansprachen zu Christi Himmelfahrt und 10 zur Adventszeit. An interessanter Stelle steht ein Sermo zur Naherwartung des Herrn (LXXXII) zum Jahreswechsel. Im dritten und vierten Zyklus fällt auf, daß 7 Ansprachen zu Mariä Geburt aufgeschrieben sind und gleich 4 für Allerheiligen. Fraglich bleibt dabei allerdings, über wie viele Jahre sich diese *Sermones* insgesamt verteilt haben.

Die sorgfältige Edition erstellte P. Edmund Mikkers O. Cist. S. O. aus der belgischen Trappistenabtei Achel in der Diözese Lüttich mit Doppelkommentar und detaillierten Hinweisen z. B. auf Brevier und Mignes Patrologia oder sonstige Quellen. Der Autor hat sich bereits im Dictionnaire de Spiritualité VII (Paris 1969) S. 298 mit diesem Prediger beschäftigt. Besonders wertvoll und wichtig erweisen sich die 5 ausführlichen Indices mit Register sämtlicher Bibelstellen, der verschiedenen Autoren und dem Sachregister, weiters mit dem liturgischen Register und den Ansprachen-Initien. Der praktischen Arbeitsweise entgegenkommend ist besonders ein separater Band in französischer Sprache „Instrumenta Lexicologica latina“, mit 14 Microfiches. Er enthält eine alphabetische Aufzählung aller vorkommenden Wörter der Häufigkeit ihres Auftretens, wobei Genus, Plural oder Singular, Casus oder Tempus jeweils eigens selbständig aufgeführt werden. Die Microfiches bringen sodann die Konkordanz. Mit diesem optimalen Arbeitsinstrument ist nun eine weitreichende Erschließung des Inhalts dieser *Sermones* gewährleistet. Bei solcher Exaktheit und Vollkommenheit vermißt man jedoch eine signifikante Illustration, was auch für die anderen Bände dieser Reihe gilt. Es sollte zumindest eine charakteristische Seite der Originalhandschrift in fotografischer Abbil-

dung aufscheinen, um über die diffizile Beschreibung der Handschrift (S. IX-XI) in der *Introductio* hinaus auch eine optische Vorstellung zu vermitteln.

Die Einleitung (S. VII-XXV) streift kurz die Gründungsgeschichte des Zisterzienserordens und die des Stiftes Rein bei Graz. Vom Leben des Mönches Hermann (S. VII-IX) gibt es verständlicherweise nur eine knappe Darlegung. Die Vita geht aber dann dank Leopold Grills und Ulrich Fausts Publikationen über die bisherige Literatur hinaus und sie basiert weitgehend auf den neuen Erkenntnissen des Editors E. Mikkers im *Dictionnaire de Spiritualité*. Weitere Themen der Einleitung sind die Behandlung der heortologischen Reihung der Sermones mit 4 Serien (I, Nr. 1-51; II, 52-62; III, 63-87 und IV, 88-108). Die Quellen der Sermones finden im folgenden eine exakte Auflistung, wobei der Reichtum und die Fülle der Vorlagen Respekt abverlangt. Schließlich findet auch noch der Reiner hauseigene Quellenbestand aus alten Bibliothekskatalogen Erwähnung, eine Fundgrube, die in solchen Zusammenhängen oftmals unberücksichtigt bleibt, weil sich die Codices nicht immer bis in die Gegenwart erhalten haben. Der Abschnitt V geht überblickmäßig auf den Inhalt der Sermones und ihre Schwerpunkte ein, während der letzte Punkt die Einzelheiten der Präsentation der Edition begründet.

Die vorliegende Erstedition ist dadurch besonders wichtig, zeigt sie doch durch ihre Promulgation, wie ein auf einen engeren Kulturbereich und Kulturkreis beschränkter spiritueller Text einer jungen Mönchsgemeinschaft dennoch als Vorstufe und Quelle für eines der wichtigsten typologischen Werke von eminentem Stellenwert und nachhaltigem Eindruck über Jahrhunderte hinweg sein kann.

Göttweig

Gregor Martin Lechner OSB

Katalog zur Göttweiger Jahresausstellung 1987 „Künstlerporträts“ im Graphischen Kabinett des Stiftes Göttweig (17. Mai - 27. Oktober 1987), 36. Ausstellung, Text und Gestaltung: Kustos Dr. Gregor Martin Lechner OSB.

Das Graphische Kabinett des Stiftes Göttweig legt heuer seinen umfangreichsten Katalog (öS 130.-) mit 192 Seiten und 218 Abbildungen bei 217 Katalognummern vor. Die Ausstellung ist eine Fortführung der Bearbeitung des Porträtbestandes der Sammlung und erschließt diesmal alle Künstlerporträts dieses Instituts. Die letztjährige Ausstellung mit dem „Geistlichen Porträt“ brachte hingegen mit einem Drittel der vorhandenen Blätter nur eine Auswahl aus genannter Thematik. Die Vorstellung des Gesamtmaterials ist umso dankenswerter, als sie die im C.H. Beck Verlag erscheinende Porträt-Folge der Schwarzen Reihe mit deutschen Schriftstellern und Musikern im Porträt wohltuend ergänzt. Im Rahmen der Göttweiger Ausstellung wird deutlich, wie bei der Fülle der Exponate die Einteilung schwerfällt. Anstelle nach den Kunstgattungen zu ordnen, also die Bildhauer von den Malern usw. zu trennen - was bei der Vielseitigkeit vieler Künstler sicher wenig zielführend gewesen wäre - wird eine einfache chronologische Reihung der Künstlerporträts vorgezogen, die jedoch nicht konsequent durchgehalten ist, sondern vom Ausstellungsraum und von der Präsentationsidee her beeinflusst wurde, mehr die Künstlergruppen zu berücksichtigen. So erscheinen die Nürnberger und Augsburger Künstler als eine Art Phalanx, ebenso die Bildnisfolgen von Domenico Lampsonius / Hieronymus Cock neben denen von Hendrik Hondius, Jan Meyssens und Joachim von Sandrart d.Ä. Die geschlossenste Gruppe ist die der van Dyck'schen *Iconographia*. Die künstlerischen Techniken reichen vom Holzschnitt und Kupferstich über Radierung und Schabkunst bis hin zur Lithographie. Vereinzelt Künstlerporträts als Selbstporträts nehmen ab dem 17. Jahrhundert zu und stellen oftmals die repräsentativsten Blätter dar, angefangen vom Format bis hin zur Ausführung. Am Beginn steht hierfür sicherlich die Plakatabbildung mit dem Doppelporträt des Bartholomäus Spranger und seiner verstorbenen Gattin Christina (Nr. 90) vom Jahr 1600 von Ägid Sadeler. Der Katalog hebt solche Exponate dadurch hervor, daß die Abbildungen häufig über zwei Spalten reichen, während gewöhnliche Porträts mit einspaltigen Abbildungen bedacht werden. Apostrophiert seien besonders die Porträts von Carl Clusius (Nr. 63), Stradanus(64), Maer-

ten de Vos (67), Elias Holl (68), Tizian (70), Tintoretto (71), Johannes Bol (73), Wendel Ditterlin (84); Hendrick Goltzius (93), das Doppelporträt von Antony van Dyck mit P. Paul Rubens (107 a), Jacques Callot (109), die Bildnisse des Kalligraphen Arnold Müller (118), gleich daneben zwei wichtige Porträts: Johann Heinrich Schönfeld (152), Johann Spillenberger (152 a); Georg Schweigger (157), Johann Heinrich Roos (167), Johann Wilhelm (168), Giovanni Burnacini (171), Hyacinth Rigaud (189 a), Peter Schenck (190), Johann Daniel Hertz (203) und Antonio Canova (217). Mit Gertrude van Veen, verheiratete Malo, (Nr. 146 a) ist nur eine einzige Malerin vertreten. Mag die Vielzahl der Namen, die Dichte der Hängung und die Fülle vieler, heute unbekannter Künstler, besonders aus dem niederländischen Kunstkreis, eher verwirrend sein, ein alphabetisches Künstlerregister am Katalogschluß schafft Übersicht. Zudem ist heuer erstmals auch ein Stecher- und Inventor-Register abgedruckt, was den Katalog beim Ausstellungsbesuch praktischer macht.

Ein großes Anliegen scheint dem Göttweiger Kustos die Rubrik Literatur gewesen zu sein, denn jeder Künstler erhält auch die einschlägigen Monographien abgedruckt, was den Katalog zu einem lexikalischen Nachschlagewerk gedeihen ließ. Die Vita ist nur knapp wiedergegeben, doch sind Einzelheiten und Oeuvre so ausgewählt, daß sie einem komprimierten Steckbrief des jeweiligen Künstlers erbringen. Im Blick auf die großen Meister wie Dürer, Michelangelo usw. ist eine ausgewogene Relation zu den Kleinmeistern vorhanden. Einer knappen und äußerst dichten Einleitung ist anzumerken, daß noch wesentlich mehr Aussagen hätten gemacht werden können, doch scheinen finanzielle Gründe zu äußerster Wortökonomie gezwungen zu haben. Ausgleich bringen eine Aufstellung der Bildnisfolgen mit (endlich!) genauer Titelangabe und Auflagenanzahl sowie eine Zusammenstellung illustrierter Künstlerbiographien ab G. Vasari, ein ungemein wichtiger weiterführender Abschnitt des Katalogs. Gleiches gilt für die zitierte Literatur. Hierin liegt überhaupt die Stärke der Göttweiger Ausstellungen und ihrer Kataloge, daß sie nämlich bislang unbekanntes Material zutage fördern, die in der Verborgenheit ruhende graphische Sammlung mit ihrem so vielfältigen Bestand zunehmend erschließen und damit der Öffentlichkeit zugänglich machen. Die vielen Ausstellungsbeiträgen in In- und Ausland belegen dies zusätzlich. Man kann schon heute auf die für das kommende Jahr angekündigte Ausstellung des Göttweiger Graphischen Kabinetts, das „Heiligenporträt“, gespannt sein, wobei sicherlich mit einer bemerkenswerten Bestandauswahl aufgewartet werden wird.

Beim Künstlerporträt stehen eindeutig die Niederländer an führender Stelle. Sie griffen Vasaris Vitenliteratur auf und vervollständigten sie. Darin liegt auch die Begründung für die Dominanz niederländischer Meister, wobei besonders Antwerpen als Künstlermetropole hervorsticht. Nürnberg versucht gleichzuziehen, erreicht jedoch in der graphischen Ausführung nicht die Brillanz der Niederländer, bei denen im Epigramm auch noch dem Wort tragende Funktion zufällt.

Ins 17. Jahrhundert hinein nimmt auch das individuelle Künstlerporträt außerhalb von Folgen mehr und mehr zu, wobei Augsburg und Nürnberg die Wortführer werden. Der separate Porträtstich ist nicht immer Frontispiz zu eigener Werkedition, vielmehr zeigt das Selbstbildnis nun typisches Standesbewußtsein des Künstlers, was sich unter anderem in der ornamentalen Ausgestaltung des Rahmenspiegels mit Malerutensilien oder anderem Arbeitsgerät ausdrückt. Tritt das Ornamentale zurück, macht der Künstler auf seinen „adeligen“ Stand durch auffällige Posen, noble Gewandung oder theatralische Gestik aufmerksam, nicht zu vergleichen mit der vordergründigen Attitüde eines Staats- oder Fürstenporträts. Im Gegensatz zu einem dynastischen Kontinuitätsstreben herrscht beim Künstlerporträt im allgemeinen ein ausgewogenes Verhältnis von typologischer Konstanz und Innovation vor.

Das bildhafte Hauptanliegen macht deutlich, daß echtes Künstlertum von manuellen Leistungen getragen sein muß, die mit der Fähigkeit zu geistiger Konzeption zu korrespondieren haben. Dies spiegelt sich dann auch indirekt in jeder virtuosen, artifiziell-formalistischen Anlage des Porträts wieder. Daher auch die konstitutive Bedeutung jedes Bildhintergrundes mit Apostrophierung einer Tätigkeit, eines Oeuvres oder Ortes. Von

hier nimmt auch das Atelierbild mit der Einbeziehung eines Familien-, Freundschafts- oder Memorienbildnisses seinen Ausgang.

Das Künstlerporträt in der Graphik ermöglichte gesteigerte Verbreitung und erwies sich als Anregung für das Tafelbild-Porträt. So hatte van Dycks „Iconographie“ geradezu eine Art Inkunabelwirkung für barocke Bildniskunst. Ab dem endenden 18. Jahrhundert mündete dann das Künstlerporträt vorübergehend in das bürgerliche Porträt ein.

Als Vertreter aus der Katalog-Trilogie „Porträt“ verhilft der vorliegende Band zu einem wissenschaftlich fundierten Ausstellungserlebnis.

Ottobeuren

Aegidius Kolb OSB

URSUS BRUNOLD und LOTHAR DEPLAZES (Hgg.): *Geschichte und Kultur Churrätens*. Festschrift für P. Iso Müller OSB zu seinem 85. Geburtstag. XXI, 685 S., bei den Beiträgen zahlreiche Abb. Disentis, Desertina Verlag, 1986.

Die große und seltene Ehrung, die der betagte Historiker Iso Müller in seinem Kloster Disentis an der Feier des 85. Geburtstages am 13. Dezember 1986 entgegen nehmen konnte: daß Freunde, Kollegen und Schüler ihn mit einer zweiten Festschrift beschenken, verdient in den StMB festgehalten zu werden. Zum 70. Geburtstag erschien schon eine Festschrift (in zwei Bänden) „Uri – Gotthard – Klöster – Alpen“. Das ungemein fruchtbare und anregende Schaffen von I'M läßt eine zweite Festschrift gelten – ein Schaffen, das getragen und beseelt war von einer ausgesprochenen Liebe zur Geschichte. I'M konnte in einer gleichsam idealen „Landschaft“ sein übernommenes pensum servitutis absolvieren: in der scheinbaren Ruhe und Einsamkeit eines Alpenklosters, in Disentis, wohin die großen Paßwege führen und auf denen der Zugang zum flutenden und bereichernden Leben in der weiten Welt möglich wird. In einer stets geübten Zucht, mit dem Blick auf das Mögliche des weisen Maßes vermochte I'M seinen Auftrag im Leben zu erfüllen. Seine Arbeiten zeugen von der Liebe des Benediktiners zum eigenen Kloster, zum Lande seiner freigewählten stabilitas mit einem offenen und aufnahmebereiten Sinn über Klausurgrenzen und Berghöhen für die großen geistigen Werte, die in der Welt des christlichen Abendlandes geborgen sind und gepflegt werden. Nicht umsonst darf man I'M Monographie „Glanz des rätischen Mittelalters“ (Chur 1971) an die Mitte seines Schaffens rücken.

Zwei Gründe werten die Festschrift auf: die vollständig zusammengestellte Bibliographie I'M (über 350 Titel ohne die Buchbesprechungen) und die Güte der 25 wissenschaftlichen Beiträge aus Geschichte, Literatur, Kunstwissenschaft, Gebiete, die I'M stets angeregt haben. Die einzelnen Arbeiten sind: Anita Siegfried-Weiß (Zürich), Regula Steinhauser (Küßnacht) und Margarita Primas (Zürich): Archäologischer Beitrag zum Formationsprozeß des frühmittelalterlichen Churrätien; Konrad Huber (Meilen): Der Ortsname Flem – Flims; Carl Pfaff (Fribourg): Bemerkungen zum Warnebert-Reliquiar von Beromünster; Michael Borgolte (Freiburg Br.): Der churrätische Bischofsstaat und die Lehre von der Eigenkirche. Ein Beitrag zum archäologisch-historischen Gespräch; Georg Malin (Mauren): Die frühesten Bauten von St. Martin in Eschen; Irmgard Grüninger (St. Gallen): Die Pfarrkirchen Walenstadt und Mels im Früh- und Hochmittelalter. Erkenntnisse auf Grund von Grabungen von 1973 und 1978; Urs Clavadetscher (Trogen): Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva; Karl Schmid (Freiburg Br.): Von Hunfrid zu Burkard. Bemerkungen zur rätischen Geschichte aus der Sicht von Gedenkbucheinträgen; Dieter Geuenich (Freiburg Br.): Aus den Anfängen der Fraumünsterabtei in Zürich; Christoph Eggenberger (Zollikerberg): Die Bilderdecke von St. Martin in Zillis; Jürg L. Muraro (Winterthur): Die Freiherren von Belmont; Otto P. Clavadetscher (Trogen): Die Urkunde Bischof Adelgotts von Chur vom Jahre 1154 für das Prämonstratenserklöster St. Luzi in Chur; Ursus Brunold (Chur): Die Churer Dompropstwahl nach einem unbekanntem Protokoll von 1237/38; René Projer (St. Gallen): Die Herren von Löwenstein; Urban Affentranger (Disentis): Die Ausbreitung der Bettelorden im spätmittelalterlichen Churrätien; Karl Heinz Burmeister (Bregenz): Hugo VI. von Montfort (1269–1298), Propst von Isen, erwählter Bischof von Chur;

Lothar Deplazes (Zürich): Zum regionalen Handel und Verkehr an der Lukmanier- und Oberalproute im Spätmittelalter; Elisabeth Meyer-Marthaler (Frauenfeld): Das Toggenburger Erbe und die Anfänge des Zehngerichtenbundes; Hans Rutishauser (Chur): Eine hochgotische Wandmalerei der Bärenhatz am Schloß Rhäzüns; Ludwig Schmutz (Zürich): Über Rom nach Chur, Zur Geschichte des Domkapitels im Spätmittelalter (1378–1455); Werner Vogler (St. Gallen): Zur frühen Geschichte des Pfäferser Bades; Martin Bundi (Chur): Zur Frage einer Annäherung zwischen Churrätien und Brescia im frühen 15. Jahrhundert; Bruno Hübscher (Chur): Wiederentdeckte Wappen im Disentiser Klosterhof zu Illanz; Peter Ochsenbein (St. Gallen): Marias Fürbitte im Churer Weltgerichtsspiel von 1517; Adolf Reinle (Pfaffhausen): Der Kruzifixus von Lumbrein. Ein Andachtsbild mittelalterlicher und barocker Leidensmystik. Die von Ursun Brunold bearbeitete Bibliographie 'I'M' spricht für die Vielfalt des geistigen Interesses bei 'I'M', ohne dabei die Schwerpunkte: Kloster Disentis, Christianisierung der Alpentäler, Geschichte und Sendung der Benediktinerabteien zu überdecken. Die Bibliographie spricht für das Weiterleben 'I'M' in der Geschichtsforschung der christlichen Schweiz: ut sit memoria eius in benedictione.

Einsiedeln

Kuno Bugmann OSB

## Benedictina Sangallensia

*Durch die Jahre seiner fruchtbaren Tätigkeit als Stiftsbibliothekar hat Johannes Duft in Wort und Schrifttum stets auf das verpflichtend grosse Erbe aus der benediktinischen Vergangenheit St. Gallens hingewiesen, das in reicher dokumentarischer und literarischer Fülle im Stiftsarchiv und in der Stiftsbibliothek hinterlegt ist, dessen innerer Reichtum nur jenem Besucher, resp. Benutzer aufgeht, der mit der benediktinischen Vergangenheit des 1805 untergegangenen Gallusstiftes vertraut ist. Es freut feststellen zu dürfen, daß dieses intensive und gepflegte Bemühen Johannes Dufts mit seinem Rücktritt nicht abgebrochen ist, sondern weiter geführt wird.*

### I

WERNER VOGLER und HANS MARTIN GUBLER: *Der St. Galler Stiftsbezirk in den Plänen von P. Gabriel Hecht 1720–1726.* (Edition und Kommentar). Planmappe 35 S., 17 Farbtafeln. Kommentarband 110 S. 65 Abb. Rorschach Verlag E. Löpf-Benz, 1987.

P. Gabriel (Joseph) Hecht, geboren am 30. Dezember 1664 im Wangen/Allgäu, legte am 29. September 1682 Profess in St. Gallen ab und wurde am 23. September 1690 zum Priester geweiht. Er starb am 10. Januar 1745. Im Kloster war er tätig als Schreiblehrer, Bauherr und Kustos, unterbrochen mit kürzeren Aufenthalten auf Aussenposten des Stiftes: Neu St. Johann, Hemberg, Peterzell, Alt-St. Johann. Anlass zur vorliegenden Veröffentlichung war der kostbare Fund der Mappe mit G'H' Plänen für die Veränderung des Stiftsbezirkes. Diese Mappe, die noch der in der Schweiz bekannte Kirchenbauarchitekt August Hardegger (1858–1927) für seine Publikation „Die alte Stiftskirche und die ehemaligen Klostergebäude in St. Gallen“ (Zürich 1917) benutzte, blieben mehr denn 40 Jahre verschollen. Die wiedergewonnene Einsicht in die Pläne – sie befassen sich nur mit dem Konvent-, Verwaltungs- und Ökonomiebauten, die bestehende Kirche mit dem gotischen Chor und der Otmarskirche bleibt (wohl auf Weisung des Abtes) unberührt – sind eine erhellende Bereicherung der komplexen Baugeschichte des Stiftes St. Gallen. Die Planmappe, herausgegeben von Stiftsarchivar Werner Vogler/St. Gallen, umfaßt im verkleinertem Maßstab 13 Pläne zur Neugestaltung des Klosters, 1 Plan mit dem Ist-Zustand des Klosters im Jahre 1719 von G'H', 2 Grundrisspläne und 1 Aufriss von Br. Caspar Moosbrugger/Einsiedeln (1656–1723) für St. Gallen geliefert. Auf den ersten Blick überrascht die wohlfeile kolorierte Wiedergabe der Pläne; sie spricht deutlicher als Worte für die Sorgfalt und den engagierten Einsatz des Verlages und der Druckerei für das Unternehmen. Diese lobende Anerkennung gelte auch für den Druck und die Aus-

stattung des Kommentarbandes. – Die Pläne G'H' geben keinen grossen Wurf her, zumal im Vergleich zu den zeitgenössischen Klosteranlagen rings um St. Gallen (Einsiedeln, Muri, Weingarten), was umso mehr überrascht, als es in der Zeit lag, durch einen repräsentativen Bau das Selbstbewußtsein und die Sendung einer Klostergemeinschaft darzustellen. Diese zeitgemäße Aussage mit dem zwielichtigen Begriff Triumphalismus zu etikettieren, geht an wesentlichen Elementen vorbei. Die Abteien, durch die Kongregationen belebt und nach innen und außen geschützt, stehen durch die Pflege des monastischen und wissenschaftlichen Lebens dermaßen stark da – die Bibliotheken zeugen noch heute vom damaligen „Lebensstil“ –, daß sie die wiedergewonnenen Kräfte gültig im umfassenden Barockstil auszusagen vermochten, mit dem sich Äbte und Mönche identifizierten. – Schon die Pläne geben die Eigenart G'H' her: ein Mönch, der genauen und sauberen Arbeit verpflichtet, offen für die Ordnung als Voraussetzung der klösterlichen Gemeinschaft, stark verwurzelt in der Vergangenheit, dabei neue Ideen nicht stur beiseite schiebend. Wohl geht G'H' der große und weite Atem ab. Die vier Aufrisse der alten Kirche mit der unorganisch hochgestelzten Kuppel lassen auf das Versagen des Architekten vor dem wohl vorgetragenen Wunsch (Auftrag?) des Abtes nach dem äusseren Zeichen von Würde und Glanz schliessen. Ein Vergleich mit dem von Caspar Moosbrugger gelieferten Aufriss mag diese Vermutung zu rechtfertigen. Der Kommentar zu den Plänen G'H' ist ein geglücktes Gemeinschaftswerk von Werner Vogler (für den geschichtlichen Teil) und PD Hans Martin Gubler/Zürich (für die kunstgeschichtliche Einführung). Notwendig auftretende Überschneidungen stören nicht, sie erleichtern den Zugang zu G'H'. Die 65 gewählten Abbildungen möchte der Leser keineswegs missen, sie geben viel mit zum Verständnis G'H' und seines Schaffens. – W'V' umreißt, wohl vertraut mit dem mit der Materie und deren Quellen, souverän und mit spürbarer Hingabe die bewegte Geschichte des Klosters St. Gallen zu Beginn des 18. Jahrhunderts und schildert das Leben G'H'. Der in der Schweizergeschichte weniger kundige Leser hört erstaunt von den Kriegswirren zwischen 1712–18, ausgelöst durch die landesherrliche Politik des Fürstbates, in deren Verlauf der Konvent aus dem Kloster fliehen mußte und jenseits des Bodensees, vornehmlich im stiftssanktgallischen Besitz Neu-Ravensburg sich niederließ. Das Stift wurde von den feindlichen Truppen ausgeraubt. Diese wilde Zeit und die folgenden Jahre des Aufbaues erklären weithin, daß St. Gallen im Gegensatz zu den andern Abteien der Kongregation in der Bautätigkeit zurückgeblieben ist. Ausführlich wird G'H' in seiner Tätigkeit als Zeichner, Maler und Kalligraph im Alltag des Klosters geschildert, wozu ihn der Jahresablauf mit seinen Festen und Jubiläen stets anregte. Er lieferte auch Vorlagen zu Kupferstichen (u. a. gehen die Stiche in der repräsentativen Festschrift *Idea sacrae Congregationis Helveto-Benedictinae* mit dem heute noch beeindruckenden Titelblatt (Abb. 58) zum ersten Zentener der Kongregation 1702 auf Zeichnungen von G'H' zurück). Ein eigener Abschnitt befaßt sich mit dem 1716 – also im Exil in Neu-Ravensburg – handgeschriebenen Traktat *Palatium felicitatis*, die ideale Vorstellung G'H' eines Klosters, der viel Licht auf G'H' bringt. Nach theoretischen Abschnitten über Grundhaltungen in einem idealen Kloster (St. Gallen) wendet sich G'H' konkreten Lösungen (Baufragen!) seines Programms zu. *Palatium* ist weniger ein Programm denn programmierte Schrift mit originellen Anstößen, eine Dokumentation bestehender Zustände und Bräuche.

Hans Martin Gubler befaßt sich im Zweiten Teil des Kommentarbandes eingehend mit den Plänen G'H'. Er bindet seine Untersuchungen an die 1723 vollendete (handgeschriebene) Schrift G'H' „Sanct Gallischer Baumeister, das ist: Gründtlicher Unterricht etc von der Architectur und Baukunst...“, eine Sammlung von „Lesefrüchten“ aus den klassischen Werken der Architektur, die G'H' zur Verfügung standen. Der „Baumeister“ hat Lokalkolorit, er ist eine Übertragung der in den durchgearbeiteten Werken dargelegten Theorien auf das Bauwesen des Stiftes St. Gallen. G'H' kennt Vitruv, Palladius, Vignola, Dürer, Furttenbach, Böckler u. a. Nach der Beschreibung der Pläne geht H'M'G' an die Veränderung der Kirche, wie sie auf einem Schnitt (Taf. VI, VII) skizzenhaft angetönt ist. Er würdigt eingehend die projektierten Bauten im Stiftsbereich: Umbau des Kranken- und Bibliotheksflügels, Kunstkammer und Archiv, Krankenhaus, Pfalz- und Hofbauten. Abschließend sei hervorgehoben, daß sich W'V' und H'M'G' in der Beurteilung G'H' –

jeder von seinem Standpunkt aus – treffen: Gabriel Hecht ist der im Kloster fleißig arbeitende Mönch. Unter dem Einfluß des Studiums einschlägiger Literatur ist er der Vergangenheit zugetan, ohne sich dabei der üblen Trostlosigkeit eines Reaktionärs zu verschreiben. G'H' bekundet weniger schöpferische denn rezeptive Art, holt alte Form zur Aussage hängender Fragen seiner Tage. Er arbeitet als Kompilator und bringt seine Ideen aus der Übung des täglichen Lebens im Kloster zu Papier. Gegebene Tatsachen wie die eingengte Typographie des Stiftes vor dem Hoheitsgebiet der Stadt, der unverrückbar angesehene Standort der Kirche als geistiges Zentrum der klösterlichen Gemeinschaft sind Fesseln, die zu sprengen G'H' nicht (wie Caspar Moosbrugger) den Mut hat. Im Sog wirtschaftlicher und politischer Schwierigkeiten lassen sie die bauliche Weite und Größe schwer konzipieren, die dem gefürtesten Stift St. Gallen entspräche. Das uneingeschränkte Verdienst G'H' bleibt, daß wir durch seine Pläne genauen Bescheid über die Klosterbauten St. Gallens um 1726 wissen. In der Vermittlung dieser Tatsache liegt auch die aktuelle Bedeutung der Planausgabe und des Kommentars, die in Dankbarkeit und hoher Anerkennung begrüßt und aufgenommen werden, und das Wissen um das Kloster St. Gallen bereichern. – Bei den Neubauten der Pfalz und der Stiftskirche unter Abt Coelstin Gugger von Staudach (1746–67) kam man nicht mehr auf G'H' zurück. – Den Kommentarband beschließt nebst dem Personen- und Ortsregister die Umschrift der Legenden zu den Plantafeln, beides von W'V bearbeitet. Aus praktischen Gründen ist die Umschrift als loses Beiblatt auch der Planausgabe beigelegt.

Der Planmappe sind drei Pläne, 2 Grundrisse und 1 Aufriss, beigeheftet, die Br. Caspar Moosbrugger auf Bestellung des Abtes von St. Gallen zwischen 1717/20 lieferte, und mit denen sich H'M'G' im Anhang des Kommentars beschäftigt. Der eine, nach H'G'M ältere Grundriss geht von den gegebenen Konventbauten aus, schafft mit einem neuen Pfalzflügel, wie er schließlich 1767/69 unter Ferdinand Beer ersteht, einen großen Ehrenhof und bringt einen Neubau des Schiffes der Kirche mit zwei Querflügeln. Der spätere Grundriss liefert eine beinahe erschreckend radikale Lösung. Mit Ausnahme der Kirche sind alle bisherigen Bauten verschwunden. Die Kirche stößt gleich einem Pfeil schräg in den rechteckigen Konvent vor. Man ist nicht erstaunt, daß diese Lösung in St. Gallen nicht ankam.

Zur „Entlastung“ C'M' darf darauf hingewiesen werden, daß er seit dem Beginn des Stiftsbaues in Einsiedeln (1704) allseits stark gefordert war, er in der Konzeption dieses Baues lebte, in welchem Bau seine geniale Anlage einzigartig durchgebrochen ist. Ein Vergleich zwischen der von C'M' gestalteten Klosterfront, eine überzeugende Synthese von Ruhe und Dynamik, mit der spröde-langweiligen Front auf dem Kaufflin/Ebersbach-Stich von 1708 erhärtet diese Feststellung. C'M' ist kein „Sonntagskind“, aber auch nicht der „Eigenbrötler aus Einsiedeln“. Seit den vergangenen 70er Jahren läßt sich leicht eine „Entmythologisierung“ C'M' gleichsam als Reaktion zu dessen Hochstilisierung durch Prof. Linus Birchler/ETH Zürich feststellen, der in seiner bahnbrechenden Monographie „Einsiedeln und sein Architekt Caspar Moosbrugger“ (Augsburg 1924) C'M' eigentlich „entdeckte“ und seither in Wort und Schrift immer wieder auf das Einmalige C'M' hingewiesen, ihn auf den Leuchter stellte. Beim vorgegebenen Vergleichen zwischen G'H' mit C'M' fällt der Werdegang der beiden klösterlichen Architekten schwer ins Gewicht: G'H' kommt von der Theorie her zum Bauen, C'M' von der Praxis. Er verbringt seine Jugend in Au, dem Ausgangspunkt der Vorarlberger Baumeister und wird, unterstützt durch seine natürlichen Talente, mit dem Bauen vertraut. Die Bauleute brachten den Winter ja bei ihren Familien im Bregenzerwald zu. Der Praktiker lernt dann nach seinem Eintritt ins Stift Einsiedeln die Literatur kennen, die er als Architekt im Bau unzusetzen versteht. Der Zeitströmung entsprechend verschließt sich C'M' nie den Anregungen und Lösungen dritter, er selber wirkt anregend auf die jüngere Generation. An ein Letztes sei noch erinnert: G'H' und C'M' waren Mönche. Sie waren in eine geistige Welt geführt worden, der sie sich zeitlebens verpflichtet wußten. Aus dieser Haltung heraus haben sie ihre Talente entwickelt und hatten als Mönche nach der regula Benedicti das eine Ziel vor Augen: *ut in omnibus glorificetur Deus* (c. 57). –

In einer eigenen Ausstellung in den Räumen des Stiftsarchivs St. Gallen (5./12. Dezember 1986) wurde die weite Öffentlichkeit mit Gabriel Hecht bekannt gemacht. In den

Vitrinen waren vom Initiator der Ausstellung, Werner Vogler, die im Kommentarband erwähnten Titel ausgelegt (G'H Pläne aus der Faksimileausgabe), ergänzt mit Veduten der Stadt St. Gallen mit dem Stiftsbezirk aus dem 16./18. Jahrhundert und der kunsthistorischen Literatur des 20. Jahrhunderts, die sich mit G'H befaßt. Bei der Eröffnung der Ausstellung und zugleich Vorstellung unserer Monographie erklang das Orgelspiel (P. Lukas Helg, der die in der Musikbibliothek des Stiftes Einsiedeln aufbewahrten Originalblätter mitbrachte und spielte) von den Melodien aus der Antiphonen-Sammlung „Olor parthenius“ (1731), komponiert von P. Benedikt Biechterer (1690–1759), Konventuale von Wiblingen, ehemaliger Klosterschüler von St. Gallen. Die weitherum anerkannte Ausstellung hat erneut das Interesse für Gabriel Hecht erweckt.

## II

WERNER VOGLER (Hg.): *Ulrich Rösch St. Galler Fürstabt und Landesherr*. Beiträge zu seinem Wirken und zu seiner Zeit mit einem Katalog der Ausstellung des Stiftsarchivs St. Gallen 1.–24. Mai 1987. 407 S., 144 teils farbigen Abb. – St. Gallen, Stiftsarchiv, 1987.

„...locum hunc Galli fundator en alter ipse levans, qui ante rebus religioneque ruit“. Dieses vielsagende Lob auf dem um 1500 geschaffenen Epitaph des Abtes Ulrich Rösch von St. Gallen (1463–1491) verkündet die einzig dastehende Bedeutung des Abtes für sein Kloster und dessen Landschaft, die bis heute lebendig geblieben ist. Ulrich Rösch ist tatsächlich der zweite Gründer des Klosters St. Gallen. Das überrascht umso mehr, als U'R' in seiner Persönlichkeit, Lebensstil, Wirken nicht identisch ist mit dem „klassischen“ Leitbild eines zweiten Gründers und Reformators einer deformierten klösterlichen Gemeinschaft; er ist in allem geprägt von der Zeit der Renaissance. Ohne Mitglied eines Reformverbandes zu sein, festigt und vertieft er das klösterliche Leben in St. Gallen, daß es in die wirren Zeiten der Reformation heil durchsteht, trotz der Vertreibung der Mönche, dem Bildersturm, dem Druck der evangelisch gewordenen Stadt. Zur Pflege des vertieften Lebens eines Mönches plant U'R' mit Billigung des Papstes die Verlegung des Klosters vom durch die Patrone Gallus und Otmar geheiligten und ehrwürdigen Ort nach Marienberg ob Rorschach am Bodensee, zu welcher Neugründung der Kaiser als Stifter steht. Der 1487 begonnene Bau wird zwei Jahre später durch Truppen der St. Gallener, von Appenzell und aus dem Rheintal zerstört (sog. Rorschacher Klosterbruch). Die innere Kraft des Konventes trägt durch seine Bräuche Wesentliches für die 1602 gegründete Schweizer Benediktiner-Kongregationen bei. Die mit Weitsicht und Energie geschaffene Konsolidierung und Weitung des zerrütteten Klosterstaates hält bis zu Napoleons Zeiten und prägt noch heute den ihn ablösenden eidgenössischen Kanton St. Gallen.

Das Jubiläum der Grundsteinlegung zum Kloster Marienberg am 21. März 1487 veranlasst W'V' zu einer Ausstellung, in welcher der im Volke St. Gallens lebendig gebliebene U'R' eindrücklich vorgestellt ist. Durch ihre Eigenart wird der Besucher eigentlich fasziniert, sie läßt ihn kaum frei. Es sind dies vor allem die Dokumente aus dem Stiftsarchiv und aus den Gemeinden des alten Klosterstaates, die U'R' in seiner ganzen Kraft und Weitsicht, wie in seinem Ansehen strahlen lassen. Das Ansehen U'R': er erhält die Abtsbenediktion durch Kardinal Nikolaus von Kues in dessen Privatkapelle in Rom, war in Sondermission von Papst Pius II. (Enea Silvio Piccolomini) tätig, hat auf die angetragene Kardinalswürde verzichtet. Das Wirken U'R' als Gesetzgeber, Wirtschaftspolitiker, als Bauherr von Marienberg ist durch die Dokumente belegt, ergänzt durch Münzen und Siegel. Zeugnisse zeitgenössischer Frömmigkeit in St. Gallen liegen auf, darunter ein Missale und ein Devotionale von U'R'. Dieses mit Miniaturen geschmückte Devotionale schrieb der Benediktiner Simon Rösch aus Wiblingen, kam dann über das Kloster Wettingen in die Stiftsbibliothek Einsiedeln. Eine Seite mit dem knienden Abt Ulrich im O-Initial dient als Rückseite des Kataloges. All das wirkt umso mehr beim Wissen um den Aufstieg U'R' im Kloster. Als „aines Pfisters son von Wangen“ im Allgäu am 14. Februar 1426 geboren kommt U'R' als „kuchibuob und aller dienstlütten knecht“ ins Kloster St. Gallen, wo er in den 40er Jahren als Mönch Aufnahme findet. Die spätere Tätigkeit läßt auf ein (dokumentarisch nicht festgehaltenes) Jurastudium schließen. Für den Einsatz

U'R' spricht die Ernennung zum Großkeller des Stiftes, für seinen ihm eigenen Lebensstil die Entsetzung vom Amt und einjährige Verbannung nach Wiblingen. Nach der Begnadigung wird U'R' Pfleger (Administrator) des Klosters. Am 29. April 1463 wird er mit einer Bulle Pius' II. zum Abt von St. Gallen ernannt.

Der Zugang zur vielaussagenden Schau ist der reich bebilderte in Druck und Ausstattung ansprechende Katalog. Die durchwegs wertvollen und sicher fundierten Beiträge namhafter Historiker und Kunstwissenschaftler werden noch lange Zeit ihre Bedeutung haben, weil eine umfassende Biographie über U'R' noch nicht geschrieben ist. Die Beiträge schrieben: Werner Vogler, Kurzbiographie von Abt Ulrich Rösch von St. Gallen (1426-1491); Karl-Friedrich Eisele (Wangen im Allgäu), Zur Verwandtschaft von Abt Ulrich Rösch in Quellen seiner Vaterstadt Wangen im Allgäu; Peter Ochsenbein (St. Gallen): Das persönliche Gebetbuch von Abt Ulrich Rösch; Johannes Duft (St. Gallen): Abt Ulrich Rösch als Förderer der Stiftsbibliothek; Wilhelm Baum (Klagenfurt): Abt Ulrich Rösch im Streit zwischen Kardinal Nikolaus von Kues und Herzog Sigmund von Österreich; Immo Eberl (Tübingen): Abt Ulrich Rösch als Landesherr; Karl Heinz Burmeister (Bregenz): Abt Ulrich Rösch als Gesetzgeber; Werner Vogler: Wirtschafts- und Finanzpolitik Abt Ulrich Röschs nach einer Zusammenstellung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; Alfred Zangger (Wallisellen): Zur Verwaltung der St. Galler Klosterherrschaft unter Abt Ulrich Rösch; Alois Niederstätter (Bregenz): Die Besitzespolitik von Ulrich Rösch in Vorarlberg; Ernst Gerhard Rüschi (Horn): „Aines pfisters son von Wangen“. Ulrich Rösch in den Äbte-Chroniken Vadians; Magdalen Bless-Grabherr (Niederglatt): Abt Ulrich Rösch und Wil; Lorenz Hollenstein (St. Gallen) und Walter P. Liesching (Friedrichshafen): Stift-st.-gallische Siegel zur Zeit von Ulrich Rösch; Walter P. Liesching: „Onzälig vil schilt des adels“ – Das Wappenbuch von Abt Ulrich Rösch in der Stiftsbibliothek St. Gallen; Ernst Ziegler (St. Gallen): Zur Münzgeschichte des Klosters St. Gallen von den Anfängen bis zu Abt Ulrich Rösch; Bernhard Anderes (Rapperswil): Spätgotische Sakralarchitektur in den st. gallischen Stiftslanden; Jürgen Rohmeder (Tötting am Inn): Die Wirksamkeit Erasmus Grassers beim Bau von Marienberg in Rorschach; Rolf Schmidt (Stadtbergen): Das Epitaph für Abt Ulrich Rösch. Werner Vogler schrieb überdies die Einführung, den Katalogtext zu den 102 Exponaten, die Quellen und Literatur zur Bibliographie U'R'.

Zwei bestehende Bauten im St. Gallischen erinnern immer an Abt Ulrich Rösch und sein einmaliges Wirken: Marienberg in Rorschach (heute Lehrerseminar), das der Abt eigens zum Schutz und zur Mehrung des klösterlichen Lebens baute; der „Hof“ in der Stadt Wil, dem Zentrum des stift-st. gallischen Fürstenlandes, die imposante äbtische Residenz, der Lieblingsort von U'R', wo er am 13. März 1491 starb. – Ausstellung und vor allem der Katalog sind ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Stiftes St. Gallen, der sich auch in Zukunft behaupten wird.

*Einsiedeln*

*Kuno Bugmann OSB*





